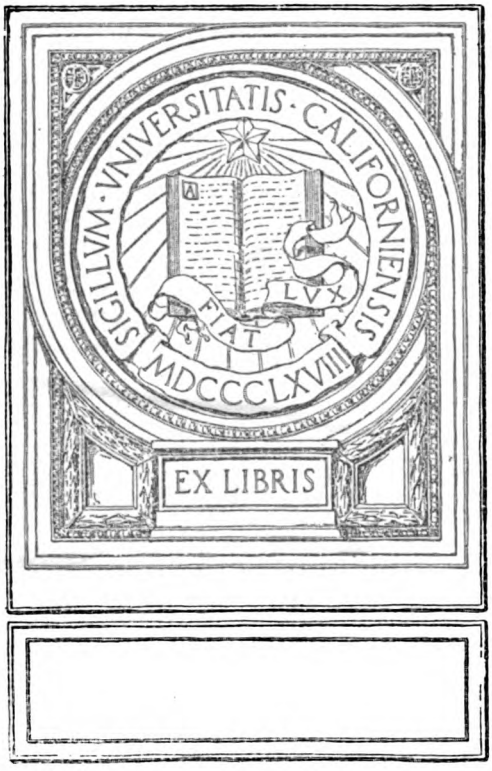
YH03192


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
MDCCCLXVIII
LVX
FIAT
EX LIBRIS

MAR 1 9 22
UNIV. OF

IE GEGENWART

JOE LOE

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN UND KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH JLGENSTEIN

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

AUS DEM JNHALT:

Keine heroische Politik — Von Erwin Steinitzer
Deutschland und der tschechische Imperialismus — Von Daime Carnevali
Der Präsident der Weltschiffahrt — Von Erich Everth
Als Dorfschulmeister unter den Sowjets — Von Otto Corbach
Gerhart Hauptmann — Von Hans Franck
Neue Bücher über Musik — Von Prof. Altmann
Schöne Frauen, häßliche Frauen — Von Martin Feuchtwanger
Frühlingserwachen — Von Victor Noack
Das Kastell — Von Walter von Molo
Kunst und Schweinerei / Schutz der Volksmajestät / Vom Tode „errettet" / Das wahre Gesicht / Börsenspiegel

1922 JAHRGANG 51 * JANUARHEFT
VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE M. 12.00 * HEFT MARK 4.00

VERLAG: GEGENWART · G·M·B·H · BERLIN · W57 · BÜLOWSTRASSE 56

:: Verlag :: Gegenwart G. m. b. H.

DIE GEGENWART

Berlin W 57
Fernruf: Kurfürst 9848 — 49, 7101

Zeitschrift für Literatur, Wirtschaftsleben und Kunst

Verlag: Berlin W 57, Bülowstraße 56 ▫ Redaktion: Charlottenburg, Kuno-Fischer Str. 7

Bezugs-Bedingungen:

Erscheint bis auf weiteres nur einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich Mark 12.—, jährlich Mark 48—, Einzelheft Mark 4.—. Der Bezug läuft bis zu ausdrücklicher Abbestellung, die spätestens 14 Tage vor Beginn eines neuen Vierteljahres eingereicht sein muss. Bestellungen nehmen alle Buch- und Zeitungshändler des In- und Auslandes, alle Postämter (auch Briefträger) sowie der Verlag entgegen.

Freibleibende Anzeigen-Bedingungen:

Die 4 gespaltene Millimeter-Zeile (41 mm breit) 50 Pf.

1/1 Seite	M. 460.—
1/2 Seite	„ 230.—
1/4 Seite	„ 115.—
1/8 Seite	„ 57.50

Wert-Nachlass bei Aufträgen

von mindestens	M. 100.—	5%	M. 1000.— 20%
	„ 300.—	10%	„ 3000.— 25%
	„ 500.—	15%	„ 5000.— 30%
	„ 6000.— und darüber		33 1/3%

Satzspiegel: 23 × 17 cm

DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

IST DIE FÜHRENDE ZEITSCHRIFT DER GEBILDETEN STÄNDE

48. JAHRG. DR 48. JAHRG.

Die „Deutsche Rundschau", die erste und älteste Monatsschrift für die gesamte deutsche Kultur, verfolgt mit klarer Zielsetzung ihren Weg zur Vertiefung und Stärkung unseres Volkstums durch äußerste Zusammenfassung aller wahrhaft schöpferischen Kräfte. Feind allen überalterten, parteilich oder gesellschaftlich beschränkten Programmen, vereint sie mit den bewährten Führern auf allen Gebieten auch die zukunftsstarken Menschen der jüngeren und jüngsten Generation zu gemeinsamer Arbeit und sichert sich so im In- und Auslande den Ruf der reinsten Vertreterin der gesamten deutschen Kulturbestrebungen. Von erzählender Literatur bringt sie nur Arbeiten unserer besten Dichter. Die regelmäßigen Beiträge „Vom Grenz- und Auslandsdeutschtum" von führenden politischen Persönlichkeiten machen sie in ganz besonderem Maße zu dem berufensten Organ der Auslandsdeutschen.

Preis des umfangreichen Heftes M. 7.—, Abonnement vierteljährlich M. 18.—, ganzjährlich M. 70.—, bei direkter Zusendung vom Verlag zuzüglich 80 Pf. Porto pro Heft.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen und Postanstalten oder direkt vom Verlag

GEBRÜDER PAETEL (DR. GEORG PAETEL), BERLIN W 35, LÜTZOWSTR. 7

Die Gegenwart

51. Jahrgang — Januarheft — 51. Jahrgang

Keine heroische Politik / Von Dr. Erwin Steinitzer

Herr David Lloyd George, den nicht alle Engländer für einen Staatsmann großen Formats, aber selbst seine erbittersten politischen Gegner für einen glänzenden Taktiker halten, hat seine Reden neuerdings auf den Ton guten Europäertums gestimmt. Das Siegerpathos klingt — wenn nicht gerade die Besänftigung der zähnefletschenden Helden des Palais Bourbon und des Palais Luxembourg Zweck des Exzesses ist — nur noch leise mit; das Leitmotiv ist Volksversöhnung, Solidarität, Zusammenwirken, Aufbau. Man findet in seinen Reden Gedanken von Keynes — dessen Namen man in Anwesenheit „guter" Franzosen auch heute noch nicht nennen darf — und Schlußfolgerungen von Rathenau, und man könnte mit froher Hoffnung in die Zukunft schauen, wenn die leichtbeschwingten Ideen, die der englische Premierminister verkündet, Taten der Ententepolitik wären.

Die vortrefflichen Zeitschriften der radikal-demokratischen Opposition in England geben uns eine nüchterne Erklärung für den milderen und lieblicheren Ton, der jetzt in Lloyd Georges Redeübungen die Musik macht. Es gibt bald wieder Wahlen in Großbritannien. Diese Wahlen werden unter einem etwas anderen Zeichen stehen als die von 1918. Nicht ein halbes Dutzend Stimmen, sagt eine der erwähnten Zeitschriften, würde die Regierung mit den alten Schlagworten: „Der Kaiser muß gehängt werden", und „Deutschland muß alles bezahlen", gewinnen. Lloyd Georges Position ist gewiß nicht schlecht. Er hat ein paar gewaltige Aktiven; er hat — durch kluge Konzessionen, die nur den Hochtories zu weit gehen — endlich das Irenproblem gelöst, er hat die enge Entente mit den Amerikanern erreicht, die zwar manches „kleinangelsächsische" Selbstgefühl verletzt, aber von allen einigermaßen politisch Denkenden als unbedingt notwendige Sicherung künftigen britischen Welteinflusses erkannt ist. Außenpolitisch ist die Bilanz des Lloyd George Regimes trotz mancher unbequemer und beunruhigender Stimmungen im asiatischen und afrikanischen Herrschaftsbereiche Englands befriedigend. In den Geldsachen, bei denen bekanntlich die Gemütlichkeit auch politisch zu allererst aufhört, steht es nicht so gut. Lloyd George hat sich darüber in Cannes ziemlich freimütig geäußert; er brauchte ja auch nicht zu verschleiern, was längst die Spatzen von den Dächern pfeifen. Der Sieg war für England bisher ein schlechtes Geschäft. Die Politik hat lange geleugnet, daß sie an der Krise der Wirtschaft schuld sei. Sie hat auch Ablenkungen versucht; sie hat den britischen Handel freundlich aufgefordert, sich doch um das erledigte Deutschland nicht mehr zu kümmern, und sich lieber — mit liberalen Regierungskrediten in Konstantinopel, in Polen, Lettland und Finnland zu betätigen. Der britische Handel hat in den meisten dieser interessanten Länder mehr schlechte Erfahrungen als gewinnbringende Geschäfte gemacht. Schließlich hat er die homöopathische Beschwichtigung zurückgewiesen, und eine kräftige Kur gefordert. Die Londoner City, die in Paris längst als deutschfreundlich verfehmt ist — in Wahrheit liebt sie natürlich nur ihren Profit — bekehrte sich zu Keynes und verkündete immer lauter, es gebe keine Heilung, solange nicht Rußland und Deutschland wieder einigermaßen im Geschäft seien. Da Rußland gar nicht, und Deutschland nicht regulär ins Geschäft kam und die Heilung ausblieb, hatte sie offenbar recht. So schuf sie die Plattform für die nächsten Wahlen. Die ganze englische Geschäftswelt begann geringschätzig von der deutschen Reparation und sehnsüchtig von der Stabilisierung der deutschen

503705

Mark zu reden. Die Industrie, die mit den deutschen Fabriken konkurriert, hatte dabei ihre besonderen, recht üblen Neben- und Hintergedanken. Auch andere Wirtschaftsgruppen haben Spezialwünsche. Aber alle wollten eine andere Politik als die bisherige, eine mit rein wirtschaftlichen Voraussetzungen und Zielen; und alle fanden es gut, ihre Geschäftsabsichten mit den Schlagworten des Wirtschaftsfriedens, der Solidarität, der Versöhnung zu umschreiben und zu verhüllen. „Free trade and peace amongst the nations" war dereinst die Parole des Industriemonopolisten England, der rundumher keinen Wettbewerb zu fürchten hatte. Mit dem ökonomischen Kosmopolitismus, den jetzt die City predigt, hat es ähnliche Bewandtnis.

Lloyd George hat lange genug die Politik des Khakiparlaments getrieben. Jetzt schwenkt er allmählich zur Politik der City über, die morgen die Politik des Wahlkampfes sein wird. Seine Gegner fragen, warum er dies nicht schon früher getan habe, da doch die Unfruchtbarkeit seiner bisherigen Methoden allen Einsichtigen längst klar war. Und sie antworten selbst: weil er eben doch nur ein famoser Taktiker ist, nicht das Gewissen, das tiefe Verantwortungsgefühl des wirklichen Staatsmannes besitzt. Mag sein, daß sie recht haben. Aber leider besitzt Herr Lloyd George einen Rechtfertigungsgrund, dessen Gewicht man schwer bestreiten kann. Dieser Rechtfertigungsgrund heißt Frankreich. Drüben am Rhein steht ein halb Besessener, eine geladene Pistole in jeder Hand, den Gürtel voll Patronen. Man kann sich diesem wilden Manne nur ganz behutsam nähern; erschreckt oder erregt man ihn, so packt ihn der Furor gallicus, und erschießt und zerschießt blindwütig, was ihm vor die Mündungen der Pistolen kommt. So oft Herr Briand in London, in Hythe oder in Boulogne war, sagte er zu Lloyd George: gib um Gottes willen, was ich verlange, verlangen muß, sonst fängt mein wilder Mann am Rhein sofort zu schießen an. Und Lloyd George gab, was Herr Briand verlangte. Denn er meinte mit Recht, daß seine Engländer nicht bereit sein würden, sich auf den wohlbewaffneten wilden Mann zu stürzen und ihn gewaltsam zu Boden zu werfen und zu fesseln. Das war die Politik der drei ersten „Friedens"jahre. Keine heroische Politik . . . . .

* * *

Herr Joseph Wirth, seit den Tagen des Ultimatums Kanzler des Deutschen Reiches, wird von seinen Freunden als Held gepriesen, von seinen Feinden als Verräter gebrandmarkt. Herr Wirth verdient keines dieser Prädikate. Herr Wirth ist der Mann, den eine besondere Temperamentsveranlagung sehr geeignet macht, die Außenpolitik, die zur Zeit dem innersten Bedürfnis des deutschen Volkes entspricht, zum Ausdruck zu bringen. Es liegt oder es lag wenigstens bisher im Wesen dieser Politik, daß es mehr auf Ausdruck als auf Ausführung, mehr auf das Proklamatorische als auf Aktivität ankam. Wenn man nach Herrn Wirths großer staatsmännischer Leistung frägt, so wird man von seinen Anhängern regelmäßig die Antwort erhalten, daß er der Entente guten Willen zeigte, und daß die Entente ihm — als erstem Reichskanzler der deutschen Republik — diesen guten Willen geglaubt und bescheinigt hat. Die Tatsache ist richtig, und Herr Wirth hat diesen Glauben subjektiv redlich verdient; denn sein Wille, von einem frischen, ein wenig naiven Optimismus getragen, durch allzu tiefes Verständnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge nicht gehemmt, war und ist vollkommen ehrlich. Wenn man näher zusieht, hat das Kabinett Wirth für die ökonomische Erfüllung genau so wenig getan wie irgendeiner seiner Vorgänger. Das einzige, was auf dem Gebiete der Reparationspolitik deutscher Initiative entsprang, das Wiesbadener Abkommen, ist ein bloßes Leistungsversprechen; wie die Kosten der Leistung gedeckt werden sollen, weiß vorderhand kein Mensch, und man hat sich bisher offenbar auch nicht sehr viel Mühe gegeben, darüber nachzudenken. In der Willenssphäre mag sich Herr Wirth von früheren Kanzlern der Nachkriegszeit sehr wesentlich unterscheiden; in der Sphäre des Handelns oder vielmehr des Nichthandelns, gleicht er ihnen aufs Haar. Das hat seiner Stellung nach innen nicht geschadet —, im Gegenteil. Denn die Erfüllungspolitik, wie sie die Massen, die ihr zustimmen, wirklich meinen, ist keine heroische Politik.

Die Erfüllungspolitik ist der Ausdruck der Müdigkeit, der Schwäche, der Zermürbung des deutschen Volkes. Ihr innerer Sinn war nicht Opferbereitschaft, sondern Ausweichen vor neuen Opfern und Leiden. Die Frage, ob eine Politik entschlossener passiver Widerstände auf die Dauer größeren Er-

trag gebracht hätte, wird nie zu klären sein. Die Geschichte zeigt Gewinn und Verlust dessen, was geschah, sie gibt keine Auskunft über die Wirkung dessen, was getan werden konnte, aber nicht getan wurde. Man wird den Gegnern der Erfüllungspolitik nie nachweisen, daß sie die beste aller Politiken war. Aber sie sollten sich dazu bequemen, zuzugestehen, daß diese Politik praktisch die einzig mögliche war. Heroische Politik kann man nur mit einem heroischen Volke treiben. Das deutsche Volk hat seinen ganzen Vorrat an Heroismus im Kriege verpufft. Nach dem Kriege war die einzige Sehnsucht, alle neuen Störungen, alle neuen Opfer zu vermeiden. Die Politik, die dieses müde und zugleich hart und raffgierig gewordene Volk von seiner Regierung verlangte, sollte alles versprechen, was die Feinde forderten, um die Leiden neuer gewaltsamer An- und Eingriffe abzuwenden. Der Preis? Wenn er wirklich bezahlt werden mußte, hoffte jede Wirtschaftsgruppe, jeder Berufsstand, jede Klasse, schon dafür sorgen zu können, daß die anderen ihn zu bezahlen hatten.

Das war die deutsche Politik der ersten drei Nachkriegsjahre: Erfüllungspolitik mit Notenpresse. Wirtschaftlich ein großer Versuch der Opferhinterziehung und Opferüberwälzung mit teils tragischen, teils ärgerlichen Wirkungen nach außen und innen. Keine heroische Politik . . . .

* * *

Ob Herr Briand, wenn diese Zeilen gedruckt sind, noch französischer Ministerpräsident sein wird, ist höchst unsicher. In dem Augenblicke, da sie geschrieben werden, ringt er, von Cannes eilig zurückgekehrt, mit den gierigen Löwen der Kammer und des Senats. Diese Dompteurtätigkeit hat ja von jeher einen beträchtlichen Teil seiner Zeit und Kraft in Anspruch genommen. Vielleicht bezähmt er die fröhlichen Raubtiere noch einmal; vielleicht fressen sie ihn.

Man sagt, daß in Frankreich die Wirtschaftler für eine vernünftige Politik zu haben wären. Leider regieren nicht sie, sondern die Parlamente. Die Politik des „bloc national" ist, genau besehen, überhaupt keine Politik, sondern die Erhaltung einer Pose. Im Herbst 1918 sah die Figur der Gallia berauschend aus: in der Faust das hocherhobene Schwert, den Fuß auf dem Nacken der zu Boden geworfenen Germania. Die Figur in dieser Stellung zu erhalten, ist der einzige erkennbare Sinn der Pariser „Kammer"politik. Sucht jemand den Druck des Fußes ein wenig zu lockern, so setzen die Poincaré-Leute sogleich das Schwert in wild fuchtelnde Bewegung. Und alle Welt erklärt, es sei schon ein großartiger Erfolg, daß die Gallia drei Jahre lang ruhig auf dem deutschen Nacken stehengeblieben sei, und nicht angefangen habe, zu trampeln und zu hauen.

Auf heroische Politik ist nicht zu rechnen; die Zeit ist nicht danach. Es ist traurig, daß in dieser Leere und Betrübnis der Geschäftsinstinkt der City von London fast die einzige (nicht in jeder Hinsicht frohe) Hoffnung ist. Aber es ist leider so.

Deutschland und der tschechische Imperialismus

Von Dalmo Carnevali (Rom)

Die Entente ist im Kampfe gegen die Mittelmächte schließlich Siegerin geblieben dadurch, daß die Macht- und Beutegier ihrer Teilnehmer und Mitläufer aus dem territorialen und Wirtschaftsvermögen der Besiegten befriedigt werden konnte, und daß diese Möglichkeit den Anreiz zur Fortsetzung des Kampfes bis zum Aeußersten bot. Die Folge dieser Tatsache ist aber, daß die Hoffnungen der Siegesteilnehmer bis ins Grenzenlose sich steigerten, und daß namentlich die Mitläufer der Sieger, die Nachfolgestaaten Oesterreichs, in ihren Ansprüchen um so maßloser sind, je stärker sie darauf pochen dürfen, ihrer Mitwirkung im Kampfe durch die innere Zerstörung Oesterreichs den endgültigen Sieg zuzuschreiben. In dieser Beziehung ist das Verhalten der Tschechen geradezu typisch. Von Natur aus mit einem ganz außergewöhnlichen Maße nationaler Eitelkeit erblich belastet, hat der Verlauf der Ereignisse seit dem Kriegsende, hauptsächlich aber die Tatsache der Beeinflussung der

Friedensverhandlungen durch die Beziehungen ihrer Vertreter zu Wilson und Clemenceau ihren nationalen Größenwahn und ihre daraus fließenden imperialistischen Neigungen, Wünsche und Hoffnungen bis ins Unglaubliche gesteigert. Diese Steigerung, die man im Hinblicke auf die verhältnismäßig bescheidene Volkszahl der Tschechen notwendigerweise als eine geradezu groteske politische Erscheinung betrachten muß, findet aber merkwürdigerweise eine überraschende Rechtfertigung durch politische Enthüllungen über den Einfluß, den die tschechische Auffassung der politischen Zukunft Mitteleuropas auf die Friedensbestimmungen von Versailles, Saint Germain und Trianon tatsächlich ausgeübt hat.

Zu diesen Enthüllungen gehört eine tschechische Denkschrift (Hanus Kuffner: „Unser Staat und der Weltfriede", in einem Auszuge erschienen bei J. Springer, Prag), von welcher der Verfasser mitteilt, daß sie bereits Ende 1917 den maßgebenden Ententekreisen vorgelegt und später den tschechischen Vertretern bei der Friedenskonferenz als Handbuch mit der Weisung mitgegeben worden sei, den darin vertretenen Gedanken bei den Friedensverhandlungen unter allen Umständen Geltung zu verschaffen.

Prüft man also die maßgebenden Gedanken dieser Denkschrift und die Bestimmungen der Friedensverträge im Sinne ihrer Beeinflussung durch diese Gedanken und verfolgt von ferne die seither befolgte Ententepolitik gleichfalls im Sinne der gleichen Beeinflussung, so gewinnt man zunächst einen Maßstab für die richtige Einschätzung dieser Denkschrift als eines politischen Dokumentes, dann aber auch einen nicht minder zuverlässigen Anhaltspunkt für die Beurteilung der tatsächlichen Ziele der mitteleuropäischen Ententepolitik.

Die Ergebnisse dieser Prüfung sind nun allerdings ebensowohl für Deutschland als auch für die Republik Oesterreich sehr entmutigende, denn sie liefern den Beweis, daß die harten Bedingungen der Friedensverträge von Versailles und Saint Germain durchaus nicht das Maximum der über die Besiegten verhängten Drangsal bedeuten, sondern eigentlich nur eine Art der Vorbereitung für die vollständige oder fast vollständige Zerstörung nicht nur ihres politischen, sondern auch ihrer wirtschaftlichen und nationalen Selbständigkeit. Denn der Grundgedanke der von dem tschechischen Imperialismus geleiteten und von der französischen Vorherrschaftsidee über Mitteleuropa entworfenen und auf die völlige Vernichtung des deutschen Volkes gerichteten Politik ist: durch einen fortgesetzten Zermürbungskrieg die Widerstandskraft des deutschen Volkes aufzuheben und die Durchführung der französisch-tschechischen Vernichtungspläne zu verwirklichen.

Wie weit das Ziel ist, das sich diese Pläne gesteckt haben, kann man auch aus den der Denkschrift beigegebenen Karten ersehen, nach denen Hamburg und Berlin in den Machtbereich des tschechischen Staates fallen, ebenso wie das ganze Gebiet der oberen Donau bis Budapest, andererseits Köln, Koblenz, Frankfurt a. M. in den französischen und Innsbruck einschließlich der Schweiz in den italienisch-französischen Machtbereich. In der Denkschrift selbst wird diese geographische Umgestaltung Mitteleuropas den Weststaaten in der Weise mundgerecht gemacht, daß neben den während des Krieges entstandenen Interessentenzonen der ozeanisch-angelsächsischen und der romanischen Mittelmeerzone im Interesse des Friedens eine slawische Festlandszone zu schaffen wäre, deren Westgrenzen hinlänglich gesichert werden müßten durch die Zuteilung der Häfen Hamburg, Triest, Valona und durch die Aufrichtung eines widerstandsfähigen Böhmen als unerläßliche Stützpunkte slawischer Zukunft. Daß die nordischen Staaten in die slawische Interessensphäre fallen, sei zufolge des Länderzusammenhanges selbstverständlich. Den slawischen Block zusammenzuschmieden, sei die Aufgabe des tschechischen Volkes als des politisch und kulturell reifsten Slawenstammes, der trotz seiner vorgeschobenen Stellung durch Jahrhunderte der gewaltsamen Germanisation Widerstand geleistet hat und dadurch den Beweis für die Fähigkeit erbracht hätte, die Führerschaft aller Slawen zu übernehmen.

Nun ist es mit Rücksicht auf die tatsächlichen Bestimmungen der Friedensverträge von besonderer Bedeutung, daß die Denkschrift zum Zwecke der Einkreisung und dauernden Niederhaltung Deutschlands die Gründung von Pufferstaaten — Rührmichnichtan — vorschlägt, die zufolge ihres Aufbaues mit Deutschland niemals ein Bündnis eingehen könnten, untereinander aber durch einen föderativen Bündnisvertrag so gebunden wären, daß alle automatisch gegen den „geschlagenen Gewalttäter und Treubrecher" aufstünden, falls er oder auch nur ein Teil gegen einen dieser Randstaaten vorginge, denn es

wäre die Aufgabe dieser Staaten, auch nach dem Kriege „als Wächter des Weltfriedens" dem „Raubtier Deutschland" an der Gurgel zu bleiben. Dasjenige, was diese Enthüllung im gegenwärtigen Augenblick so aufreizend macht, ist nun, daß die Friedensverträge diese tschechischen Vorschläge nicht nur tatsächlich verwirklichten, soweit es sich um die Aufrichtung dieser Deutschland einkreisenden Randstaaten handelt, sondern daß auch seit den Friedensschlüssen die Ententepolitik ganz im Sinne dieser Vorschläge geführt wird. Dafür liegt der beste Beweis in dem Abschlusse der kleinen Entente und in ihrem weiteren Ausbau unter Mitwirkung Italiens.

Offensichtlich ist die Deutschland und Oesterreich gegenüber bisher geführte Politik ganz dem Gedanken der Denkschrift angepaßt. Dort heißt es, um den Pufferstaaten Zeit zu ihrem militärischen, wirtschaftlichen und politischen Ausbau zu lassen, müsse Deutschland unausgesetzt in dem Maße geschwächt werden, daß es sich von der vollzogenen Einkreisung nicht erholen könne. Daher müssen ihm die Grundlagen und Quellen seiner Kraft, besonders die Kriegsstärke entzogen werden: es müsse seinen Seehandel verlieren und von den Meeren abgeschnitten werden; aber auch die Wasserstraßen des Rheins, der Weser, der Elbe und der Donau dürfen nicht in seiner Hand verbleiben. Insbesondere seien ihm die Quellen seiner Kriegsstärke, besonders die eingedeutschten Gebiete zu nehmen, womit gemeint ist „das nördliche Gebiet, Preußen, dann Oesterreich ob und unter der Enns und die Alpenländer". Eine deutsche politische Kolonie an der Donau zu dulden, würde Selbstmord bedeuten. „Frei müßten auch die Friesen, die Dänen, die Pommern, die Lausitzer, die Schlesier und die übrigen Slawenstämme" werden, und „in den befreiten Gebieten muß man den Befreiten auch die „ursprüngliche Muttersprache zurückgeben".

Soll Prag bestehen können, so müssen Berlin und Wien verschwinden, müsse es die Elbe bis Hamburg, die Donau von Regensburg bis Ofen beherrschen. Wolle sich die Entente der deutschen Rivalität zu Wasser und zu Lande entledigen, so müsse sie auf Kosten Deutschlands einen starken tschechischen Staat in Mitteleuorpa schaffen, der in der Lage wäre, im Innern selbst den letzten Schatten des politischen Deutschtums auszumerzen und der nicht der Umklammerung Deutschlands ausgesetzt ist. Daher sei notwendig:

Sicherung des Elbetores durch einen Brückenkopf, Erwerbung der beiden Lausitz und Schlesiens bis an die Oder, welche die gemeinsame Grenze zwischen Polen und Böhmen zu bilden habe, das Vorland des Fichtelgebirges bis zur Raab und zur Haide, von dort nach Süden zur Donau bis Regensburg, die bis Budapest die Grenze bilden soll, doch mit weit vorgeschobenen Brückenköpfen bei Regensburg, Passau, einem breiten Streifen südlich der Donau von Melk bis Nußdorf bei Wien, von Heinburg a. d. Donau über Bruck bis an den Neusiedler See.

Da der Südslawenstaat bis an die Grenzen Steiermarks vorgeschoben werde, Nordtirol und Vorarlberg mit der Schweiz vereinigt, der romanischen Interessensphäre unterstellt werden soll, bleibt von Oesterreich nur ein schmaler Streifen von Salzburg einschließlich Reichenhall, dem nicht besetzten Streifen Landes von Oesterreich ob und unter der Enns südlich der Donau und ein Teil Westungarns bis zum Plattensee übrig. Dieses Mittelland soll eine neutrale Zone für den wirtschaftlichen Verkehr zwischen den Tschechen und den Südslawen bilden, müsse vollständig antideutsch und durch die slawische Bevölkerung Wiens und die tschechischen und slowenischen Rückwanderer besiedelt werden. Die Verwaltung sei zwischen den Tschechen und den Slowenen zu teilen.

Wie schon bemerkt, man müßte solche Pläne als Hirngespenster eines übergeschnappten Imperialismus bezeichnen, hätten sie sich nicht tatsächlich als die bisher führenden Gedanken mindestens der unter französischem und italienischem Einflusse stehenden Ententepolitik entpuppt. Sie enthüllen zwar die volle Frechheit, mit welcher auf die tatsächliche Unwissenheit der führenden Politiker der Weststaaten gerechnet wurde, die sich sonderbarerweise von den Tschechen einreden ließen, daß es sich überall um gewaltsam germanisierte frühere slawische Gebiete handle, aber sie beweisen auch die Wahrheit des Spruches, daß demjenigen, der gerne tanzt, leicht geholfen sei.

Alle die schwebenden Fragen zwischen Frankreich und Deutschland, von der Regelung der Geldentschädigung, den Sanktionen, der oberschlesischen Frage angefangen bis zu der Bindung Österreichs in der Frage

der Kreditgewährung und des Anschlusses an Deutschland stehen bei ihrer Behandlung durch die Entente unter dem Banne der leitenden Gedanken dieser tschechischen Denkschrift und die bewegliche Politik des Herrn Dr. Benes paßt vortrefflich zu dieser Auffassung, nicht minder die Schwierigkeiten der Verhandlungen von Rom, die ewigen Verzögerungen der Kredithilfe, die Vertagung der Konferenz von Portoroſe usw. So erhebt sich die Frage, wie diesem planmäßigen Vernichtungswillen, der mit allen Mitteln gegen das Deutschtum kämpft, so lange Widerstand geleistet werden kann, bis sein Werdegang in der allgemeinen Weltlage auf dessen Beseitigung hoffen läßt.

Der Präsident der Weltschiffahrt / Von Erich Everth

In der langen Reihe der Erinnerungen, die von den Größen des ehemaligen Deutschland herausgegeben worden sind, kommt jetzt ein Buch, das den Namen Albert Ballins trägt, aber nicht von ihm selber stammt. Denn er ist am 9. November 1918 für immer ein stiller Mann geworden, und er war, was seine Person anlangt, schon vorher, schon immer von einer Zurückhaltung, die zu seinem ganz im Vordergrunde der internationalen Oeffentlichkeit sich abspielenden Leben in einem feinen Kontrast stand. Er hat selbst der literarischen Abteilung seines eigenen Unternehmens, die einmal einige wenige Daten über seinen Lebensgang erbeten hatte, jede Angabe unwirsch verweigert. So hat sein Mitarbeiter Huldermann, Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, sein Bild gezeichnet, kunstlos, auch wohl nicht erschöpfend, aber da der Stoff bedeutend war, so ist das Buch doch inhaltsreich. Darum werden über den Aufstieg und Ausbau der Hapag, der seit Ballins frühem Mannesalter zugleich sein eigener Aufstieg war, dem breiteren Publikum zum ersten Male eingehende Mitteilungen gemacht, die freilich bisweilen den Charakter eines Geschäftsberichtes nicht ganz abgestreift haben.

Ein ganz seltener Anstieg, in der Tat. Aus dem väterlichen kleinen Auswanderer-Agentur-Geschäft, in dem die Wohnung noch mit dem Kontor verbunden war, Familie und Geschäft ineinanderwuchsen und die Kinder frühzeitig Eindrücke von allem bekamen, worauf es bei der Handhabung des Geschäftes ankam, wo der junge Ballin seine Schularbeiten im Kontor anfertigte, aus diesem Hause, dessen Chef er mit 22 Jahren war, bis zu der Zeit, da er immer wieder nach London fuhr, um bei den Beratungen über die großen Fragen der Weltschiffahrt den Präsidentensitz zu übernehmen, welch ein Weg für einen Mann von bescheidenem jüdischen Herkommen und — für einen Deutschen! Ballin genoß eine internationale Autorität auf dem Gebiete des Weltverkehrs, die uns bei der heutigen Geltung des deutschen Namens wie Legende klingt. Und sein Werk stand neben den größten Instituten der alten englischen Seeschiffahrt. „Ich bin der einzige Deutsche", hat er während des Krieges einmal gesagt, „der mit Recht behaupten kann, daß er seit dreißig Jahren mit England in einem Kriege lebt um die Vorherrschaft auf dem Gebiete der Handelsschiffahrt. In dieser langen Zeit habe ich den Engländern einen Schützengraben nach dem andern abgenommen und habe sie immer wieder attackiert." Und dieser Kampf war siegreich gewesen, aber er war geführt worden mit den Mitteln friedlicher Auseinandersetzung und einer Pflege gemeinsamer Interessen, anstatt der sonst üblichen Ratenkriege und der Vergeudung von Material. Ballin hat durch sein Lebenswerk gezeigt, wie man sich mit England verständigen konnte und daß der angeblich die ganze englische Politik bestimmende „Handelsneid Albions" ein Märchen war. Und er wußte so gut wie wenige, daß sich in ähnlicher, schiedlich friedlicher Weise mit England auch poltische Geschäfte hätten machen lassen, wenn das Reich nicht so geleitet worden wäre, daß es zur Pleite kommen mußte, wie Ballin auch einmal, lange vor dem Kriege, gesagt hat.

Ballin hatte früh neben seinem väterlichen Geschäfte die Hamburger Generalvertretung einer englischen Gesellschaft übernommen. Und späterhin, nachdem er inzwischen erst Passageleiter der Paketfahrt, dann deren Direktor und Generaldi-

rektor geworden war, hat er deutsche, holländische und englische Gesellschaften zu einem Pool vereinigt, einem nordatlantischen Dampferlinienverband, einem Gemeinschaftsgeschäft mit bestimmten Gewinnanteilen. Auch in diesen großen Organisationen war er der leitende Kopf, und als 1908 die Verhandlungen begannen zur Begründung des sogenannten Generalpools, d. h. eines das ganze Nordeuropa umfassenden Pools, da wurde auf Vorschlag der englischen Linien der Vorsitz bei den Beratungen Ballin übertragen, und er führte sie zum Erfolge. Aber selbst darüber hinaus ging er noch weiter, zu dem Gedanken einer europäisch-amerikanischen Zusammenarbeit in der transatlantischen Schiffahrt. Um die Jahrhundertwende begründete nämlich Pierpont Morgan für Amerika allein den Morgan-Trust. Ballin aber, der die Gefahr erkannte, bekämpfte sie wieder auf seine Weise, indem er in jahrelangen Verhandlungen die Vereinigung der beiderseitigen Bestrebungen durchsetzte und eine alles umfassende Gemeinschaft der Interessen der transatlantischen Reedereien schuf. Als damals Dietrich Hahn, der Direktor des Bundes der Landwirte, in einer Generalversammlung der Hapag erschien und fragte, ob auch den deutschen agrarischen Interessen von diesen Abmachungen keine Gefahr drohe durch Ueberschwemmung Deutschlands mit amerikanischen Agrarprodukten, konnte Ballin erwidern, die Befürchtung, daß der amerikanische Einfluß den deutschen an die Wand drücken könne, sei hinfällig. Die Parität sei sichergestellt und „unterkriegen lassen wir uns nicht". Das klingt im Munde eines Deutschen heute wie die Sprache eines anderen Zeitalters. Als Ballin damals in Amerika Morgan gegenüber die bisherige Geschäftsleitung des Trustes schonungslos kritisierte und erklärte, daß nur ein vollständiges Revirement der leitenden Persönlichkeiten helfen könne, machte ihm Morgan das Anerbieten, er solle als Präsident des Trustes auf einige Jahre nach New York kommen. Ballin aber lehnte das ab.

* * *

Der Mann, dem es gelungen war, eine derartige Rolle im Weltverkehr zu spielen, war nicht bloß ein genialer Kaufmann, der zufällig in der Schiffahrt Geschäfte machte, sondern er war, obwohl selber kein Sproß der seefahrenden Bevölkerung seiner Heimat, zu innerst dem großen Wasser, seiner Weite, seiner Bewegtheit, völkerverbindenden Funktion, verwandt. Er hatte von Natur den Instinkt für die Seefahrt, für das Wagemutige in ihr, das seine geschäftliche Kühnheit anheimelte, überhaupt für Verkehr jeder Art, vom Umgang mit Menschen im einzelnen bis zu internationalen Vereinbarungen größten Stiles. So war in ihm eine ursprüngliche und spezifische Begabung gerade für dieses Betätigungsfeld, auf dem sich sein Lebensgang bewegte. Die zahlreichen Weltreisen, die er machte, hielten ihn in ständiger Fühlung mit der Atmosphäre des Meeres, bis zu dreivierteln des Jahres war er von Hause weg. Seine Kapitäne kannte er persönlich; er wußte auch auf und in seinen Schiffen die er gebaut oder gekauft hatte, genau Bescheid, sie waren ihm in allen ihren Lebensphasen vertraut, „ihm war jede Einzelheit eines jeden Schiffes stets gegenwärtig". Er hat oft versichert, daß die Schlaflosigkeit, die ihn auf dem Lande quälte, ihn verlasse, sobald er ein Schiff betrete, „und wenn es ein elender Aeppelkahn sei".

Nur so war es möglich, daß ihm sein Beruf zur Passion wurde und daß er mit seinem eigenen Unternehmen völlig verschmolz. Er kümmerte sich darum bis in die letzten Kleinigkeiten. Bei seinen Reisen auf den eigenen Schiffen prüfte er immer wieder bis in die verschwiegendsten Winkel, ob alles auf der Höhe war. Für Komfort hatte er einen besonders ausgebildeten Sinn, und er stellte, wie Huldermann sagt, „starke Ansprüche an Bequemlichkeit und Schönheit der Umgebung". Der Biograph spricht auch von künstlerischer Phantasie, die ein Vererbungsprodukt der Familie gewesen sei. Daß dieses ästhetische Interesse seinen Schiffen zugute kam, zeigte sich in ihrer Ausstattung, die sie den Reisenden annehmlich machte und sie jede Konkurrenz bestehen ließ. Daß freilich diese Ausstattung nicht immer einem geläuterten Geschmack entsprach, daß sie vielfach unsachgemäß und überladen war, lag zum größten Teil an der Zeit, in der Ballin jung gewesen war. Da wurde Behaglichkeit oft mit Ueppigkeit und Verschwendung verwechselt und die Schönheit im Prunk gesucht. Da war es Ehrgeiz, daß ein Schiff im Innern aussah wie ein schwimmendes Haus, statt wie ein schnelles

Fahrzeug. Da wurde mit Stuck und mit echtem Gestein geprahlt, obwohl das alles dort garnicht angebracht war, wo sportliche Eleganz, die in Knappheit und Leichtigkeit besteht, besser am Platze gewesen wäre. In dieser Hinsicht ist über seine Schiffe und ebenso über die anderer deutscher Reedereien nicht minder zu klagen gewesen als über die Mietskasernen und protzigen Geschäftspaläste unserer Großstädte. Ballin blieb in den Anschauungen früherer Jahrzehnte befangen, wenn er bestrebt war, seine Schiffe zu schwimmenden Palästen auszugestalten.

* * *

Daß dieser große Kapitän des Wirtschaftslebens in einem Zeitalter, da Politik immer mehr Wirtschaftspolitik wurde, der Politik nicht fern bleiben konnte, liegt auf der Hand. Aber die Politik interessierte ihn immer nur als Mittel für seine Schiffahrtspolitik. Naturgemäß war seine Auffassung durchaus weltpolitisch. In einer Epoche da Deutschland aus der europäischen Politik Bismarcks in die Weltpolitik hinüber wollte und die ersten, sehr ungeschickten Schritte tat, hätte dieser Kaufmann viel nützen können, wenn er von seinem Verständnis der anderen Völker, von der dadurch beförderten nationalen Selbsterkenntnis und von dem Geiste des Sichvertragens den Leitern unserer Politik hätte mitteilen können oder wenn er damit auch nur einen stetigen Einfluß auf sie gewonnen hätte. Das geschah leider nicht. Er kannte zwar alle Welt und selbstverständlich auch die Minister bis zum Kaiser, aber sein Rat wurde in politischen Dingen nicht genügend geschätzt und begehrt. Zum Teil lag das daran, daß er ihn selber nicht anbot, weil er seine Firma nicht unnötig exponieren wollte. Er fühlte sich, wie der Freund schreibt, immer so sehr als Leiter einer Aktiengesellschaft, daß er nur aus diesem Gefühl heraus zu begreifen war. Einst wurde er gefragt, warum er eine soeben ausgesprochene Kritik nicht in der Oeffentlichkeit äußere, und er erwiderte: „Mein lieber Freund, Sie sind nicht Direktor einer Aktiengesellschaft". Er wollte damit sagen, fügt der Erzähler hinzu, daß die Feindschaft, die er sich durch seine Kritik zugezogen hätte, auf sein Unternehmen abfärben würde, und daß er in dessen Interesse sich Beschränkungen auferlegen müsse, von denen ein Privatmann sich frei fühlen könne.

So ist es auch zu verstehen, daß er vor dem Krieg und während des Krieges, obwohl er die Gefahren des Kurses, der gesteuert wurde, erkannte, nicht mit so starkem Nachdruck davon Zeugnis ablegte, daß es hätte wirken und helfen können. Einigemale hat er es versucht, in persönlichen Begegnungen mit dem Kaiser und in vertraulichen Schreiben an die Männer seiner Umgebung, — umsonst, der Chef des Zivilkabinettes sorgte dafür, daß dem Kaiser nicht zu ernste Sorgen bereitet wurden, auch im Kriege. So schrieb Ballin noch im September 1918: „Ich fand den Kaiser wieder sehr mißorientiert und in der gehobenen Stimmung, die er gerne in Gegenwart eines Dritten zeigt. Man hatte die Dinge so verdreht, daß selbst der schwere Mißerfolg der Offensive, der zuerst eine große Depression bei ihm hervorgerufen hatte, zu einem Erfolg wurde. Das alles wird dem armen Monarchen so serviert, daß er das Katastrophale garnicht merkt".

Als dann die deutsche Niederlage vollendet war, die er lange voraus gesehen hatte, als am 9. November die Nachricht anlangte, daß der Kaiser geflüchtet sei, als die Revolution unaufhaltsam geworden war und damit der Zusammenbruch, der an der Front schon eingetreten war, auch im Inneren bevorstand, da legte Ballin sich zum Sterben. Vielleicht, daß die durch starken Veronalgebrauch längst geschwächten Lebenskräfte diesen Stoß nicht mehr aushielten; vielleicht ist auch die Dosis des Schlafpulvers an diesem Tage etwas größer gewesen als sonst? Das wird von Huldermann nicht aufgeklärt. Jedenfalls sah Ballin an diesem Tage auch sein Lebenswerk zusammenstürzen, dessen Zukunftsmöglichkeiten ihm, wie er vorher ausgesprochen hatte, eng mit dem Schicksal des Reiches verknüpft schienen.

Die Ueberlebenden können nur wünschen, daß er darin zu schwarz gesehen habe, und hoffen, daß der deutschen Wirtschaft auch in Zukunft Führer von seinem Formate niemals mangeln werden. Noch hat sie einige Männer seines Ranges, und sie werden ihr auch in Zukunft nicht fehlen.

Als Dorfschulmeister unter den Sowjets / Von Otto Corbach

August 1920. Ratternd und rüttelnd fährt unser leichter Kolonistenwagen über den staubigen Steppenweg. Zwei Kolonisten haben mich aus meiner Wohnung in einer „Datsche" (Sommervilla) am Meer bei Odessa abgeholt, damit ich in der 75 Werst nordöstlich der großen südrussischen Hafenstadt gelegenen deutschen Kolonie Neufreudental für ein halbes Jahr Schulmeister spiele. Die Sonne neigt sich am dunstigen Horizont als ein feuerroter Ball mit verschwommenen Umrissen zum Untergang. Aus der Dämmerung tauchen zaghaft die Anhöhen auf, hinter denen sich der Ort meiner künftigen Wirksamkeit verbirgt. Noch einmal schwirren vor meinen nach innen gerichteten Blicken, wie kinematographisch, Bilder aus meinem buntbewegten Leben in Odessa vorüber. Ich sehe mich im Herbst 1918 als Redakteur eines deutschen Blattes in Odessa und Korrespondent deutscher Zeitungen während der Okkupationszeit hoffnungsfreudig im Schwarzmeergebiet geistig Wurzel fassen. Wenige Monate vergehen, da sind nach dem Zusammenbruch Deutschlands und dem fluchtartigen Aufbruch der deutschen und österreichischen Besatzungstruppen alle Voraussetzungen für diese Art der Betätigung geschwunden. Bald stehe ich, abgeschnitten von jeglichem Verkehr mit der Heimat, als starrsinnig Zurückgebliebener einem ungewissen Schicksal gegenüber. Das Vordringen der Roten Armee bis an die Gestade des Schwarzen Meeres kündigt sich an. Ich bin entschlossen, auszuharren, um in revolutionär bewegter Zeit zwischen den deutschen Kolonisten, die zu Hunderttausenden in zahlreichen blitzsauberen großen und kleinen Dörfern im Schwarzmeergebiet angesiedelt sind, und den jeweiligen politischen Machthabern in der Ukraine als ein ehrlicher Makler Brücken der Verständigung schlagen zu helfen. Bald in inniger Fühlung mit Odessaer Verwaltungsbehörden, bald losgelöst von ihnen, zeitweise als Leiter deutscher Verwaltungsabteilungen habe ich dieser Aufgabe auch über die Denikinsche Zwischenzeit hinweg bis in die abermalige Bolschewistenherrschaft hinein zu genügen gesucht, bis ein Konflikt mit der höchsten kommunistischen Parteiinstanz in Odessa, dem Odessaer Gouvernements-Partei-Komitee meine öffentliche Wirksamkeit auf ein totes Geleise führte. Ich hatte nur Wasser in eine Wüste getragen, ich hatte auf das praktische Leben einwirken wollen, wo fast alles um mich herum sich damit begnügte, ein neues Reich auf dem Papier aufzubauen, ohne sich darum zu kümmern, daß in der Wirklichkeit mit dem Schlechten auch das Gute einer untergehenden Welt verfiel und zerfiel, während neues Gutes noch nirgends lebenskräftig Wurzel fassen konnte. Jetzt fliehe ich das große öffentliche Leben, um in einem abgelegenen Dorfe mit ursprünglichem Volkstum Fühlung zu suchen; vielleicht, daß es mir gelänge, dort in der Stille eine kleine Insel neuer Kultur zu bilden.

Wir sind am Ziel und bald sitze ich, nach umständlichen Reinigungsmaßnahmen — der Steppenstaub hatte uns in Mohren verwandelt — mit meinem Wirt gemütlich beim Abendbrot. Es ist der Gebietsschreiber Bonnet, ein 68jähriger jugendfrischer Greis. Er stammt aus Bessarabien. Das Schicksal hat ihn in eine Kolonie verschlagen, deren kulturell außerordentlich rückständige Bevölkerung er intellektuell turmhoch überragt. In zwanzigjähriger Wirksamkeit hat er durch eine Art intellektuellen Terrors in die Kulturfeindlichkeit der Ortsbewohner Bresche auf Bresche geschlagen. Kirche, Schule, Konsumladen und anderes waren alles Dinge, die ohne die unermüdliche Propaganda dieses Feuerkopfes, wenn überhaupt, so erst viel später in diesem entlegenen Winkel entstanden wären. Unter der Sowjetregierung hat er nicht geruht, bis eine Gruppe von Bauern sich unter ihm zu einer Produktivgenossenschaft zusammenschlossen. Er ist ein Freund der Sowjetregierung und als „Bolschewik" weit und breit — berüchtigt, trotzdem er sich der kommunistischen Partei noch nicht angeschlossen hatte. Er erzählt mir viel über den Jammer des geistigen Elends unter dem alten Regime. Irgendeine Form höheren Lebens habe man auch als Gebildeter nicht führen können. Wunderdinge verspricht er sich von der Verwirklichung des Volksbildungsprogramms der Sowjetregierung. Ich suche viel Wasser in den Wein seiner Begeisterung zu gießen, indem ich auf die in Wirklichkeit unaufhaltsam um sich greifende Verwahrlosung und Verwilderung der Ju-

gend in Rußland hinweise, aber seine lebhafte Phantasie jagt leicht über alle Hindernisse der Gegenwart hinweg in eine herrliche Zukunft, wo jeder Bauer zugleich ein Gelehrter sein kann, wenn er die sich ihm bietenden Bildungsgelegenheiten nur ausnutzt. Ich habe in der Folge Bonnet verschiedentlich bei Versammlungen seiner Genossenschaft beobachtet. Was da zusammenkam, waren Bauern, die Bonnet nur durch die Peitsche seiner intellektuellen Ueberlegenheit zusammenhielt, zum Teil halbwilde Gestalten, die oft mit unheimlich haßerfüllten Blicken ihn umlauerten, dann und wann tobend aufbegehrten, um sich, von ihm niedergeschrieen, wieder zu ducken. Unwillkürlich erinnerte mich das Verfahren Bonnets als Versammlungsleiter an die Art und Weise, wie ein Dompteur im Zirkus mit Peitsche und spitzer Stange Bestien in Schach hält. Nach einem halben Jahr wurde Bonnet auf einer Wagenfahrt nach Odessa ermordet.

Am folgenden Tage wird auf einer Lehrerkonferenz beratschlagt, was mit mir anzustellen sei. Die Neufreudentaler einheitliche Arbeitsschule verfügt über zwei Schulgebäude. Das eine liegt im Orte selbst, dicht bei der Kirche. Das andere sind die Räume einer ehemaligen höheren, einer „Zentralschule", die 15 Minuten entfernt auf einer Anhöhe liegend ganz vorwiegend von auswärts wohnhaften Schülern besucht wurde. Der formelle Zusammenschluß beider Schulen zu einer einheitlichen Arbeitsschule durch die Kreisabteilung für Volksaufklärung in Odessa hat nichts daran geändert, daß die Lehrer in Wirklichkeit alles beim alten gelassen haben. Die in der ehemaligen Zentralschule angestellten Lehrer haben eine Verschwörung gebildet, um entgegen den Absichten der Regierung sich als ein den an der ehemaligen Dorfschule angestellten Lehrern übergeordnetes Kollegium betrachtet zu sehen, das vorzugsweise den Nachwuchs von ehemaligen Gutsbesitzern und reichen Bauern unterrichtet. In mir, der das Reformprogramm der Sowjetregierung ernstnimmt, erblickt man einen Störenfried und lästigen Eindringling und läßt mich das durch alles äußere liebenswürdige Getue hindurch deutlich fühlen. Die Pforten der ehemaligen Zentralschule bleiben mir verschlossen. Ich übernehme eine Klasse in der alten Dorfschule. Durch unbedingte Fügsamkeit unter den Willen der Mehrheit suche ich Zuneigung bei den Kollegen zu gewinnen. Daß ich meine Beziehungen zu führenden Personen in der Sowjethierarchie nicht ausnützen will, haben sie bald gemerkt. Ich bekomme es mit 24 Kindern zu tun, die schon im Jahre vorher kürzere oder längere Zeit die Schule besuchten. Einige haben auch schon zwei, drei Jahre hindurch ab und zu die Schulbank gedrückt, aber immer nur so wenig nachhaltig, daß sie wie die übrigen im Lesen nicht weit über die Worte mit kleinen Buchstaben hinausgekommen sind und im Rechnen oft ohne Benutzung der Finger die einfachsten Operationen mit einstelligen Zahlen nicht fertigbringen. Neben sechs-, sieben- und achtjährigen sitzen da auch zwei Mädels von 13 Jahren. Diese bunte kleine Gesellschaft habe ich wenigstens ganz für mich. Es fehlt mir jede pädagogische Praxis. Nach alten Methoden unterrichten will ich nicht; ich will pädagogische Reformgedanken praktisch erproben. Dabei kommt, wie schon das Beispiel Pestalozzis lehrt, für die unterrichtete Jugend oft nicht allzuviel heraus. Wenn der Lehrer selbst lehrend allzuviel lernen will, unterläßt er es zu leicht, dem Lernenden das zu Lernende gründlich einzupauken. Ich brauchte mir aber in dieser Hinsicht wenig Gewissensbisse zu machen, da der Schulbetrieb bisher unter aller Kritik gewesen war. Schnell habe ich heraus, daß die Kinder mit den meisten Worten, die sie schon lesen gelernt haben, gar keine Begriffe verbinden. Ihre Lehrer haben sich nicht darum gekümmert, ob in der Fibel Worte vorkommen, die in dem kleinen Wortschatz der Umgangssprache der Kolonisten gar nicht vorkommen. Da liest ein Junge gerade laut D o ch t — Docht. Wie ich ihn frage, was das sei, schweigt er. Ich frage die ganze Klasse, alles schweigt. Ich zeichne eine Lampe mit einem Docht im Petroleumbehälter an die Tafel und frage, auf den Docht zeigend, was das sei; eine „Wiechen", ist die Antwort. Einen Docht nennt man eben im Ortsdialekt Wiechen. So erweist sich jedes dritte Wort in der Fibel für die Kinder als ein böhmisches Dorf. Ihre Wortarmut bringt mich bald darauf, in meiner Klasse den Deutschunterricht überhaupt wie einen Unterricht in einer fremden Sprache zu betreiben. Ich lasse ein Kind hervortreten und mache die Klasse an diesem Modell mit den Benennungen der einzelnen Teile des Körpers vertraut. Alle wissen, daß sie einen Kopf mit Augen, Ohren, Nase und Mund haben, aber viel eingehender ist ihre Wissenschaft von ihren wichtigsten Körperteilen noch

nicht. Augenbrauen, Augenlider, Wimpern, Augapfel, Stirn, Kiefern, Kinn usw., davon haben sie noch nichts gehört. Ich lasse die ganze Klasse Bewegungen ausführen und zugleich sagen, was sie tun, ich lehre sie jeden Gegenstand im Zimmer gut deutsch benennen und beschreiben und setze beim Aufenthalt im Freien diese Methode für die Dinge außerhalb der Schulräume fort. Als ich später von der Kollegenschaft für würdig erachtet wurde, in der ehemaligen Zentralschule auch ältere Jahrgänge zu unterrichten, erdachte ich mir ein ganzes System aus, wie man den Wortschatz von Kindern, die im täglichen Umgang wenig Gelegenheit haben, gutes Deutsch zu hören, rasch bereichert, daß man Worte und Redewendungen zusammenstellt, die von den Benennungen einzelner Teile unseres Körpers, oder Gegenständen der nächsten Umgebung abgeleitet sind: z. B. Haare, haarig, Haarspalterei, Haare auf den Zähnen haben, ein Haar in etwas finden, Haare lassen, die Haare stehen einem zu Berge, haarsträubend usw. Es ist erstaunlich wieviel sehr gebräuchliche Redewendungen sich Kindern auf solche Weise einprägen lassen. Sehr viel versprach ich mir im übrigen von der Anwendung eines Prinzips, auf das ich während der Zeit gekommen war, wo mich die Kreisabteilung für Volksbildung beauftragt hatte, die Lehrer deutscher Kolonien als Instrukteur mit den Grundsätzen der Arbeitsschule bekanntzumachen. Ich hatte mir überlegt, daß für das Kind auf dem Lande das tägliche Leben selbst eine Art Arbeitsschule bedeute, weil es, indem es im Haus, wie auf dem Felde tüchtig bei der Arbeit mit zugreift, eine Menge praktischen Wissens in sich hineinarbeitet, das den Stadtkindern erst künstlich beigebracht werden muß. Wenn nun der Dorflehrer sich bemüht, seinen Unterricht in möglichst vielseitige Beziehung zum Leben des Schülers außerhalb der Schule zu bringen, so wird der Schüler dazu angehalten, bewußt alles scharf zu beobachten und zu erfassen, was er im täglichen Leben hört, sieht und handhabt, und zugleich erhält der Unterricht in der Schule eine außerordentliche Lebendigkeit. Ich suche die Schule auch zu einem Vermittler landwirtschaftlichen Kulturfortschritts zu machen. Im Dorfe krepieren gerade massenhaft Hühner und Kälber. Ich erzähle den Kindern, wie ich durch wenige Beobachtungen die Ursache dieser traurigen Erscheinung entdeckt habe. Da hat ein Hund einen toten Raben auf einen Hof geschleppt und zerzaust. Hühner machen sich, als er die Beute fahrengelassen hat, heran, picken daran herum, und nach einigen Tagen wundert sich der Wirt, daß ihm seine Hühner krepieren. Tote Tiere müssen eingescharrt werden. Gefährlicher noch sind die Kadaver von Pferden und Kälbern, die oft innerhalb des Dorfes an freier Luft liegen und verwesen. Daß die Kühe keine gesunden Kälber zur Welt bringen, ist leicht begreiflich, wenn man in die Ställe sieht, wo die Tiere in großen Pfützen von Jauche liegen müssen, weil unzulänglich gestreut und ausgemistet wird. Selbstredend werden die Kühe leicht lungenkrank und übertragen die Tuberkulose durch ihre Milch auf die Menschen. Ich lasse die Kinder darüber nachdenken, warum die Hunde so selten krepieren. Das sind die Abgötter der Kolonisten. Fast jeder Wirt hält drei, vier oder mehr meist bissige, wolfartige Hunde. Sie haben ein trockenes, warmes Lager und werden aufs beste verpflegt, strotzen deshalb vor Gesundheit. Später habe ich an der „Zentralschule" regelmäßige Stunden in Hygiene geben dürfen und den Kreis meiner Betrachtungen über örtliche Mißstände immer mehr erweitern können. Es hat geregnet und an einer tiefgelegenen Stelle der Straße hat sich eine Pfütze gebildet. Enten und Gänse eilen flügelschlagend hastig dahin und wälzen sich darin herum. Ich frage die Kinder, wie diese Wassertiere gedeihen können, wenn man bei dem örtlichen Mangel an fließenden und stehenden Gewässern keine Teiche für sie anlegt, usw. . . . .

Meine Klasse in der Dorfschule habe ich nach drei Wochen gut im Schwung. Da werde ich als Vertreter des Vorsitzenden der Wolostabteilung*) für Volksaufklärung auf einen Kongreß nach Odessa geschickt. Als ich zurückgekehrt bin, hat der Küsterlehrer, der die unterste Klasse unterrichtet, die Anwesenheit eines Instrukteurs benutzt, um zwei Parallelklassen bilden zu lassen. Ich finde meine Klasse aufgelöst und mir eine neue Klasse zugewiesen, in der geschickt halbe und ganze Idioten zusammengelesen sind. Der Senior unter den Kollegen hat mein Reformwerk zerstören und die Gefahr, daß ich im Orte in den Ruf eines guten Lehrers gelangen könne, im Keime ersticken wollen. Einige Wochen quäle ich mich mit dieser Sammlung allerschlechtesten Schülermaterials herum, dann kommt Ein-

*) In einem „Wolost"-Gebiet sind mehrere Dörfer unter einheitlicher Verwaltung vereinigt

quartierung. Die Schulen werden in Lazarette verwandelt und die Lehrer wie Schüler bekommen mangels geeigneter Räume für den Unterricht monatelang Ferien. Später habe ich noch kurze Zeit an der „Zentralschule" wirken können, aber die tückische Sabotage kulturfeindlicher Lehrer hatte meinen Reformeifer gelähmt. Viele andere trübe Erfahrungen kamen hinzu, um mir den Boden Südrußlands unter den Füßen brennen zu lassen. Ich habe dann die erste Gelegenheit, mit einen Transport von Zivil- und Kriegsgefangenen in die Heimat befördert zu werden, benutzt.

Gerhart Hauptmann / Von Hans Franck

Hauptmann ist, was man auch immer gegen sein Können und dessen unvollkommene Dokumentierung in ungleichwertigen Werken einwenden mag, von den Bühnenkünstlern nicht nur jener Generation, deren Name unlöslich mit dem Schlagwort Naturalismus verknüpft ist, sondern von sämtlichen gegenwärtig schaffenden deutschen Bühnenkünstlern unzweifelhaft die reichste Begabung, der durch Selbstzucht reifste Künstler.

Diese Tatsache darf jedoch uns, deren Aufgabe es ist, erkennend und schaffend der Weiterentwicklung des deutschen Dramas zu dienen, nicht daran hindern, gerade sie zwingt uns vielmehr dazu, Hauptmanns Lebenswerk gegen die Meisterwerke unserer klassischen Dramatiker und die erhofften Schöpfungen einer kommenden Dichtergeneration so scharf wie möglich abzugrenzen. Wenn im folgenden dieser Versuch gemacht wird, so wolle man sich also stets vor Augen halten, daß es sich bei allen Einwendungen nicht um absolute, sondern um relative, durch die Anwendung des höchsten Maßstabes sich ergebende Negativitäten handelt, und daß es einen Dichter anerkennen und ehren heißt, wenn man diesen Maßstab zu nehmen durch die Größe seines Lebenswerkes gezwungen ist, nach dem Lessingwort: „Einen elenden Dichter tadelt man nicht, mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich."

* * *

Das Mitleid ist die Wurzel der Hauptmannschen Kunst. Leiden zu gestalten der Boden, auf dem alle seine Werke, sowohl die Wirklichkeitdramen wie die Märchendichtungen, erwuchsen. „Was muß die gelitten haben!" dies Wort aus der Rose Bernd geht durch sein ganzes Werk als beherrschendes Leitmotiv. Alles — das Krasse wie das Versonnene, das Grausige wie das Liebliche, das Erdennahe wie das Himmelshohe, das Nachgebildete wie das Erträumte — alles stieg aus einem leichtbeweglichen mitfühlenden Herzen. Das leichtbewegte Herz, das der Weise von Weimar ein elend Ding auf dieser wankenden Erde genannt hat, mußte — wollte es nicht erdrückt werden, sich nicht mit Gefühllosigkeit umpanzern — sich durch Menschengestaltung, durch Wort und Rhythmus von der unerträglichen Gefühlslast befreien. Diese Nötigung ist die unversiegbare Quelle der Dichtkraft Gerhart Hauptmanns. Er selber hat sie uns in jenen Jahren, als er noch, statt zu gestalten, sein dichterisches Vorhaben bedichtete, so bezeichnet:

Dir nur gehorch ich, reiner Trieb der Seele!
Des sei mein Zeuge, Geist des Ideales,
Daß keine Rücksicht eitler Art mich bindet.
Ich bin ein Sänger jenes düstern Tales,
Wo alles Edle beim Ergreifen schwindet.

Du aber, Volk der ruhelosen Bürger,
Du armes Volk, zu dem ich selbst mich zähle,
Das sei mir ferne, daß ich deiner fluche!
Durch deine Reihen gehen tausend Würger.
Und daß ich dich, ein neuer Würger, quäle,
Verhüt' es Gott, den ich noch immer suche!

Ich darf es dir mit meiner Hand verbriefen,
Daß, wenn ich zürne, zürn' ich deinen Leiden,
Das Gute wollend, dir zum ew'gen Heile.
Ihr, die ihr weilt in Höhen und in Tiefen,
Ich bin ihr selbst, ihr dürft mich nicht beneiden!
Auf mich zuerst zielt jeder meiner Pfeile.

Weil die Nötigung zum Mitleid die Quelle der Dichterkraft Gerhart Hauptmanns ist, kann er nicht

kräftig, nicht tätig, nicht denkend, nicht aktiv dem Leben gegenüberstehen, sondern weich, wartend, sinnend, leidend, passiv muß er es zu erfassen trachten. Daraus strömte ihm seine unerschöpfliche, unbegrenzte Kraft der Leiddarstellung zu, die nie zuvor in unserer dramatischen Dichtung ihresgleichen gehabt hat und wohl auch nie ihresgleichen haben wird. Daraus speiste sich auch seine staunenswerte, beglückende Fähigkeit der Wirklichkeitnachbildung. Denn um uns mitfühlen, um uns mitleiden, um uns teilhaben zu lassen, war es durchaus nötig, lebendige Menschen, in und an ihrer tausendfältig belichteten Umwelt, vor unsere Augen zu stellen. Die innere Notdurft gebar die Kraft dazu aus sich selbst.

Aber gerade dies Individuellste, das die große Stärke des Dichters Hauptmann ausmacht und ununterbrochen neu befruchtet, mußte zur typischen Schwäche des Dramatikers, insonderheit des Tragikers werden. Die Nötigung der Leidbefreiung ist nicht nur der Quell, sondern auch die Grenze seiner Kraft. Weil alles (wenigstens alles Gelungene) nur aus dieser einen Quelle hervorsprudelte (während größtes Dichtertum immer von vielen Quellen gespeist wurde und gespeist werden wird), deshalb ist der schwächliche Mensch der Typus der Hauptmanngestalt. Oder um es noch schärfer zu fassen, um den Gegensatz durch zwei sich im Grunde ausschließende Begriffe so sichtlich wie möglich zu machen: Hauptmanns Drama hat als typische Gestalt den schwächlichen Mann. Zermürbte, Entnervte, Gebrochene, Besiegte, Sichverlierende, Verzichtende — in immer neuen Formen kehren sie als tragende Gestalten wieder. Da äußeres Leiden aber nur in sehr begrenztem Maße als Gegenstand einer Dichtung möglich ist, so hebt die eigentliche Aufgabe eines Menschengestalters (und unser innerstes Interesse) erst bei der Innewerdung, bei der Bekämpfung, bei der Überwindung des äußeren Leidens, bei der Gestaltung des Gefühls- und Willensverlaufes an, das es im Menschen je nach seiner Art auslöst.

Überblickt man daraufhin die Gestalten Hauptmanns, prüft man, wie sie sich bei jeder Innewerdung, bei der vollumfassenden Erkenntnis ihres Leidens verhalten, so gewahrt man in diesem geschickbestimmenden Augenblick fast immer Schwäche. Und zwar in einem Maße, daß ihr Verhalten für uns Spätergekommene vielfach unbegreiflich ist. (Während die Gleichgeborenen nur zu oft darin ihre zeitbedingten Nöte ausgedrückt fanden.) Nirgend ein mannhaftes, ein unerbittliches Ringen mit den Mächten des Lebens. Nach dem ersten müden Anlauf der Schicksalsbezwingung scheitern Hauptmanns Männer. Manche seiner Gestalten bringen es nicht einmal dazu. Schon vorher laufen sie davon. Die meisten gleich aus der Welt. Man braucht nicht gleich an Loth und Johannes Vockerath zu denken: darin ähneln sich alle Hauptmannschen „Helden" Wohl ist Wünschen und Mögen in ihnen, doch kein tatenzeugendes Wollen. Nirgends wird der Kampf mit ganzer, gewaltiger, gläubiger Energie geführt. Keiner wird — weder im kraftvollen, unsern Willen stählenden Untergang, noch gar im Betreten neuer Tatgefilde — Herr seines Leidens. Untragische Schwäche nagt an ihnen allen. Männer der Sehnsucht sind sie, nicht Männer der Kraft. Weder die Kraft, sich zu bescheiden, noch die Kraft, sich über sich selbst hinauszureißen, ward ihnen von ihrem Schöpfer gegeben. Darum wird uns Heutigen, so schön alles einzelne ist, das ihn umsäumt, bei Hauptmanns Kunst der Weg immer wieder so lang, so beschwerlich. Auch wenn wir ihn zu Ende gingen, sehen wir meistens kein Ziel, sondern ein Ende. Ermattet, statt überwältigt, niedergedrückt, statt erhoben, stehen wir da. Die Kraftsumme, welche Hauptmanns Hauptgestalten darstellen, ist zu klein, als daß sie tragische Wirkung auslösen könnte. Der Tod ist, wo er gerufen wird, keine Nötigung, sondern meistens eine Bequemlichkeit. Es fehlt Hebbels „ausweglose" Situation. Ein Möchtegern wird von seiner Verzweiflung übermannt. Statt eines inneren, unabwendbaren Schicksals wird ein hundertfach bedingtes, also überwindbares persönliches Leid für den Ausgang bestimmend. Man muß zur Erklärung immer wieder die Zeitkrankheit Nervosität hinzunehmen. Daß Hauptmann sie gestaltete, war sein Recht, sein Verdienst. Auch Goethe gestaltete im Werther eine Zeitkrankheit. Aber er hat nicht (wie Hauptmann seinen Johannes Vockerat) jahrzehntelang seinen Werther variiert, sondern sich durch eine bis ins letzte hinabtauchende Gestaltung selber entlastet und sich von diesem Lebenskomplexe freigemacht.

Weil die gleiche Grundsituation stets wiederkehrt, ist den Werken Gerhart Hauptmanns die Tragik im höchsten Sinne versagt. Tragik ist nicht, wo Schwäche, sondern wo Stärke unterliegt. Gewalten,

Energien müssen miteinander in der Tragödie ringen und nach der Vorbestimmung eines Größeren (das man Gott, Schicksal, Idee oder wie man will, nennen mag) in machtvollem Kampf sich zerstören, da keine von ihnen es in seiner Totalität, also schuldlos, verkörpert. Potenzen müssen zusammenstoßen, nicht Impotenzen sich vor dem andrängenden Geschick verkriechen.

Außer dem Fehlen wahrhafter Tragik hat die immanente Nötigung zur Leiddarstellung noch ein anderes für das Hauptmannsche Lebenswerk zur Folge gehabt. Nicht, daß es dem Dramatiker verwehrt wäre, Schwäche zu gestalten, wohl aber gehört die Schwächedarstellung für ihn zu den schwierigsten Aufgaben. In dem Drama, das seinem Wesen nach ja nichts anderes als das Schauspiel eines Kampfes ist, glaubt man sehr viel leichter an Kraft als an Schwäche. Jene nimmt man auf der Bühne in mancher Hinsicht als selbstverständlich hin. Die Schwäche aber muß erst aus etwas Besonderem, Individuellem, aus der Anlage, dem Herkommen, dem Geschick, der Umwelt erklärt und entwickelt werden. Diese Entwicklung aber geht natur-, nein: kunstnotwendig über das dramatisch Mögliche hinaus. Geht der Künstler dennoch diesen Weg, so muß er notgedrungen bei der epischen Kunst Anleihen machen. (Und wer hat ihrer so viele gemacht wie Hauptmann in seinen Dramen!) Sein Augenmerk muß auf viele erklärende, unterstützende, malende Einzelheiten gerichtet sein. Das tritt zunächst als ein Vorzug in die Erscheinung. Die Gestalten erhalten dadurch eine für das Drama außergewöhnliche, auffällige Lebendigkeit. Kein Wunder also, daß Hauptmann der Meister der kleinen Einzelzüge ist, daß ihm ein märchenhafter Reichtum an Farben zu Gebote steht, daß er an zwingender Verlebendigung des Kleinen und Kleinsten unter allen Dramatikern der deutschen Zunge nicht seinesgleichen hat und daß diejenigen, denen Illusion, Naturtreue, Lebensreichtum, Wirklichkeitspiegelung das Kriterium der Kriterien ist, ihn vergöttern. Aber auch hier sind der Vorzug und der Mangel untrennbar verschwistert. Es mußte sich rächen, daß durch eine Hintertür eingeschmuggelt wurde, was Hauptmann durch die Wahl der Form freiwillig aufgegeben hatte. So steht der Kraft zur Farbigkeit keine gleich große Kraft des Bildens und des Bauens gegenüber. Ein oft peinlicher Mangel des Formens ist unverkennbar. Der Blick, der auf das Kleine, das Einzelne, die Wirklichkeit eingestellt war, hat das große Ganze nur zu oft nicht zu umfassen vermocht. Derselbe, der als Maler ein Meister ist, ist als Architektoniker (und das Drama ist weit mehr als zur Hälfte ein architektonisches Gebilde!) ein unsicherer, oftmals ein stümpernder Handwerker.

Aber nicht nur die Tragik, nicht nur der dramatische Bau, auch das Dichterische wird durch die Urquelle, die Nötigung zum Mitleid, bestimmt. Daß es nur Mitleid (also Einfühlen, Hingabe, Nachleben) nicht seinem Ursprunge, sondern nur seiner Wirkung nach eigenstes Erleben und Erleiden ist, aus dem Hauptmanns Dichtungen hervorwuchsen, gibt für uns überall einen gewissen fremden Zug hinein. Es hielt trotz seiner schier unbegrenzten Einfühlungsfähigkeit das Allerletzte von Hauptmann fern und rückt so auch seine Dichtungen oftmals von uns ab in eine wenn auch allernächste Mittelbarkeitssphäre. Wir finden uns selber zu wenig darin wieder, wie wir es in den ganz großen Dichterwerken tun. Die Schicksale, die Leiden sind vielfach nicht die uns unmittelbar gegebenen. So müssen auch wir mitfühlen, mitleiden, mit leben. Weil vieles nicht aus selbstdurchlebtem, sondern aus aufgegriffenem Schmerz, nicht aus selbstdurchkostetem, sondern aus vorgestellter Lust, nicht aus Sich-Begreifen, sondern aus Ergreifen eines ursprünglich Fremden stammt, das seinem überzarten Herzen zu Eigenem erst wurde: darum ist, wenn man genau zusieht, fast immer eine allerkleinste Distanz zwischen dem Dichter und seinen Gestalten und also auch zwischen ihnen und uns. Diese Distanz verwehrt letzten Endes Hauptmanns Werken die Größe. Kommt hinzu, daß Hauptmanns Menschentum nicht allumfassend ist. Dieser reine Herzmensch hat in seinem Sein und Schaffen zu geringen Raum für die Impulse des Geistigen, das unsere Größten tausendfältig mitbestimmte. Er leidet an einer Hypertrophie des Herzens und wird, wenn er Geistiges zu bezwingen trachtet, in der Regel zum versifizierenden Grübler, statt zum gestaltenden Schöpfer.

Es versteht sich, daß Einiges aus dem Kreis dieser Betrachtungen hinausfällt. Das Lied von der Macht und der Vergänglichkeit des Schönen: Pippa; das versunkene, wie mit einem Silberstift gezeichnete Lustspiel von den vier Jungfern auf dem

Bischofsberg, das Hirtenlied, der Narr in Christo, der griechische Frühling und selbstverständlich dies und jenes innerhalb einzelner Werke (im Armen Heinrich und Hannele vor allem). Es versteht sich auch, daß, was hier heute gesagt ist, nur gilt, solange man sich des Maßstabes bewußt ist, dessen sein Lebenswerk gewürdigt werden muß. Denn der gegenwärtig grassierenden Nichts-als-Talentkunst gegenüber ist und bleibt Gerhart Hauptmann immer noch ein Heros.

Neue Bücher über Musik / Von Professor Dr. Wilhelm Altmann

Staunen muß man, daß trotz der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse, insbesondere trotz der ungewöhnlich hohen Preise für Papier und Druck immer noch Verleger den Mut finden, Bücher auf den Markt zu bringen. Verhältnismäßig recht reich ist dieser in letzter Zeit mit Büchern über Musik bedacht worden, und zwar vorwiegend mit solchen, die sich an einen größeren Kreis wenden. Solche Bücher werden in erster Linie immer das Leben und die Werke einzelner Tonmeister zum Gegenstand haben müssen.

Aufs freudigste ist es zu begrüßen, daß der rührige Dreimasken-Verlag in München unter dem Titel „Zeitgenössische Komponisten" eine Sammlung kürzerer Monographien erscheinen läßt, für die er in H. W. v. Waltershausen den denkbar geeignetsten Herausgeber gefunden hat. Dieser ist ein philosophisch, literarisch und musikgeschichtlich hochgebildeter schaffender Tonkünstler und zugleich ein Dichter, dazu ein geistvoller Lehrer auf dem Gesamtgebiete der Musik, eine Zierde des Lehrkörpers der Akademie der Tonkunst in München. Er will in dieser Sammlung für den Geist und die Ziele der Tonkunst unserer Tage werben, und zwar nicht etwa nur einer bestimmten, ihm besonders genehmen Richtung dienen. Jeder Tonkünstler, der sich bereits einen Namen gemacht hat, soll berücksichtigt werden. Wenn auch durchaus nicht beabsichtigt ist, diese Monographien von vornherein zu reinen Lobesschriften werden zu lassen, so sind zu ihrer Abfassung doch nur Freunde und Anhänger der betreffenden Tonsetzer gewonnen worden, weil eben die Absicht vorliegt, für diese einzutreten. Damit ist aber nicht gesagt, daß ihre etwaigen Schwächen unberücksichtigt bleiben sollen.

Aufs denkbar beste wird diese Sammlung von H. W. v. Waltershausen selbst mit Ausführungen über den weitaus bedeutendsten Tonsetzer der Gegenwart, über Richard Strauß eröffnet. Welch eine Fülle allgemein wichtiger Probleme werden in diesem nicht immer leicht zu lesendem Büchlein von 125 Seiten kleinen Formats besprochen. Für den nach ernster Bildung und Kenntnis Ringenden ist es eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung.

Wer sich noch näher mit den Werken des genialsten und auch erfolgreichsten deutschen Tonsetzers der Gegenwart beschäftigen will, der greife zu dem umfangreichen zweibändigen Buche von Richard Specht: Richard Strauß und sein Werk. (E. P. Tal & Co., Leipzig.) Es ist dies das Bekenntnis eines die Sprache und den Ausdruck meisterhaft beherrschenden geistvollen Dichters, der ausdrücklich erklärt, daß er kein Historiker und kein Philologe der Musik sei, daß er nur Selbstempfangenes und Miterlebtes erzähle, daß er nur einen kleinen Teil der Dankesschuld an den abtrage, der ihm fürstlichen Zuwachs an geistigem Besitz gespendet habe. Für Specht ist Strauß die stärkste Kraft, die der Magnetnadel der Musik von heute Richtung gibt, der Erlöser vom Pathos, von der Deklamation des Adagio um jeden Preis, der Eroberer neuer Territorien der Musik mit dem Mut zum Äußersten in allen Verwegenheiten einer gesteigerten und differenzierten Rhytmik und Harmonik. „Seine Kunst, sagt er treffend, ist Großstadtkunst, hat ihr Tempo, ihren Luxus, ihre Lust an der Technik, ihre verwöhnte Rücksichtslosigkeit, ihre Verachtung des Überflüssigen". Specht betont auch, daß die wenigsten eine Ahnung davon haben, wie unmittelbar, wie unspekulativ, ja wie naiv Straußens ganze Schaffensart ist, dabei habe er den höchsten Kunstverstand trotz seiner völligen Impulsivität.

Sehr mit Recht ist das zweite Bändchen der „Zeitgenössischen Komponisten" Max Reger gewidmet, der neben Strauß doch die stärkste musikalische Persönlichkeit jahrelang gewesen und leider aus dem

Leben abberufen worden ist, als er gerade seine reifsten Werke uns geschenkt hatte. Die Zahl seiner Kompositionen ist so groß, daß, wer auf sie nur annähernd eingehen wollte, dazu einen dickleibigen Band brauchte. Daher hat sich sein Schüler Dr. Hermann Unger, der übrigens selbst ein beachtenswerter Tonsetzer ist, nur in großen Zügen mit ihnen beschäftigt, in seinem sehr lesenswerten Büchlein vor allem das Leben und das Wesen Regers dargestellt. Mit einiger Verwunderung vernehmen wir von ihm, daß dessen erster musikalischer Lehrer und Berater, der Hauptlehrer Adalbert Lindner in Weiden bei Bayreuth, für sein längst fertiges großes biographisches Werk über seinen Schüler noch immer keinen Verleger[1]) hat finden können. Dies Werk in den Druck zu geben, wäre doch eine sehr dringende Aufgabe der Reger-Gesellschaft, dringender als Reger-Musikfeste zu veranstalten, die doch heute kaum noch nötig sind, weil man die hervorragendsten seiner Werke doch allerorten aufführt. Unger läßt uns, ohne die Schwächen Regers zu verschweigen, ihn als Menschen wirklich lieb gewinnen und bringt uns den Zwiespalt zwischen weltumspannender Größe und einsamster Selbstbescheidung zum Bewußtsein, der sich durch das ganze, leider viel zu kurze Leben und Wirken Regers zieht. Dessen Menschentum zeigte auch scharfe Gegensätze: himmelstürmenden Trotz und demütige Ergebenheit, diese eine Folge seiner zarten Weichheit, während jene einer kraftbewußten Robustheit entsprang. Erstaunlich war sein Mangel an persönlicher oder künstlerischer Eitelkeit, verwunderlich sein Hang zur Melancholie oder gar zum Pessimismus. Sehr wichtig erscheint mir folgende Bemerkung Ungers: „Den Menschen Reger sahen nur die wenigsten, merkten nicht, wie Witzelei und Nachtsitzerei nur die Entspannung innerer, schöpferisch tätig gewesener Kräfte seien. Der wahre Mensch Reger war groß, nicht in den verblendeten Augen kritikloser Anbeter, denn die duldete er nicht in seiner Umgebung, sondern in den Augen derer, die ihn bei der Arbeit, beim Schaffen gesehen." Seine ungemeine Produktivität war ein Naturphänomen, das ihn zwang, jede freie Minute der schöpferischen Arbeit zu widmen. Nicht etwa Erwerbsgier drückte ihm die Feder unablässig in die Hand, eher wohl die instinktive Ahnung seines frühen Todes.

Keinen Zweck hat es, hier auf Ungers Hervorhebung derjenigen Regerschen Werke einzugehen, die seiner Meinung nach originalen oder gar bleibenden Wert haben, weiß man doch heute allgemein, daß Reger in der modernen Musikentwicklung eine führende Rolle gespielt hat.

Mit Freuden ist es darum auch zu begrüßen, daß sich unter der Führung von Richard Würz eine Anzahl Schüler Regers zusammengetan haben, um in einer Sammlung groß angelegter Studien und zwar keineswegs unter Ausschaltung berechtigter Kritik seinem Schaffen gerecht zu werden. Das zuerst erschienene Heft (Verlag Otto Halbreiter, München) aus der Feder Dr. Hermann Grabners beschäftigt sich mit Regers Harmonik. Diese beherrscht seine Melodik ebenso wie seine Rhytmik: sie ist für ihn das wichtigste Ausdrucksmittel gewesen, neben dem er die instrumentale Farbengebung hat zurücktreten lassen.

Ganz besonders viele Leser wünsche ich einem Buche, das mir dem Künstler und Menschen Reger völlig gerecht zu werden scheint und an sich ein wirkliches Kunstwerk ist. Es ist dies Karl Hasses, des Regersschülers, jetzigen Tübinger Universitäts-Musikdirektors Karl Hasse Buch Max Reger, das als 42. bis 44. Bändchen der unter dem Titel „Die Musik" erscheinenden Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen vorliegt (C. F. W. Siegels Musikalienhandlung, Leipzig). Es bringt übrigens im Anhang die acht Aufsätze, die der Komponist geschrieben hat und zwar in teilweise stark polemischer Art. Aufsehen dürfte geradezu die köstliche, bisher so gut wie unbekannt gebliebene Burleske erregen, in der er die musikalische Auslegung der Tänzerin Isidora Duncan verspottet. Hasse betont, daß Reger niemals einen anderen Ehrgeiz gehabt habe, als den, der deutschen Kunst zu dienen. Wie sehr er von uneingeschränkter Bewunderung für die großen deutschen Meister erfüllt gewesen ist, beweist der Ausspruch, den er einmal in Bezug auf Mozart und Schubert getan hat: „Gegen die sind wir alle doch nur Schafsköpfe". Seine tiefen Erkenntnisse der Kunst gab er nur selten anderen preis. Von der Ästhetik auch als Wissenschaft wollte er nichts wissen; stammt doch sogar von ihm der Ausspruch: „Wenn sie einen Ästhetiker sehen, so schlagen sie ihn tot." Ihm waren

[1]) Mittlerweile ist dieses wertvolle Werk, das aber auf den reifen Reger nicht eingeht und überhaupt das letzte Wort über diesen Tonsetzer nicht sagt, bei J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart erschienen.

auch die Ästhetiker immer zu humorlos. Ganz ausgezeichnet setzt Hasse auseinander, wie allmählich sich das Verhältnis Regers zu seinem früheren Lehrer Hugo Riemann gelockert hat und wie sie schließlich beide zu einem Gegensatz miteinander kommen mußten, nicht etwa bloß in bezug auf die Phrasierungsausgaben. Riemanns wissenschaftliche Erforschung des Aufbaus eines Musikstückes aus seinen kleinsten Teilen wird nicht selten durch den gebildeten musikalischen Sinn ad absurdum geführt.

Doch kehren wir wieder zu Waltershausens Sammlung „Zeitgenössische Komponisten" zurück. Im dritten Bändchen wird von Dr. Heinrich Knappe Friedrich Klose (geb. 1862) behandelt, der leider selbst daran schuld ist, daß seine keineswegs zahlreichen Orchester- und Chorwerke bisher zu wenig Verbreitung gefunden haben, weil er für sie einen gar zu großen äußeren Apparat verlangt. Daß dieser immer aus inneren Gründen gerechtfertigt ist, möchte ich, trotzdem ich mich zu den größten Verehrern dieses Tonsetzers zähle, bezweifeln. Die Allgemeinheit ist auf ihn eigentlich erst aufmerksam geworden, als im Juni 1918 in München eine Friedrich-Klose-Woche dank der Energie Bruno Walters stattgefunden hat. Einen großen Förderer hatte Klose, der ein Schüler Adolf Ruthardts und Anton Bruckners ist, übrigens von seinen ersten Anfängen an in dem jedes Talent neidlos fördernden, unvergessenen Felix Mottl gehabt. Seine Hauptwerke sind eine Messe, die symphonische Dichtung Das Leben ein Traum, in der zur Mitteilung der darin niedergelegten pessimistischen Weltanschauung zum Schluß das gesprochene Wort außer einem Chore zu Hilfe genommen wird, die herrliche Märchenoper Ilsebill, die der Komponist als eine dramatische Symphonie bezeichnet hat, ein Streichquartett und das Oratorium Der Sonne Geist, dem Alfred Momberts Dichtung zugrunde liegt. Alle diese und auch die kleineren, darum aber keineswegs minder bedeutsamen Tonschöpfungen Kloses konnten von Knappe verhältnismäßig eingehend besprochen werden, ohne daß er den für die Waltershausensche Sammlung bemessenen Raum zu überschreiten brauchte.

Franz Schreker, in dem nicht wenige den erfolgreichsten und sogar auch bedeutendsten lebenden deutschen Opernkomponisten erblicken, ist das vierte Bändchen „Zeitgenössische Komponisten" gewidmet. Sein Verfasser ist Dr. Julius Kapp, dem wir schon manche wertvollen biographischen Arbeiten über Tonsetzer verdanken, trotzdem er weit weniger Musiker als Literarhistoriker ist. Somit beschäftigt er sich in erster Linie auch mit den von Schreker selbst herrührenden Operndichtungen, sogar mit den in der Komposition noch nicht zum Abschluß gebrachten Opern Irrelohe und Memnon, die bei Erscheinen des Kappschen und des gleich zu erwähnenden Hoffmannschen Buches noch nicht gedruckt vorlagen, seitdem aber in den zwei prächtig ausgestatteten Bänden der Schrekerschen Dichtungen für Musik (Verlag: Universal-Edition) jedermann zugänglich sind. Die reichliche grauenvolle Irrelohe-Dichtung, die durch den Namen einer Bahnstation angeregt worden ist, behandelt nach Schrekers eigenem Ausspruch Flammen aus einem Wahn; er hat sie übrigens binnen drei Tagen niedergeschrieben. Den Memnon nennt Kapp mit Recht ein Buch voll glühender Farben und reicher poetischer Schönheit. Aber aufs schärfste möchte ich dagegen Widerspruch erheben, daß er in seinem einleitenden Überblick über die Oper nach Wagner behauptet, daß Richard Strauß als Dramatiker kein eigenes Gesicht aufweise und in der Frau ohne Schatten die selig entschlafene Märchenoper um eine unmögliche Monstruosität bereichert habe. Ich bezweifle auch, daß das Nach-Wagnersche Opernchaos nur von einer alle Strömungen genial zusammenfassenden Persönlichkeit gelöst werden kann, und nehme besonderen Anstoß daran, daß Kapp von dieser sagt: „Sie wird nicht nationale Kunst schaffen, denn mit Haß im Herzen läßt sich nicht musizieren, sondern, die Anregungen der romanischen Kunst ohne Preisgabe der Eigenpersönlichkeit in sich aufnehmend, sich zu jener übernationalen Sprache des allgemein Menschlichen erheben, die den Namen Beethoven zum völkerversöhnenden Weltbesitz hat werden lassen." Ein Fragezeichen muß man auch hinter die Fortsetzung dieses Ausspruches Kapps setzen, die lautet: „Die einzige Kunsterscheinung unserer Tage, die schon mit ihrem Erstlingswerk diese Bahn betreten hat und seither unbeirrt diesem Ideal zustrebt, ist Franz Schreker." Allerdings fügt Kapp einschränkend hinzu: „Ob er selbst schon das gelobte Land betreten hat, welche Ewigkeitswerte sein Schaffen birgt, vermögen wir heute noch nicht zu entscheiden."

Übrigens hat Schreker auf die Frage nach seiner musikdramatischen Idee geantwortet: „Ich habe eigent-

lich keine. Ich schreibe planlos. Was mir einfällt, ist da. Nur — ich komme von der Musik her. Meine Einfälle haben nur wenig Literarisches. Geheimnisvoll Seelisches ringt nach musikalischem Ausdruck. Um dieses rankt sich eine äußere Handlung, die unwillkürlich schon in ihrer Entstehung musikalische Form und Gliederung in sich trägt. Mit der Vollendung der Dichtung steht in großen Umrissen der musikalische Bau des Werkes vor mir." Das hat auch Wagner von sich sagen können.

Eine treffliche Ergänzung zu Kapps Ausführungen in rein musikalischer Hinsicht bietet Rudolf St. Hoffmann in seinem von Begeisterung erfüllten Buche Franz Schreker (E. P. Tal & Co., Verlag, Leipzig und Wien). Er geht darin auf das gesamte Schaffen des jetzigen Direktors der staatlichen akademischen Hochschule für Musik in Berlin ein. Sicherlich hat er recht, wenn er Schrekers erstes Bühnenwerk von ungeahnter Reife, Eigenart, Kühnheit und Selbständigkeit findet. Wahrscheinlich wird dieser „Ferne Klang" die einzige von Schrekers bisherigen Opern sein, die sich längere Zeit auf den Bühnen erhalten wird. Erreicht hat eben Schreker doch noch nicht, was er erstrebt hat. Seinen Zielen aber kann man nur zustimmen; er hat sie folgendermaßen aufgestellt: „Volle Deutlichmachung der Beziehungen der Musik zum Drama durch Vereinfachung des Stils, durch Plastik des Ausdrucks in Wort und Ton, also restlose Verschmelzung der beiden Hauptfaktoren des musikalischen Dramas unter weitgehender Heranziehung des malerischen Elements . . . höchste Kunst und Feinheit in Behandlung des Orchesters, Eindämmung seiner Gewaltherrschaft über die Singstimmen zugunsten der Verständlichkeit des Wortes, eine Art Entmaterialisierung des Orchesters zur Beherrschung subtiler Stimmungen . . ."

Besonders gefreut hat es mich, daß bereits das fünfte Bändchen „Zeitgenössische Komponisten" einem Tonsetzer gewidmet ist, dessen Name außerhalb Münchens noch recht wenig bekannt geworden ist: Heinrich Kaspar Schmid, der kürzlich als Direktor der Musikschule nach Karlsruhe berufen worden ist. Hermann Roths verhältnismäßig sehr eingehendes Büchlein wird sicherlich ebenso wie der Umstand, daß der weltberühmte große Musikverlag B. Schotts Söhne in Mainz neuerdings Schmids Werke in größerer Anzahl herausbringt, dafür sorgen, daß dieser Tonsetzer die ihm gebührende Beachtung findet. Sicherlich haben wir von ihm noch viel zu erwarten.

Dasselbe gilt auch von Hermann Zilcher, geb. 1881, der seit kurzem Direktor der Staatlichen Musikschule in Würzburg ist, nachdem er in Berlin, Frankfurt a. M. und vor allem an der Akademie der Tonkunst in München als Lehrer des Klavierspiels sehr viel Anerkennung gefunden hat. Als blutjunger Mensch hat er als Begleiter von Sängerinnen und des Geiger-Ehepaars Petschnikoff großes berechtigtes Aufsehen erregt. Er will aber weniger als Klavierspieler denn als Schaffender eingeschätzt sein. Ich habe als erster im Jahre 1907 im Zusammenhange Zilcher in dieser Eigenschaft gewürdigt und freue mich, daß jetzt Hans Oppenheim in dem sechsten Bändchen der „Zeitgenössischen Komponisten" für ihn wacker eintritt.

Zilcher beherrscht die Ausdrucksmöglichkeiten der Musik in ihrer ganzen Ausdehnung und besitzt eine fast merkwürdig reiche und farbenvolle Empfindungsweise. So finden wir bei ihm totenwunde Sehnsucht ebensogut wie Lustigkeit und Witz. Immer ist sein Gefühl echt, hat man den Eindruck, daß er gar nicht anders sich ausdrücken kann, als es ihm der innere Zwang im Augenblick gebietet. Es ist dabei immer seine eigene, höchst persönliche Sprache, in der er zu uns redet. Sein gewaltiges Können erscheint auch in allen Feuern gestählt, sein Formgefühl höchst entwickelt. Sein feines Sprachgefühl hat ihn in der Wahl seiner Liedertexte aufs beste geleitet; er hat uns ein weites Gebiet dichterischer Schönheit durch seine Lieder erschlossen. Seine Kunst ist erfreulicherweise deutsch, mag auch hin und wieder seine blühende Phantasie und glutvolle Empfindung von nichtdeutschen Elementen befruchtet erscheinen.

Schon oft bin ich in Verlegenheit gekommen, wenn ich ein nicht zu umfangreiches Werk über Beethoven zur Anschaffung für ein gebildetes Haus vorschlagen sollte. Jetzt weiß ich, was ich empfehlen kann: Gustav Ernests Beethoven, Persönlichkeit Leben und Schaffen (Verlag Georg Bondi, Berlin), ein durchaus klar gehaltenes, fesselnd geschriebenes, auf gründlichen Studien beruhendes Werk. Sein Vorzug scheint mir vor allem auch darin zu liegen, daß durchaus vermieden ist, Erklärungen von außen in die Werke hineinzutragen.

Nicht unerwähnt darf hier Walter Nohls sehr lesenswertes Büchlein „Ludwig von Beethoven

als Mensch und Musiker im täglichen Verkehr" gelassen werden (Karl Grüninger Nachf., Stuttgart).

Sogar in der Musikhauptstadt Berlin gehört die Aufführung einer Brucknerschen Symphonie oder gar einer seiner Messen, selbst seines durch ein ganz besonders herrliches Adagio ausgezeichneten Streichquintetts zu einer Seltenheit, überhaupt ist die Pflege Bruckners noch viel zu wenig allgemein. Da ist es denn mit größter Freude zu begrüßen, daß endlich ein Buch über diesen, namentlich in seinen langsamen Sätzen Beethovens Werk fortsetzenden Symphoniker erschienen ist, das, mit größter Liebe und eben solcher Sachkenntnis geschrieben, für Bruckner mit Überzeugung eintritt und eigentlich in jedem musikalischen Hause vorhanden sein müßte; ich meine Ernst Decsey, Bruckner, Versuch eines Lebens (Berlin, Schuster & Löffler). In den Vordergrund stellt der Verfasser, der ein Sprachkünstler ersten Ranges ist, den ethischen Gedanken, das Christentum seines Helden; er betrachtet die Musik als Geberdenkunst und deutet aus dem Werke Bruckners dessen innere Haltung. Nur beglückt wird man dieses höchst anziehende Buch aus der Hand legen.

Wie ein Roman liest sich das Lebensbild Hans v. Bülows, das Richard Graf Du Moulin-Eckart uns geschenkt hat (Rösl & Co., München). Der Verfasser, bekanntlich ein Professor der Geschichte in München, ein Sohn eines Freundes und Kunstgenossen Bülows, ist diesem, trotzdem er kein Fachmusiker ist und gelegentlich Liszts Es-dur-Konzert als Sonate bezeichnet oder A. Bruckner mit Dionys Pruckner verwechselt, in hohem Grade gerecht geworden; allerdings sind die letzten Jahre Bülows, vor allem seine Meininger Zeit, etwas zu kurz gekommen; das macht aber nichts, er war auch schon früher der große Reformator.

In Hamburg, wo Bülow als Dirigent eine besonders wichtige Mission erfüllt hat, ist Gustav Mahler zu dem unvergleichlichen Orchester- und Opernleiter herangereift, als den ihn selbst diejenigen gelten ließen, die von ihm als Tonsetzer, insbesondere von seinen Symphonien nichts hielten. Über diese hat jetzt Paul Bekker, wohl sein und auch Schrekers größter Parteigänger, ein dickleibiges Buch mit zahlreichen Notenbeispielen veröffentlicht (Schuster & Löffler, Berlin), an dem niemand vorübergehen kann, der sich mit dem Problem Mahler beschäftigt. Allerdings ist dieses Buch mit einer gewissen Vorsicht zu benutzen; es will nämlich den Beweis erbringen, daß aus scheinbaren Unzulänglichkeiten und Widersprüchen sich in der Reihe der Mahlerschen Symphonien allmählich das Bild einer Persönlichkeit formt, wie sie so stark und innerlich ergreifend selten durch die Zeiten schreitet. Das bedeutet aber doch wohl eine Überschätzung des Tonsetzers, zu dessen Verehrern ich mich auch rechne, obwohl mich mancher Satz seiner späteren Symphonien mehr abstößt als fesselt. Mir ist er am liebsten, wenn seine echte Musikantennatur sich unverhüllt zeigt und auch ohne den Ehrgeiz ist, der Tonkunst neue Wege zu weisen.

Die nicht gerade umfangreiche Literatur über Edvard Grieg hat Richard H. Stein durch ein flott geschriebenes, mitunter hübsche kleine Abschweifungen, ja Ketzereien bringendes, jedenfalls recht lesenswertes Buch (Verlag Schuster & Löffler, Berlin) vermehrt. Durchaus unterschreiben kann man die Schlußsätze des Verfassers: „Die Urteile über Grieg's Schaffen mögen weit auseinander gehen, und der eine mag ebenso recht haben wie der andere. Freuen wir uns, statt um Meinungen zu streiten, der Lebenskraft und Lebenswärme seiner Werke, der Echtheit und Reinheit seiner Kunst. Wer so die Hörer im tiefsten Innern zu bewegen versteht wie er, der ist ein großer Künstler, auch wenn er nur die kleinen Formen gepflegt und zufällig keine Symphonie hinterlassen hat. Seine dem Empfinden des Volkes so nahe und doch dem Vulgären so ferne Musik ist erfüllt von jener tiefen Traurigkeit und stillen Sehnsucht, die der Größte wie der Kleinste in seinem Herzen birgt, und darin liegt das Geheimnis ihres großen Erfolgs."

Hans Pfitzner, den man wohl am besten als Neuromantiker bezeichnen kann, der uns in seiner musikalischen Legende Palestrina ein würdiges Seitenstück zu Wagners Parsifal geschenkt hat, wünsche ich von Herzen einen Ausdeuter seiner Werke, wie ihn Richard Strauß in Richard Specht gefunden hat. Aber solange ein solches Buch über ihn nicht vorhanden ist, müssen wir auch dankbar Arthur Seidls Büchlein begrüßen (Bändchen 45 [illegible] der Sammlung: Die Musik), so aphoristisch es auch gehalten und so sehr es auch mit allerlei Abschweifungen durchsetzt ist; es zeugt nämlich von wirklicher Liebe und feinem Verständnis für den

seinen eigenen Weg gehenden Tonsetzer oder vielmehr Tondichter.

Höchst wichtig und auch erfolgreich erscheint mir Hermann W. von Waltershausens Versuch, eine musikalische Stillehre in Einzeldarstellungen zu schaffen (Hugo Bruckmann Verlag, München), von denen bisher drei Bändchen erschienen sind. Sie sind aus Vorträgen hervorgegangen, die der Verfasser in seinem praktischen Seminar für fortgeschrittene Musikstudierende gehalten hat. Er bemerkt dazu: „Meine großen Vorbilder sind die literarischen Arbeiten Webers, Schumanns und Rich. Wagners. Für den praktischen Musiker ist jedes Wort dieser Meister wertvoller als die gesamten zunftgerechten ästhetischen Systeme, die fast durchweg abseits von der Realität der musikalischen Praxis geschaffen sind. Deshalb will ich in diesen Bändchen als Künstler und nicht als Gelehrter gemessen sein."

Das erste ist eine operndramaturgische Studie und behandelt die Zauberflöte. Deren vielfach sehr angefeindeten Text (bekanntlich von Schikaneder) nimmt Waltershausen nicht bloß in Schutz, er sucht vielmehr nachzuweisen, daß dieses Dichterwerk, mag auch eine Reihe von seltsamen Zufälligkeiten bei der Entstehung mitgewirkt haben, das vollkommenste Opernbuch ist, das jemals geschrieben worden ist. Recht hat Waltershausen, daß den, der sich einmal mit dem Zauberflöte-Buche beschäftigt hat, die Gestalten nicht mehr loslassen. Vielleicht beruht übrigens das Heil und die Zukunft der modernen Oper in der heiter-ernsten Oper nach Art der Zauberflöte. Aus der eingehenden Besprechung der Mozartschen Musik, die Waltershausen vom dramaturgischen Standpunkt aus gibt, ist sehr viel zu lernen. Sehr beachtenswert erscheint mir noch seine folgende Bemerkung: „Unsere Komponisten schreiben nicht Theatermusik, sondern absolute. Das Musikdrama ist ihnen nicht Form, sondern Rahmen. Die Opernmusik steht außerhalb der allgemeinen musikalischen Entwicklung und geht ihren eigenen Weg. Alle unsere modernen Opern sind zu schwer. Nur mit endlosen Proben, die den Sänger oft an die Grenzen des Wahnsinns führen, läßt sich die Realisierung finden. Jede Wiederholung des Werkes bedarf zahlreicher neuer Proben. Dies ist aber mit dem Repertoir unvereinbar. Wir müssen leichter und einfacher schreiben. Dies werden wir aber erst dann wieder können, wenn wir uns wie Mozart von der Illustrationsmusik fernhalten, wenn wir den typisch-menschlichen Inhalt in ein Melos zu gießen die Wege finden. Wir sollen deshalb die Errungenschaften der Romantiker nicht verachten."

„Das Siegfried-Idyll oder die Rückkehr zur Natur" ist der Titel des zweiten Bändchens der musikalischen Stillehre. Waltershausen nennt das Siegfried-Idyll das Ergebnis einer Selbstkritik, deren Überlegenheit allen Angriffen gegen Wagners Kunst den Boden entzieht; in ihm erblickt er ein Werk, das die Möglichkeit in sich trägt, der Ausgangspunkt einer neuen, von dem Niedergang der Romantik befreiten und doch aus den Erfahrungen der Romantik genährten deutschen Musik zu werden, weil in ihm die Rückkehr zur Natur, d. h. die Loslösung von der kosmopolitischen Sphäre, deren wir heute bedürfen, sich bereits vollzogen hat. Der Verfall unserer gegenwärtigen Musikepoche hat nach Waltershausen ihre Voraussetzung in der künstlerischen Internationale und in der Großstadt. Wenn auch internationale Anregungen zu technischen Fortschritten führen können, so werden sie doch „stets verderblich, wenn sie Einfluß auf den Geist und Inhalt gewinnen. Drei außerdeutsche Elemente haben den Stil unserer deutschen Musik verfälscht, das Schaffen dreier Künstler, von denen jeder die Bodenständigkeit starker Rasseneigentümlichkeit besitzt und so an sich die künstlerische Rechtfertigung in sich trägt. Alle drei Meister aber stehen dem Urquell der deutschen musikalischen Erfindung, dem melodischen Typus des deutschen Volksliedes, fern und vermochten sich deshalb mit dem deutschen Geiste nicht zu verschmelzen... Wir erkennen sie in dem Franzosen Claude Debussy, dem Italiener Giacomo Puccini und dem Juden Gustav Mahler."

„Mahler ist unter den Genannten die stärkste künstlerische Persönlichkeit. Die typischen Gegensätze zwischen jüdischem und germanischem musikalischen Geist waren in seinem Schaffen durch den stark böhmischen Einschlag seiner Jugendeindrücke gemildert... Anders gestalten sich die Verhältnisse bei seinen jüdischen Schülern. Diese knüpften an die starke Emanation der jüdischen Individualität an und entwickelten so eine Anzahl von Stilprinzipien, die gewiß der vollkommene Ausdruck ihres Rassentemperamentes, aber den Grundelementen der deutschen Musik diametral entgegengesetzt sind. Die

jüdische Rasse hat ein von dem der Germanen wesentlich verschiedenes rythmisches Empfinden." Wenn aber Waltershausen bei der stärksten Persönlichkeit unter den Nachfolgern Mahlers, d. h. in Franz Schreker, den Stil des jüdischen Psalms zur reinen Kultur geworden findet, so hat er offenbar nicht gewußt, daß in diesem Tonsetzer jüdisches Blut nicht fließt, doch hat er wohl darin Recht, daß Schreker von dem Niedergang der europäischen Kultur infiziert ist. Sehr bezeichnend ist Waltershausens Ausspruch: „Wie Pfitzners Palestrina nach des Meisters eigener Aeußerung der Abschluß einer germanischen Kunstepoche ist, so bedeutet Schrekers Kunst den Endpunkt der internationalen künstlerischen Entwicklung."

Einen Versuch über die musikalische Romantik bringt das dritte Bändchen der musikalischen Stillehre, das Waltershausen dem Freischütz gewidmet hat, der vor 100 Jahren (am 18. Juni) zur Uraufführung gelangt ist. Trefflich ist auseinandergesetzt, warum das Freischützbuch trotz seiner dichterischen Sterilität und dramatischen Unzulänglichkeit heute noch nicht verblaßt ist. Waltershausen gibt vor allem Hans Pfitzner darin recht, daß er bei seiner Straßburger Inszenierung den ganzen Dialog unverkürzt gebracht und sehr viel Gewicht auf eine starke bühnenmäßige Betonung nur angedeuteter, aber außerordentlich bedeutsamer psychologischer Elemente gelegt hat, wie z. B. auf Kaspars verschmähte Liebe zu Agathe. Hervorheben möchte ich nur noch, daß nach Waltershausen die Bedeutung der Euryanthe für die Entwicklung der modernen Musik überschätzt, die des Freischütz (bei dem Webers Kraft der Intuition ihren Höhepunkt erreicht habe) unterschätzt worden ist. Trotz wundervoller musikalischer Einfälle, trotz bewußter Fortführung der Ausdrucksmittel des Freischütz im einzelnen sei Euryanthe eine weitaus schwächere Partitur. So gern ich Waltershausen sonst auch folge, hier kann ich mich aber seiner Meinung nicht anschließen und möchte ausdrücklich betonen, daß ich es für eines der größten Unrechte der Bühnenleiter halte, daß sie die Euryanthe im Spielplan nicht mit allen Mitteln durchzusetzen suchen.

Da wir hier eben Opernfragen behandelt haben, reihe ich ein Buch an, das Freunden der Oper recht willkommen sein dürfte: Julius Korngold, Deutsches Opernschaffen der Gegenwart (Leonhardt-Verlag, Leipzig-Wien). Es ist dies eine Sammlung der Opernbesprechungen, die der Verfasser, bekanntlich der Nachfolger Hanslicks, seit 1903 für die Wiener Neue freie Presse geschrieben hat. Das ist noch eine Zeitung, die im Gegensatz zu den meisten reichsdeutschen, insbesondere den Berliner Blättern, dem Kritiker es ermöglicht, längere Abhandlungen über neue Opern zu veröffentlichen. 45 legt uns Korngold vor; ein guter Teil der betreffenden Opern sind aber schon vom Spielplan so gut wie verschwunden. Immer werden wir mit sicherer Hand in Dichtung und Musik eingeführt. Gerecht und billig erscheint uns selbst dann, wenn wir uns ihm nicht anschließen können, die ganze Art und Weise, wie Korngold urteilt. Aus vollem Herzen stimme ich ihm bei, wenn er gelegentlich der Frau ohne Schatten, deren Schattenseite er mit Recht ihr Buch nennt, sagt: „Es gibt keinen lebenden Musiker, der Aehnliches vermöchte", oder wenn er sich für Julius Bittners Höllisch Gold so recht erwärmt.

Mit großer Dankbarkeit ist es zu begrüßen, daß Willy Oskar Dreßler, der hochverdiente Herausgeber des Kunsthandbuchs, bei dessen achtem Erscheinen zum ersten Male auch die lebenden deutschen Tonkünstler, Musikgelehrten und Musikschriftsteller (im neuen dritten Bande) berücksichtigt hat (Verlag Ernst Wachsmuth, Berlin). Hätten alle Beteiligten so sorgfältige Angaben gemacht wie der namhafte Münchener Tonsetzer Anton Beer-Walbrunn, so besäßen wir ein ideales Nachschlagewerk. Eine Neuauflage wird jedenfalls dieses Ziel erreichen, wenn erst die Komponisten gesehen haben, wie nützlich auch dieser erste Versuch ist, einen Ueberblick über ihr Lebenswerk zu geben.

Schöne Frauen, häßliche Frauen / Von Martin Feuchtwanger

Schöne Frauen haben die stolze Würde der Überlegenheit. Sie führen keine Schmeicheleien im Mund, sie kommen nicht in Verlegenheit, sie kennen kein albernes Kichern. Ihre Überlegenheit läßt den begehrlichen Mann nicht herankommen. Sie kleiden sich einfach und geschmackvoll. Häßliche Frauen aber sind allerwege mit Zudringlichkeiten und Schmeicheleien bei der Hand, stets winden sie sich in Ver

legenheit, sie kichern albern und reden viel. Sie kennen keinen Stolz und keine Würde; sie hängen geschmacklosen Schmuck an sich, kleiden sich in Seide und Spitzen und wirken lächerlich.

Ach nein, das ist ein Irrtum. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Das gleichmäßige, schöne Gesicht ist von Jugend an umschmeichelt worden. Die Besitzerin des schönen Gesichts ist von jeher gelobt, verwöhnt, verhätschelt worden. So hat sie es nicht nötig gehabt, ihr Gefühl zu vertiefen, ihre Logik auszubilden, ihre Kenntnisse zu erweitern. Sie ist dumm und gefühlsarm geblieben. Sie weiß nicht, was ihr ansteht, sie lacht ohne Sinn und albern, sie redet Plattheiten und da sie glaubt, ihrer Schönheit wegen allerorten bewundert zu werden, so stellt sie sich in den Vordergrund und wirkt aufdringlich. So kleidet sie sich auch. Sie kann sich nicht genug tun in Schmuck und Spitzen und Spitzchen und Schleifchen, Pelzwerk und Seide, während die Häßliche schon als Kind zurückgesetzt wurde. Sie war darauf angewiesen, auf stille Schönheiten zu achten, Bücher zu lesen, die verborgene Güte zu lieben. Sie ist großmütig und verstehend geworden, klug, und sie weiß, daß von äußerem Schein nichts zu halten ist. Sie kleidet sich einfach, würdig, geschmackvoll.

* * *

Nein, man darf nicht verallgemeinern.

Es ist ja kaum möglich, die Schönheit oder die Häßlichkeit einer Frau festzulegen. Das Frauengesicht, das 1800 als schön galt, erschien 1850 keineswegs begehrenswert, die Figur, nach der sich die elegante Frauenwelt von 1850 sehnte, wurde von den Frauen im Jahre 1900 spöttisch belächelt. Wenn die Frau mit dem schlanken Bau heute stolz ist, wenn die schlanke Fessel und die kaum angedeutete Wade heute Triumphe feiern, so galt noch vor wenigen Jahrzehnten die Frau mit solchen Beinen als mit einem Schönheitsfehler behaftet und die Frau mit der starken Wade wußte, daß ihre Freundinnen sie um ihre schönen Beine beneideten.

Frauenschönheit ist Modesache, und da immerhin die geschmackvolleren Menschen sich nicht abhängig von der Mode machen, sondern ihren Geschmack sich nach der eigenen Person entwickeln lassen, so erscheint eine und dieselbe Frau dem einen das Muster an Schönheit, dem andern langweilig, dem einen zu weich, dem andern zu sinnlich, dem einen zu dunkel, dem andern zu verträumt. Eine und dieselbe Figur ist dem einen das Ideal, dem andern ist sie zu üppig, dem dritten zu robust, einem zu groß, einem zu klein. Dem einen ist die Büste zu stark, einem gefallen schlanke Arme, einem kleine Füße, einem der wippende Gang. Der Anatom kennt die Norm, das Verhältnis von Oberkörper zu Unterkörper. Trotzdem erscheint heute die Frau mit anormal kurzem Oberkörper vielen besonders reizvoll, während zu anderen Zeiten der kurze Unterkörper ideal war.

* * *

Gefallen wollen alle Frauen, die Backfische, die jungen Frauen, die Vierzigjährigen. Die typische Bemerkung: „Ich weiß sehr wohl, daß ich nicht schön bin", will nicht immer Widerspruch herausfordern, aber niemals gibt eine Frau mit ihr eine objektive Wahrheit ohne Hintergedanken kund. Die Minderwertigen wollen allen gefallen. Viele wollen nur denen gefallen, die ihnen selbst gefallen. Sie haben ihren besonderen Geschmack, nach diesem richten sie sich. In den Zügen, in der Art der Kleidung, in der Herausarbeitung irgendeiner Eigenart zeigt sich das. Viele wollen nur einem gefallen. Ist dieser eine starke, konsequente Persönlichkeit und nicht verschlossen, so kann die, die nur ihm gefallen will, mit leichter Mühe an sein Schönheitsideal herankommen. Ist er ein fahriger Geist, wechselt er in den Ansichten und im Geschmack und weiß sich die Frau nach ihm zu richten, so wird sie zu denen gehören, von denen man sagt: Sie sieht heute wieder ganz anders aus als vorige Woche.

* * *

Die Schönheit ist relativ. Die Frau richtet sich nach der Mode, nach ihren Ansichten, nach dem Mann, den sie liebt, nach dem Milieu, in dem sie wirken will. Gedanken und Gefühle prägen sich im Gesicht aus. Eine Frau kann schön *werden*. Viele Frauen verändern sich, wenn sie heiraten und eine glückliche Ehe leben. Die Flatterhafte, die Untreue verrät sich selbst.

Bei vielen, den meisten, ist die Seele auf dem Gesicht zu lesen. Die meisten von denen, die weiche Züge haben, sind weich und schmiegsam, die meisten von denen, die harte Züge haben, hart und herrisch. Sanftmut, Edelsinn, Verträumtheit, Neid,

Bosheit, Flatterhaftigkeit, Schönheitssinn: sie verleugnen sich selten.

„Sie ist häßlich, aber sympathisch.“ Die Natur hat ihr eine niedere, flache Stirne oder eine kleine, breite Nase, vorstehende Backenknochen mit auf den Weg gegeben. Die Seele ändert die Backenknochen nicht. Aber das Auge, die Züge begleiten die Seele; so entsteht das „Sympathische trotz der Häßlichkeit“.

* * *

Keine hält sich für häßlich. So häßlich ist keine Frau, daß sie sich, im Bewußtsein und im Unterbewußtsein, völlig darüber im klaren wäre, daß sie häßlich sei. Wenn ein junges, schöngewachsenes, blühendes Paar an einer kleinen, watschelnden Dicken vorübergeht, heimlich lächelnd, so wissen die beiden nicht, daß die kleine Dicke Kinder hat, die sich in unendlicher Zärtlichkeit an die Mutter schmiegen und diese für schöner halten als alle Welt, daß sie vielleicht einen Mann hat, der sie liebgewann, als sie noch nicht dick war und noch nicht watschelte, und dessen Sinnen seit Jahren und Jahrzehnten so verwachsen ist mit seiner Frau, daß er ihre Gestalt jeder anderen vorzieht.

Groß oder klein, dick oder dünn, großer Kopf, kleiner Kopf, lange Nase, Stumpfnäschen, graue Haare, schwarze Haare: Es gibt kaum eine Frau, die jedermann häßlich erscheint. Und die allgemeine Schönheit, die Modeschönheit, erscheint noch lange nicht allen begehrenswert.

* * *

Im allgemeinen aber gilt der Satz: Wo Harmonie waltet, im Denken, im Leben, im Geschmack, in den Anschauungen, in der Kleidung und im Gebaren, da stellt sich eine Überlegenheit, eine Ruhe und eine Sicherheit ein, die turmhoch über jeder Schönheit steht. Das ist eine Überlegenheit und eine Würde, vor der sich alle Männer neigen und die in allen Lagen Siegerin bleibt. Das ist die wahre Schönheit, die erhaben ist über die Mode.

Frühlingserwachen / Eine Kindergeschichte von Victor Noack

Ich bin ein alter Mann, mein Leben war grau mehr als lustig; aber in meiner Erinnerung brennen einige Feuerchen von der Jugend her, woran die fröstelnde Seele sich heute wärmt . . .

Ueber regungslosen Wipfeln war's sonnenblank blau. Wenige Federwölkchen trieben wie glitzernden Meeres Schaum. Auf der Wiese — zwischen Waldhängen eingebettet — lagerte eine Gauklertruppe. Zwei bunte Wagen mit Fensterchen, die Landstraßengeschichten erzählen. Vier seilumschlungene Grenzpfosten des Theaters. Quer über den Platz, mannshoch gespannt, das Seil. Als Hintergrund, von Wagen zu Wagen, ein Vorhang; das Rot staubgrau, verzehrt von Wind und Sonne, von Regen verwaschen. Bänke für die Gäste nur wenige; denn die meisten zahlten nicht und setzten sich ins Gras.

Das ganze Städtchen war fast draußen. Heitere Plakate, ein Umzug der Künstler mit rasselnden Schellen und dröhnender Pauke, ein Clown auf Händen über den Markt gelaufen, und auf breitem Kissen über Langohrs Rücken Angelika, auf den Fußspitzen sich drehend, daß das kurze, steif abstehende Mullröckchen wie ein Kreisel tanzte, — all das hatte die Leute erfreut und ihnen ein Vergnügen verheißen. Nun waren sie da, um zu schauen.

Ein Clown stürzte heulend aus des Vorhanges Falten, kopfüber, den Fußtritt im Hintern. Beim Schimpfen stolperte seine Zunge wie die verschraubten Füße beim Gehen. Der Esel folgte, rücklings geritten von einem Spaßmacher, der eine Glocke schwang und lärmend damit und schreiend die Vorstellung eröffnete. Frohsinn hüpfte ins Publikum und entfesselte das Orchester von Gelächter, Rufen und Händeklatschen.

Ich war unter den Grashockern. Es war für mich die Zeit, wo der Saft in die junge Birke steigt und Knospen setzt und Triebe treibt; wo jeder Gedanke Erwartung ist und jeder Wunsch Verlangen, den Brennpunkt des Lebens zu suchen, wohin man den Weg nicht kennt und, taumelnd in Frühlingsrausch tastet. So war ich.

Angelika stieg auf's Seil. Stieg? — welch ungehobelt Wort! Von Feenhänden gehoben schwebt, gleitet, wippt, hüpft sie, hockt nieder,

schnellt federnd hoch, schlüpft durch Reifen, wirft glitzernde Bälle in die Sonne. Anmut umfließt ihre Gestalt.

Bis zur vordersten Bank hatte ich mich vorgewagt, getrieben von Verlangen, die Schöne nahe zu sehen. Ich schuf mir ihr Bild nach meiner Sehnsucht; meine Schöpferkraft war Frühling. Ach, — war sie schön!

Hatte sie meinen Blick gefühlt? Sie sah mich an und ich zitterte. Was war mir noch der „Schlangenmensch", der einen Knoten aus sich machte, der Clown, der aus einem Kissen musikalisches Geräusch lockte, indem er sich darauf setzte, eine Zigarrenkiste wie eine Geige strich, auf einer Gießkanne blies: „Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen". Ein Athlet spielte Ball mit Zentnern. Seine Muskelknollen weckten nicht meine Andacht.

Angelika kam kassieren. Wer vermag zu ermessen, wie sehr es mich drückte, daß ich nichts besaß, auf ihren Teller zu legen. Wär's möglich gewesen, mein Herz hätte ich gegeben. Ich verkroch mich aus Scham vor ihren Augen. Ihr Mullröckchen streifte meine Hand. Welch ein Gefühl!

Das Spiel war aus. Die Leute versickerten allmählich im dunkelnden Wald. Ich harrte auf der Wiese. Rauhe Stimmen hinter dem Vorhang. Ich lauschte. War das ihr Lachen? Männer traten heraus, — ganz gewöhnliche Männer; sie trugen die Bänke ab, stapelten Bretter und Böcke aufeinander, nahmen das Seil herunter, das Seil, worauf sie gelaufen, gesessen — und rissen die Pfähle aus. Eine Alte kam aus dem Wagen, in dem Angelika wohnen mochte. — Ach, bei Mondschein vor ihrem Fenster zu wachen! — Sie strickte beim Gehen und in der Unterhaltung mit den Männern. Die lauten Stimmen hallten im Walde. Der Esel lief zwischen durch, die saftigsten Stellen im Rasen suchend. Ueberm Wagendache stieg graublauer Rauch; es roch nach brennendem Holz.

„Abendbrot" sagte die Alte. „Is' och Zeit" meinte ein Mann.

Herz bleib ruhig; — ein Mädchen trat durch die offene Wagentür.

So lange hatte ich mich unter den säumenden Bäumen verhalten. Nun stand ich nahe. Ihre Kleider waren vertragen, dürr war ihr Hals, welkend das Gesicht, roh die Sprache, und ihre Hände wie grob. Nur einen Herzschlag lang dachte ich, sie wär's. Das blonde krause Haar erinnerte an sie.

Verschämt leise fragte ich: „Wo sind nun eigentlich die Künstler?"

Sie lachte lärmend. Wie stechend war ihr Blick.

„He! — ihr! — der Kleene fragt, wo die Künstlerschen sind!"

Wie peinlich. Alle blickten auf mich. Der Frechste kam heran, legte den Arm um ihre Hüfte und drückte sie.

„Die Künstler sein wir!" — und grinste. Und sie faßte mir unters Kinn: „Na Kleener, kennst mich nich wieder?" und warf den Kopf in den Nacken und hob die Arme, tänzelnd wie auf dem Seil.

Das Gelächter dröhnte in meinen Ohren, als ich mich scheu entfernte.

Jugend verwindet rasch. Was war mir Wirklichkeit? Ich gab sie preis für den holden Schein. Es war dunkel auf dem Heimweg. Im Städtchen flimmerten die Lichter, und neben der schwarzen Silhouette des Kirchturms glühte der Mond. Ich wünschte mir eine Gewitternacht mit Donner und Blitz; dann wollte ich an Angelikens Fensterchen klopfen und ihren Namen flüstern.

Lange noch lag ich wach im Bett und lauschte der Melodie dieses Namens.

Am andern Tage waren die Wagen fort. Fahrend Volk. Von Angeliken aber träumt noch immer der alte Mann, — oder ist's von der Jugend?

Das Kastell / Von Walter von Molo*)

Herrlichen Ausblick auf das stille, tiefblaue Meer gab die lorbeerumstandene Höhenstraße. Heiß, salzig war die Nachmittagsluft. In den Telegraphendrähten längs der Straße summte der Wind, die Pferde gingen im Schritt die vielfach geschlungene Straße entlang. Melodisch klingelten die Geschirrglöckchen des Gespanns durch den faul wehenden Straßenstaub, der voll vom Duft der blühenden

*) Aus dem Novellenband „Im Zwielicht der Zeit", der demnächst bei Albert Langen in München erscheint

Mandel- und Lorbeerbäume war. Der Mann im Wagen nahm wieder den Brief vor, er las noch einmal die Schlußworte seiner einstigen Geliebten: „Helfen Sie mir! . . Ihre Mia . .“

Er sah aus der hellen Vergangenheit, die ihm die Erinnerung malte, wie erwachend auf. Eine heimkehrende Ziegenherde trottete vorbei, in der seitab ziehenden Staubwolke, die die leichten Hufe der stelzenden Ziegen aufwirbelten, gewahrte er die jähe Krümmung, die die Römerstraße machte, ehe sie steil zum Strande abfiel, an dem sich hinter dem kleinen Kurhotel das Meer hob und senkte.

Der Wagen hielt; der Mann nahm sein Gepäck aus dem Wagen, mit ein paar Kupfermünzen kaufte er sich von den Straßenjungen frei, die ihm übereifrig Führerdienste leisten wollten. Der Portier wies den Weg. Donnernd überhallte den Mann von der See her der Knall der Kanonenschüsse der manövrierenden Kriegsschiffe; sie standen klein und schwarz am Horizont, wie Kinderspielzeug. Hart lärmte der Schritt in den engen ungepflasterten Gassen, lauter als der verschwimmende Prall der fernen Schiffsgeschütze.

Die krumme Zeile endete, sie gab zurücksinkend weiten Ausblick auf das Meer und die lange grün geschwungene Küste. Erschrocken stand der Mann. Das Blut in seinen Ohren begann zu singen. Wilde Aufregung nahm Besitz von ihm: inmitten des hellen Grüns, auf einer Art Landzunge, ins Meer hinausgebaut lag düster inmitten hoher schwarzgrüner Bäume, ein fahlrotes Bauwerk. Wo hatte er das schon gesehen? Er wußte, daß es mit einer der Barken, die vor ihm im seichten Uferwasser schaukelten, leichter zu erreichen war, als auf dem weiteren Landweg. Konservenbüchsen klapperten beim sanften Auf und Nieder der Wellen am Strand. Ein Barkenführer erhob sich aus dem faulen, gemeinschaftlichen Hinbrüten seiner Kameraden.

„Barke fahren?“

„Zum Kastell!“

„Yes, aber, Signore fahren meglio spazieren?“ Bewundernswürdiges Kauderwelsch sprach der alte Barkenführer mit den hängenden Tränensäcken. Er bekreuzigte sich und legte das Ruder ein, leise wiegend nahm die „Santa Maria“ Kurs zum Kastell. „Das Kastell ist very alt, il appartiene al Signor Ecke und sa wife.“ Keine Antwort; der Barkenführer schwieg. Näher kam das unheimliche Bauwerk, immer näher und näher unter dem gleichmäßigen Armhub des Ruderzuges, der gemächlich das klare, hellgrüne Wasser teilte und zur Seite stieß. Warum waren die zwei Menschen dereinst, als er sie aus den Augen verlor, hierher gezogen? Das Bauwerk blieb finster, trotzdem schon jeder Stein in der streng umfassenden Ringmauer erkennbar war. Die Wellen leckten zaghaft, wie in Furcht an den ausgewaschenen Stufen der Landungsstelle hinan; über der Landungsstelle stand eine eisenbeschlagene schwarze Tür im Mauerwerk. Die Schießscharten waren zertrümmert, mit sonderbar dickem Moos überwuchert; kein Ton drang aus dem Bauwerk.

Die Barke hielt.

„Gott schütze den Herrn,“ sprach der Barkenführer, er stieß ab und suchte wieder die See.

Die Tür war unverschlossen. Der Mann schritt durch Lorbeerhaine und Stachelhecken dem Hause zu, das ihm geheimnisvoll rot durch das Silbergrau der Olivenbäume entgegenschimmerte.

Der Mann trat in den halbdunklen Flur. Eine alte, weißhaarige Frau kam ihm entgegen. Mit scheuem Blick nach der geschlungenen Steintreppe zurück, die sich in der geheimnisvollen Dämmerung verschwindend ins Innere des Hauses emporschraubte, zog die Frau wortlos den Besuch in ein Zimmer im Flur; sorgsam niedergeneigt versperrte sie die Tür. Die Frau wandte sich, sie richtete sich auf. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind! Oh, wie ich Ihnen danke! Sie müssen mir helfen, es geht nicht so weiter! Sagen Sie ihm nicht, daß ich Ihnen schrieb!“

Sie senkte den Kopf, die feinen, weißen Hände, die sie über dem Schoß gefaltet hielt, zitterten; voll von Falten und Runzeln war das Frauenantlitz, die Lippen allein waren noch lebenheischend.

„Wo ist er?“

Sie zuckte zusammen, geduckt, wie voll Angst lauschte sie zur Türe, die im Halbdunkel lag.

„Was ist mit Ihrem Mann? Ist er krank?“

Beschwörend fuhren ihre Finger zum Mund; sie lauschte. Als alles still blieb, drehte die Frau den Kopf. „Ich hab' dich gerufen,“ stammelte sie, „gerufen . .“

„Warum?“

„Lasen . . Sie sein Buch?“

Wie von fremder Macht herumgedreht, bewegte der Mann den Blick im Zimmer herum.

„Drum also . . kenne ich das . . alles?!"

Sie starrte ihn entsetzt fragend an.

„Damals wohnten wir noch nicht hier."

„Noch nicht hier?"

Heftig, im Antlitz des Besuchers voll Schrecken weiter forschend, verneinte sie: „Nein."

„Ihr wohntet damals noch nicht hier?"

„Nein!!"

„Aber die Gegend war . . deinem Manne doch . . bekannt?"

„Nein!!! Er kannte sie nicht!"

„Er hat aber doch in seinem Buche dieses Haus hier beschrieben?!"

Sie bewegte die Lippen, ohne daß ihr ein Wort gelang.

„Erzähl' weiter. Weshalb ließ er sich hier nieder? . . Er muß doch einen Grund dazu gehabt haben? Was war der Grund?"

„Er . . Wir . . Eines Tages kam er nicht mehr . . nach Hause . . Drei Tage später schickte er ein Telegramm; es war hier aufgegeben. Dann kam er . . um unsere Uebersiedlung . . hierher . . vorzubereiten."

„Warum?"

„Ich weiß es . . nicht." Röte lief über das Antlitz der Frau: „Wir . ." Schreckerfüllt sah sie zur Türe, leichenblaß, wie gestorben, voll des furchtbarsten Entsetzens: vorsichtig, langsam, wie plötzlich lebendig geworden, bewegte sich die Klinke der versperrten Türe nieder; etwas klirrte, es scheuerte metallisch am Schloß: mit dumpfen Prall fiel der Schlüssel, von außen hereingestoßen, ins Zimmer. Leise, vorsichtig wurde vor der Tür hantiert. Sie saßen wie vereist. Die Türe öffnete sich, still trat Franz vom Ecke ein.

„Da bist du ja!"

Er drückte, ohne eine Spur von Ueberraschung zu zeigen, dem Besuch die Hand. „Komm, ich will dir gleich dein Zimmer zeigen." Franz vom Ecke schritt voran. „Du wirst wieder oben wohnen. Komm! Zu deiner Verteidigung liegt wieder der Venezianerdolch auf dem Nachttischchen bereit."

Kopfschüttelnd, dem flehentlichen Blick der Frau nachgebend, stieg der Besucher die wuchtige Steintreppe hinan. Vom Lichtprisma einer der Schießluken grell beleuchtet, stand auf dem Treppensockel eine Büste. Mit klaffendem Hieb über dem Schädel, unheimlich, gespensterhaft belebt vom Licht, das von den Wellen draußen zerstreut ins Haus reflektiert wurde; der Besucher ballte die Fäuste: die Büste stellte ihn dar! Lauernde Kraft kam in des Hausherrn hohe Gestalt, der Schrei einer Dampfersirene drang durchs Fenster, die funkelnden Augen im gelben Antlitz verloschen, Ecke sank wieder in sich zusammen und sagte leise, fast bittend: „Komm, ich will dir dein Zimmer zeigen."

Das Meer rollte, die Wolken im Westen standen unsicher still; gierig, unruhiger leckte die dunkel gewordene Abendflut an den Skoglien hinan. Die Sonne starb, Schatten sanken in den verwahrlosten Park, Wind rauschte auf. Ein alter Diener, durchsichtig und lautlos, wie aus Luft geformt, bat, die Zeit stand still, zum Abendessen. Reglos leuchteten die Flammen der Kerzen auf dem Eisenring, sie fleckten die dunkle Täfelung des lichtarmen Zimmers; die zerhackten Kettenpanzer und Waffen an den Wänden klirrten leise.

Der Hausherr war im Frack, seine Frau hatte große Toilette angelegt, Mia aß nicht, sie hob nicht den Blick. Bald verabschiedete sie sich mit der Lüge, sie habe Kopfweh; drohenden Blickes sah der Mann seiner Frau nach, als sie müde verschwand.

„Wir rauchen noch eine Zigarre in deinem Zimmer!" sprach befehlend Franz vom Ecke, „komm!" Im Gang, dem nun die heraufglühenden Sterne Licht gaben, krampfte Franz vom Ecke seine Finger in den Arm seines Freundes. Keuchend stieg er, an ihn geklammert, die steinernen Stufen hinan.

Der Mond stand über den Uferbergen, er überglänzte beruhigend die schlafschweren Wellen. Das Blinkfeuer des fernen Hafens strahlte auf und verschwand.

Hell war das Viereck, das die Türöffnung des Balkons aus dem silberübersäten Nachthimmel schnitt; aus der dunklen Ecke glimmte des Hausherrn Zigarre; zusammengepreßte, schmale Lippen ließ der Lichtkegel sehen, wenn Franz vom Ecke den Rauch einzog.

Der glühende Punkt stand still, er wurde kleiner und kleiner. Des Hausherrn Stimme sprach.

„Die wichtigen Dinge des Lebens sind die, von denen wir nichts wissen. Es kommt keinem ein Gedanke ohne Grund in den Sinn. Niemand kann sagen, daß das ist, was er sieht und hört;

es gibt anderes.“ Raumbefreit wuchs die Stimme im grenzenlosen Monddunkel. „Ich habe in diesem Hause in vergangenen Zeiten gewohnt. Immer wieder und wieder habe ich von diesem Hause geträumt, ich habe jede Nacht in diesen Mauern gelebt und gelitten. Aus geheimnisvollen Tiefen der Vergangenheit steigen Stimmungen auf, Erinnerungen an unser früheres Leben. Ich schrieb in meinem Buch meine Träume. Als mein Buch fertig war, fand ich in einer Zeitschrift einen Artikel, der mit anderen alten Bauten der hiesigen Küste dieses Kastell genau beschrieb, wie mein Werk! Ist das Zufall? . . Der Artikel war geschrieben *nach* dem Tage, an dem ich mein Buch vollendete! Ich fuhr hierher,“ Franz vom Ecke saß aufrecht, „Wort für Wort stimmt die Chronik dieses Hauses mit dem Gange meiner Erzählung, mit meinen Erinnerungen überein!“ Die Rede sank in sich zusammen. „Der Tod kann nur verschütten! . . Ich fuhr hierher. Ich habe mein früheres Leben nicht richtig zu Ende gelebt, ich stieß daneben . . Das muß sich jetzt ändern.“

„Und deine Frau? . .“

„Die ist die zweite Hälfte, die sich zum Ringe fügt! Es gibt kein Entrinnen! . . Laß es geschehen! Komm her!“

Sie standen auf dem Söller.

„Sieh dieses Bild! Wen stellt es dar?“ Die Züge Franz vom Eckes starrten im Flimmerlicht der Sterne aus der Halskrause im hingehaltenen Medaillon.

„Das ist der Erbauer des Kastells! Das Bild ist Hunderte von Jahren alt. Dieses Haus war der Schauplatz schrecklichen Leides! Es ist hier ein Mord geschehen. Der Ermordete hieß Angolo! Angolo heißt Ecke, des Mannes Vornamen war Sebastiano! Nun? . .“

„Du heißt doch . . Franz!? . .“

„Mein zweiter Name ist Sebastian! Der Mann, dem dieses Kastell gehörte, der mir ähnlich sah wie ein Ei dem andern, hieß wie ich! Er starb am 14. Juni, das ist der Tag, an dem ich geboren wurde. Seine Frau betrog ihn! Töte mich wieder, wenn du es . . kannst!“ Stahl blitzte, zwei Männer rangen keuchend, gellend schrie einer um Hilfe.

Willenlos ließ sich Franz vom Ecke fesseln. Starr saß er im Wagen, der ihn in die Anstalt brachte.

Auf dem Bock rauchte der Kutscher; neben dem Arzt saß der Freund, er stierte bewegungslos durchs Fenster hinaus in die Mondnacht.

RANDBEMERKUNGEN

Kunst und Schweinerei.

Die Spekulation auf die allergewöhnlichsten Instinkte ist ein Geschäft, das im neuen Deutschland, im Deutschland der Schieber und Konjunkturgewinnler seinen Mann nährt. Wenn man sich eine Litfaßsäule betrachtet, so muß man staunen über die Fülle von „Nackt“anpreisungen in Kabaretts und Schnapsdielen. Ja, wir haben es bereits zu einem in dieser Beziehung programmatischen Theaterstück: „Lauf' doch nicht immer nackt herum“ gebracht. Mein Liebchen, was willst du noch mehr? Ich bin gewiß kein Eiferer gegen die nackte Körperlichkeit in der Kunst und im Leben, aber alles an seinem Platz und zu seiner Zeit. Die Formensprache der Plastik ist der menschliche Körper in völliger Nacktheit, auch die Tanzkunst, sofern sie nicht zu einer perversen Schaustellung weiblicher Reizorgane ausartet, kann die reine Körperlichkeit als Formelement nicht entbehren. Dasselbe gilt von der sportlichen Betätigung. Ich begrüße es als einen wirklichen Fortschritt, daß die vielgeschmähte und noch mehr mißbrauchte Nacktkultur Eingang in unsere Sporthallen gefunden hat. Man muß schon ein unkorrigierbarer, hoffnungsloser Misanthrop sein, um nicht Gefallen an der schönen körperlichen Form des Mannes und des Weibes zu finden. Aber die Nacktkultur und Nacktkunst von heute! Es berührt unglaublich komisch und zeugt von einer beispiellosen Begriffsverwirrung, daß man notorische Schweinereien vor das Tribunal zerrt. Mit dem

„Reigen"-Prozeß begann die sexual-forensische „Sensation", die sich zu einer großen Blamage auswuchs. Aber nicht genug damit, mußte auch noch die „Kunst" einer Nackttänzerin, die auf den erotisch klingenden Namen Celly de Rheydt hört und gegenwärtig zu den führenden „künstlerischen" Persönlichkeiten des Kabaretts zählt, einer gerichtlichen Beurteilung unterzogen. Celly de Rheydt und ihr Impresario-Gatte, Herr Sevelo, müssen, wenn sie Humor haben, sich königlich amüsieren über die hohe Beachtung, die ihre exhibitionistischen Gliederverzerrungen, als Nackttänze etikettiert, vor einem hohen Gerichtshof gefunden haben. Eine Sondervorstellung wird anberaumt, damit Richter und Sachverständige sich über die „Kunst" einer Celly de Rheydt und ihrer Schülerinnen ein Urteil bilden können. Es macht der deutschen Rechtspflege alle Ehre, daß sie unter Aufbietung eines gewaltigen forensischen Apparats der Angeklagten Gelegenheit bietet, sich sozusagen in nuce zu verteidigen. Was dabei herauskommen wird, ist allerdings ganz gleichgültig. Kein Gerichtshof der Welt ist außerdem imstande, den heißumstrittenen Kunstbegriff festzustellen. Das wäre auch gar nicht seine Aufgabe. Um Kunst handelt es sich hier auch nicht. Celly de Rheydt kann, wenn sie ehrlich ist, nicht in Abrede stellen, daß sie mit der Schaustellung ihrer weiblichen Reize Geld, viel Geld verdienen will, und daß sie sich schwerlich vor einem weniger zahlungskräftigen Publikum produzieren würde. Sie ist eben auch nur ein Kind ihrer Zeit, das die Konjunktur ausnutzt. So leben wir . . . und nach uns die Sintflut! Nicht die Tänzerin, die in einer gesund empfindenden Zeit sich kaum über das Niveau einer kleinen Ballettratte erhoben hätte, ist die Angeklagte, sondern das sensationslüsterne, sexuell pervertierte Publikum. Wie wäre es sonst möglich, daß alle Nuditäten in Wort und Bild zu dem gangbarsten Handelsartikel geworden sind! Unsere Zeit ist schwer krank und durch und durch amusisch. Darum sollte man endlich mit dem Kunstgeschwätz aufhören. Der Kunstsachverständige vor Gericht ist nachgerade zu einer komischen Figur geworden. Auch die moralische Entrüstung steht uns schlecht zu Gesicht. Kann sich doch selbst eine Celly de Rheydt moralisch entrüsten über soviel Kunstbanausentum, das einfach unfähig ist, ihrem exhibitionistischen Gedankenfluge zu folgen. Blamage auf allen Seiten. J. G.

Schutz der Volksmajestät!

Mit der Monarchie ist in Deutschland selbstverständlich auch der Majestätsbeleidigungsparagraph im Strafgesetzbuch gefallen. Wen es danach gelüstet, den entthronten Majestäten den Eselsfußtritt zu versetzen, kann seinen Gefühlen freien Lauf lassen. Man kann es verstehen, daß Tausende von Volksgenossen, die wegen einer freimütigen Kritik an der Person des Landesherrn auf Grund der §§ 94, 95 auf Monate und Jahre hinter schwedische Gardinen gesteckt worden waren, von der Schimpffreiheit ausgiebigen Gebrauch machen. Es wird überhaupt im Deutschen Reich viel geschimpft, auf die wirtschaftlichen und politischen Zustände, auf die Parteien, auf die Schieber und Ämterjäger, und nicht zum geringsten auf die Verfassung und die Repräsentanten der Volkssouveränität. Darum sagten sich einsichtige Leute: so geht es nicht weiter, es muß unbedingt etwas geschehen, um die Schimpffreudigkeit einzuschränken. Und flugs holten sie aus der Versenkung den nach Obrigkeitsstaat riechenden Majestätsbeleidigungsparagraphen hervor, säuberten ihn von dem muffig gewordenen Aktenstaub und übersetzten ihn sinngemäß ins Demokratisch-Republikanische, um ihn den Volksgenossen schmackhaft zu machen. In seiner neuen Aufmachung — „Gesetzentwurf zur Anpassung des Strafgesetzbuchs an das Verfassungsrecht" nennt man es — lautet er:

„Wer die verfassungsmäßige Staatsform oder die Reichs- oder Landesfarben öffentlich beschimpft, wird mit Gefängnis bestraft. Daneben kann auf Geldstrafe bis zu fünftausend Mark sowie auf Verlust der bekleideten öffentlichen Ämter erkannt werden.

Ebenso wird bestraft, wer öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen zu Gewalttätigkeiten gegen die Person des Staatsoberhaupts oder eines Mitglieds der Reichsregierung oder einer Landesregierung auffordert oder anreizt."

Die Majestät ist tot! es lebe die Majestät! Nämlich die durch die Regierung repräsentierte Volksmajestät. Darüber großer Jubel bei den Parteien und in den Kreisen, die sich die Abschaffung des Majestätsbeleidigungsparagraphen haben angelegen sein lassen, die die Unsinnigkeit eines Paragraphen, der bei der schäbigsten Denunziation schon in Aktion

trat, mit allen erdenklichen Argumenten erhärteten. Der „Vorwärts" veröffentlichte periodisch die, wegen Majestätsbeleidigung erkannten Urteile, die nicht zu knapp bemessen waren. Meistens bestand die Straftat in läppischen Bemerkungen unreifer Personen. Aber auch ernste Männer, wie der als Pazifist bekannte Professor Quidde, mußten für eine freimütige Kritik der Handlungen und Reden des Staatsoberhauptes mit Gefängnis büßen. Der ominöse § 95 war wenig dazu angetan, Begeisterung für die monarchistische Staatsform im Volke zu erwecken.

Kann überhaupt eine Staatsform oder staatliche Einrichtung durch das Strafgesetz geschützt werden? In der preußischen Königshymne heißt es sehr zutreffend: „Nicht Roß noch Reisige, schützen die steilen Höh'n, wo Fürsten steh'n." Wenn, wie hier zugegeben, ein Staat sich nicht einmal auf die bewaffnete Macht stützen kann, so kann er sich am allerwenigsten auf das Strafgesetz stützen. Wenn Staatsgefühl und Liebe zu einer bestimmten Staatsform nicht fest im Volke verankert sind, haben alle Schutzmaßnahmen, auch die zum Schutze der Republik, nur ephemere Bedeutung. Am allerwenigsten sollte aber die Republik, die als Staatsform die Idee der Volkssouveränität am klarsten zum Ausdruck bringt, strafgesetzliche Bestimmungen zu ihrem Schutze bedürfen.

Der „Gesetzentwurf zur Anpassung usw." ist außerdem wegen seiner kautschukartigen Bestimmungen eine legislatorische Unmöglichkeit. Besonders auslegungsfähig ist namentlich die Strafbestimmung über Schriften, Abbildungen und Darstellungen, die zu Gewalttätigkeiten aufreizen. Die Freiheit der Kritik, auch die der politischen Satire, wäre damit auf das äußerste gefährdet. Das sollten sich gerade diejenigen Parteien sagen, die seinerzeit aus eben diesem Grunde die restlose Beseitigung des Majestätsbeleidigungsparagraphen forderten.

Vom Tode „errettet".

In Berlin hat eine Frau ein Attentat gegen das Leben ihrer drei Kinder und das eigene verübt. Leider mit dem Erfolg, daß die Kinder der Gasvergiftung erlegen sind, während die Mutter nach vierstündiger mühevoller Behandlung unter Aufgebot aller ärztlichen Hilfsmittel ins Leben zurückgerufen wurde. Ein schöner Triumph für die medizinische Wissenschaft! War es aber gerade in diesem Fall nötig, ein Leben zu retten, daß sich selbst dem Tode geweiht hatte? War es nötig, eine Mutter, die im Zustande völliger Nervenzerrüttung die eigenen Kinder geopfert hatte, um sie vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren, vom Tode zu erretten, um sie einem grauenvollen Leben auszuliefern? Gewiß ist es die höchste Pflicht des Arztes, das Leben ohne Ansehen der Person und ohne Rücksicht auf persönliche Umstände zu erhalten. Der Arzt darf sich nicht die Frage vorlegen, ob es sich lohnt, ob eine Lebensverlängerung für den Patienten nur eine Verlängerung seiner Qualen bedeutet. Er darf auch nicht den Patienten auf dessen ausdrücklichen Wunsch hin töten oder in der Krankenbehandlung etwas unterlassen, das die Auflösung beschleunigen könnte. Aber sollte es nicht Ausnahmen, die durch psychologische Momente bedingt sind, geben? Wäre es in dem vorliegenden Fall nicht angebracht gewesen, die Dinge in ihrem Verlauf nicht aufzuhalten? Hier wurde die Wohltat zur Plage, die Hilfe zu einem Verbrechen an der freiwilligen Todeskandidatin. Sie wurde durch die Rettung vom leiblichen Tode seelisch gemordet, ganz abgesehen davon, daß sie dadurch zugleich dem Strafrichter ausgeliefert wurde.

In welcher seelischen Verfassung muß sich eine Mutter, die Hand an sich und ihre Kinder legt, befinden? Sie hatte freilich kein Verfügungsrecht über das Leben ihrer Kinder, aber niemand konnte ihr das Recht, das eigene Leben zu verkürzen, absprechen. Das Leben ist das allerpersönlichste Eigentum des Individuums. Selbst der Staat, der, sofern er sich im Kriege befindet, einen Zwang zum Sterben auf seine Untertanen ausübt, ihr Leben für seine Zwecke reklamiert, kann dennoch den Selbstmordversuch nicht als eine strafbare Handlung stigmatisieren. Es gibt im Strafgesetzbuch aller Staaten keinen Paragraphen, der den Selbstmordversuch mit Strafe bedroht. Eine schweigende Anerkennung des Rechtes auf Selbstmord. Wer mit dem Leben abgeschlossen hat, den sollte man nicht mit täppischer Hand, wenn auch von der sentimentalen Absicht geleitet, den Selbstmordkandidaten einen Dienst zu erweisen, an der Ausführung seines Vorsatzes hin-

dern. Ist aber, wie in diesem Fall, die Tat bereits geschehen, so ist jeder ärztliche Eingriff zur Erhaltung eines für die betreffende Person wertlos gewordenen Lebens durchaus zu verwerfen. Es kennzeichnet sich hierin nicht nur ein mangelnder Respekt vor dem Selbstbestimmungsrecht des Menschen, sondern auch ein falsches humanitäres Empfinden, das wohl das Gute will, aber stets das Böse schafft.

Das wahre Gesicht.

Wenn man den tendenziös auffrisierten Notizen, die von der amerikanischen „Anti-Saloon League" in die Zeitungen aller Länder lanciert werden, Glauben schenken darf, so müßte sich Amerika nach zweijähriger Wirksamkeit des Alkoholverbotgesetzes in ein Paradies auf Erden umgewandelt haben. Nach einer Äußerung, die dem Präsidenten Harding in den Mund gelegt wird, wird der Erzteufel Alkohol nach einem Menschenalter nicht bloß aus der Politik, sondern auch aus dem Gedächtnis der Menschen verschwunden sein. Der Prohibitionist ist überhaupt der Vorläufer einer neuen Art Mensch, die alle, durch den Alkohol immer von neuem aufgepeitschten bösen Gelüste restlos abgestreift haben wird. Der Prohibitionist erklärt die Trunksucht für ein Laster, worin wir ihm nur beipflichten können, aber er geht noch weiter, indem er gar das Biertrinken als Verbrechen stempelt. Ganz im Einklang mit dieser Anschauung steckt man den Biertrinker im moralinsauren Amerika ins Gefängnis. Natürlich läßt sich kein Mensch durch Strafandrohungen von der Begehung neuer „Verbrechen" abschrecken. Das haben die Prohibitionisten zu ihrem Leidwesen in der Silvesternacht erfahren müssen.

Es muß ein toller Hexensabbath gewesen sein, der sich nach den übereinstimmenden Berichten amerikanischer Zeitungen in New York abgespielt hat. Schon in der „alkoholverseuchten" Zeit vor dem Kriege nahm der Jubel, mit dem das neue Jahr in allen amerikanischen Städten begrüßt wurde, oft lebensgefährliche Formen an. Damals konnte man mit gewissem Recht die bis zur Tobsucht ausgeartete Heiterkeit auf den Konsum ungeheurer Alkoholmengen zurückführen. Aber heute? Man muß staunen über die Menge von geheimen Alkoholquellen, die sich plötzlich dem Gesetze zum Trotz über Gerechte und Ungerechte, über Abstinenzler und Trunkenbolde ergossen. Restaurants aller Abstufungen wurden zum Schauplatz der tollsten Orgien. Selbst in den vornehmen Klubs, die sonst das Dekorum nach außen auf das peinlichste zu wahren wissen, legte man sich keine Schranke auf. Auf der Ostseite von New York tobte der Mob in ungezügelter Heftigkeit und vergnügte sich zwischen den Trinkgelagen mit Abbrennen von Raketen und mit Schießereien. Die Polizei war machtlos in ihrem Kampf gegen die durch Genuß eines minderwertigen Alkohols zu Gewalttätigkeiten aufgepeitschte Volksmenge. Nach dem Polizeibericht sind 25 Todesfälle infolge von Alkoholvergiftung in der Silvesternacht festgestellt worden. Jedenfalls handelt es sich hierbei um Methylalkohol oder um ähnliche schädliche Surrogate, aus denen der durch den Schleichhandel vertriebene „Whisky" hergestellt wird. Unter der milden Herrschaft des Königs Gambrinus wären Exzesse so widerlicher Art schwerlich vorgekommen. Aber das Biertrinken gilt ja als Verbrechen! Und es mußten erst die Brauereien stillgelegt werden, um paradiesische Zustände, wie die eben geschilderten, herbeizuführen.

Die Silvesternacht in New York ist ein Menetekel für diejenigen, die nicht müde werden, der Genußfreudigkeit der Menschen die allerengste Schranke zu ziehen. Die asketische Grundstimmung eignet nun einmal nicht jedem Menschen. Unterdrückte Lustempfindungen setzen sich nicht selten in Zügellosigkeiten um. Die prohibitionistische Gesetzgebung, mit der auch unsere Abstinenten liebäugeln, ist eine Attacke auf den gesunden Menschenverstand und bietet denen, die den Alkoholgenuß für ihr gutes Recht halten, den stärksten Anreiz zur Umgehung des Gesetzes. Sehr zutreffend bemerkt zu diesem Thema die in New York erscheinende Monatsschrift „The American Monthly": „Es wird jedem, der sich das Recht der freien Selbstbestimmung in seiner persönlichen Lebensführung nicht bestreiten läßt, fast unmöglich gemacht, im Einklang mit den Gesetzen dieses Landes zu leben."

BÖRSENSPIEGEL

Inflation und Effektenkurse.

Vor ein paar Tagen erklärte mir ein sehr kluger Bankier, der sich schon mehr als einmal als ein richtiger Prophet erwiesen hat: „Ende 1922 werden wir doppelt so hohe Kurse haben wie augenblicklich.“ Aus welchem Grunde? Aus dem ganz einfachen, daß die allgemeine große Umwälzung auf dem Gebiete der Preisbildung nicht bei den Effekten haltmachen wird.

In Deutschland stehen wir vor einer neuen großen Teuerungs- und Inflationswelle. Von England aus, wo man mit einem Male sein gutes Herz und sein Mitgefühl für Deutschland entdeckt hat, hat man der Reichsbank kürzlich den guten Rat erteilt, sie solle nicht so viele Banknoten drucken. Auf diese Weise werde sich die Inflation vermindern. Das ist auch ganz richtig und ebenso unbestreitbar wie die bekannte nationalökonomische Wahrheit, daß die Armut von der Povertee herkomme. Die Herren Engländer, denen unsere gewaltige Papiergeldfülle heute sehr unbequem ist, weil infolge der dadurch verursachten schlechten Valuta die deutsche Industrie der englischen am Weltmarkt stark überlegen ist, sollen uns nur einmal ein Mittel zeigen, wie man die Geldmenge herabsetzt, wenn man immer wachsende Zahlungsbedürfnisse zu befriedigen hat, und wenn zugleich der Verkehr immer größere Mengen Umlaufsmittel beansprucht. Außerdem weiß man in England ebensogut wie bei uns, daß sich sehr viele von unseren 115 Milliarden Banknoten im Auslande befinden, und daß der deutsche Markt keineswegs mit Papiergeld übersättigt ist, im Gegenteil noch viel, sehr viel Papiergeld schlucken muß und schlucken wird. Anders läßt sich die ganze Maschinerie unseres Geldwesens und unserer Volkswirtschaft heute nicht in Ordnung halten.

Ob der Dollar in nächster Zeit vielleicht etwas sinken wird, was kann uns das in diesem Punkte nützen? Nicht von außen her, von den fremden Devisenkursen, von der Bewertung der Mark im Auslande, kommt diesmal die große Teuerungswelle, sondern von innen heraus, und zwar ist es in erster Linie unsere Gesetzgebung, sind es unsere steuerlichen und anderen Maßnahmen, welche die Preise so maßlos in die Höhe treiben. Es gibt viele naive Menschen in Deutschland, die allernaivsten aber ganz gewiß in den hohen Ministerien. Vor ein paar Wochen, als die große Teuerungswelle aufs neue einsetzte, und als das Plündern von Geschäften die neueste Mode von Berlin war, entsandte man Beamte der Wucherabteilung des Polizeipräsidiums in die Geschäfte, um nachzuprüfen, wer Preiswucher triebe. Die Herren hätten sich einmal ausrechnen sollen, welche steuerlichen Lasten auf einem Stück Webstoff allein etwa liegen. Eine Fülle von Verarbeitungsprozessen muß so ein Stück Stoff durchmachen. Es wird gesponnen, gewebt, gewalkt, gefärbt, von der Rohware an aber zahlt jeder, der mit diesem Stück Stoff zu tun hat, eine besondere Umsatzsteuer, die lawinenartig anschwillt. Jeder der Betriebe verwendet Kohlen, und auf jeder Tonne Kohle liegt eine schwere Kohlensteuer. Zahlreiche Personen sind bei dem Verarbeitungsprozeß in den verschiedenen Stadien tätig, und jede muß schwere Steuern bezahlen, die alle wieder letzten Endes auf den Preis der Ware aufgeschlagen werden müssen. Und da wundert man sich in den hohen Ministerien, in denen man auf immer neue, immer höhere Steuern sinnt, darüber, daß die Preise der Waren steigen. All das war vor der neuen maßlosen Erhöhung der Frachtsätze und der Postgebühren. Auch die Umsatzsteuer soll bekanntlich wieder einmal erhöht werden und ebenso die Kohlensteuer. Wohin aber muß das letzen Endes führen? Zu einer immer gewaltigeren Preissteigerung und letzten Endes zu „österreichischen“ Verhältnissen. Wie haben wir uns vor noch gar nicht so langer Zeit darüber gewundert, als aus Wien die Kunde kam, eine Straßenbahnfahrt koste dort eine volle Krone. Bei uns kostet sie demnächst schon 2 Mark, und während wir damals staunten, daß ein Brief in Österreich ebenfalls eine Krone koste, sind wir jetzt bei uns bereits auf 2 Mark angelangt. Wenn aber das Jahr 1922 sich seinem Ende nähern wird, so haben wir wahrscheinlich schon die Straßenbahnfahrt für 5 Mark und ebenso das Briefporto. In Wien aber wird man auf einem Tarif

von 100 Kronen für diese kleinen Nebenausgaben angelangt sein. Glückliches Land!

Und die Wirkung auf die Börse und die Effektenkurse? Wenn alles steigt, können sie allein nicht sinken. Im Gegenteil ist anzunehmen, daß sie ebenfalls eine österreichische Entwicklung nehmen werden. Es ist kaum anders denkbar. Denn die Mark wird ihre Kaufkraft mit Naturnotwendigkeit mehr und mehr verlieren, je ungeheuerlichere Summen die Notenpresse auf den Markt schleudert. Denn wie soll der Staat seine geldlichen Bedürfnisse anders befriedigen? Die Zeiten, wo man in Deutschland noch Anleihen mit Aussicht auf Erfolg auflegen konnte, sind vorüber. Der letzte Finanzminister, der den Versuch dazu machte, war Herr Erzberger, und der Versuch scheiterte bekanntlich. Es war die berühmte Sparprämienanleihe, deren eigentlicher geistiger Vater Herr Staatssekretär Moesle war; der dann, wie man weiß, den Staatsdienst verließ, um sich, seiner hervorragenden Spezialbegabung auf dem finanziellen Gebiete entsprechend, dem Bankwesen zu widmen, worauf er den Allgemeinen Bankverein ins Leben rief, der mehrere Monate hindurch ununterbrochen bestand, dann aber, wie man weiß, das Zeitliche segnete, nachdem er mehr als 100 Millionen Mark verloren. Herr Moesle aber wird vielleicht einmal wieder Staatssekretär oder Reichsfinanzminister werden. Denn er hat den Beweis erbracht, daß er mit großen Zahlen zu rechnen vermag und nicht kleinlich ist . . . .

Wie gesagt, es wäre seltsam, wenn die Effektenkurse den allgemeinen Zug nach oben nicht mitmachen, sondern sich davon ausschließen würden. Unsere Mark ist, was die Kaufkraft im Innern betrifft, gegenwärtig nur noch eine 4-bis-5-Pfennig-Mark. Ihr Wert im Auslande entspricht aber nicht einmal diesem Kaufwerte im Innern, sondern der Weltpreis der Mark bewegt sich auf 2 bis 3 Pfennige, und wenn man sich diese beiden Tatsachen vor Augen hält, muß man sich da nicht sagen, daß die Effektenkurse unbegreiflich niedrig sind? Erstens einmal deswegen, weil doch die Kurse heute nur etwa zwei- bis dreimal so hoch sind wie im Jahre 1914, als die Mark volle 100 Pfennige wert war, und ferner wenn man in Betracht zieht, daß es heute eigentlich für den Kapitalisten gar keine Anlagemöglichkeiten großen Stils mehr gibt als deutsche Industrieaktien. Den Börseneffekten gegenüber hat die Mark sonderbarerweise immer noch eine Kaufkraft von 30 bis 50 Pfennigen, also etwa zehnmal soviel wie gegenüber den meisten Waren und Dienstleistungen, und etwa zwanzigmal soviel wie gegenüber fremden Devisen- oder gegenüber dem Golde. Überlegt man sich das, so muß man sich sagen, daß hier ein Mißverhältnis ungewöhnlicher Art vorliegt, und daß daher auch die Annahme gar nicht so absurd oder phantastisch ist, es werde sich im Laufe des Jahres ein Ausgleich vollziehen. Warum sollte, wenn die Effekten auch nicht ganz auf Devisen- oder Warenparität zu gehen brauchen, also nicht eine Kursverdopplung zum mindesten stattfinden? Es werden zwar manche Leute darüber den Kopf schütteln und behaupten, das seien graue Theorien. Aber sie würden es wahrscheinlich für ebenso lächerlich und mindestens unwahrscheinlich erklärt haben, wenn man ihnen vor Jahresfrist gesagt hätte, im Laufe des Jahres 1921 würden die Kurse der meisten Papiere auf 1000 und darüber gehen. Es kann zwar niemand in die Zukunft sehen, und wenn man diesen Versuch macht, macht man ihn meistens verkehrt, aber andererseits gibt es im Wirtschaftsleben und so auch an der Börse letzten Endes eine Logik und bestimmte Gesetze, nach denen sich die Entwicklung daselbst vollzieht, so daß man immerhin mit einigem Recht solche Behauptungen aufzustellen vermag. Manchmal irrt man sich zwar dabei, wie zum Beispiel Herr Dr. Wirth, der vor mehr als einem halben Jahre schon die kommende „Groschenmark" ankündigte, oder gar wie Herr Reichsbankpräsident Havenstein, der schon bei einem Preise des Zwanzigmarkstücks von 300 Papiermark den bevorstehenden Rückgang des Goldpreises kommen sah und eindringlich vor einem längeren Behalten des Goldes warnte. Mit unseren Diplomaten haben wir ja manchmal schlechte Erfahrungen gemacht, aber sonst haben wir an den schwierigen und verantwortlichen Stellen lauter Persönlichkeiten ersten Ranges. Wenn sie auch bisweilen, wie Herr Moesle, den Staatsdienst verlassen, weil sie sich zu noch Höherem berufen fühlen . . . .

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

51. Jahrgang — Februarheft — 51. Jahrgang

Der erste Beamtenstreik / Von Erwin Steinitzer

Politiker und Zeitungen der Rechten behaupten, er sei gar nicht der erste gewesen; den ersten habe ie sozialdemokratisch-demokratische Regierung beim app-Putsch höchstselbst inszeniert und damit den eamten das böse Beispiel gegeben. Aber mit dem eamtenstreik beim Kapp-Putsch war es nicht so sehr eit her; er trat hinter dem Generalstreik der Arbeiter ark zurück und wies nur in den dem Proletariat unittelbar nahestehenden Gruppen der Beamten einige ntschiedenheit auf. Offiziell gab es ja damals gar einen Streik der Unterstaatssekretäre, dessen räger ein Dankattest der verfassungsmäßigen Reierung erhielten; aber die Herren ließen sich mit r Proklamation der Dienstverweigerung Zeit, bis s Ende der Kappiade greifbar nahe war. Außerm — an revolutionären Feiertagen sind die Werkgsregeln der Staatsordnung außer Kraft gesetzt. ie deutsche Republik dankt ihre inzwischen längst galisierte Existenz der Tatsache, daß Hunderttaende von Dienern der Monarchie plötzlich ihren reueid vergaßen.

Aber als der Streik der Eisenbahnbeamten ausach, galten die Werktagsregeln. Es ging bei esem Streik nicht um die Staatsform, um die erteidigung der Legitimität und die Bekämpfung ner Usurpation, sondern, wie bei jeder simplen rbeitseinstellung der Maurer oder Müllkutscher, n mehr Lohn und um gewisse Annehmlichkeiten des rbeitsverhältnisses, die der Arbeitgeber Staat etwas weitgehend fand, und die deshalb „in Gefahr aren". Nachträglich fanden sich allerdings Leute, e den Streik der Lokomotivführer, der den Verkehr ausgiebig lahmlegte, für größere Ziele umbiegen d ausnutzen wollten. Rechtsbolschewisten und Linksbolschewisten bliesen in das Feuer, weil sie meinten, daß es am Ende vielleicht doch die demokratische Republik verzehren könnte. Aber die Lokomotivführer draußen wußten davon wenig; sie wollten aus der Besoldungsgruppe VI in die Besoldungsgruppe VII (bei gleichzeitiger gründlicher Erhöhung der Gruppengehälter), und sie wollten den Achtstundentag so behaglich weitergenießen, wie sie sich ihn in einer Zeit eingerichtet hatten, in der Vorgesetzte gar nichts zu sagen hatten. Darüber, ob die Leitung der „Reichsgewerkschaft", die den Streik entfesselte, politisch mehr rechtsradikal oder mehr linksradikal war, gehen die Nachrichten auseinander. Wahrscheinlich hat auch hier Politik keine entscheidende Rolle gespielt. Die eigentlich treibenden Kräfte im Vorstande jenes Verbandes waren ein nach der Versicherung des Verkehrsministeriums außerordentlich begabter Eisenbahnobersekretär und ein nach dem gleichen Zeugnisse zwar weniger intelligenter, aber überaus temperamentvoller und rücksichtslos-energischer Lokomotivführer. Die Schilderungen, die von diesen Männern gegeben werden, lassen sie kaum als gehorsame Ausführungsorgane politischer Drahtzieher erscheinen. Sie dienten sich selbst, ihrem Ehrgeiz, ihrer Herrschsucht, ihrem anscheinend ziemlich maßlosen Machtstreben. Im Dienste kleine Leute, denen die Kastenschranke zwischen mittleren und höheren Beamten den Aufstieg versperrte (Herrn Mennes Selbstbeförderung zum Eisenbahndirektionspräsidenten blieb ja ein verunglückter Versuch), fanden sie in der Gewerkschaft, als deren Vertreter sie den hohen Herren in der Eisenbahndirektion und im Verkehrsministerium am Verhandlungstische praktisch mindestens gleichberechtigt gegenübersitzen konnten,

ein Ventil für ihr Machtbedürfnis. Sie haben dies Ventil immer weiter geöffnet — und schließlich ein wenig zu weit.

Juristisch ist der Fall während des Streiks und nachher so gründlich klargestellt worden, daß es sich kaum noch verlohnt, bei dieser Seite des Problems zu verweilen. Der Beamte darf nicht streiken. Wenn das nicht ausdrücklich mit dürren Worten in den Beamtengesetzen steht, so nur deshalb, weil der Streik dem Sinne und Wesen des Beamtenverhältnisses so vollkommen widerspricht, daß der Gesetzgeber an seine Möglichkeit überhaupt nicht dachte. Der Beamte, der streikt, verstößt so kraß gegen die besondere Treuepflicht, die ihn an Staat und Allgemeinheit bindet, daß er von Rechts wegen disziplinarisch entlassen werden muß. Bestände noch die alte Auffassung der Beamtenpflicht und die alte Energie in der Wahrung der Staatsautorität, so dürfte nicht einer von den Eisenbahnbeamten, die die Arbeit niedergelegt haben, mehr im Dienste sein. Aber die Tatsache des Streiks selbst beweist, daß die alte Auffassung und die alte Autorität verschwunden sind, und es entspricht nur der veränderten, materiellen Lage und der neuen geistigen und ethischen Einstellung, daß die Masse der Streikenden straffrei bleibt. Nur den Führern wird das Vergehen gegen die elementarste Verpflichtung der Beamten nicht verziehen. In der Auslegung des Führerbegriffs scheint man sich bei den letzten Verhandlungen — beide Parteien hatten es schon sehr eilig, aus der Affäre herauszukommen — gegenseitig ein wenig betrogen zu haben. Die Vertreter der Streikgewerkschaft dachten an zwei Leute, die im Grunde gar nicht mehr Beamte, sondern Berufsagitatoren sind und als solche ohne weiteres ihr Fortkommen finden, und sie behaupten, daß ihnen solche Beschränkung von Herrn Wirth mehr oder minder deutlich zugesichert worden sei. Die Regierung wollte etwas mehr Abschreckungswirkung erzielen und zu diesem Zwecke doch mindestens ein paar hundert Beamte disziplinieren, wenn auch wohl zum größeren Teile nicht endgültig aus dem Dienst jagen".

Wenn ein früher praktisch unbekanntes Delikt plötzlich von so vielen begangen wird, daß man die Ueberzahl der Täter straflos lassen muß, so ist dies unweigerlich das Kennzeichen einer veränderten moralischen Einstellung, mit der sich Politik und Gesetzgebung zu befassen haben. Die Gesetzgebung kann dabei die Antriebe zum Delikt durch Strafverschärfung zu bekämpfen und zurückzudrängen suchen; in dieser Linie liegen die Vorschläge, durch ein neues Streikverbotgesetz dem Beamten, der die Arbeit niederlegt, automatisch, ohne förmliches Disziplinarverfahren, Beamtenstellung nud Beamtenrechte zu entziehen. Die stillschweigende Voraussetzung solcher gesetzgeberischer Behandlung des Problems ist, daß der Streik der Beamten im Grunde doch eine singuläre Erscheinung, eine „Entgleisung" oder „Verirrung" war, deren Wiederholung durch schärfere Bedrohung verhütet werden kann.

Ob diese Voraussetzung zutrifft, ist aber vorläufig noch ganz ungewiß. Zunächst kann, wenn die Geldentwertung rasch fortschreitet und man sich nicht zum Abbau des übermäßig vergrößerten öffentlichen Apparats zu entschließen vermag, das Beamtentum in eine materielle Not geraten, die jeder theoretisch-juristischen Diskussion über sein Streikrecht ein gewaltsames Ende bereitet. Für eine Klasse oder Gruppe, die gegen wirkliche, hoffnungslose Verelendung kämpft, ist das gesetzliche Verbot, diesen Kampf mit den brutalsten, aber zugleich wirksamsten Mitteln zu führen, ein Zwirnsfaden. Im Massenkampfe um nackte wirtschaftliche Selbsterhaltung werden alle Rechtsfragen zu Machtfragen. Nur eine eiserne Diktatur, eine Diktatur mit Bajonetten und Maschinengewehren kann Hungernde zum fügsamen Weiterhungern zwingen. In Sowjetrußland gibt es, wie sehr mit Recht hervorgehoben wurde, keinen Beamtenstreik. Aber dort gibt es eine außerordentliche Kommission und eine rote Armee.

In solcher alle traditionellen und gesetzlichen Hemmungen zerbrechenden Not befindet sich die deutsche Beamtenschaft noch lange nicht. Dennoch ist es sehr zweifelhaft, ob sie durch die Erinnerung an die bestehenden Vorschriften oder durch ein neues Gesetz dauernd und zuverlässig zur Anerkennung der alten Beamtenpflichten zurückgeführt werden kann. Denn ein Teil der Beamten fühlt diese Pflichten nicht mehr. Weite Gruppen der unteren und mittleren Beamten fühlen sich nicht mehr, wie unter dem Obrigkeitsregime, als besondere, dem Staate und der Allgemeinheit durch Vorzugsrechte und Vorzugsverpflichtungen verbundene Klasse, sondern als Kampfklasse innerhalb des Staates. Sie stellen sich

nicht in die Staats-, sondern in die „proletarische" Front und sie nehmen alle Rechte des Klassenkampfegoismus für sich in Anspruch. Sie ergreifen Partei gegen gewisse Schichten, die doch auch zum Staate gehören. Sie sind „antikapitalistisch", ja zum guten Teile schon antibürgerlich. Sie fordern mit der gleichen Leidenschaft wie die Arbeiter eine Wirtschafts-, eine Steuerpolitik, die einseitig den Klasseninteressen der „Besitzlosen" entspricht. Sie bezeichnen sich in ihren agitatorischen Kundgebungen viel häufiger als „Arbeitnehmer", denn als Beamte, und sie fassen ihr Beamtenverhältnis nur als Arbeitsverhältnis mit besonderen Privilegien, nicht mit besonderen Pflichten auf. Die Erhaltung dieser Privilegien ist ihnen freilich selbstverständlich; hier sind sie konservativ, ja sozusagen legitimistisch. An die „verbrieften Rechte" darf niemand rühren.

Aber gerade hier hört das Selbstverständliche auf, beginnt das Problem. Es ist wahrscheinlich, daß bestimmte, dem Proletariat nach Herkunft, Bildung, Einkommen und Tätigkeitsart nahestehende Beamtengruppen sich von der Staatsdienereinstellung immer mehr entfernen, der reinen Arbeitnehmereinstellung immer mehr nähern. Wenn dieser Prozeß nicht aufzuhalten ist — und er ist es vermutlich nicht — so muß er bis zu seinem logischen Ende geführt werden. Dies logische Ende ist die Überführung in ein völlig freies Arbeitnehmerverhältnis. Beamte mit Streikrecht und Unkündbarkeit und Pension sind eine ohne jeden Grund und ohne jede Gegenleistung privilegierte Arbeiterklasse. Solche Privilegierung kann und darf sich der demokratische Staat am allerwenigsten leisten.

Den ersten Beamtenstreik konnte man als „Verirrung" ansehen und mit einem Generalpardon aus der Welt schaffen. Beim zweiten würde die gleiche Methode die endgültige Sanktionierung des Beamtenstreikrechts bedeuten, das heißt die unbeschränkte materielle Diktatur der selbst von jedem Existenzrisiko befreiten Staatsdiener. Beim zweiten Streik muß die klare und unerschütterliche Antwort sein: Tariflohn und Tarifgehälter, wie sie Angestellte gleicher oder ähnlicher Kategorie in Privatbetrieben erhalten, für alle am Streik beteiligten Beamtengruppen. Auch — soweit es nicht allgemein gesetzlichen Beschränkungen unterliegt — freies Streikrecht. Aber die Beamtenprivilegien sind erloschen; der Arbeitgeber Staat ist im Eingehen und Lösen des Arbeitsverhältnisses so frei wie der Arbeitnehmer, der früher Beamter war. Er darf, wenn die Last seiner Verpflichtungen zu groß, die Gegenleistung, für den Lohn, den er bezahlt, zu klein wird, auch streiken.

Worte des Wahns / Von Reichsminister a. D. Dr.-Ing. Gothein M. d. R.

Die von Henry de Chambon herausgegebene hochangesehene Pariser Halbmonatsschrift „Revue parlamentaire" veröffentlicht soeben den nachstehend in deutscher Sprache wiedergegebenen Artikel. Es ist erfreulich, daß ein berufener deutscher Politiker in einer französischen Zeitschrift solch offene Worte sagen kann.

Deutschlands großer Dichter Friedrich Schiller hat in einem ergreifenden Gedicht „Die Worte des Wahns" die Menschen davor gewarnt, falschen Idealen nachzujagen, die sich nicht erfüllen:

„Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang er die Schatten zu haschen sucht."

Noch gefährlicher als für den einzelnen Menschen sind solche falschen Ideale, solche unerfüllbaren Utopien, wenn sie ganze Völker ergreifen und diese in der Jagd nach dem Glück blindlings in ihr Unglück rennen. Ein furchtbares Beispiel bietet bei Rußland die alles beherrschende Idee des Panslawismus die das Land in den Weltkrieg stürzte, der wiederum die Revolution und das Chaos zeitigte. Die Idee des kommunistischen Sozialismus in der Räteherrschaft zum Ausdruck bringen zu können, war ein nicht minder gefährliches Idol, das zur Vernichtung der Kultur wie des Wirtschaftslebens führte.

Das falsche Ideal, unter Nichtbeachtung der öffentlichen Meinung der Welt allein durch Macht seine politische und wirtschaftliche Stellung zu wah-

ren, hat das kaiserliche Deutschland und die in ihm an der Macht befindlichen Schichten zum Zusammenbruch geführt.

England glaubte durch Niederringung seines größten wirtschaftlichen Konkurrenten Deutschland seine wirtschaftliche und soziale Lage zu heben und zu sichern; und muß jetzt einsehen, daß dieses falsche Streben zu seinem wirtschaftlichen und sozialen Ruin führt, wenn es nicht gelingt, den niedergerungenen Konkurrenten wieder wirtschaftlich aufzurichten.

Frankreich jagt heute einer falschen Idee nach und erweist sich von allen Völkern am wenigsten geneigt, den eingeschlagenen Irrweg zu verlassen. Es bildet sich ein, von Deutschland die Wiedergutmachung aller seiner im Kriege erlittenen Schäden erlangen zu können. Will nicht einsehen, daß das eine Utopie ist, daß ein durch Losreißung wichtigster Wirtschaftsgebiete verstümmeltes, durch 4½-jährigen verlorenen Krieg mit unsagbaren Menschenopfern und furchtbarster Unterernährung geschwächtes Volk, daß ein Land, dem man seine Handelsflotte, seine Kolonien, seine Auslandsguthaben genommen hat, dem man auch einen Riesenteil seiner binnenländischen Verkehrsmittel entzogen hat – allein sein Verlust an Lokomotiven beträgt 9000 Stück —, dem man wirtschaftlich überall Fesseln angelegt hat, völlig außerstande ist, noch Nennenswertes für die Reparation zu leisten, wenn es nicht wirtschaftlich weißbluten und nach kurzer Zeit völlig zusammenbrechen soll.

Der Sturz der deutschen Mark, die auf 2¼ % ihres Goldwertes zurückgegangen ist, die ganz besonders stark und unaufhaltsam fiel, als Deutschland in dem Londoner Ultimatum Zahlungen von unerhörter Höhe zugemutet wurden, und als ihm sein zweitwichtigstes Industrierevier, das oberschlesische, entrissen wurde, hätte auch in Frankreich die Ueberzeugung zeitigen müssen, daß man den Bogen überspannt, Unmögliches verlangt hatte. Statt dessen redet man sich dort ein, die deutsche Regierung im Verein mit den deutschen Banken habe den Kurzsturz der deutschen Valuta absichtlich herbeigeführt. Eine höchst naive Auffassung. Für Regierungen wie für gesetzgebende Körperschaften gibt es nichts unseligeres, als die fortgesetzte Entwertung des Geldes, die jede Etatsaufstellung unmöglich macht, die fortwährend neue Erhöhungen der Gehälter und Löhne erfordert, neue Streiks zeitigt, ohne jemals Zufriedenheit bei den Arbeitern zu schaffen. Weder der Industrielle noch der Kaufmann ist in der Lage zu kalkulieren, er ist wider Willen zu vagen Spekulationen gezwungen. Und die „Blüte der deutschen Wirtschaftslebens", der „hohe Kursstand" seiner Effekten sind nur Schein. Eine Aktie, die vor dem Kriege 200 stand, müßte heute den dahinterstehenden Sachwerten entsprechend 9000 stehen, und wenn sie die 12 %ige Golddividende, die sie in Frieden gegeben hat, heute noch geben wollte, so würden das 480 % sein müssen. Trotz des nominellen hohen Kursstandes haben alle diese Effekten eine furchtbare Entwertung erfahren.

Gewiß, auch ohne den Friedensvertrag würden sich heute wesentlich weniger wert sein als vor dem Kriege. Aber es heißt doch eine Vogelstraußpolitik führen, wenn man sich der Erkenntnis verschließen will, daß die Hauptursache des heutigen Elends der Welt nun einmal die Friedensverträge von Versailles, Trianon und Sevres sind. Hören wir was einer der berühmtesten Nationalökonomen der Welt, der schwedische Professor Gustav Cassel in Stockholm, der von der internationalen Finanzkonferenz in Brüssel als hervorragender Sachverständiger zugezogen wurde, schon vor Jahresfrist darüber gesagt hat:

„Was die Ententemächte durch die allgemeine Verzögerung der wirtschaftlichen Genesung der Welt, die eine Folge ihrer Schadenersatzpolitik ist, verloren haben, kann zwar nicht mit Ziffern gemessen werden, dürfte jedoch bald den ganzen Wert ihrer Schadenersatzforderungen überschreiten". Und weiter: „Daß die Ententepolitiker durch diese Resultate überrascht wurden, ist unverkennbar. Aber das ist doch nur der schlagende Beweis für ihre Unfähigkeit, die Frage wirtschaftlich zu beurteilen."

In Frankreich wie in England macht man der deutschen Regierung einen schweren Vorwurf daraus, daß sie die Notenpresse nicht einstelle. Aber schon im Herbst 1920 schrieb Cassel: „daß infolge der verfehlten Politik der Ententemächte der deutschen Regierung gar kein anderer Weg offen bleibt, als die ständige Banknotenproduktion, welche den Goldwert unter jegliche Grenze herabzudrücken droht. Die Reparationszahlungen liegen ganz außerhalb der finanziellen Tragkraft des Reiches und können nur durch eine fortgesetzte Inflation der Valuta er-

möglicht werden." Warnend rief er den Regierungen der Ententemächte zu: „Soll Europa einer immer drohenderen Katastrophe entgehen, so haben die Machthaber zweifellos eine sehr gründliche Revision ihrer Begriffe von den wirtschaftlichen Bedingungen der Wiederherstellung des Friedens vorzunehmen."

Statt dessen haben sie im Londoner Ultimatum und durch die sogenannten Sanktionen Deutschlands wirtschaftliche Kraft auch weiter auf das Schwerste erschüttert. Das Resultat liegt heute klar vor aller Augen. Trotzdem verlangt Frankreich auch heute noch die volle Erfüllung des Friedensvertrages und der in London festgesetzten Reparationszahlungen. Gibt es sich der Hoffnung hin, Deutschland werde daneben auch noch die im Wiesbadener Abkommen übernommenen Sachleistungen liefern können. Woher es die Mittel dazu nehmen soll, darüber macht man sich in Frankreich wenig Sorge und verlangt, daß die Steuerschraube weiter angezogen werden soll. Hören wir, was der große internationale Sachverständige Gustav Cassel dazu sagt:

„Die Steuerschraube ist in Deutschland soweit wie überhaupt nur denkbar angezogen worden. Meiner Meinung nach eigentlich weit über das hinaus, was wirtschaftlich tragbar ist; denn nicht nur daß die Steuern den Einzelnen Opfer auferlegen, die überaus schwer zu ertragen sind — vielleicht gehört das zum Programm der Entente —, sondern sie müssen in ihren jetzigen Sätzen auf die Dauer jegliches höhere Erwerbsleben im Lande völlig untergraben und dadurch alle Hoffnungen auf eine Wiederherstellung der Zahlungskraft Deutschlands nach außen ausschließen, und das muß doch die Finanzpläne der Entente wesentlich stören." Prophetisch setzt er hinzu: „Mit allen diesen Steuern kann kaum ein Gleichgewicht im ständigen Budget des Reiches erzielt werden, es ist daher unmöglich, daß die Kriegsentschädigung gegenwärtig unter Verwendung gesunder Methoden gezahlt werden kann."

Gustav Cassel hat all das bereits auf der Brüsseler Finanzkonferenz vor Jahresfrist gesagt; diese sah es auch ein und gab ihr Votum dahin ab, „daß die direkten Steuern in Deutschland bereits in einer Weise angezogen seien, die eine Gefahr für ihre Nachhaltigkeit und für Deutschlands wirtschaftliche Leistungsfähigkeit darstellen."

Seitdem sind die deutschen Steuern kolossal erhöht worden. Man ist eben wieder im Begriff, sie unsinnig weiter zu steigern ohne hoffen zu können, damit auch nur das innere Defizit zu decken. Jede steuerliche Ueberspannung führt schließlich auch zur Steuerflucht, zur Steuerhinterziehung. Und die Steuern bringen praktisch nicht entfernt das, was sie theoretisch bringen sollten.

Ministerpräsident Briand hat am 27. Oktober im Senat erklärt, wenn die deutsche Regierung nicht zahlen könne, würde Frankreich sich an das Privateigentum der deutschen Staatsbürger halten. Dazu gibt ihm aber der Friedensvertrag an keiner einzigen Stelle ein Recht. Lediglich das Vermögen des Reiches und der Einzelstaaten, schon nicht einmal das der Gemeinden haftet der Entente für die Erfüllung des Friedensvertrages, und Frankreich kann auch nicht fordern, daß deutsches Privateigentum auf dem Wege der Steuer konfisziert werde, denn der Friedensvertrag verlangt nur, daß das deutsche Steuersystem verhältnismäßig ebenso hoch sei wie das eines in der Reparationskommission vertretenen Staates. Wer das deutsche Steuersystem kennt, weiß, daß es diese Forderung längst überschritten hat. Jedenfalls ist keiner der Ententestaaten dazu übergegangen, vermögenskonfiskatorische Steuern zu erheben.

Letzten Endes kann ein verschuldetes Staatswesen Zahlungen an das Ausland, für die er keine Gegenwerte erhält, nur aus den Ueberschüssen seiner Ausfuhr über die Einfuhr finanzieren. Noch ist es aber nicht gelungen, die deutsche Handelsbilanz aktiv zu gestalten, und nichts fürchten ja die Ententemächte mehr, als eine übermäßige Ausfuhr Deutschlands, die die Wirtschaftskrise bei ihnen nur verstärken würde. Obgleich Deutschlands Ausfuhr nach Amerika und England, nach Frankreich und Belgien auf ungefähr ein Viertel der früheren zurückgegangen ist, suchen sich diese Staaten doch mit aller Gewalt vor den deutschen Waren zu schützen. Sie jammern darüber, daß Deutschland mit seiner sinkenden Valuta ihnen einen erdrückenden Wettbewerb auf dritten Märkten mache. Die deutsche Valuta muß aber rettungslos weitersinken, wenn Deutschland Leistungen an das Ausland ohne gleichwertige Gegenleistungen machen soll. Dabei ist es ziemlich gleichgültig, ob es diese in baar oder in Sachleistungen macht. Denn auch die Sachleistungen bedingen

große Einfuhren an Lebensmitteln, Rohstoffen, Halbfabrikaten, und die Lieferanten und Arbeiter derselben müssen von der Regierung bezahlt werden. Wenn diese dazu die Notenpresse in Bewegung setzen, so sinkt die Mark infolge der vermehrten Inflation weiter. Tritt das aber ein, so kann Deutschland vom Auslande immer weniger kaufen, ist gezwungen, zu immer billigeren Preisen zu exportieren.

Die schwere Wirtschaftschaftskrise, unter der die Welt leidet, beruht zum größten Teil auf der mit der Valutaentwertung verminderten Kaufkraft Mittel- und Osteuropas. Wenn Frankreich die mangelnde Kaufkraft Deutschlands weniger spürt als andere Länder, so nur deshalb, weil es über das besetzte Gebiet Deutschland in ungeheurem Masse mit Luxuswaren überschwemmt, so daß gegenwärtig seine Ausfuhr nach Deutschland größer ist als seine Einfuhr von dort. Das ist aber ein Zustand, den sich weder England, noch Belgien auf die Dauer werden gefallen lassen.

Die Welt ist verarmt. Das Mißverhältnis zwischen Nurkonsumierenden und Produzierenden ist durch den Krieg unsagbar gesteigert worden. Zudem ist die Arbeitsleistung ungeheuer zurückgegangen. Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich, England, überall. Und die verarmten Menschen können die durch verringerte Arbeitsleistung gewaltig verteuerte Ware nicht bezahlen. Die Welt leidet nicht an Überproduktion, sondern an Unterkonsumtion.

Sie kann aber erst recht nicht mehr die früheren Rüstungslasten bezahlen. Amerika, England, Japan, Italien sehen das ein. Aber Frankreich will es nicht einsehen und verliert darüber alle Sympathien, die es in der Welt besessen hat. Es glaubt, diese Rüstung zum Schutz gegen Deutschland nötig zu haben, das doch völlig entwaffnet ist, dessen auf 100 000 Mann eingeschränktes Heer kaum zur Sicherung der inneren Ordnung ausreicht und nur ein Fünftel so groß ist wie das des halb soviel Einwohner zählenden Polens. Deutschland ist wehrlos. Gewiß gibt es bei uns einige Narren, die an einen Revanchekrieg glauben. Aber selbst Ludendorff gibt ohne weiteres die Unmöglichkeit eines solchen zu. Ein Krieg ist von vornherein verloren, wenn nicht das Volk an seine Unvermeidbarkeit glaubt. Kann jemand im Ernst annehmen, Deutschland könnte Krieg führen, wenn mindestens zwei Fünftel der Bevölkerung sich gegen ihn mit allen Mitteln zur Wehr setzen würden?

Frankreich ist gar nicht in der Lage, auf die Dauer die Rüstungslast tragen zu können und um so weniger, je weniger Deutschland zahlen kann. Auch durch die Besetzung des Ruhrreviers würde es sein Defizit nicht aus der Welt schaffen können. Auf die Dauer fehlt ihm die physische wie die wirtschaftliche Basis, um ein großes Heer und eine große Flotte zu halten. Und je größer das Heer, um so geringer die Geburtenziffer, um so rascher die Erschöpfung der Volkskraft. Frankreich muß, wenn es einer glücklichen Zukunft entgegengehen will, sich von dem Worte des Wahns befreien: „Le boche payera tout", von dem Wahn, das mit Waffengewalt erzwingen zu können. Alles das stürzt die Welt nur tiefer ins Unglück, schädigt zwar Deutschland, aber auch Frankreich. Es muß versuchen, die Sympathien der Welt dafür zu gewinnen, daß — da Deutschland nun einmal nicht zahlen kann — der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete eine Sache der ganzen Welt ist. Nicht die Worte des Wahnes können es befreien, sondern nur der Glaube an dieses hohe und zu verwirklichende Ziel.

Der Sprung ins Dunkle / Von Hugo Ranfen

Der alte Bebel hat sich stets geweigert, die Wege zur Durchführung der sozialistischen Ideen im einzelnen festzulegen. Er antwortete auf die Fragen seiner Gegner ungefähr, in entsprechender Anwendung des Bismarckwortes: „Setzen Sie den Sozialismus nur in den Sattel, reiten wird er schon können." Der Zusammenbruch Deutschlands im Weltkriege und die infolgedessen ausbrechende Revolution hat die Sozialdemokratie mit sie selbst überraschender Plötzlichkeit in den Sattel gesetzt. Aber — reiten hat sie nicht können. Sie war auf die Macht, die ihr so unerwartet in den Schoß fiel, keineswegs vorbereitet. Ihre Führer waren über die Maßnahmen, die zur systematischen Umgestaltung der Wirtschaftsweise ergriffen werden sollten, völlig uneins und standen den Anforderungen einer Umleitung der Wirtschaft in sozialistische Bahnen ratlos gegenüber. Karl Marx hatte ausdrücklich erklärt, daß erst die höchste Konzentration der Produktion auf der ganzen Erde erreicht werden müsse, bevor an eine Vergesellschaftung gedacht werden könne. Vorsichtige wissenschaftliche Führer der Sozialdemokratie, wie Lensch und Schippel, erklärten deshalb von vornherein, daß die Entwicklung der Massen für die Durchführung der sozialistischen Grundsätze noch nicht reif sei. Aber ihre Warnungen wurden angesichts des so leicht errungenen politischen Erfolges der Sozialdemokratie verlacht. Man hätte ja den sozialdemokratischen Arbeitern alle Hoffnung auf den Sieg des Sozialismus nehmen müssen, wenn man jetzt, nach der siegreichen Revolution, die ihnen die Herrschaft im Staate in den Schoß geworfen hatte, die Gelegenheit verpaßt und die sozialistischen Ideen zur Umgestaltung der Wirtschaft nicht verwirklicht hätte.

Es mußte also etwas geschehen, und da über das, was geschehen sollte, die größten Meinungsverschiedenheiten herrschten, so einigte man sich in dem Schlagwort der „Sozialisierung". Die Wirtschaft sollte und mußte „sozialisiert" werden. Über die Frage freilich, was und wie sozialisiert werden sollte, bestand nach wie vor in den Kreisen der Führer und der Geführten die größte Unklarheit und Divergenz der Meinungen. Einer der radikalsten, aber auch klarsten und durchaus folgerichtig denkenden jüngeren Köpfe des deutschen Sozialismus, der Unabhängige Heinrich Ströbel, hat in seinem kürzlich erschienenen Buche „Die Sozialisierung, ihre Wege und Voraussetzungen"*) in vorzüglicher Weise alle die verschiedenen Auffassungen geschildert, die innerhalb der Sozialdemokratie über die Möglichkeiten und Wege einer Sozialisierung herrschten und noch herrschen. Ströbels Buch bildet überhaupt eine wertvolle Fundgrube für jeden, der die verschiedenen Strömungen und auseinandergehenden Ideen kennenlernen will, die sich in der nachrevolutionären Zeit innerhalb des deutschen Sozialismus entwickelt haben. Es ist vielleicht das klarste, instruktivste und inhaltreichste Buch in der ungeheuren Fülle dessen, was zugunsten der Sozialisierung in Deutschland geschrieben worden ist. Wir sehen hier, wie gewaltig die Ansichten über das, was Sozialisierung ist, und was sozialisiert werden soll und kann, innerhalb des deutschen Sozialismus auseinandergehen.

Da sind zunächst die radikalen Sozialisten kommunistischer Färbung mit ihrer Forderung der Vollsozialisierung nach dem Vorbild der russischen Bolschewisten, also unter Errichtung einer gewaltsamen Minderheitsdiktatur des Proletariats. Das Ergebnis ihrer Methode ist ein grausiger Massenhunger, und Ströbel ist klarblickend und offen genug, als Unabhängiger von vornherein zuzugestehen, daß dieser russische Weg für den westeuropäischen Sozialisten nicht in Betracht kommen könne. Auf der anderen Seite steht als mildeste Form der Sozialisierung die heute unter der Bezeichnung Gemeinwirtschaft hier und da bereits verwirklichte Zusammenarbeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern unter Kontrolle des Staats, wie wir sie zum Beispiel im Reichskohlenrat oder im Eisenwirtschaftsbund beobachten können. Die „Erfolge" dieses Systems befriedigen weder die Sozialisten noch die in ihrer Initiative behinderten Industrieführer. Zwischen diesen beiden Systemen bewegen sich nun die allerverschiedensten Formen und Verwirklichungsarten der Sozialisierungsidee.

*) „Der Film"-Verlag, Berlin 1921.

Wissell und Moellendorff erstreben lediglich eine gemeinwirtschaftliche Durchorganisierung aller Wirtschaftszweige. Andere wollen zunächst allein den Bergbau sozialisieren, wieder andere nur die Banken als die Träger des Produktionskapitals. Im Gegensatz dazu schlägt Horten, der gegenwärtige Leiter der Berliner Straßenbahnen, vor, mehrere Wirtschaftszweige, aber mindestens Kohle und Eisen als die Grundlagen unserer Wirtschaft, gleichzeitig zu sozialisieren, jedoch nur einen Teil der in ihnen bestehenden Betriebe, nämlich die bereits auf Massenbetrieb eingerichteten Werke, im ganzen zunächst nur 10 bis 15 % aller vorhandenen Kohlen- und Eisenwerke. Alle bisher Genannten verstehen dabei unter Sozialisierung eine staatliche Organisation der Güterproduktion. Im Gegensatz dazu will der englische Gildensozialismus die Betriebe in den Besitz einer Vereinigung der in ihnen tätigen Hand- und Kopfarbeiter überführen. Die Einzelbetriebe sollen dann organisatorisch zusammengefaßt und „nationalisiert" werden, ein Schlagwort, das in England ungefähr die gleiche Rolle spielt wie das „Sozialisieren" in Deutschland. Ähnliche Ziele wie der Gildensozialismus verfolgen in Deutschland besonders die Syndikalisten. Aber mit allen diesen miteinander unvereinbaren und sich widersprechenden Sozialisierungssystemen ist die Reihe der Vorschläge keineswegs erschöpft. Kautsky, Lederer, Wilbrand, Hilferding und viele andere haben jeder wieder besondere Sozialisierungspläne entworfen. Wie sehr sie einander widersprechen, beweist z. B. die Tatsache, daß Zicker, Hilferding und andere empfehlen, die Sozialisierung der Banken zuerst in Angriff zu nehmen, während Otto Bauer darlegt, daß die Sozialisierung der Banken nicht der Beginn, sondern die Krönung und der Abschluß des Sozialisierungswerks sein müsse.

So herrscht innerhalb des Sozialismus Verwirrung, Unklarheit und schärfster Meinungsstreit über die Sozialisierungsfrage. Auch Ströbel weiß schließlich keinen Ausweg aus diesem fürchterlichen Wirrwarr. Er sucht über den Widerstreit der Auffassungen dadurch hinwegzukommen, daß er erklärt, es müsse zunächst einmal die Begeisterung der Massen für die Sozialisierungsidee geweckt werden. Das bedeutet die Rückkehr zu dem System Bebels, die Arbeiter zu revolutionieren und zu organisieren, ohne ihnen klar und deutlich zu sagen, wohin sie geführt werden sollen und auf welchen Wegen das sozialistische Ziel verwirklicht werden kann. Er beruft sich dabei auf den englischen Gildensozialisten Cole, der gesagt hat, es komme gar nicht darauf an, ob man mit der sozialistischen Idee etwas ausrichten könne oder ob dabei die Welt untergehe. „Wir müssen uns dazuhalten und Experimente machen, und wir müssen sie auf gut Glück machen, was unsere Gegner einen ‚Sprung ins Dunkle' nennen."

Besser und klarer als mit diesen Worten kann in der Tat die gegenwärtige Haltung der Sozialdemokratie in der Behandlung der Sozialisierungsfrage nicht gekennzeichnet werden. Die jahrelange Diskussion über die Wege und Möglichkeiten der Sozialisierung hat nur dazu geführt, daß die Unklarheit und die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Sozialdemokratie immer größer und offensichtlicher geworden sind. Die klügsten und weitsichtigsten Köpfe innerhalb der Partei sind sich klar darüber, daß weder die Arbeiter noch die Wirtschaftsentwicklung heute für die Sozialisierung reif sind. Aber bei dieser Erkenntnis kann die Partei nicht leben, nicht die Massen im Bann halten, nicht die Herrschaft im Staate erobern. Darum muß sie von der Theorie zur Praxis, vom Überlegen zum Handeln übergehen. Der Sprung ins Dunkle muß getan werden, sei der Erfolg, welcher er immer wolle. „Und wenn die Welt zugrunde geht", wie der englische Sozialist so treffend sagt, es muß sozialisiert werden. Mit dieser Parole aber erklärt der Sozialismus zugleich seinen Bankerott als wissenschaftlich begründete Theorie. Er tut den großen Schritt von der Wissenschaft zur Utopie zurück. Die Frage ist nun, ob die Mehrheit des deutschen Volkes, die Mehrheit der deutschen Arbeiterschaft auch unreif genug ist, den sozialistischen „Führern", die nur noch Anführer sind, weil sie ja nicht mehr wissen, wohin sie führen, auf dem großen „Sprunge ins Dunkle" zu folgen.

Alle Richtungen und Auffassungen der Sozialisierung haben das eine miteinander gemeinsam, daß sie die Wirtschaftsführer, die geistigen Leiter, notwendig ausschalten und verlieren müssen, ohne ihre Tätigkeit im Wirtschaftsprozeß durch irgend etwas Gleichwertiges ersetzen zu können. Ganz irrtümlicher Weise glauben die Befürworter der gemäßigten, schrittweisen Sozialisierung, daß sie auch

die heutigen Köpfe der großindustriellen Unternehmungen sozialisieren, d. h. in die Leitung der sozialisierten Betriebe hinübernehmen könnten. „Zeigen Sie mir den Generaldirektor, der weiterarbeitet, wenn er nicht mehr für einen Betrieb arbeitet, in dem er weiß: von meinem Erträgnis hängt eine außerordentliche Unabhängigkeit meiner wirtschaftlichen Gestion ab. Denn das sind Könige, das sind nicht unterworfene Leute, das sind einfach freie Monarchen auf ihrem Gebiet!" So hat Rathenau den Sozialisierungsfanatikern in der Sozialisierungskommission zugerufen, und Rathenau ist sicherlich kein Scharfmacher, kein blinder Anhänger der Privatwirtschaft, kein grundsätzlicher Gegner des Sozialismus. Immerhin kennt er die Dinge ein wenig aus eigener Anschauung und Erfahrung.

Was die sozialisierte Wirtschaft aus der privatwirtschaftlichen übernehmen kann, das sind höchstens brave Verwaltungsbürokraten, „der Typ des Gaswerkdirektors, Schlachthofdirektors, des Schulinspektors, des Trambahndirektors," wie Rathenau sagte. Und dieser politisch dem Sozialismus nicht allzu fernstehende, als praktischer Sachkenner gerade von den Sozialisten anerkannte und gerühmte Wirtschaftstheoretiker stellt fest, daß man mit solchen führenden Kräften zweiten Ranges die Wirtschaft nicht aufrechterhalten könne. Für souveräne Wirtschaftspersönlichkeiten aber sei im Rahmen einer sozialisierten, in Gemeinverwaltung übergeführten Wirtschaftsform kein Platz mehr. Darum eben sei auf absehbare Zeit eine Erfolgswirtschaft nur auf der Grundlage der Privatwirtschaft möglich. Die russischen Erfahrungen und alle Erfahrungen, die bei irgendwelchen Sozialisierungsexperimenten unternommen worden sind, haben diese Behauptungen in der Tat bestätigt. Eine Wirtschaft, die die genialen Führerpersönlichkeiten ausschaltet, ist der Köpfe beraubt und muß früher oder später zugrunde gehen.

Das ist die Lebensfrage, vor der auch wir in Deutschland stehen, wenn wir zu irgendeiner praktischen Entscheidung über das Sozialisierungsproblem gelangen wollen.

Es steht dabei auch für uns nicht weniger als die Existenz des ganzen Volkes auf dem Spiel. Rußland hat den Sprung ins Dunkle getan. Die auf der niedersten Stufe der geistigen Entwicklung stehenden russischen Massen sind gleich einer Hammelherde ihren Anführern auf dem Sprunge ins Dunkel nachgefolgt. Es war der Sprung in einen Abgrund des Verderbens, des Hungers und der bittersten Not, aus dem das russische Volk sich in Jahrzehnten nicht mehr herausarbeiten wird, nachdem selbst seine „Führer" endlich, aber zu spät, erkannt haben, daß jener Sprung in den Untergang führte. Die Sozialisierung, in welcher Gestalt man sie auch verwirklichen mag, würde auch das deutsche Volk keinem besseren Schicksal entgegenführen. Es war der jetzige preußische Ministerpräsident, der Mehrheitssozialist Braun, der bereits vierzehn Tage nach der deutschen Revolution erklärte: „Es kann überhaupt für die Sozialisierung keinen unglücklicheren Zeitpunkt geben als den jetzigen." Die Sozialisierung wäre in Wirklichkeit für das deutsche Volk genau ebenso ein Sprung ins Dunkle, d. h. ins sichere Verderben, wie es die Bolschewisierung der russischen Wirtschaft war. In der Stellungnahme zum Sozialisierungsproblem wird das deutsche Volk zu beweisen haben, ob es ebenfalls bereit ist, wie eine Hammelherde seinen wegesunkundigen Führern in das Chaos zu folgen, oder ob es reif genug ist, nur Wege zu beschreiten, die vorher durch wissenschaftliche Forschung erkundet und als gangbar, zum Fortschritt von Kultur und Wirtschaft führend, erwiesen worden sind.

Der Indizienbeweis und seine Gefahren / Von C. F. W. Behl

Kürzlich konnte man in der Tagespresse unter den Vermischten Nachrichten lesen, daß Peter Grupen, der Angeklagte und Verurteilte des Kleppelsdorfer Mordprozesses, im Gefängnis einen Selbstmordversuch unternommen habe. Diese in manchem Betracht ungewöhnliche Kriminalaffäre, die seit dem Tage, da man die jugendliche Gutsherrin von Kleppelsdorf und ihre Cousine Ursula Schade erschossen auffand, die Gemüter in Bewegung hielt, will nicht zur Ruhe kommen. An plötzlichen Wendungen reich, spannte sie das psychologische Erkennungsvermögen von Juristen und Laienrichtern, die mit den mo-

dernsten Mitteln der Wissenschaft arbeitende strafrechtliche Wahrheitsfindung aufs äußerste an. Die besonderen Umstände der Tat, ebenso wie die ganze menschliche Atmosphäre, in der sie geschah, erhöhten das Interesse der Allgemeinheit, den Anteil der öffentlichen Aufmerksamkeit an dem Versuch ihrer Aufhellung . . . Der Schuldspruch der Hirschberger Geschworenen — als Ergebnis einer um gründliche Klärung redlich bemühten Verhandlung und sicherlich im Einklang mit dem sogenannten Volksempfinden — läßt dennoch, bei aller Anerkennung der von sämtlichen Beteiligten beobachteten Gewissenhaftigkeit, ein leises Gefühl der Beunruhigung zurück. Steht doch am Ende dieses Prozesses die mit einem starken Fanatismus vorgebrachte Beteurung Peter Grupens, daß er unschuldig und das Opfer eines Fehlspruches sei. Wie ein Alb taucht bei solchem Anlasse stets die erschütternde Situation aus dem zwölften Buche der „Brüder Karamasoff" auf:

„Und in diesem Augenblicke erhob sich plötzlich Mitjä und schrie noch einmal laut über den ganzen Saal hin, mit einer Stimme, die das Herz erzittern machte, und indem er die Hände vor sich ausstreckte: „Ich schwöre es bei Gott und seinem furchtbaren Gerichte, am Blute meines Vaters bin ich unschuldig!"

Es macht die geheimnisvolle Gewalt einer großen Dichtung aus, daß sie dem Leben immer wieder als ein Spiegelbild sich offenbart, als eindringlichste Mahnung, als warnendes Gleichnis der letzten Fragwürdigkeit alles menschlichen Tuns.

In der Natur der Dinge liegt es begründet, daß unsere Erkenntnis auf eine tragische Weise fragmentarisch zu bleiben gezwungen ist; und diese Tragik wirkt sich nirgends grausamer aus als da, wo Menschen berufen werden, über Menschen ein Urteil zu sprechen — am tragischsten dann, wenn es um Sein oder Nichtsein einer menschlichen Existenz geht.

Der Schuldspruch über Peter Grupen (gegen den man inzwischen die Voruntersuchung wegen eines dritten Kapitalverbrechens, wegen des Gattenmordes, eröffnet hat) ist das Ergebnis eines Indizienbeweises, der auf Grund von teilweise überraschenden Zeugenaussagen und psychiatrischen Gutachten schlüssig gelungen erschien. Soweit man den mehr oder weniger eingehenden Zeitungsberichten zu folgen vermochte, fügte sich die Erkenntnis, daß der Tod der beiden Mädchen nicht einer von ihnen zur Last fallen könne, mit der Einsicht, daß außer Grupen ein Täter nicht in Betracht komme, lückenlos zusammen. Die Art der Schüsse und das Verhalten des Angeklagten während und nach dem mörderischen Ereignis sprachen ebenso wie das von Männern der Wissenschaft bezeugte sexuelle Hörigkeitsverhältnis des einen Opfers Grupen gegenüber für dessen Schuld. Die zur Entlastung geltendgemachten Umständen konnten offenbar mit diesem Ergebnis in Einklang gebracht werden. Insbesondere glaubte der Psychologe Geheimrat Moll den Abschiedsbrief der kleinen Ursula Schade als ein Werk der suggestiven Beeinflussung erkennen zu müssen.

Dennoch: man hat es auch in diesem Prozesse erlebt, daß Gerüchte, Klatschereien, von dritter, unkontrollierbarer Seite stammende „Tatsachen" genauer Prüfung nicht standzuhalten vermochten. Man hat es erlebt, daß die Vermutung, die Tat sei von dem einen Opfer selbst unter hypnotischer Einwirkung vollführt worden, wissenschaftlich nicht gehalten werden konnte. Und man wird den unsympathischen Eindruck, den die Persönlichkeit des Angeklagten auf die engere und weitere Oeffentlichkeit machte, die allgemein zunehmende Ueberzeugung von seiner Täterschaft, als einen freilich unterbewußten Bestandteil der Schuldigsprechung bei einer gewissenhaften Beurteilung des Hierschberger Prozesses nicht völlig ausschalten dürfen.

Vox populi, vox Dei? . . . Es gibt ein dickleibiges Buch des vor einigen Jahren verstorbenen bekannten Verteidigers Erich Sello, das in erschreckender Fülle „Irrtümer der Strafjustiz" aus den bedeutendsten Kulturstaaten gesammelt hat. Die Lektüre dieses Buches, dessen Material mit warmherziger Humanität zusammengetragen ist, hinterläßt ein geradezu vernichtendes Gefühl von der menschlichen Unzulänglichkeit. Man stößt dort auf Fälle, wo sich die anscheinenden Indizien zu einer Gewißheit verdichtet hatten, die der im Hirschberger Prozeß zumindest gleichkam, und wo dennoch die Zeit und der Zufall eine furchtbare Kritik an den Wahrsprüchen der Justiz geübt haben. Mehr als einmal spielt da die Volksempfindung, die den angeblichen Täter zu Fall bringt, eine schlechthin verhängnisvolle Rolle. Auch die ins Unbegrenzte schweifende, unkontrollierbare Phantasie der kindlichen Seele trug oftmals die Schuld an scheinbar

entscheidender Belastung eines Angeklagten. Wie der Leumund blindlings in die Irre gehen kann, zeigte der berühmte Eldagsener Mordprozeß aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, den Sello dem „Neuen Pitaval" entnahm, und wo ein meineidiger Anklagezeuge als fleißiger, der unschuldig verurteilte Angeklagte hingegen als säumiger Kirchenbesucher gekennzeichnet und gewertet worden war. Auch der Selbstmord eines Verurteilten erwies sich in einem Falle nicht als verspätetes Schuldbekenntnis, erhöhte vielmehr die tragische Erschütterung, als dem schuldlos Verdammten eine posthume Rechtfertigung vom Zufall gewährt wurde.

Mehr als irgend andere Erwägungen verstärkt solche Erfahrung das peinigende Gefühl der Unsicherheit, das die Oeffentlichkeit stets einem Indizienurteil gegenüber hegt und das fast regelmäßig bei berühmten Indizienprozessen (z. B. auch bei dem von Sello als richtig anerkannten Schuldspruch gegen Hau im Jahre 1907) zum Ausdruck kommt.

Man wird dennoch des Hilfsmittels der Indizien im modernen Strafprozesse nicht mehr entraten können. Die Erforschung von Tatsachen und Umständen, die als Ursachen oder Folgen der eigentlichen Tat auf diese selbst schließen lassen und ihre Aufklärung bewirken können, entspricht nicht nur dem psychologisch verfeinerten und mit neuartigen Methoden vertrauten Untersuchungsvermögen unserer Zeit. Sie ist — das lehrt der historische Werdegang des Strafprozesses — der notwendige Ersatz plumper, primitiver und unmenschlicher Prozeduren der Urteilsfindung. Das berühmteste kriminalistische Gesetz des ausgehenden Mittelalters, die unter dem Namen „Carolina" bekannte „Hals- und Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V." aus dem Jahre 1533 kannte eine direkte Verurteilung allein auf der Grundlage von Indizien nicht; dafür machte sie aber das Vorhandensein bzw. Zusammentreffen indizierender Tatsachen zur Voraussetzung der — Folter. Mit der Ueberwindung dieses barbarischen Instituts mußte der freie Indizienbeweis sich ganz von selber entwickeln. Der sogenannte „gemeine Strafprozeß" läßt ihn bereits bei den leichteren Verbrechen zu. Nach der endgültigen Aufhebung der Folter hat dann die Gesetzgebung meistenteils die Verhängung der Todesstrafe auf einen bloßen Indizienbeweis hin ausgeschlossen. Das ist heute leider nicht mehr der Fall; und so kommt es, daß das Sellosche Buch eine Reihe von Prozessen kennt, in denen menschliches Irren eines irreparablen Justizmordes schuldig wurde. Das Gewissen der Humanität müßte zumindest hier den alten Grundsatz wieder zur Geltung bringen, wenn die bestimmende Mehrheit des Volkes und seiner Vertreter sich zur gänzlichen Abschaffung der Todesstrafe in absehbarer Zeit nicht entschließen kann.

Jedenfalls darf die schwere und im höchsten Sinne verantwortliche Tätigkeit des Strafrichters — mag er Jurist oder Laie sein — keine höhere Verantwortlichkeit kennen als die der Indizienwertung. Gefahren lauern ringsum... Sie dürfen den ernsten Wahrheitssucher nicht schrecken. Größtmögliche menschliche Objektivität muß sein Ziel sein. Völlig frei von äußerlicher Einstellung — frei von dem unsichtbar-mystischen Zwange eines allzuoft irrenden „Volksinstinktes" — frei aber auch von jenem gefährlichen Spiele des Geistes, das sich in überscharfsinnige und darum kurzsichtige Indizientüftelei nur zu leicht verliert — frei vor allem von jedem bewußten und unbewußten Vorurteil muß sich derjenige halten, dem die schwerste menschliche Aufgabe zuteil ward: die Wahrheitssuche! Verblendete Dummköpfe, wie der Amtsvorsteher Wehrhahn im „Biberpelz", können in maßgebenderer Stellung unabsehbares Unheil anrichten.

Und über der Fähigkeit zur Objektivierung steht allerdings noch die Begabung, die das Merkmal aller wahrhaft Berufenen ist. Ihr Musterbeispiel stellt der Untersuchungsrichter Parphyri Pjetrowitsch aus Dostojewskis „Raskolnikoff" vor. Hier triumphiert die Wahrheit durch eine geradezu dämonische Seelenkunde.

Freilich: auch diesmal bleibt sicherlich das Genie eines großen Dichters siegreich über der ewig fragwürdigen Unvollkommenheit menschlichen Lebens. Es dürfte kaum einen Fall von solcher Unbedingtheit der Erkenntnis in der wirklichen Kriminalgeschichte geben. Immer wieder werden wir am Ende unseres Tuns das große Fragezeichen gewahren müssen. Und die Binde über den Augen der Justitia behält für alle Zeiten ihren tragischen Doppelsinn.

Die Einheitsschule in amerikanischer Beleuchtung

Von Johannes Gaulke

Freie Bahn dem Tüchtigen! Diese alte Forderung der Demokratie, die bei Kriegsausbruch von dem leitenden Staatsmann besonders unterstrichen wurde, ringt nach Verwirklichung. Die Einheitsschule soll das Fundament bilden, auf dem sich das gesamte Bildungswesen der Nation aufbauen soll, wodurch dem einzelnen, ohne Berücksichtigung seiner Herkunft, die Möglichkeit geboten wird, die höchsten Staffeln der Bildung zu erklimmen und sich einem Beruf zuzuwenden, der seinen individuellen Anlagen entspricht. Es steht zweifellos fest, daß unser altes Schulsystem, das zwischen Volks- und höherer Schule einen subtilen Unterschied macht, das dem Volksschüler den Übergang in eine höhere Schule mindestens auf das äußerste erschwert, diese einstweilen noch ideale Forderung nicht erfüllt. Amerika, das es in mancher Beziehung besser hat als unser Kontinent, der alte, hat niemals um die Einheitsschule zu kämpfen brauchen, sie ist ihm bereits, als Kolonialland, das sich den Luxus eines komplizierteren Bildungs- und Schulwesens nicht leisten konnte, als eine durch die Verhältnisse bedingte Einrichtung zugefallen. Es möge darum am Platze sein, einen Blick auf die amerikanische Schule zu werfen, um daraus Anregungen für die Reorganisation unserer Schuleinrichtungen zu schöpfen.

In Amerika gibt es keine Volksschule in unserm Sinne, die lediglich den Kindern der unteren Stände zugewiesen ist, sondern ein dreigliederiges Schulsystem, das für alle Volksgenossen obligatorisch ist. Mit sechs Jahren tritt das Kind in die Elementarschule (Primary School), mit zehn Jahren in die Mittelschule (Grammar School), mit vierzehn Jahren in die Oberschule (High School), die ebenfalls auf einen vierjährigen Kursus angelegt ist. Entschließt sich der junge Mann nunmehr zu einem akademischen Beruf, so muß er das „College" beziehen, für das wir im deutschen Schulsystem kein Gegenstück haben, das ungefähr auf der Grenze zwischen den oberen Gymnasialklassen und der Universität steht. Das Studium auf dem College wie auf der Universität nimmt gleichfalls je vier Jahre in Anspruch, so daß der junge Mann erst mit vollendetem sechsundzwanzigsten Lebensjahr zum Abschluß seiner Studien kommt. Wir ersehen daraus, daß der amerikanische Schulmeister mindestens so gründlich arbeitet wie der deutsche. Es gibt allerdings Ausnahmen, die mehr und mehr zur Regel werden. So kann der Lehrstoff der Oberschule, des Colleges und selbst der der Universität bei hervorragender Begabung schon in drei Jahren bewältigt werden, auch können Dispense aller Art auf Grund besonderer Leistungen des Schülers erteilt werden.

Der Durchschnittsamerikaner beschränkt seine Schulausbildung auf die Elementar- und Mittelschule, die vielfach zu einer achtstufigen Schule zusammengezogen sind. Es gibt in diesem System nur einen einzigen regulären Schulplan. Der künftige Geschäftsmann, der künftige Arbeiter und Bauer hat auf der Schule denselben Weg zurückzulegen, wie der künftige Arzt und Advokat. Der Amerikaner ist stolz auf sein Schulsystem, das für jeden Volksgenossen die Bahn freimacht. Ein jeder, auch der geringste, soll so weit vordringen können, wie die eigene Kraft ihn trägt. Das innere Motiv ist klar: die Schule soll keinen Kastengeist aufkommen lassen, sie soll die Grenzen zwischen den Ständen, die das wirtschaftliche Leben stets von neuem aufwirft, verschwinden lassen. Wenigstens soll die junge Generation von allem befreit sein, was die Alten trennt; aus den breiten Schichten sollen die Tüchtigsten, durch kein Vorurteil behindert, zu den höchsten Zielen emporsteigen können. Der Amerikaner, den keine Tradition einengte, hat frühzeitig erkannt, daß nur auf diesem Wege dem sozialen Organismus immer neues Blut hinzugeführt werden und die Kastenbildung, die auf dem alten Europa lastet, hintangehalten werden kann.

Indessen hat das sozialpolitische Glaubensbekenntnis des Amerikaners, das in der Einheitsschule einen konkreten Ausdruck findet, die Kastenbildung dennoch nicht verhindern können. Die soziale Struktur des modernen Amerikas zeigt mit der des

alten Europas, auf das der Amerikaner oft mitleidig herabblickt, namentlich in den Oststaaten, eine fatale Ähnlichkeit, ja es hat sich hier in den durch Reichtum und Macht ausgezeichneten Schichten eine Exklusivität herausgebildet, die mit dem demokratischen Grundzug Amerikas nicht recht in Einklang zu bringen ist. Wundern darf es uns freilich nicht, da das auf breitester demokratischer Basis ruhende Schulsystem wohl allen Kindern des Volkes die gleichen Bildungsmöglichkeiten bietet, aber niemals die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten bieten kann. Diese liegen im Menschen selbst, der Einfluß der Schule, auch der bestorganisierten und bestdisziplinierten, darf daher nicht überschätzt werden. Sie kann aus dem Trottel kein Genie machen, sie kann nicht einmal, oder nur im beschränkten Maße, weder durch Strafandrohungen noch durch Belohnungen den Ehrgeiz eines indolenten Schülers aufpeitschen. Die Schule wird immer nur der Mittelmäßigkeit den Weg fürs Leben vorbereiten. Das weiß der Amerikaner sehr wohl und nimmt daher im praktischen Leben kaum Notiz von dem Werde- und Bildungsgang seines Angestellten, am allerwenigsten imponiert ihm aber das durch ein amtliches Zeugnis beglaubigte Wissen. Der Selfmademan ist trotz einer fast unbegrenzten Ehrfurcht vor dem ererbten Kapital und der stillschweigenden Anerkennung einer neuen Aristokratie dennoch der ideale Typus des Amerikaners geblieben. Die Trustmagnaten, die Rockefeller, Morgan, Gould, Carnegie usf., die das gesamte Wirtschaftsleben kontrollieren und die ungekrönten Herrscher der amerikanischen Republik sind, haben sich samt und sonders nicht mit überflüssigem Schulwissen belastet. Rockefeller begann seine glorioſe Laufbahn als 13jähriger Laufbursche und trieb in seinen freien Stunden einen schwunghaften Handel mit Getreide. In der Schule hatte er von der heckenden Eigenschaft des Kapitals nichts erfahren, wie er in einem biographischen Büchelchen erzählt, und er war stolz darauf, daß ihm die Erleuchtung über die Vorgänge des Wirtschaftslebens, daß der Dollar scheinbar aus sich selbst einen neuen Dollar gebären könne, durch eigenes Nachdenken gekommen war.

Ein Zug, der das amerikanische Schulwesen vom deutschen wesentlich unterscheidet, liegt in der „coeducation" oder in der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter. Wie alle Einrichtungen, die sich im Laufe der Zeit, ob mit, ob ohne innerliche Berechtigung, durchgesetzt haben, so gilt auch die „coeducation" dem Amerikaner als ein Dogma. Wie in der Familie, wo die Brüder und Schwestern sexuell nicht auf einander reagieren, so dürfe auch die Schule keine Geschlechter unterscheiden, um die sexuelle Frühreife zu verhindern, das ist der Leitgedanke des Systems der Koedukation. Die Verfechter dieses Systems haben in vielen Schriften, neuerdings auch in Deutschland, in Sonderheit darauf hingewiesen, daß durch den wechselseitigen Einfluß die Knaben verfeinert und die Mädchen im Charakter gefestigt würden, wodurch fernerhin die sexuelle Spannung in den Entwicklungsjahren vermindert würde. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß durch die sexuelle Verheimlichungsmanie und durch eine künstliche Scheidewand der Geschlechter die gute Absicht des Erziehers meistens vereitelt wird und das Spannungsverhältnis einen bedeutenden Anreiz erhält. Andererseits schließt die gemeinsame Jugenderziehung eine große Nivellierungsgefahr in sich, schon in bezug auf das Bildungsmaterial. Der Knabe reagiert ganz anders auf den Lehrstoff wie das Mädchen, es müssen also, wenn man den normalen Schülertyp heranziehen will, Konzessionen bald zugunsten des einen, bald zugunsten des anderen Geschlechts in der Auswahl des Stoffes gemacht werden. In neuerer Zeit haben sich aus diesem Grunde bedeutende Pädagogen Amerikas gegen das System der „coeducation" ausgesprochen. In der Praxis wird es durchbrochen durch die Privatschule, die überall Parallelkurse für Knaben und Mädchen eingerichtet hat. Die Privatschule, die allerdings nur ein Luxusinstitut für die wohlhabende Bevölkerung ist, muß sich im übrigen streng an den Lehrplan der Einheitsschule mit ihren je vierklassigen Unterabteilungen: Elementar-, Mittel- und Oberschule, halten, nur kann sie nicht daran gehindert werden, daß sie das vierjährige Pensum der einzelnen Abteilungen schon in drei Jahren bewältigt. Für die Kinder der Oberschicht ergibt sich daraus eine Bevorzugung, die eigentlich nicht recht mit dem Prinzip der Gleichstellung aller Bevölkerungsschichten, das in der Einheitsschule seinen konkreteren Ausdruck findet, in Einklang zu bringen ist.

Das System der „coeducation" bringt es mit sich, daß im Lehrkörper der Einheitsschule das Weib

dominiert. In vielen Schulen der Großstädte übt fast ausschließlich die Lehrerin das Lehramt aus. Mit der Anstellung von Lehrerinnen haben die Nordstaaten nach dem Bürgerkriege, als es infolge der Dezimierung der männlichen Bevölkerung überall an Volksschullehrern mangelte, begonnen. Es heißt, daß sich das Weib, namentlich in der Elementarschule, als Jugenderzieherin vorzüglich bewährt habe. Auch die Mittel- und Oberschule geht immer mehr in die Hände der Frauen über. Die Männer ziehen sich schon aus dem Grunde vom Lehrerberuf zurück, weil die Konkurrenz der Frauen auf die Gehälter drückt. Der Amerikaner, der in seiner ganzen Sinnesart und Gefühlsrichtung mehr auf die Erwerbstätigkeit eingestellt ist, ist im allgemeinen dem Lehrerberuf nicht besonders zugeneigt. Er gilt in vielen Kreisen gar als eine Betätigung, die eigentlich des Mannes unwürdig ist. Trotzdem erfreut sich die Frau als Lehrerin einer hohen Wertschätzung, und es wird allgemein anerkannt, daß die vorwiegend von Frauen geleiteten Elementarschulen bessere Resultate aufweisen als die höheren Schulen.

Es ist hier nicht der Ort, die Frage aufzuwerfen, ob es spezifisch weibliche Berufe gibt und wo die Grenzlinie zwischen männlichen und weiblichen Berufen, die sich in allen Kulturländern immer mehr zugunsten des Weibes verschiebt, zu ziehen ist. Das Interesse am Kinde weist die Frau zweifellos auf den Beruf der Lehrerin, es wäre aber eine grundverkehrte Auffassung, wollte man ihr auf Grund ihrer mütterlichen Instinkte das gesamte Erziehungswesen als ihre ausschließliche Domäne überlassen. Das Weib ist dem Manne durchaus ebenbürtig, aber es ist in seinem Fühlen, Wollen und Handeln anders geartet als der Mann. Schon von Natur, was eifrige Emanzipatoren nicht gelten lassen wollen, ist ihm auf Grund seiner physiologischen Anlage ein ganz anderer Wirkungskreis zugewiesen als dem Manne. Mann und Weib sollen einander ergänzen, auch im Erziehungswesen. Darum muß jede Frauenemanzipation von der Idee der Differenzierung der Geschlechter getragen sein, sie darf niemals auf eine Gleichmacherei, auf eine Verallgemeinerung der Lebensgewohnheiten, der Bedürfnisse und der Tätigkeit der Geschlechter hinauszielen. Etwas vulgär ausgedrückt: der Mann darf nicht zum Weibe, das Weib nicht zum Manne werden. Im sozialen Leben übt — auch eine Konzession an den emanzipatorischen Zeitgeist — das Weib die unbestrittene Herrschaft aus, mag sie als zoon politikon auch unter dem Nigger, der sich des Vollbesitzes des aktiven und passiven Wahlrechts erfreut, rangieren. Zweifellos wird das Übergewicht des Weibes, wenn auch nicht bedingt, so doch außerordentlich begünstigt durch das System der „coeducation". Der junge Amerikaner, der bis zu seinem vierzehnten, nicht selten bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr gemeinsam mit Mädchen von Frauen erzogen und unterrichtet wird, muß in seiner Gefühlsrichtung notwendig im weibischen Sinne beeinflußt werden. Zwar ist der effeminierte Typus in Amerika nicht häufiger als bei uns anzutreffen, dagegen eignet der Amerikanerin in hohem Grade männliche Tatkraft und ein stark entwickeltes Selbstbewußtsein. Der Mann wird, wenigstens in der Oberschicht, von ihr lediglich als eine quantité négligeable, als Geldverdiener angesehen. Im Hause hat er nichts zu sagen, und auch im öffentlichen Leben gibt ihm die Frau nicht selten die Direktive. So haben sich an der wüsten Propaganda gegen das Deutschtum, die den Eintritt Amerikas in den Weltkrieg vorbereitete, amerikanische Frauen in ganz hervorragender Weise betätigt. Auch das Alkoholverbotgesetz ist nicht zum geringsten auf die Initiative der Frau zurückzuführen. In der Anti-Saloon-League und den zahlreichen anderen abstinenzlerischen Organisationen, die sich die Trockenlegung Amerikas als erhabenes Ziel gesetzt hatten, dominierte das weibliche Element. Der Durchschnittsamerikaner, der in den öffentlichen Angelegenheiten oft eine bemerkenswerte Indolenz zur Schau trägt, steht, wie es kaum in einem anderen Lande der Fall ist, unter dem ständigen Einfluß der Frau und fügt sich ganz ihrer höheren Erkenntnis. Auch das mag in einem ursächlichen Zusammenhang mit der „coeducation" und der autoritativen Stellung der Frau im Schul- und Bildungswesen stehen.

Nächst der „coeducation" fällt an der amerikanischen Schule, wie schon aus dem Vorhergesagten hervorgeht, auf, daß sie mit der Zeit, die doch sonst in Amerika als Geldbegriff gewertet wird, äußerst verschwenderisch umgeht. Dasselbe intellektuelle Ziel wird in Deutsch-

land mit einem viel geringeren Zeitaufwand erreicht. Die Gründe hierfür liegen nicht allein in dem System, sondern auch in der Beschränkung des Unterrichts, der erst um neun Uhr beginnt, auf drei bis vier Stunden. Der Sonnabend ist im ganzen Lande schulfrei. Es ist dies eine Konzession an die puritanische Anschauung, nach der der Sabbat ein heiliger Tag ist. Auch die Ferien sind länger als bei uns bemessen und werden durch keine Schularbeiten eingeengt. Die der Schule entzogene Zeit soll aber nicht dem Müßiggang der Jugend dienen, sondern ihrer körperlichen Ausbildung, dem Sport und den Bewegungsspielen. Überdies kann sich Amerika den Luxus einer Zeithingabe für die körperliche Erziehung der Jugend im höheren Grade leisten als die mehr oder weniger ausgepowerten Völker des alten Kontinents.

Wenn wir von einigen Schönheitsfehlern absehen, so trägt das amerikanische Schulsystem, das allen Schichten der Bevölkerung in gleichem Maße gerecht wird, die Bedingungen einer gesunden Entwicklung in sich, und entspricht dem nationalen Drange nach Selbstbestimmung und Selbstbetätigung. Das System ist den Bedürfnissen des Landes in jeder Beziehung angepaßt. Die Dreigliederung der Schule ist eine amerikanische Errungenschaft, die sich in anderen Ländern ohne große Erschütterung der Schulorganisation nicht durchführen ließe. Auch das System der „coeducation" ist eine Einrichtung, die sich nicht schematisch auf andere Verhältnisse übertragen läßt. Dagegen läßt sich der Leitgedanke der Einheitsschule, der allen Volksgenossen gleiche Bildungsmöglichkeiten garantiert, bei gutem Willen auch bei uns verwirklichen.

Zwischen heruntergekommenen Menschen / Von Emil Szittya

Das Lexikon besitzt wenig so verachtete und kautschukartig gewordene Worte wie Landstreicher, Verbrecher und das Gefängnis. Neugierde, Schaudern, Mißbehagen und wenig Verständnis begegnen dem Kalvarienweg dieser Begriffe. Der humanistische Dschungelweg hat seit hundert Jahren wie in alles so auch in die Tiefe dieser Begriffe hinunterzusteigen versucht. Man wollte das menschliche Antlitz des Vagabunden und Gauners studieren. Aber die Produkte dieses Studiums wurden nur Kriminalromane und Abwehrmittel gegen alles, was sich in die Gesellschaft nicht einfügen kann.

Gewiß gibt es auch eine Romantik über diese Menschen, auf die Karl Marx das Wort Lumpenproletariat prägte. Francois Villon hat seine Verbrecher- und Prostituiertenlieder auf Bordellhaustische gekritzelt, und heute liegen diese Bücher in schönen Einbänden in den Bücherregalen aller intelligenten Franzosen. Oswald hat unter dem Titel „Rinnsteinlieder" alles gesammelt, was die Vagabunden- und Gaunerromantik seit dem Mittelalter produzierte. Gorki machte aus jedem russischen Landstreicher einen Philosophen (Nachtasyl) und einen Dostojewskischen tragischen Menschen. Bei Jacob Schaffner wird der Vagabund ein in Sonne taumelnder Poet. Jacques London findet, daß der Lumpenproletarier der Aufrechterhalter des Abenteurers ist. O. Henry entfaltete sich durch den fünften Stand zum amerikanischen Dostojewski.

Es lebt in jedem Landstreicher und Verbrecher ein Stück Robinsonwunsch, aber es ist ein ebenso großer Fehler, wenn man den letzten Stand der Gesellschaft idealisiert, wie wenn man aus ihrem Leben Abwehrmittel gegen die Feinde der Gesellschaft schmieden will. Ich habe zwei Jahrzehnte lang Landstreicher, Verbrecher und Gefängnisse studiert. Ich hörte manch schönes Wort in dieser Atmosphäre, aber meistens sah ich arme, gedrückte Menschenkinder, denen der Spätherbst Kot in die Augen spritzte. Es ist möglich, daß es einst einen Zusammenhang zwischen Landstreichern und Abenteurern gab. Möglich, daß der von weither Kommende nicht nur schön lügen konnte, sondern auch der erste internationale Mensch war und wie ein Columbus Länder miteinander verband. Aber heute besteht dieser Stand nur aus vom Leben Gezeichneten. Sie kannten die Brücke, die sie schufen, selbst nicht überschreiten, weil sie unter ihrem schweren, morschen Ahasverschritt einbrach. Es gibt aber zwischen diesen fallenden Menschen,

auch solche, die etwas Heroenhaftes im Untergehen haben.

Der jetzt in Bayern im Gefängnis sitzende Anarchist Erich Mühsam hatte um 1910 herum einen Prozeß in München, weil er Landstreicher und Verbrecher zum Anarchismus verleiten wollte. Es stellte sich aber heraus, daß Mühsam nur ein soziales Problem zu lösen versucht hatte. Er hielt den fünften Stand für eine Menschensorte, die den Anarchismus lebt, weil sie sich am konsequentesten von der Gesellschaft loslöste. Aber sie vergeuden die Tatmöglichkeit ihres Anarchismus, weil sie sich im Sumpf auflösen, und deshalb wollte er durch Psychoanalyse ihr Leben ins Bewußtsein übertragen. Der naive Anarchist war mit seiner Ideologie etwas zu spät gekommen. Seit Jahren lebt in Italien der Zinkenfritz, der alles, was Mühsam theoretisch ausspintisierte, ins Praktische übertrug. Dieser Blutanarchist wurde von den Landstreichern auch Christus genannt. Er ist der Sohn eines bayerischen Generals, hatte einmal Geld bei seinem Vater gestohlen und war auf die Walze gegangen. Er war im Anfang seines Kundenberufes sehr faul, bettelte täglich nur 5, 10 Kilometer ab, legte sich in den Straßengraben und las Kriminalromane. Es gibt von Pitaval angefangen bis zu den modernsten Kriminalgeschichten keine, die Zinkenfritz nicht gelesen hat. Eines Tages kam auch ihm die Erleuchtung, daß er wegen etwas Höherem auf unserem verdammten Planeten weile. Er führte ein Adreßbuch mit sich, in das er den Aufenthaltsort der berühmtesten Verbrecher und Landstreicher eingezeichnet hatte. Er unterhielt eine internationale Korrespondenz, teilte seinen Kameraden die beruflichen Situationen in den verschiedenen Ländern mit und wo es etwas zu holen gab. Die Kunden sind ein sehr solidarisches Volk; wenn sie in Städte kamen, von wo aus Zinkenfritz ihnen Winden gegeben hatte, schickten sie ihm 30 % der Einnahme zu. So fing sein Geschäft an. Er hörte mit dem Betteln auf und schrieb nunmehr nur noch Situationsberichte. Eines Tages machte er die Bekanntschaft einer Graphologin. Sie blieben beisammen und fabrizierten en gros falsche Legitimationspapiere. Die Papiere wurden in verschiedene Länder an Vagabunden und Verbrecher gesandt, von denen sie dann gutes Honorar bekamen. Er hatte Verbindungen in allen Ländern, sogar aus Amerika wandte man sich an ihn. Er stand in geschäftlichem Verkehr mit Bumus und Hobos (amerikanische hochstapelnde Bettler, die immer vornehm gekleidet sind und nur in feiner Gesellschaft schnorren). Er lieferte schwarze Fleppen für Bundelsstifts und Tramps (das sind minderwertige amerikanische Bettler, die meist sehr zerlumpt gekleidet sind und von Nord- bis Südamerika Schlösser putzen.) In einigen Jahren entwickelte sich Zinkenfritzens Betrieb so stark, daß er sich sogar Agenten engagieren mußte. Seine berühmtesten Agenten waren der „Mann mit den vielen Namen", „der hinkende Baron" und ein „Schlesier".

Der Mann mit den vielen Namen war Zigeuner von Geburt, lebte in allen Großstädten der Welt; er nannte sich Caspar Jamson, Johann Lagerim, Christian Teutsch, Johann Polzer und hatte noch einige andere Namen. Man konnte nie seinen wirklichen Namen erfahren, und deshalb bekam er den Spitznamen „Namenjäger". Er war der geschickteste Dokumentenhändler, hielt sich sogar einen Sekretär, der seine internationale Korrespondenz erledigte. Während des Krieges fabrizierte er Militärpapiere und wurde 1918 in Köln verhaftet.

Der „hinkende Baron" hatte seine Spezialität in dem Dokumentenhandel. Er gebrauchte nur falsche Freimaurerlegitimationen. Er hatte seine Kundschaft, die sich als Freimaurer ausgaben, und die Logen, bei denen man als armgewordener Freimaurer bettelt, gaben ihnen bis in die Tausende Unterstützung. 1914 wurde er in Paris verhaftet und zu 2 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Der Zinkenfritz hat mit seinem Betrieb jährlich bis 100 000 Lire verdient. Aber er war immer schäbig gekleidet, trug seine langen Haare und seinen Christusbart weiter und das Geld, das er verdiente, hat er mit seiner Frau und mit Kunden versoffen. Am Anfang des Krieges meldete er sich dem italienischen Militärdienst als Uebersetzer, und heute ist er ein anständiger Bürger und Stiefelputzer auf dem Piazza San Silvestro in Rom. Er hat also auch das Freibillett in die bürgerliche Gesellschaft bekommen.

Im Frevelfluch des Sumpfes war vielleicht Gorki der einzige Schriftsteller, der die wirkliche Intuitivsehnsucht des Vagabunden erfaßt hat. Er sah nicht nur die Armut, sonder den Durst nach der Ferne, der manchmal ganz feine Menschen ins Ungewisse hinaustreibt. Das ist es, was immer wieder

die Aufmerksamkeit auf den Bruder Straubinger lenkt.

Einer der sympathischsten Landstreicher, denen ich begegnete, war ein Mensch, den Gorkis Nachtasyl auf die Landstraße lockte.

Der Dichter Stefan George sagt: „Denkt nicht an einen, der an euren Tischen aß, vielleicht wer jahrelang in euren Gefängnissen unter den Verbrechern saß, steht auf und tut die Tat!" Es liegt ein schönes Stück romantischer Idealismus in diesen Worten. Es gibt manchen Menschen, der zu großen Lebenstaten prädestiniert war, der auch den ganzen Lebensjammer durchkostete und sogar bis zum Gefängnis kam, aber es ist schwer, sich von dem abwärts führenden Weg zu erheben, die Pfützen des Lebens schlagen oft über manchem Idealistenkopf zusammen. Karl Schlemmer nannten die Landstreicher einen „Philosophen". Er war Hamburger von Geburt und Sargfabrikant [1]) von Beruf. Hamburg ist die Stadt, die in Europa die meisten Landstreicher fabriziert, die Hamburger sind in der Zunft berühmt, weil sie am besten balanzieren [2]). Sie tippeln [3]) meistens von ihrer Heimatstadt bis Genua. Es ist der alte deutsche Idealismus für Italien, der sogar die abseits der Gesellschaft Stehenden packt.

Den Philosophen sah ich zuerst in der Nähe des Leuchtturms in Genua. Das ist der Platz, wo alle Vagabunden bankarbeiten [4]). Wenn sich über den Hafen die Stille breitet, dann liegen dort dutzendweise die Walzbrüder [5]), die Betriebskapitalien [6]), die Menschenklumpen, die keinen Kies [7]) haben, um sich ein Nachtlager zu kaufen, die immer Kohldampf haben, die jeder Oxyd anbellt [8]). Da sah ich eines nachts unter einer Gaslaterne den Philosophen Gorkis „Nachtasyl" lesen. Ich fragte ihn, was ihn denn auf die Landstraße lockte, und er schaute mich mißtrauisch wie einen Wassermann [9]) an. Er erzählte mir von Gorkis Nachtasyl. Er hatte das Buch als Zweiundzwanzigjähriger gelesen und war vom Militär desertiert, weil er glaubte, daß alle Wanderer Philosophen sind. Merkwürdig, dieser Gedanke ist ganz russisch uund hätte von Gogol stammen können. Die Sehnsucht trieb Schlemmer durch die Länder. Er wollte sein Leben mit klugen Menschen vergeuden. Er bettelte und gänselte [10]) und kaufte sich für das erworbene Geld Bücher. Er trug immer eine ganze Bibliothek mit sich, und, als ich mir die Bücher anschaute, war ich erstaunt, ich fand darunter gar keine Verbrecher- und Landstreichergeschichten, sondern Kants „Kritik der reinen Vernunft", Fichtes „Reden an die deutsche Nation" und, was mich ganz verblüffte, Helene Blavatzkys Geheimlehre. Er konnte sehr klug über diese Bücher sprechen und leitete seine philosophischen Ansichten über das Landstreichertum in Universalismus über. Er liebte die Landstreicher und nannte sie seine Brüder, er tat für sie, was er konnte. Auf den Plätzen, wo er bettelte und stahl, machte er Zinken [11]), ein Kreuz auf Plätzen, wo man nichts bekommen konnte, ineinanderlaufende Würfel, wo es etwas zu holen gab, einen Kreis für Polizeigefahr, ein Viereck für Frauen, die sich verkohlen lassen.

Wenn der Philosoph in einer Herberge oder in einem Asyl war, packte er seinen Rucksack aus und gab seinen Brüdern die merkwürdigsten philosophischen Bücher zu lesen. Manchmal hielt er Aufklärungsreden über die Bücher. So hörte ich ihn einmal über Nietzsche sagen: „Es ist ein komischer Philosoph, aber, wenn seine Worte in unser Blut übergingen, würde unser Tun viel wichtiger werden, und der Landstreicher würde merken, daß er heute der einzige freie Mensch ist."

Durch den Philosophen erhielt ich meine Kenntnisse über die internationale Hilfsaktion der Sozialdemokraten. Die sozialistisch organisierten Arbeiter sind es, die die wandernde Handwerkerromantik aufrechterhalten. Sie treten bei jedem Spießer [12]) zum Trinken ein, sie zopfen [13]) prinzipiell nicht, sie haben immer etwas Drallines [14]). Die deutsch-österreichischen und ungarischen Gewerkschaften geben jedem in der Gewerkschaft Organisierten während sechs Wochen täglich Unterstützung. In diesen Ländern gibt es in jeder Stadt für Sozialdemokraten Extraherbergen. In Frankreich, Italien bekommen sie von der Partei oder von der Gewerkschaft Lokalunterstützungen. Es gab vor dem Kriege sehr viele gewerbsmäßige sozialdemokratische Bettler, die mit schwarzen Fleppen in sozialdemokratischen Wirtschaften bettelten, und wenn einer

[1]) Tischler, [2]) auf der Straße betteln, [3]) wandern, [4]) im Freien schlafen, [5]) Landstreicher, [6]) Landstreicherinnen, [7]) Geld [8]) Hund, [9]) Polizist

[10]) stahl, [11]) Zeichen, [12]) Wirt, [13]) stehlen, [14]) Geld

geschickt war, konnte er an einem Abend 20 bis 30 Mark zusammenbringen, was dann mit Staras[15]) schmalgeschlagen[16]) wurde.

Trotzdem der Philosoph zum idealen Landstreicher prädestiniert war, ist auch er in diesem unheimlichen Schlamm untergegangen. In Triest gibt es eine sehr schmutzige Straße, wo zerlumpte Prostituierte, jüdische Trödler hausen. Das Pflaster stinkt nach Rattengift, Gemüseresten und nach Verbrechen. In dieser Straße befindet sich auch die Penne. Es ist merkwürdig, daß der Besitzer dieser Penne auch eine Frau war. Sie hatte die schlechte Gewohnheit, mit jedem Vizebos[17]) ein Verhältnis zu beginnen. Der Philosoph wurde bei ihr eines Tages Hausdiener, und nach kurzer Zeit gelang es ihm, ihr Ehegatte zu werden und der Pennebos[18]) zu sein. Er hatte sich sehr schnell verändert. Er machte aus der Penne ein Verbrecherlokal, gab seinen Mietern Tips, wo sie einbrechen könnten, und 1913 kam er wegen Raubmords ins Gefängnis.

Deutsche Literatur in Groß-Rumänien / Von Iwan Faludi

Die veränderten politischen Verhältnisse im Osten Europas brachten über eine Million Deutsche unter das Szepter des rumänischen Herrschers aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen. Anfangs wirkte die neue Lage ziemlich befremdend, doch wurde es später dem Deutschtum klar, daß mit dem Verschwinden der alten politischen Grenzen auch die kulturellen Scheidewände entfernt werden müßten. Im Rahmen eines neuen nationalen und geistigen Programms fand sich das ganze Deutschtum Siebenbürgens, der Bukowina und Bessarabiens wieder. Diese östlichen Vorposten des zersplitterten Germanentums besitzen bereits seit Jahrhunderten eine eigene Literatur, ebenso wie sie an ihrer Sprache, mit all den alten, fast mitteldeutschen Formen festhalten. Deutsche Soldaten, die das Schicksal des Krieges nach Siebenbürgen führte, mögen die günstigsten Eindrücke von diesem Stück deutschen Bodens nach ihrer Heimat mitgebracht haben, doch im allgemeinen wissen wir in Deutschland recht wenig von den neuen Dichtern und Künstlern des Karpathenlandes. Verkehrsmisere und das Nichtvorhandensein eines großzügigen Buchhandels mögen ihren Anteil haben; jedenfalls blieb die neue Kultur des östlichen Sachsentums in Deutschland bis heute fast völlig unbekannt. Diese Kultur zeitigte aber wirkliche Ewigkeitswerte, die man auch heute nicht verschweigen soll, und besonders die Literatur nahm seit dem Zusammenbruch der österreich-ungarischen Monarchie einen lebhaften Aufschwung auf dem deutsch-rumänischen Gebiet.

Von den neuen Ereignissen erzählt uns ein junger siebenbürgischer Dichter, Egon Hajek, in seinem Essay „Ueber die deutsche Literatur in Großrumänien," (Klausenburg, „Napkelet" 1921). Hajek greift zur Beleuchtung der heutigen Lage auf frühere Ereignisse zurück. Er erwähnt die Gründung der Zeitschrift „Die Karpathen", die unter der Redaktion Adolf Meschendörfers in Kronstadt zweiwöchentlich erschien und einen Wendepunkt in der siebenbürgischen Literatur bedeutete. Die ältere Generation erblickte nämlich in der schönen Literatur lediglich ein wirksames Mittel gegen die Magyarisierungsbestrebungen des Staates. Für sie kam die Literatur nur als nationale Waffe in Betracht. „Die Karpathen" dagegen hatten das Bestreben, neben Aufrechterhaltung des nationalen Bewußtseins auch die modernen (westlichen) Ideen zu verbreiten. Die früheren Schriftsteller, mit Ausnahme Josef Marlins (1824—1849) legten das Hauptgewicht auf geschichtliche Betrachtungen und auf Motive aus der Vergangenheit des Sachsentums; die neue Generation aber, für die die früheren Freiheitskämpfe bereits zu weit zurücklagen, befand sich zwischen den Grenzen eines jungen, nationalistisch angehauchten Staates, und empfand daher die Notwendigkeit einer Annäherung an die deutschen Kulturbewegungen. Denn an der Grenze des Balkans und des Ostens vermochte das östliche Deutschtum seine führende kulturelle Position im neuen Staate nur durch mannigfache Beziehungen zum Westen zu festigen.

[15]) Frauen, [16]) vertrunken

[17]) Herbergsdiener, [18]) Herbergsvater

In den ersten Heften der „Karpathen“ (1907-1908) erschien Adolf Meschendörfers Roman „Leonore“, der zugleich als Ausgangspunkt neuer sächsischer Literatur zu betrachten ist. Schopenhauer und der Aesthetismus einerseits, das kleinbürgerliche Stadtleben andererseits bedingen das Werk Meschendörfers, der die Ereignisse und die sozialen Hintergründe von dem Gesichtspunkt des gebildeten Europäers aus betrachtete. Um „Die Karpathen“ sammelte sich alsbald eine kleine Schar von Künstlern und Schriftstellern, und diese junge Garde begann eine fieberhafte Tätigkeit zu entfalten. Von ihnen sei insbesondere der frühzeitig verstorbene Dichter Eduard Schallerus erwähnt, der in seiner Lyrik warme Töne für die Leiden und Hoffnungen seines Volkes fand. Vor Kriegsbeginn erschien eine Gedichtssammlung des Pfarrers Hermann Klöß, eine Anthologie in sprachlicher Hinsicht vollkommener Gedichte, die größtenteils den frühzeitigen Tod der jungen Braut beklagen. Bei Klöß machen sich bereits neue Ausdrucksformen geltend, der Ton seiner Gedichte entbehrt der großen Leidenschaft, — es war die Zeit, wo Dehmel und Liliencron in Siebenbürgen besonders verehrt wurden.

Da kam der Krieg und mit ihm die Epoche des Verfalls. „Die Karpathen“ sind eingegangen. Es waren keine Mittel und kein Verständnis mehr für die „westliche“ Dichtung vorhanden. Ein enger Lokalpatriotismus machte sich breit; Kriegsmotive, Heldenepen, eine waschecht K. u. K. Kriegsliteratur trugen dazu bei, daß die neuen Dichter den Boden vollkommen verloren hatten.

Und doch — nach vierjährigem Schweigen — erhob sich das Deutschtum des Ostens. Der Zusammenbruch der Donaumonarchie hatte zur Folge, daß sich die Deutschen in Siebenbürgen mit ihren Stammverwandten in der Bukowina, im Banat und in Bessarabien vereinigen konnten. Von den Kriegsschauplätzen strömten die jungen Männer massenhaft in ihre Heimat zurück, und mit ihnen zog ein neues Leben in die mittelalterlichen Häuser der alten Sachsenstädte ein. Besonders in Hermannstadt machte sich der neue Geist bemerkbar, wo eine neue Zeitschrift „Ostland“ herausgegeben wurde, die zum ersten Mal versucht hatte, ein umfassendes Bild von der kulturellen Tätigkeit des östlichen Kulturgebiets zu geben. Somit ist diese Zeitschrift keine direkt Fortsetzung „der Karpathen“, denn ihre politischen Ziele lagen Meschendörfer und seinen Anhängern ziemlich fern.

Zu Weihnachten 1919 kommen die jungen Schriftsteller des „Ostland“ zu Worte. Karl Bernhard (Hermannstadt) erzählt in seinem Roman „Der schöne Tod“ das tragische Schicksal eines Volkes, das an innerer Schönheit zu Grunde gehen muß. Im Drama des Pfarrers Klöß „Die Anhänger Christi“ kommt die religiöse Begeisterung des Dorfvolkes zum Ausdruck. Helene Burnaz gibt in ihrer Novellensammlung „Der Mann mit dem Gummimantel“ halblyrische, halbgroteske, aber stets fein ziselierte Stimmungsbilder. Egon Hajek zeigt in seinen Gedichten eine erstaunliche Aehnlichkeit mit George.

Alle diese Werke sind auf den östlichen Markt angewiesen, da werden sie aber überall, im kleinsten sächsischen Dorfe, wie in den entlegensten deutschrumänischen Ansiedelungen gelesen.

Im August 1920 hielten Professoren der Czernowitzer Universität in Hermannstadt Vorlesungen, wodurch in der „sächsischen Hauptstadt“ eine Art Sommeruniversität zu Stande kam. Von allen deutschen Gegenden strömte die Intelligenz in die alte Sachsenstadt, um mit ihrer Anwesenheit ihr Recht auf eine ostdeutsche Kulturpropaganda zu beweisen. Selbstverständlich entwickelte sich unter solchen Umständen das deutsche Geistesleben in der gewünschten Richtung. Der Mangel an billigen Büchern, die man früher aus Deutschland bezog, veranlaßte die Verleger, das östliche Deutschtum mit Büchern zu versehen, die in Hermannstadt, Kronstadt, Czernowitz und Temesvár erschienen sind.

Zu Weihnachten 1920 begegnen wir wieder neuen Werken. Karl Bernhard erzählt in seinem zweiten Roman („Irrungen“) das Schicksal einer kampflustigen, ewig unzufriedenen Künstlerseele. Ein neuer Name, O. F. Krasser, wird durch zwei phantastisch-groteske Novellen („Der junge Baron“) bekannt.

In diesen Werken der jungen Generation zeigt sich eine ausgesprochene Begabung, psychologische Motive im Rahmen einer fesselnden Er-

zählung zu bearbeiten. Dieser Zug sicherte ihnen den Vorrang den früheren Erzählern gegenüber.

Die deutschen Dichter des Bonats sind in Deutschland nicht wegen ihrer größeren Begabung, vielmehr durch ihre Beziehungen zu den deutschen Verlegern bekannt. Adam Müller-Guttenbrun, Otto Alscher und Franz Xaver Kappus fanden bereits vor vielen Jahren den Weg zu den breitesten Schichten des deutschen Publikums. Von den Dichtern Alt-Rumäniens verdient O. Cisek (Bukarest) erwähnt zu werden. Er ist der Hauptvertreter der expressionistischen Dichtung im Osten.

Das wäre in großen Zügen das Bild der neuen deutschen Literatur in Großrumänien. Verkehrsmisere und politische Zensur trennen die Ostdeutschen von ihren Brüdern im Reiche. Dichter und Leser des deutschen Ostens sind auf einander angewiesen und gezwungen, auf diesem wirtschaftlich und kulturell abgeschlossenen Gebiet die Dichtung ihrer Heimat zu fördern und zu unterstützen. Jedenfalls wird der Einfluß des Westens durch die lokale Färbung auch hier vorläufig verdrängt.

In Groß-Rumänien ist eine spezifische deutsche Dichtung im Werden.

Der Bojar / Aus dem gleichnamigen Roman von Mite Kremnitz

Fürst Demeter hauste einsam in seinem Palast. Der größere Teil der Säle war unbewohnt und unmöbliert. Durch zerbrochene Scheiben fiel das helle Licht des Ostens und belebte das Gewürm, das sich ungestört gegenseitig verzehrte. Nachts wüteten die Mäuse dort, die sich auch in die Gemächer wagten, in denen der Fürst wohnte.

Demeter war der Abkömmling eines hohen Hauses, und alle seine Ahnen hatten ihr Bestes auf ihn vererbt: eine riesige Körperkraft und eine unbezähmbare Wildheit; Wildheit — von der modernen Bildung nicht gebändigt! Sein Lachen glich einem Wiehern, und keine Kunst der Toilette konnte seiner Figur die rohe Stärke nehmen, die jeder Eleganz Hohn sprach. Er war liebenswürdig in Worten, die Form seines Mundes aber strafte jedes freundliche Wort Lügen, und sein Auge sprach Hohn. Das wußte er, und oft fluchte er der Bildung, die ihn mit sich selbst uneins gemacht hatte. Er hätte wie ein wildes Tier sich tummeln mögen über die Steppe. Tage und Nächte lang jagte er dann auch in den Wäldern seiner Güter.

Viele unheimliche Gerüchte über den Bojaren gingen in die Stadt und Land um. Er sollte einmal einen politischen Mord begangen und dann auch seine Frau vergiftet haben. Nach ihrem Tode war er mehrere Jahre in Rußland gewesen wo, das wußte keiner. Niemand hatte innere Teilnahme für ihn. Mit seinem Vater lebte er in Todfeindschaft, Geschwister besaß er nicht.

Seit fast sieben Jahren bewohnte er den großen Palast in der Provinzialhauptstadt, nie, auch nicht im heißesten Sommer, zog er aufs Land Er konnte nicht verwinden, daß er nicht mehr das Recht hatte, seine Diener zu prügeln, daß der ganze verächtliche Unsinn des Westens sich auch hier breit machte. In seinem Palast hielt er sich noch einige treue Anhänger seines Hauses, die sich von ihm hätten totschießen lassen, Leute, die ihre

*) In einem Aufsatz dieses Blattes wird über jüngste deutsche Literatur in Groß-Rumänien gesprochen. Der Verfasser Iwan Faludi, behandelt einige literarische Erscheinungen der Siebenbürger Sachsen und der Deutschen in der Bukowina. Beide Länder gehören seit der Unterzeichnung des Friedensvertrages von St. Germain zu Rumänien. . . . Aber im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebte und wirkte in Altrumänien, in Bukarest, die deutsche Dichterin Mite Kremnitz, die, hochangesehen sowohl am Königshofe, wie in den freiheitlichen politischen und literarischen Kreisen der Junimea, die erste und erfolgreiche Mittlerin zwischen dem halborientalischen Lande und der deutschen Literatur gewesen ist. Sie hat Märchen, Lieder und Erzählungen der Rumänen in's Deutsche übersetzt, vor allem aber in ihren eigenen Romanen und Novellen, Büchern von kulturhistorischem Wert und feinem seelischen Reiz, das Land beleuchtet und in's Innere der rumänischen Gesellschaft geleuchtet. Ihr Hauptwerk ist der Roman „Ausgewanderte"; rumänische Stoffe behandelt auch: „Siegerin Zeit", „Eine Hilflose", „Was die Welt schuldig nennt", „Mutter unbekannt", „Mutterrecht", „Radu", „Fatum", „Der Bojar" und „Die Fäulnis Rumäniens". — Wir geben hier zusammenhängende Teile aus dem Roman „Der Bojar", der in der neuen Fassung, die ihm die Dichterin kurz vor ihrem Tode (1916) gegeben hat, als Buch noch nicht erschienen ist. Die in dem herausgehobenen Kapitel berührten Vorgänge spielen im Jahre 1866 zwischen der erzwungenen Abdankung des Fürsten Cusa und dem Plebiszit, das Carol von Hohenzollern-Sigmaringen in das Land rief. Die Gestalt des Bojaren Demeter, ein Condottieri-Typ der Renaissance, der sich im Balkanlande durch spätere Jahrhunderte erhielt, gehört auch heute nicht völlig der Vergangenheit an.

Anmerkung der Redaktion.

Existenzmöglichkeit nur im Dienen und im Mißhandeltwerden fanden, wie er die seine im Befehlen.

Auch sein Kind lebte im Palast. . . . in einem anderen Teil, in Zimmern, deren Fenstern auf den wüsten, grünen, hoch mit Gras bewachsenen Fleck gingen, der einst ein Garten gewesen. Alle Bäume, die dort gestanden hatten, waren auf Befehl des Fürsten gefällt worden, als einmal der Drachen des Knaben an einem Aste hängen geblieben war.

Vor neun Jahren hatte der Fürst das Knäblein mit einer französischen Amme und einer Gouvernante aus Paris nach der Heimat geschickt. Die Verwalterin des Palastes, eine verständige Frau, pflegte das schwächliche Kind mit den nervös überregten großen Augen, so gut sie es verstand. Sein Vater kümmerte sich nicht um den Sohn. Er haßte ihn, wie sein Vater ihn gehaßt hatte. Das war Ueberlieferung in der Familie. Außerdem hatte Raoul blaue Augen, und gegen die fühlte der Fürst eine besondere Abneigung, die man sich schnell mit der Behauptung erklärte, Raoul sei gar nicht des Fürsten leiblicher Sprößling.

* * *

Seit einiger Zeit zerbrach man sich den Kopf, was eigentlich Fürst Demeter bezwecke. Er mußte etwas im Schilde führen, da er nun plötzlich auf keinem Ball fehlte, sich bequemte, den Königinnen der Gesellschaft den Hof zu machen und auch bei sich Gesellschaft empfing. Wollte er regierender Fürst werden? Was konnte einem Manne seiner Art daran liegen? Bestand für ihn überhaupt noch ein Reiz? Was konnte ihm die fragwürdige Herrschergewalt in einem konstitutionellen Staate sein? Eine Verfassung, sozusagen, hatte Rumänien auch damals schon. Sie schränkte den Regenten allerdings weniger ein, als die spätere, die der Hohenzollernfürst zugestehen mußte.

Es gab kaum ein bedeutendes Buch, zumal kein naturwissenschafliches, das Fürst Demeter nicht studierte. Etwas wie Schadenfreude empfand er bei jeder neuen Entdeckung: Wieder ein altes Recht, das durch sie entthront, — wieder Leidensgenossen, die ihm geschaffen wurden! Immer und ewig kochte es in ihm. „Ueberfülle der Kraft, die nicht mehr ins Jahrhundert gehört," so nannte er es.

Fürst Demeter hielt eine sogenannte politische Versammlung ab. Die Unzufriedenen scharrten sich um ihn. Das war die Fahne, unter der er Anhänger sammelte. Sie war anlockend. Wer war nicht unzufrieden? Der eine mißgönnte dem regierenden Fürsten, daß er zum Fürsten gewählt worden, der andere neidete ihm seinen Geist, den dritten hatte er persönlich beleidigt, und deren waren viele, dem vierten hatte er seine Frau genommen, ein Paar suchten Mißgunst — so meinte Fürst Demeter — mit ausländischen Phrasen („Patriotismus", „schlechte Administration!") zu markieren. Da Demeter, ohne nach positiven Grundsätzen zu fragen, alle heranzog, die sich beklagten und Witzworte über den regierenden Fürsten verbreiteten, war seine Partei von Stunde zu Stunde angewachsen. Jeder hatte das Herz voll von irgend einer neuen Gewalttätigkeit, die der regierende Fürst begangen, einer Lächerlichkeit, der sich einer seiner Günstlinge ausgesetzt hatte. Solch eine Versammlung dauerte dann bis spät in die Nacht. Demeter langweilte sich in der Regel sehr. Doch er wollte die Leute an sich gewöhnen und dann, wenn alle durch ihn weit vorgeschoben waren, dann sollte der Regent gestürzt werden, dann sollte Rußland hervortreten . . .

* * *

Es war Ende Februar, als Fürst Demeter die Chaussee hinausritt nach seiner Besitzung Locaso. Ausnahmsweise begleitete ihn sein kleiner Sohn. Zu Neujahr hatte Raoul ein neues Pferdchen zum Geschenk bekommen. Das Tier war wild und Raoul zögerte, es zu besteigen. Ein höhnisches Lächeln seines Vaters, das deutlich sagte: „Natürlich, du bist ein Feigling!" traf ihn so scharf, daß er wortlos sich in den Sattel schwang.

Fürst Demeter zeigte sich nicht ohne Absicht häufiger mit seinem Sohn. Es stand ihm an, ein guter Vater zu sein, jetzt wo er auf dem Wege war, Landesvater zu werden . . .

Vor einigen Tagen hatte der regierende Fürst das Land verlassen, und man gab die neue Losung aus: Wir wollen uns einen Fürsten vom Ausland holen. Auch Fürst Demeter äußerte sich der-

weilen überall in diesem Sinne — das Weitere würde sich finden. . . .

Noch nie war der Frühling so zeitig eingezogen. Abergläubische sahen darin ein gutes Omen.

Raoul freute sich der keimenden Natur. Sein bleiches Gesicht rötete sich ein wenig infolge der Bewegung. Er gab sich dem Frühling hin, während der Fürst hin und wieder lächelte. In seinen Gedanken, die zurückschweiften, war ihm alles herrlich geglückt! Die Menschen mußten nach seinem Willen tun und ahnten nicht, daß sie gehorchten. In der Nacht vor dem Sturz des Fürsten war Demeter selbst in der Hauptstadt gewesen und hatte gesehen, daß man auf guten Wegen war. Der regierende Fürst setzte viel Vertrauen in seine Leibwache, deren Chef ihn — gefangen nahm!

„Wie konnte er denn auch vertrauen!" — lachte Fürst Demeter. „Er war so lange Fürst, verachtete die Menschen und klebte noch immer an einen Rest von Vertrauen . . . Mir wird das nicht begegnen, ich kenne das Menschenpack!"

„Was würdest du tun, Raoul", fragte Fürst Demeter seinen Sohn, „wenn dir ein Offizier den Revolver, den du ihm sechs Wochen vorher geschenkt hast, vor die Brust hielte, um dich zu töten?"

Der Knabe wußte keine Antwort.

„Irgend etwas müßtest du doch dabei tun", fuhr ihn Fürst Demeter ärgerlich an.

„Ich würde mich lieber niederschießen lassen, als daß ich mich wie der regierende Fürst gefangen setzen ließe", entgegnete der Knabe.

„Dann wärest du ein Narr!" — sagte Fürst Demeter aus Widerspruch, obgleich ihm seines Sohnes Antwort gefiel.

Sie ritten schweigend weiter. Als sie in den Park einbogen, fing Raouls Ponny an, unruhig zu werden. Der Knabe ängstigte sich, doch wagte er kein Wort zu sagen. Da scheute das Tier vor einer weißen Säule. Raoul stieß einen leisen Schrei aus und wurde vom Pferd geworfen.

Als der Reitknecht, der eine Strecke hinterher geritten, herankam, kniete Fürst Demeter auf der Erde neben dem Knaben und untersuchte seine Glieder.

„Reit' so schnell als möglich zur Stadt und hol' den ersten Arzt, den du findest", sagte er hart. Dann nahm er das Kind in seine Arme und setzte sich mit ihm auf die Bank.

Der Aufschrei war das letzte Lebenszeichen des Knaben gewesen. Jetzt lag er regungslos im Arm des Vaters. Fürst Demeter sah ihn an. Er hatte ihn wohl noch nie angesehen? Oder war der Knabe plötzlich so verändert? Wie in Erz gegossen schienen die Züge des kleinen Gesichtes, starr und streng, nicht verzerrt, nur wie versteinert. Er fühlte den Körper in seinen Armen ruhen, er fühlte die Weichheit der kleinen Glieder, und wie in einem Bann hielten sie ihn. Es war ein Zauber, den seines Kindes leichter Körper, den er da leblos im Arme hielt, auf ihn, den großen, kräftigen Mann ausübte. Plötzlich fiel ihm ein, daß er ihn ja noch nie im Arm gehalten, daß dieser Ring, der ihm jetzt schien ums Herz gelegt zu sein und der ihn so bewegte, daß er hätte schluchzen mögen, das Vatergefühl sei, über das er so oft gespottet. Du süßes Kind, sagte er mit stummen Lippen, und seine Brust hob und senkte sich, als weinte sein Herz vor wunderbarem Wohlgefühl, das sich von seien Armen, die das Kind umschlossen, langsam durch seinen ganzen Körper verbreitete. Mein Sohn! sprach es in ihm noch einmal. Dann blickte Fürst Demeter fort über ihn, auf den keimenden Rasen. Er konnte den Knaben nicht mehr ansehen. Ihm war, als müsse er ihn an sich drücken und küssen, — und er wollte ihm doch keinen Schmerz antun. Im Rasen aber blühten schon die Veilchen und hatten die Anhöhe, vor ihm violett überzogen. Ihre üppige Pracht, so hatte er oft gehört, prangte nur bei ihm in Locaso so wunderbar. Auch das sah er zum ersten Male, daß sie so berauschend fürs Auge waren, — wie für den Geruch, wenn der Windhauch über sie hinfuhr. Doch wieder kehrte der Blick zurück zu seinem Kind. Ihm schien, als hinge eins der Füßchen unnatürlich hinab — es war vielleicht gebrochen! Als ihm der Gedanke kam, da stand ihm fast das Herz still vor einem anderen. Wenn . . . wenn sein Sohn tot wäre? . . . Wild ergriff er die beiden kleinen Hände. Nein! sie waren nicht kalt. Aber wenn er sich ein inneres Leid angetan, an dem er sterben müßte? Fürst Demeter sah nicht mehr sah nicht die schwellenden Knospen an den mächtigen Bäumen seiner königlichen Besitzung, er sah in weiter

Ferne der Vergangenheit das zarte, durchsichtige Gesicht von Raouls Mutter auf ihrem Sterbebette .... Er war allein bei ihr gewesen, als sie gestorben, er war auch jetzt allein bei seinem Sohn, der ihre Züge trug, — war auch er sterbend? Nein! Sie hatte sterben können, er hatte sie nicht mehr gebraucht, aber er nicht, der Thronfolger, der Begründer einer Dynastie! „Nicht nach menschlichen Gesetzen, nach göttlichen bewegt sich unser Sein!" stöhnte er und warf den Kopf in die Höhe. „Ich nehme den Kampf mit Himmel und Erde auf, ich gebe ihn nicht, meinen Sohn!" Und wenn es doch wäre? Leise strich der Wind über die blühende Fläche, er führte von der Erde wieder zur Erde zurück. „Und wenn mein Fürstenhaus erlischt? Andere, größere sind erloschen, der Abgrund des Nichts verschlingt einmal alles".

Fürst Demeter stand auf. Ein leises Röcheln mahnte ihn, daß er seinem Knaben ein Leid getan. Wieder setzte er sich hin, und die großen, unheimlichen Augen gruben sich starr ein in die feuchte Erde unter seinen Füßen, dann wieder in seines Kindes fremde Züge, die denen glichen, die ihm einst lieb und bekannt gewesen. Er dachte nach über seines Sohnes armes, verkümmertes Leben. Wie er ihn gequält, auch heute noch, als Raoul das Pferd nicht hatte besteigen wollen. Des Vaters höhnischer Blick war es gewesen, der das Kind ins Verderben getrieben.

Reue war ein Gefühl, das Fürst Demeter nicht kannte. Auch wenn er jetzt nicht vor dem Rollen des herannahenden Wagens in seinen Gedanken unterbrochen worden wäre, zur Reue wäre er nicht gelangt.

Der Wagen kam ohne Arzt. Es war keiner so schnell zu finden gewesen. und der Knecht hatte wenigstens den Wagen schicken wollen. Der Fürst sagte kein Wort. Er stieg ein, ohne seine Last in andere Hände zu legen, und fuhr nach Hause. Er dachte nichts mehr. Alles flog an ihm vorbei, erst die Bäume und Wiesen, dann die Häuser und Menschen. Dann hielt er am Hoftor. Auch hier ließ er sich nicht helfen. Die Leute des Hauses standen in banger Erwartung.

„Schert euch aus dem Wege!" rief er. Er konnte ihre Blicke nicht ertragen und ging mit großen Schritten über den Hof, seinen Knaben im Arm. Auch den Erzieher schickte er unsanft davon. Die Wirtschafterin, die dem Verbot zum Trotz in des Fürsten Schlafzimmer kam, ging auf das Kind zu, ergriff seine Hand und sagte, einen Schwamm mit Wasser nehmend: „Durchlaucht, das Kind muß aus der Ohnmacht erweckt werden." Als sie sich Raoul näherte, stieß der Fürst sie zur Seite und donnerte:

„Rühren Sie mein Kind nicht an!"

Sie ging hinaus.

„Er hat's auf seinen Tod abgesehen, er will, daß der arme, unschuldige Knabe zugrunde gehen soll, ich habe es immer gewußt", jammerte die Frau.

Fürst Demeter war der Ansicht, daß die Natur sich selbst helfen müsse. Dennoch wühlte er in seinen Sachen herum, bis er endlich ein paar Taschentücher fand. Diese tauchte er in kaltes Wasser und legte Raoul Umschläge auf den Kopf.

Nach kurzer Zeit trat der Arzt ein.

Fürst Demeter blickte ihn ruhig an.

„Mein Sohn ist vom Pferd gefallen. Es wird wohl nichts sein, es ist mir tausendmal begegnet", sagte er ruhig.

Der Arzt entgegnete nichts. Er hob leise die Arme, dann die Beine des Kindes.

„Gebrochen ist nichts", sagte er. „Wir müssen das Ende der Ohnmacht abwarten, Eisumschläge auf den Kopf machen und das Beste hoffen.

Raoul aber wollte nicht aus seiner Ohnmacht erwachen. Als der Arzt am Abend zurückkam, fand er wieder den Vater um sein Kind beschäftigt.

„Ich werde die Nacht hierbleiben", schlug er dem Fürsten vor. Der sagte nicht ja und nicht nein. So blieb der Arzt.

„Er muß noch einmal zu sich komen", murmelte Fürst Demeter vor sich hin, „ich habe ihm noch ein Wort zu sagen!"

Raoul aber gehorchte nicht mehr. Gegen Morgen hörte der Atem langsam auf, und als die Tokka schlug, teilte der Intendant den Leuten mit, daß der junge Fürstensohn gestorben. Der Arzt fuhr aus dem Hof des Trauerhauses.

Solange das Kind noch einen Atemzug tat, konnte Fürst Demeter es nicht verlassen. Als Raoul dann tot war, ging sein Vater mit schwankenden Schritten in sein Arbeitszimmer und schloß

sich ein. Fast zwei Tage hörten die Leute die lauten Schritte, mit denen Fürst Demeter auf und ab ging. Er hatte weder gegessen, noch getrunken, seit er mit dem ohnmächtigen Kinde heimgekehrt.

Am Abend des zweiten Tages, zur Essenszeit, schloß Demeter sein Zimmer auf, trat in das Schlafgemach, in dem Raoul gestorben, ging in den großen Saal, in dem er aufgebahrt war, und schritt, scheinbar teilnahmslos, an der Leiche vorbei, die Treppe hinab in das Speisezimmer. Dort ließ er sich wie gewöhnlich ein Diner auftragen und beauftragte den Intendanten, er möge ein volles Jahrgehalt dem Erzieher seines Sohnes auszahlen und ihm bedeuten, der Fürst wünsche ihn nicht mehr zu sehen. Er solle sofort nach der feierlichen Beisetzung heimreisen.

„Mein Sohn wird in der Kirche von Locaso begraben", fügte er hinzu, stand auf und ging wieder in sein Zimmer. Der Diener brachte ihm die Beileidskarten, die abgegeben worden waren. Der Fürst warf sie in eine Vase, verschloß seine Tür; und wieder hörte man ihn mit großen Schritten auf- und abgehen die ganze, lange Frühlingsnacht.

„Er hätte nicht sterben dürfen", das war es, was Demeter unausgesetzt dachte — mit einer Verzweiflung, daß er mit den Zähnen knirschte und das ganze Erdreich hätte zerdrücken mögen. Aber je mehr er sann und sann, je trotziger wurde er.

„Und alles wird trotzdem seine Wege gehen! Mein Scheinfürstentum wird eben nur kürzere Zeit währen und unsere einzige natürliche Rettung, Rußland, wird um so früher eingreifen! Ich dulde keinen Einspruch, auch nicht vom Tode."

Er irrte ruhelos weiter. Welche Tücke des Geschicks, ihm das Kind zu nehmen, nun er es brauchte, und er anfing, Freude an ihm zu haben!

Als Fürst Demeter am nächsten Tage der Beerdigungsfeierlichkeit beiwohnte, hatte er sein altes steinernes Gesicht und den höhnischen Blick. Die zahlreich versammelten Herren und Damen empfingen den Eindruck, daß ihm der Tod des einzigen Kindes vollkommen gleichgültig sei. Er warf keinen Blick auf die kleine Leiche, die von reichen Blumen überdeckt war. Daß er am Morgengrauen am Sarg gewesen, konnte keiner wissen, — auch nicht, daß er seinem toten Sohn den ersten und letzten Vaterkuß gegeben, sich dann starr in die Höhe gerichtet und mit der Vergangenheit gebrochen hatte.

* * *

Am Abend nach der Beerdigung des Knaben ließ Fürst Demeter anspannen, befahl, Fackeln zu richten, warf sich in den Wagen. Nach Locaso!

Es war klar, sonnenklar, daß der Arzt von den Gegnern seiner Partei, ja er wußte von wem; von George Belescu! — bestochen worden war den Knaben für tot auszugeben . . . Wie wäre es denn möglich gewesen, daß das Kind vom Pferde stürzte und nie wieder zum Bewußtsein kam! Er lag in einer tiefen Ohnmacht und er, Fürst Demeter, wie ein Besessener, hatte an den Tod geglaubt, hatte mit sich spielen lassen!

Fürst Demeter ballte die Fäuste, dann donnerte er dem Kutscher zu, schneller zu fahren. Er zog seinen großen Pelz aus. In ihn würde er Raoul hüllen, wenn er ihn zum Leben erweckt hat. Wie er es machen würde, wußte er noch nicht, mitgenommen hatte er nichts. So ließ er denn an einer Dorfschenke halten und verlangte, man sollte die Leute wecken und Branntwein kaufen. Als der Wirt, der glaubte, er würde von Räubern überfallen, nicht öffnete, verlor Fürst Demeter die Geduld und jagte weiter.

Die Kirche war verschlossen. Sie hatte nur eine kleine Holztür. Es war leicht, sie zu erbrechen. Das Gewölbe stand offen. Fürst Demeter hätte sich gewiß nicht die Zeit genommen, den Priester zu wecken. Er hätte das Gewölbe, wär' es verschlossen gewesen, aufgebrochen! Kaum konnte er noch Atem finden. Er gab Befehl, die Fackeln zu entzünden.

Schauerlich war es, ihn zu sehen. Sein langes, glattes Haar hing in Strähnen über das Gesicht, die Augen waren aus ihren Höhlen getreten. Die Züge verzerrt, aber hoch und gerade die Haltung des mächtigen Mannes.

Seine Leute stießen sich verstohlen an: „Er ist wahnsinnig geworden." —

Der Fürst ließ sich leuchten. Eilig ging er auf den Sarg des Knaben zu. Er hatte nichts bei sich, ihn zu öffnen! Einmal fuhr er sich über die Stirn,

dann fiel ihm sein großes Messer ein. Er zog es aus der Tasche und begann, den Sarg zu erbrechen. Er war nicht fest geschlossen. Doch brach die eine Schneide des Messers ab. Der Kutscher, der unterdeß verstanden, um was es sich handelte, holte eine große Zange aus dem Wagenkasten. Der Fürst riß sie ihm aus der Hand, benutzte sie als Stemmeisen und tösend fiel der Sargdeckel auf die Steine des Bodens.

Der Fürst schwankte einen Augenblick, die Leute traten grauenerfüllt zurück. „Durchlaucht!" wagte ein Diener beschwörend zu sagen. Demeter hörte nicht. Er wollte die Leiche des Kindes in seine Arme nehmen, gierig griff er nach ihr, — — als er umstürzte.

Ein Diener stand hinter ihm, die andern eilten herbei. Die Leute schleppten ihn an die frische Luft und streckten ihn lang auf der feuchten Erde aus. Dann holte einer den Pelz, auf den sie ihn betteten. Sie standen ratlos da. Die Fackeln waren verlöscht.

„Er hat das Kind vergiftet und ihm ist's leid geworden", flüsterte der eine der Diener. Der andere war so voll abergläubischer Furcht, daß er am ganzen Leibe zitterte und nichts erwidern konnte. Später dankte er dafür seinem Gott, denn gerade in diesem Augenblick kam der Fürst zu sich.

„Ist der Sarg wieder geschlossen?" fragte er laut.

„Nein."

„Dann geht hinunter und legt den Deckel wieder auf!" —

Das war ein furchtbarer Befehl. Sie waren ihrer drei, aber sie zögerten. Es währte lange, bis sie sich entschlossen, die Stufen hinabzugehen.

Fürst Demeter merkte nicht, wie viel Zeit verging — er hatte nicht mehr Eile. Er wußte jetzt, daß sein Sohn tot war. Jetzt war kein Zweifel mehr. Er lehnte sich an eines der Kreuze, die rund um die kleine Kirche herum standen, und ihn überkam eine solche Müdigkeit, daß er sich am liebsten nicht mehr vom Platz bewegt hätte.

Es war eine mondhelle Nacht, mit tief dunklem Himmel, von dem die Sterne sich ohne jedes Flimmern abhoben. Sie strahlten ruhig hernieder. Drüben, jenseits der Landstraße, lag der Park mit den noch blattlosen Bäumen, die gigantisch mit ihren kahlen Zweigen zum Himmel strebten. Fürst Demeter sah alles scharf, aber er wußte später nicht, wo er das Nachtbild gesehen. Er hatte kein Bewußtsein seiner selbst in dieser Stunde, nur das der großen Müdigkeit und der tiefen Ruhe. Wie im Traume hörte er endlich die Schritte seiner Leute nahen, stieg ein, fuhr zurück — diesmal schien der Weg ihm kurz — und legte sich im öden, kinderlosen Palast zur Ruhe.

Kinderlachen hatte nie durch die großen Räume gehallt, aber ein kurzer Schritt, ein Echo, gleich Hammerschlägen. Die Hallen und die Fluren und die großen Säle merkten es jetzt an ihrer lautlosen Stille, daß ihr Herr ohne Zukunft war.

Vielfache Gerüchte über Fürst Demeter gingen um, eines schrecklicher als das andere. Bald hieß es, er habe sein Kind mit eigener Hand im Zorn erschlagen, bald, er habe es vergiftet, der Kleine sei hinter Geheimnisse gekommen, die in Locaso verborgen gewesen. Des Fürsten Ballon-Versuche hielt man schon lange für die Maske, hinter der er Verschwörer-Zusammenkünfte verbarg. Die nächtliche Fahrt zum Sarge des Kindes wurde in den erschreckendsten Farben beschrieben und ging von Mund zu Mund. Im niedern Volk entstand der Aberglaube, Gott selber habe den Fürsten zur Erde geworfen, als er seines Kindes Leiche berühren wollte! Nie war Fürst Demeter Gegenstand eines solchen Schreckens, eines so allgemeinen Interesses gewesen! Er merkte es und freute sich darüber: „Wenn man mich fürchtet, gehorcht man mir!" —

Der Gelehrte / Von Martin Feuchtwanger

Im großen Sitzungssaal der Ferdinandinischen Akademie findet die bedeutsame Generalversammlung statt, zur der in Anbetracht der Wichtigkeit der Tagesordnung Hunderte von Gelehrten aus allen Teilen des Reiches, Vertreter von Universitäten und gelehrten Körperschaften aus allen Ländern Europas und sogar einige amerikanische und japanische Gelehrte erschienen sind. Die grundlegenden astronomischen Forschungen von Professor Häberlein stehen zur Diskussion. Die letzten Veröffentlichungen Häberleins stellen nicht nur die Astronomie auf eine neue Grundlage, die gesamten Naturwissenschaften und auch die Philosophie müssen in andere Bahnen gelenkt werden, wenn die Forschungen Häberleins Geltung haben.

Der Präsident der Akademie skizziert in kurzen Umrissen die Resultate der Forschungen Professor Häberleins, preist Häberlein als einen König der Wissenschaft und beglückwünscht Deutschland zu einem solchen Manne. Sodann bittet er Professor Häberlein selbst, das Wort zu ergreifen. Ein kleines, etwa 60jähriges Männchen steigt schüchtern auf das Podium. Das spärliche, in die Stirn fallende Haar scheint ungekämmt, der Biegekragen ist einige Nummern zu weit geraten und der faltige Gehrock paßt nicht zu der dürftigen Gestalt. Stockend setzt Häberlein auseinander, daß er seinem dreibändigen Werk eigentlich nichts hinzuzufügen habe. Er hoffe, nicht mißverstanden zu werden und er würde sich freuen, wenn die Herren Kollegen seine bescheidenen Forschungen gutheißen würden. Dann spricht der Hauptreferent, ein befrackter Berliner Professor. Mit glänzender Rhetorik preist er die Zeit, die einen solchen Gelehrten den ihren nennen könne. Das Ausland blicke bewundernd auf Deutschland und in Ewigkeit werde man den Namen Häberlein mit Ehrfurcht aussprechen. Tosender Beifall wird nach diesen Worten laut und Häberlein windet sich verlegen auf seinem Sitz. Redner folgt auf Redner. Die Wogen der Begeisterung schwellen immer höher an. Jeder entdeckt neue bedeutsame Lichter im Werke Häberleins. Der Vertreter Japans setzt in gebrochenem Deutsch auseinander, daß die Universität Tokio im nächsten Semester mehrere Professoren nach Deutschland schicken werde, um mit Häberlein in persönlicher Fühlung zu bleiben.

Für den Abend ist ein Bankett zu Ehren Häberleins angesetzt. Aber der Gelehrte bittet den Präsidenten der Akademie, ihn zu vertreten. Er könne dem Bankett nicht beiwohnen, da ihn private Angelegenheiten zu seiner Familie riefen.

Häberlein eilt zum Bahnhof, nimmt sich eine Karte dritter Klasse und setzt sich in ein überfülltes Abteil. Da streiten sich drei Reisende über die Politik, ein junger Mann macht einem jungen Mädchen den Hof und eine alte Frau unterhält sich mit einem dicken Mann über die hohen Lebensmittelpreise. Die Debatte der drei Reisenden wird zusehends eifriger und allmählich beteiligt sich das ganze Abteil an dem Disput: „Es ist eine Schande, wie heruntergekommen Deutschland ist", ruft einer der Reisenden. „Sicherheit und Ordnung gibt es nicht mehr. Sehen Sie sich unsere Eisenbahnen an, unsere Straßenbahnen, unsere Straßen, alles verlottert. Die deutsche Industrie, der deutsche Handel, das deutsche Theater und die deutsche Wissenschaft sind heruntergekommen und das Ausland lacht über uns." Häberlein räuspert sich und wirft ein, die deutsche Wissenschaft habe sich eigentlich von den Vorgängen des öffentlichen Lebens nicht beeinflussen lassen, sie sei im Ausland noch immer hoch angesehen. Die drei Reisenden lächeln über die Unkenntnis des kleinen Männchens, und der dicke Mann sagt, indem er Häberlein auf die Schulter klopft: „Nein, Verehrtester, von solchen Dingen scheinen Sie nichts zu verstehen. Mein Neffe ist Student. Er hat den Kram auf der Universität satt und er sagt, wenn er die Mittel hätte, dann ginge er auf eine Universität nach England. Ein ganz anderer Betrieb dort!"

In seiner Heimatstadt angekommen, besteigt Professor Häberlein mit seiner Reisetasche die Elektrische. Der Schaffner kennt den alten Herrn, grüßt freundlich und meint: „Eine kleine Reise gemacht, Herr Professor? Ganz recht, ein bißchen herauskommen aus der alten Tretmühle, tut immer wohl." Der Schaffner ist ein stattlicher Mann mit einem mächtigen Schnauzbart; sein jovialer Ton paßt zu seinem Aussehen.

Zu Hause öffnet das Dienstmädchen dem Professor. „Frau Professor ist sehr böse", flüstert es dem alten Mann zu, „daß Sie so spät kommen. Die Gäste sind schon alle da, die Suppe ist schon serviert."

Professor Häberlein schleicht sich ängstlich ins Schlafzimmer. Während er den Kragen wechselt, erscheint die Frau Professor in einem eleganten Seidenkleid und zischt ihm erregt entgegen, er habe ihr doch bestimmt versprochen, vom Bahnhof auf dem kürzesten Weg nach Hause zu kommen. Nun sei der erste Gang bereits serviert, und man müsse sich genieren vor den Gästen, daß der Hausherr fehle. „Ueberhaupt Deine dumme Sitzung in der Akademie. Ohne Dich geht es ja nicht. Und Du weißt, daß sich heute Herr Schneider Mariechen erklären will. Jede Sitzung aber ist Dir wichtiger als das Glück Deiner Familie!"

„Liebe Emilie, Du darfst nicht vergessen, die Wissenschaft!"

„Ach was, Wissenschaft hin, Wissenschaft her. Keine Katz' gibt Dir was für Deine Wissenschaft. Ich sage Dir, Herr Schneider hat ein Geschäft, das im vorigen Jahr einen Umsatz von nicht weniger als 2 Millionen hatte. — Ich bitte Dich, zieh' eine andere Kravatte an. Du siehst ja unmöglich aus. Das eine sage ich Dir, wenn es heute wieder nichts wird, bist ganz allein Du daran schuld. Nein, es ist keine angenehme Sache, eines solchen Mannes Schwiegersohn zu werden . . . Nein, so ein Mann . . ."

RANDBEMERKUNGEN

Nicht zuständig.

Wenn man, wie es einem guten Staatsbürger geziemt, seine Steuern bezahlen will, kann es einem passieren, daß man sein Geld nicht los wird. Man wird von einem Bureau in das andere geschickt mit der Motivierung, daß der betreffende Beamte für die Empfangnahme des Geldes nicht zuständig sei. Manchmal gelingt es einem, den „Zuständigen" zu erfassen, aber dann kann man immer noch nicht darauf rechnen, daß sich das Geschäft nunmehr glatt abwickelt. Es gibt beschränkte Zuständigkeiten und zuständige Beschränktheiten. Das kann man auch täglich bei der Post, die sich allmählich von einem Verkehrsinstitut in ein Verkehrshindernis umgewandelt hat, erfahren. Um einen Einschreibebrief unterzubringen, wird man häufig vom ersten bis zum zehnten Schalter gehetzt, ehe man an den zuständigen Beamten gelangt. St. Bureaukratius fühlt sich heute fester im Sattel denn je. Und der deutsche Staatsbürger und Steuerzahler muß sich schon eine Nilpferdhaut wachsen lassen, um gegen die kleinen schikanösen Zwischenfälle des Lebens gewappnet zu sein. Wie soll man sich aber dazu verhalten, wenn sich die strikte Durchführung des Zuständigkeitsprinzips zu einer öffentlichen Gefahr auswächst? Ende des vorigen Monats ist die Sarotti-Fabrik, die größte Schokoladenfabrik des Kontinents, ein Opfer der Flammen geworden, weil das Prinzip der Zuständigkeit unter allen Umständen gewahrt werden mußte. Um neun Uhr vormittags wurde der Brandherd entdeckt. Die in erster Linie zuständige Hausfeuerwehr trat sofort in Aktion, sie erbat auch gleichzeitig die Hilfe der Wehr einer benachbarten Filmfabrik und wirkte dann mit dieser zusammen in lobenswertem Eifer an der Bekämpfung der Feuersbrunst. Leider ohne Erfolg. Als man das begriffen hatte, wandte man sich an die nächste zuständige Instanz, nämlich an die Tempelhofer Ortsfeuerwehr, die wiederum, als sie die furchtbare Gefahr erkannte, in gewissenhafter Beobachtung der Zuständigkeit die Feuerwehren der Nachbarorte Neukölln und Mariendorf benachrichtigte. So arbeiteten nunmehr bis um die Mittagsstunde fünf Wehren an der Bewältigung des Feuers, das mittlerweile den ganzen Gebäudekomplex erfaßt hatte. Nun erst, als kaum noch etwas zu retten war, rief die Tempelhofer Feuerwehr die Berliner zu Hilfe. Vom Standpunkt der Zuständigkeit hatte sie durchaus korrekt gehandelt, da die Berliner Wehr in den Vororten erst dann in Aktion zu treten braucht, wenn Großfeuer gemeldet wird. Man muß staunen über die Vorzüglichkeit einer Organisation, die dem Zuständigkeitsfimmel Rechnung trägt, selbst dann noch, wenn hohe Werte und Tausende von Menschenleben gefährdet sind. Fiat justitia, pereat mundus! Berlin und seine Vororte bilden seit einem Jahre bekanntlich eine Einheitsgemeinde, die nach der Städteordnung nach einheitlichen Gesichtspunkten verwaltet wird. Trotzdem steht die Krähwinkelei bei

uns in üppigster Blüte. Zuständig oder nicht zuständig, das ist die Frage, um die sich alles dreht! Zu unserer Beruhigung hat der Leiter der Berliner Feuerwehr, Herr Branddirektor Reichel, die Erklärung abgegeben, daß die Neueinteilung der Feuerwehr von Groß-Berlin bereits abgeschlossen sei. Eine diesbezügliche Verordnung konnte leider bei dem Brande der Sarotti-Werke noch nicht in Kraft treten. Wir hoffen, daß die zuständige Stelle sich ihre Durchführung im Interesse der Allgemeinheit baldigst angelegen sein lassen wird!

Die Herren Betriebsräte.

Bei der Beratung des Entwurfs zum Beamtenrätegesetz im Beamtenausschuß des Reichstags hat Herr Min.-Rat Dr. Rosen bemerkenswerte Mitteilung über die Zahl und den Kostenaufwand der Betriebsräte gemacht. Danach hat die Reichseisenbahnverwaltung gegenwärtig 24 363 Arbeiterbetriebsräte aufzuweisen. Dazu kämen 430 Betriebsräte und 25 Hauptbetriebsräte. Für die Beamten ergibt sich eine Gesamtzahl von 26 108 Betriebsräten. An Kosten entständen für die völlig oder teilweise vom Dienst befreiten Arbeiter durch Ausfall von rund 200 000 Arbeitsstunden im Monat jährlich 10 133 240 M. Mit Einschluß der Aufwandsentschädigungen, der sachlichen Kosten usw. ergibt sich allein für die Betriebsräte der Arbeiter ein jährlicher Aufwand von rund 14 200 000 M. Über die Kosten der Beamtenräte lassen sich noch keine genauen Aufstellungen machen, doch glaubt man mit einem Jahresaufwand von 11 Millionen Mark rechnen zu müssen. Die Postverwaltung ist durch die Betriebsräte der Arbeiter mit 6—7 Mill. Mark jährlich belastet. Durch die Beamtenräte, für die 13 000—14 000 Rätemitglieder und 13 000 Obmänner zu wählen wären, würde eine weitere Belastung von 5 Mill. Mark entstehen. Wir kommen also bei Post und Eisenbahn zu einem Gesamtkostenaufwand von jährlich 36 Mill. Mark für rund 70 000 Betriebsratsmitglieder! Ein Sümmchen, das, gemessen an dem ungeheuren Milliardendefizit beider Verkehrsinstitute, kaum noch in die Wage fällt. Dennoch ist ein Abbau des Personalbestandes der Post und Eisenbahn angesichts unserer trostlosen Wirtschaftslage dringend geboten. Es wäre darum sehr wünschenswert, wenn sich die Betriebsräte nicht ausschließlich mit ihren persönlichen Angelegenheiten beschäftigen würden, sondern darüber hinaus den Wiederaufbau unserer im argen liegenden Verkehrsinstitute sich angelegen sein lassen würden. Hier wie auf allen Gebieten kann eine Sanierung nur durch gesteigerte Arbeitsleistungen, nicht aber durch eine unbegrenzte Anziehung der Tarifschraube herbeigeführt werden. Die Benutzung der Post und Eisenbahn ist nachgerade zu einer Luxusangelegenheit geworden. Darum kann den 70 000 Betriebsräten nicht dringend genug empfohlen werden, dahin zu wirken, daß beide Verkehrsinstitute von innen heraus gesunden. Es muß vor allem dafür gesorgt werden, daß die Empfänger von Anwesenheitsgeldern, die sich seit der Revolution in allen Bureaus- und staatlichen Werkstätten eingenistet haben, zur praktischen Arbeit herangezogen werden. Die Herren Betriebsräte sind in dieser Beziehung allerdings noch günstiger gestellt: sie beziehen gar Gelder für den Ausfall von Arbeitsstunden, also für Leistungen, die nicht zu ihren dienstlichen Obliegenheiten gehören. Eine Angelegenheit, die auch den deutschen Steuerzahler in hohem Grade angehen dürfte!

Eine zeitgemäße Industrie.

Das Briefschreiben galt einst als eine hohe Kunst und als eine Angelegenheit des guten Geschmacks. Mit der Industrialisierung der Welt trat in dieser Beziehung ein bemerkenswerter Wechsel ein: das Briefschreiben verallgemeinerte sich und verflachte. Die Ansichtskarte fand Eingang und erfreute sich bald einer so außerordentlichen Beliebtheit, daß der Privatbrief ganz in den Hintergrund gedrängt wurde. Nun hat das Luxusporto die hohe kulturelle Mission der Briefe vollends in Frage gestellt. Doch soll man nicht verzagen. Die Industrie, die alle menschlichen Beziehungen mechanisiert und die Kunst wiederum in einen Mechanismus einfängt (Kino, Grammophon usw.), paßt sich in sinnvoller Weise den Bedürfnissen der Zeit an. In Warenhäusern und Papiergeschäften werden Hefte, die mit gummierten und perforierten Marken versehen sind, angeboten. Jede Marke ist mit einem Text versehen: „Mir geht es gut, Unterkunft und Verflegung vorzüglich. Nächstens mehr. Mit Gruß... ." Die nächste Marke trägt den Text der Antwort: „Herzlichen Dank für freundliche Mitteilung, bitte ein Zimmer für mich zu

bestellen. Auf Wiedersehn Dein . . ." Oder man liest: „Herrliche Aussicht, prachtvolles Wetter! Ich wünschte, Du wärest hier. Vielleicht entschließt Du Dich doch noch! . . . ." So geht es weiter, allen Wünschen und Stimmungen ist auf dem perforierten Papierstreifen Rechnung getragen. Wer noch im Zweifel über die Bedeutung und den Zweck der ingeniösen Erfindung ist, den belehrt die liebenswürdige Verkäuferin dahin, daß es sich um Mitteilungen handelt, die man ohne Zeitverlust und ohne von der Feder Gebrauch machen zu müssen auf Ansichtspostkarten kleben kann. Der Erfinder der Ansichtskarten-Korrespondenz, wie man das Ding wohl nennen kann, hat hier sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Erstens hat er in wahrhaft genialer Weise einen vollwertigen, leicht verdaulichen Briefersatz geschaffen, zweitens eine wesentliche Verbilligung des Portos herbeigeführt. Eine Postkarte, die sonst mit einem Luxusporto von 1,50 M. belastet ist, kostet, wenn man sich der bedruckten Streifen bedient, nur noch 50 Pfennige, da sie in dieser Form als Drucksache zulässig ist. Es ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß sich die gummierten Mitteilungshefte bald einer großen Beliebtheit im Publikum erfreuen werden. Es kann sich sogar ein neckisches Frage- und Antwortspiel daraus entwickeln. „Wie geht es Dir?" — „Danke, gut, mittelmäßig, schlecht." Es genügt, das nicht Zutreffende zu durchstreichen. Damit wäre dann die letzte allgemein verständliche und allgemein giltige Formel einer automatisch funktionierenden Korrespondenz erreicht. — Der deutsche Erfindergeist rastet nicht. Wer noch an dem geistigen und sittlichen Aufstieg unseres Volkes zweifelt, dem ist nicht zu helfen.

Der Alkohol ein Heilmittel gegen Grippe?

Von abstinenzlerischer Seite ist in diesen Tagen zu wiederholten Malen vor dem Alkoholgenuß bei Erkrankungen an der Grippe gewarnt worden unter Bezugnahme auf die Publikationen abstinenter Aerzte, in denen der Alkohol nicht selten auf eine Stufe mit den schwersten Giften gestellt und grundsätzlich als Heilmittel abgelehnt wird. Demgegenüber können wir feststellen, daß eine große Anzahl ärztlicher Autoritäten, die nicht im Bann sektiererischer Vorurteile stehen, die heilkräftigen Eigenschaften des Alkohols, auch am Krankenbett, vollauf zu würdigen wissen. Erst vor einigen Tagen hat Geheimrat Professor Dr. Fritsche in der „Schlesischen Zeitung" in bezug auf den Alkohol und den Alkoholgenuß vier bemerkenswerte Leitsätze aufgestellt: „1. Als inneres Anregungsmittel ist nichts so effektvoll wie Alkohol. 2. Mäßiger Alkoholgenuß ist bei geistiger Arbeit, z. B. bei literarisch tätigen Männern, von entschiedenem Vorteil. 3. Die Behauptung, Alkohol sei Gift, ist in seiner Allgemeinheit ein albernes Wort. 4. Mäßiger Alkoholgenuß ist ein außerordentlich nützliches Bindemittel der Gesellschaft." Zahlreiche Experimente haben ergeben, daß durch Aufnahme alkoholischer Getränke der Appetit gereizt wird, die Absonderung der Verdauungssäfte gesteigert, wie überhaupt die Verdauung außerordentlich gefördert wird. Schon der berühmte Berliner Arzt Hufeland hat vor einem Jahrhundert auf diese wertvollen Eigenschaften des Alkohols hingewiesen und namentlich das Bier bei chronischer Verstopfung und andern lästigen Magen- und Darmstörungen als gutes Hausmittel empfohlen. Auch warnte er — die Wasserapostel von heute werden ihm das jedenfalls nie verzeihen — bei typhösen Erkrankungen vor dem Genuß von Wasser und trat auch in diesem Fall für ein gut ausgegorenes Glas Bier ein. Wegen seiner antitoxischen Eigenschaften hat sich der Alkohol als Heilmittel bei Typhus- und Grippeerkrankungen in Tausenden von Fällen trotz aller Schwarzseherei der Abstinenten vorzüglich bewährt. Es ist natürlich unter allen Umständen Sache des Arztes, den Alkohol anzuwenden, daß seine wertvollen Eigenschaften sich voll auswirken. So nennt Dr. Penzoldt im „Handbuch der Therapie für innere Krankheiten" die alkoholischen Getränke eine starke Waffe in der Hand des Arztes und empfiehlt ihre Anwendung bei kollapsartigen Zuständen, bei allgemeiner Schwäche, Nachtschweiß und ähnlichen Krankheitssymptomen. Bei Grippe ist im Anfangsstadium dem Alkohol in konzentrierter Form der Vorzug zu geben, später im Stadium der Rekonvaleszenz kann schon ein bei den Mahlzeiten verabfolgtes Glas Bier das Allgemeinbefinden und den Appetit des Patienten wesentlich heben. Selbst das alkoholfeindliche Amerika hat den Alkohol als Heilmittel nicht verworfen. Bei der diesjährige Grippeepidemie haben amerikanische Aerzte, wie es kürzlich ein Reutertelegramm meldete, sogar einen sehr ausgiebigen Gebrauch von sprithaltigen Medizinen gemacht. Auch das „Pre-

scription Beer", das ist ein auf Rezept verabfolgtes Bier, ist trotz Prohibitionsgesetz zu einem Bestandteil des Medikamentenschatzes geworden, wodurch anerkannt wird, daß leicht alkoholische Getränke bei akuten Erkrankungen als Anregungsmittel dem Patienten wertvolle Dienste leisten können, selbstverständlich in der Voraussetzung, daß kein Mißbrauch mit ihnen getrieben wird. Vor allem kommt es darauf an, daß jeder im gesunden wie im kranken Zustande, im Essen wie im Trinken die ihm von Natur gezogenen Grenzen beobachtet und das Maß des ihm Zuträglichen nicht überschreitet. Auch hier ist die Erfahrung die beste Lehrmeisterin. J. G.

Leibniz redivivus.

Spengler hat das Wort vom Untergange des Abendlandes und der „alternden Menschheit" gesprochen. Das nationale und wirtschaftliche Elend unseres Vaterlandes hat diesem müden Greisenglauben weite Verbreitung und einen gewaltigen Widerhall im deutschen Volke verschafft. Aber gerade weil wir heute so furchtbar darniederliegen, gibt es für unser Volk, das sich aufraffen und wieder emporarbeiten muß, keine größere Gefahr, als solchen verzweifelnden Pessimismus. Die Geschichte lehrt uns, daß der gegenwärtige Zusammenbruch des Deutschen Reiches, das um die Jahrhundertwende seinen Höhepunkt erreicht hatte, nicht der erste ist, der die deutsche Entwicklung zur kulturellen Großmacht gehemmt hat. Auch der Staat Friedrichs des Großen ist in den Napoleonischen Kriegen zusammengebrochen, weil er mit einer Macht zusammenstieß, die im Augenblick stärker war als er. Aber der deutsche Lebenswille ist nach kurzer Erniedrigung wieder aufgewacht und hat einen Napoleon überwunden. Voraussetzung dafür war, daß das deutsche Volk den Glauben an sich selbst und die Gewißheit, daß ihm die Zukunft gehören müsse, nicht verlor. Nicht müden Pessimismus, nicht den Untergang des Abendlandes, sondern geistige Erneuerung und unablässige Schulung an sich selbst haben vor hundert Jahren dem deutschen Volke seine Führer gepredigt.

Wenn wir heute den Mangel an wirklichen Führernaturen so schmerzlich empfinden, so gibt uns die Geschichte immerhin die Möglichkeit, den Geist und die Ideen, die in der Vergangenheit unseres Volkes die schwersten Zeiten des Niedergangs überwunden haben, wieder zu beleben und uns aus ihnen die geistigen Mittel zu neuem Aufstieg zu holen. Vor der Napoleonischen Zeit hat bereits im Zeitalter Ludwigs XIV. Deutschland eine Zeit politischer Erniedrigung durchkämpfen müssen. Damals wurde ihm zum ersten Male das deutsche Elsaß geraubt. Zerstückelt und ohnmächtig stand Deutschland dem Machtgebot fremder Eroberernationen gegenüber. Aber was es in dieser Zeit der schlimmsten Hoffnungslosigkeit seine Philosophen, Historiker und Politiker lehrten, das war nicht der Untergang abendländischer Kultur, sondern im Gegenteil, die Überlegenheit des deutschen Geistes und der deutschen Kultur über die augenblickliche Übermacht der fremden Eroberer. Damals war es vor allem der Geschichtsphilosoph Leibniz, der immer wieder den inneren Sinn aller Geschehnisse aufzuzeigen suchte. Inmitten des tiefsten politischen Elends des deutschen Volkes entwickelte er ihm die Theorie von der „besten der Welten", in der der Geist zuletzt doch die tote Materie besiegt. Indem diese Philosophie den Deutschen das Bewußtsein gab, daß die Idee zuletzt stärker sei als die stärkste militärische und politische Macht, gab sie ihnen die Kraft, durch die Stärkung ihrer geistigen Kultur ihre übermächtigen Gegner zu besiegen.

Da uns heute das Machtgebot von Versailles jede militärische Rüstung verbietet, ist es um so notwendiger und verdienstvoller, uns in der Kultur der deutschen Vergangenheit das geistige Rüstzeug zu holen, das uns wiederum die Erneuerung des Ringens um unsere Existenz als Weltmacht ermöglichen soll. Von diesem Gesichtspunkt aus hat sich Dr. Max Ettlinger ein großes Verdienst erworben, indem er uns in seiner neuesten Schrift über „Leibniz als Geschichtsphilosoph" *) zu diesem radikalsten Optimisten unter allen Philosophen anstatt zu dem Pessimisten Spengler hinzuführen versucht. Leibniz war der Todfeind des historischen Skeptizismus, den Spengler so erfolgreich verbreitet hat. Ueber seiner ganzen philosophischen Lehre liegt die tiefe, politisch umgemünzte Mahnung „Wir heißen euch hoffen!" Der Nutzen der Geschichte besteht für Leibniz in dem Verständnis der Gegenwart, das wir aus der Vergangenheit gewinnen. So hat die Beschäftigung mit Leibniz und seinen geschichtsphilosophischen Erkenntnissen politische Bedeutung für

*) Leibniz als Geschichtsphilosoph. Von Dr. Max Ettlinger. Mit Beigabe eines unveröffentlichten Leibnizfragments über die „Wiederherstellung aller Dinge". Verlag von Josef Kösel u. Friedrich Pustet, München.

unsere Gegenwart, die in Skeptizismus und Pessimismus unterzugehen droht. In einer Zeit, da Deutschland auseinanderzufallen schien, begründete Leibniz seine historische Überzeugung, daß das deutsche Volk zum Kristallisationspunkt werden müsse für die große entwicklungsnotwendige Versöhnung der feindlichen Brüder in der europäischen Völkerfamilie. Seine Überzeugung, daß das Wirken des Geistes es sei, das den Gang der Geschichte und das Schicksal der Zukunft entscheidet, ließ ihn zu einer Zeit, wo Gesinnungslosigkeit und Charakterlosigkeit überhandzunehmen schienen, das mahnende und zugleich verheißungsvolle Wort sprechen: „Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufwacht, sich rekollegiert, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten wird." In unserer so überraschend ähnlich gearteten Zeit hat der Philosoph Leibniz denen, die den Wiederaufstieg, nicht den Untergang unserer deutschen Kultur wollen, viel Wichtiges und Trostreiches zu sagen.

H. R.

BÖRSENSPIEGEL

Die Börse und Oberschlesien.

Mit einem Male war wieder die große Sensation da. Und zwar diesmal die Hausse in den Aktien der Laurahütte. Man soll eben niemals den Mut verlieren. Im Oktober vorigen Jahres hatten sie den Kurs von 1500 erreicht, und alle Welt sprach damals schon von französischen Käufen und einer geplanten Einführung der Laura-Aktien an der Pariser Börse. Dann kam der große Krach, und bis auf 700 ging im Dezember der Laura-Kurs zurück. Die bedauernswerten Aktionäre aber waren wieder einmal fest überzeugt, den stolzen Kurs vom Oktober oder November niemals wiederzusehen, und alle Hoffnungen in dieser Beziehung hatten sie längst begraben. Aber es kam wieder einmal alles anders, als man gedacht hatte. Auf einmal gab es in Laura-Aktien einen großen Ruck nach oben, und sogar der Oktoberhöchstkurs wurde um ein paar hundert Prozent überschritten. Mitten in einer Zeit sonst ganz mäßiger und bescheidener Kurssteigerungen.

Was war geschehen? Erstens einmal hieß es wieder mit Bestimmtheit, die Aktien der Laurahütte sollten an der Pariser Börse zur Einführung gelangen. Aber das war natürlich nicht die einzige Ursache der Hausse. Man wollte vielmehr wissen, daß eine ausländische Gruppe dem Hauptaktionär der Laurahütte ein Angebot auf die Aktien, das heißt, auf seinen gesamten Besitz gemacht habe, und daß der gebotene Kurs volle 3000% gewesen sei. Der betreffende Großaktionär aber habe das Gebot als zu niedrig abgelehnt. Einige Leute an der Börse meinten, damit sei die Gefahr eines Eindringens ausländischen Einflusses von der Gesellschaft abgewendet. Man muß indessen wissen, daß der besagte Hauptaktionär, der heute den maßgebenden Einfluß bei der Laurahütte hat, Herr Weinmann in Aussig ist, also ebenfalls ein Ausländer, wenn auch vielleicht nicht ganz so ausländisch wie irgendein Franzose oder Engländer.

Es bildet ja überhaupt eine eigenartige Erscheinung, daß in der oberschlesischen Industrie das Ausland schon lange stark vertreten ist. Bei den Hohenlohe-Werken ist es der andere große böhmische Kohlenmagnat, Herr Petschek, der die Aktienmehrheit in Händen hat, und bei der Schlesischen Zinkhütten-Gesellschaft ist schon lange französisches und belgisches Kapital stark vertreten. Früher indessen legte man derartigen Erscheinungen begreiflicherweise nicht solches Gewicht bei wie gegenwärtig, wo das Wort „Überfremdung" eine große Rolle spielt, und gerade in Oberschlesien liegen die Dinge in dieser Beziehung besonders eigenartig.

Die oberschlesische Industrie steht im Begriff, einen durchaus internationalen Charakter anzunehmen, und augenblicklich suchen Engländer ebenso wie Franzosen daselbst einzudringen. Zwischen den beiden „befreundeten Nationen" herrscht auch auf diesem Gebiete ebenso wie auf verschiedenen anderen ein starker Interessengegensatz, und es besteht eine ausgesprochene Rivalität unter ihnen. Auch bei der Laurahütte traten diese Gegensätze hervor. Zuerst war es eine französische Gruppe, welche die Aktien kaufte, und sie war es auch, die auf Herrn

Weinmanns Anregung hin die Absicht hatte, die Einführung der Aktien an der Pariser Börse in die Wege zu leiten. Indessen hatte das erwähnte hohe Angebot auf den Aktienbesitz Herrn Weinmanns kurz nachher eine englische Gruppe abgegeben. Wenn aber zwei Parteien sich streiten, freut sich bekanntlich die dritte, und zwar nirgends mehr als im Aktienwesen. Denn der Dritte ist es, der dadurch Gelegenheit hat, seine Aktien zu hohem Kurse loszuwerden.

Die Interessenkämpfe in der oberschlesischen Industrie sind damit aber ganz gewiß noch nicht abgeschlossen, und auch Kattowitzer Aktien befinden sich heute schon zu sehr erheblichem Teil im Besitz eines englischen Konsortiums. Von den schlesischen Magnaten, die bekanntlich einen sehr ansehnlichen Teil der Bodenschätze Oberschlesiens besitzen, haben gleichfalls verschiedene bereits Verhandlungen mit englischen Interessenten gepflogen, und ein Teil dieses wertvollen Besitzes ist nach und nach in englische Hände geraten. Das Pfund ist eben heute kaufkräftig, und auf der andern Seite ist es nicht für jedermann verlockend, in einem polnisch gewordenen Oberschlesien zu leben und seinen Geschäften nachzugehen. Weiß doch niemand, wie sich in Zukunft die Verhältnisse dort gestalten werden. Augenblicklich zwar verträgt man sich ganz gut miteinander, viel besser jedenfalls als vor der Entscheidung über das oberschlesische Gebiet, weil beide Parteien einsehen, daß an dem Spruche nichts mehr zu ändern ist, und daß es für beide Teile also vorteilhafter ist, in Frieden miteinander zu leben, als sich das Leben gegenseitig zu erschweren. Aber Garantien für die Zukunft hat man nicht, und man muß abwarten, ob die Verhältnisse weiter so idyllisch bleiben werden wie bisher, was manche Leute gegenwärtig stark bezweifeln.

Gerade deswegen aber ist es ganz gut, wenn es in diesem Gebiete nicht nur deutsche und polnische Wirtschaftsinteressen gibt, sondern auch noch andere, etwa englische oder französische; weil darin gerade ein gewisser Sicherheitsfaktor gegen Unruhen aller Art zu erblicken ist. Bei aller Sympathie für Polen werden nämlich nicht einmal die Franzosen es dulden, daß durch irgendwelche Maßnahmen ihre wirtschaftlichen Interessen in Oberschlesien geschädigt werden.

Dieses Gebiet aber hat noch eine sehr große Zukunft. Man kann es nicht wissen, wie weit sich noch ausländisches Kapital für Oberschlesiens Industrie interessieren wird, aber man kann annehmen, daß wir uns erst im Anfange dieser Entwicklung befinden. Ein Gebiet wie dieses muß aus den verschiedensten Ursachen die Aufmerksamkeit des europäischen Kapitals heute in besonderem Grade auf sich ziehen. Nicht zuletzt, weil Oberschlesien die Brücke nach dem Osten bildet. Nicht etwa nach Polen nur, sondern vor allem nach Rußland, und keiner andern Industrie fällt so sehr wie der oberschlesischen die ungeheure und ganz gewiß auch sehr lohnende Aufgabe des Wiederaufbaues Rußlands zu. Das aber ist es offenbar in allererster Linie, was sowohl den englischen als den französischen Industrie- und Finanzgruppen eine Beteiligung, einen Einfluß auf die oberschlesische Industrie so begehrenswert erscheinen läßt.

Die „große Zeit" für oberschlesische Werte an der Berliner Börse ist daher auch wohl noch nicht vorüber. Denn warum sollten gerade Laurahütte-Aktien ein paar hundert Prozent mehr wert sein als Oberbedarf oder Caro? Es kann jeden Tag auch um diese Papiere ein Kampf zwischen verschiedenen Gruppen entbrennen, und im übrigen gehen wir aus ganz unpolitischen, rein wirtschaftlichen Gründen einer Trustbildung großen Stils in Oberschlesien entgegen. Denn für die gewaltigen Aufgaben, welche der oberschlesischen Industrie im Osten erwachsen, muß sie sich rechtzeitig einstellen, und dazu bedarf es der Bildung großer, leistungsfähiger Konzerne. Ja, wer hätte das gedacht? Etwa in den Tagen, als auf die Abstimmung in Oberschlesien, die mit einer nicht gerade überwältigenden deutschen Mehrheit geendet hatte, ein Krach in oberschlesischen Werten an der Berliner Börse erfolgte, und wer damals die Situation richtig erfaßt hatte, entgegen der Allgemeintendenz der Börse, konnte geradezu ungemessene Gewinne erzielen. Aber wer hatte damals den Mut seiner Überzeugung? Zumal die ganze Börse gegen ihn war? Schade, es wäre geradezu phantastisch dabei zu verdienen gewesen...

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

51. Jahrgang | Märzheft | 51. Jahrgang

Der Widerspenstigen Zähmung / Von Dr. Erwin Steinitzer

Vor einigen Wochen ließ der Reichskanzler Wirth Herrn Walther Rathenau vom Reichspräsidenten zum Minister des Äußeren ernennen. Die Deutsche Volkspartei protestierte, drohte, erklärte, ein erst wenige Tage alter Pakt werde brüsk gebrochen. Herr Wirth blieb unerbittlich: nicht vierundzwanzig, nicht zwölf Stunden Frist wollte er zugestehen. Die Sozialdemokraten freuten sich; man hatte es den anmaßenden und anspruchsvollen Leuten von der Großindustriellen-Fraktion einmal „gezeigt". Die Volkspartei wurde darauf sehr böse auf Herrn Wirth und bekundete ihm im Reichstage ihr Mißtrauen. Die Unabhängigen paukten ihn heraus.

Jetzt hat Herr Wirth vom Reichspräsidenten den Dr. Andreas Hermes zum Finanzminister ernennen lassen. Wieder sehr eilig. Diesmal auf Wunsch und Anordnung der Volkspartei. Die Sozialdemokraten sind verschnupft und erbost. Herr Wirth hat auf ihren Protest nicht gehört. Die Unabhängigen, die ihn bei der letzten Reichstagsabstimmung gerettet haben, toben. Noch am Tage vor der Ernennung entdeckten sie, daß Herr Hermes seine Weine ebenso auffallend billig zu beziehen pflegt, wie früher einmal Herr Erzberger seinen Speck und seine Würste kaufte. Die „Freiheit" annoncierte den Bestechungsfall: drei Papiermark für die Flasche Qualitätswein anno 1921. Auch das nützte nichts. Herr Wirth bestand gegen links auf seinem Hermes, wie er kurz zuvor gegen rechts auf seinem Rathenau bestanden hatte. Ebert mußte unterschreiben.

So rasch wechseln die Szenen im Kino der deutschen Politik!

* * *

Als Herr Wirth, mitten in den ersten Vorverhandlungen über die große Koalition, eines der Ergebnisse dieser Verhandlungen einseitig und gegen den Willen eines Partners vorwegnehmend, Herrn Rathenau zum Minister des Äußeren ernannte, war der offenkundige Zweck dieses Vorstoßes, die Volkspartei „klein zu kriegen". Sie sollte von vornherein darauf hingewiesen werden, daß sie in der Koalition nur eine gewöhnliche Mitglieds-, keine Führerrolle zu beanspruchen habe.

Daraufhin mimte die Volkspartei zunächst Opposition. Dann ließ sie sich zu dem großen Opfer herbei, dem Steuerkompromisse, dem sie schon einmal zugestimmt hatte (und das in seinen Einzelheiten zum guten Teile ihr Werk war), noch einmal zuzustimmen. Aber nicht umsonst. Sie forderte dafür das Recht, für die Regierung, der sie zunächst nicht angehörte, das wirtschafts- und finanzpolitische Programm auszuarbeiten und festzulegen. Und sie erhielt dies Recht. Denn ihre „Richtlinien" sind in Wirklichkeit ein komplettes wirtschafts- und finanzpolitisches Regierungsprogramm, wie es eigentlich Herr Wirth von sich aus hätte verkünden müssen, als er sich und sein Kabinett dem Parlamente vorstellte. Herr Becker-Hessen trug dies Programm im Reichstagsausschusse vor, und Herr Wirth erklärte feierlich, daß es „der künftigen Regierungspolitik zugrunde gelegt werden solle". Die Sozialdemokraten brummten ein wenig, riskierten aber keinen ernsthaften Widerspruch.

Daß eine Oppositionspartei das Regierungsprogramm formuliert und der Kabinettchef dazu bloß Ja sagt, ist ein in der parlamentarischen Geschichte immerhin seltener Vorgang.

So hat Herr Wirth die Deutsche Volkspartei „kleingekriegt".

* * *

Politiker der Rechten, wie solche der Linken (letztere freilich nur bis zur Mehrheitssozialdemokratie) sprechen recht geringschätzig von dem neuen „Regierungsprogramm" der Deutschen Volkspartei. Sie haben dafür ihre guten taktischen Gründe. Die deutschnationalen Oppositionellen finden es agitatorisch nützlich, der langsam zur Regierungskoalition abbiegenden „Bruderpartei" nachzusagen, sie habe sich durch schwächliches Einlenken, durch die Verdünnung der „Garantien" zu wesen- und wertlosen Plattitüden das Wohlwollen der neuen Weggenossen von links erkauft. Die der Regierung nahestehenden Parteien der Linken wiederum legen Gewicht darauf, den Eindruck zu erwecken, als hätten sie gar keine Opfer des Parteiintellekts gebracht und den Stresemannleuten im Grunde nur „zugestanden", was längst ihr eigner Wille war. Abgesehen von dem taktischen Bedürfnisse, die Sache so darzustellen, fanden übrigens viele Vertreter der Linken, daß sie sich wirklich so verhalte. Die Volkspartei, so erklärten sie erleichtert, nachdem der Pakt geschlossen war, hat Gott sei Dank nichts Schlimmes verlangt.

Es ist wahr: die Volkspartei hat weder in ihre Richtlinien geschrieben, daß die deutschen Reichsbahnen binnen vier Wochen an Herrn Hugo Stinnes verkauft werden müssen, noch, daß künftig der Reichsverband der deutschen Industrie die Wirtschafts- und Finanzgesetze der Deutschen Republik zu genehmigen habe. Aber hat ihr jemand im Ernst solche Dummheit zugetraut?

Es ist wahr: das Programm der Volkspartei besteht aus Allgemeinheiten und zum Teil aus Plattheiten. Ob es, auch wenn die Volkspartei an seiner Verwirklichung mitwirkt, praktisch zu großen Resultaten führen wird, ist durchaus zweifelhaft. Es ist ein Programm der guten Vorsätze, mit denen der deutsche Weg in den Abgrund auch bisher schon reichlich gepflastert war. Wer bürgt beispielsweise dafür, daß der volksparteiliche „Sparminister" mehr erreichen wird als der „Sparkommissar", den wir schon einmal hatten und der sich nach kurzer Zeit resigniert empfahl? Wird denn die Volkspartei selbst den Mut zu wirklicher Sparsamkeitspolitik aufbringen, die man nicht treiben kann, ohne gewissen, ziemlich großen und kräftig organisierten Interessentengruppen gegenüber unerbittlich brutal zu sein?

Aber hierauf, wie überhaupt auf das Sachliche, kommt es zunächst politisch gar nicht an. Politisch ist die Aufstellung des „Regierungsprogramms" durch die Volkspartei und seine Annahme durch Kabinett und Regierungsparteien eine Ohrfeige für die letzteren. Diese Ohrfeige ist zugleich eine moralische Stärkung für die Partei, die sie erteilt hat. Denn jedem naiven Beobachter drängt sich der Eindruck auf, daß die Volkspartei die bisherigen Regierungsparteien zu Ideen und Zielsetzungen gezwungen hat, die diese Parteien selbst als richtig und nützlich anerkennen (sonst durften sie sie ja nicht akzeptieren), die sie aber ihrerseits bisher übersehen oder vernachlässigt haben. Die Volkspartei spielt den Lehrmeister, und die Regierungsparteien erscheinen als Schüler, denen man ihre Lektion beibringen muß, weil sie bisher nichts gekonnt haben.

Wenn die Volkspartei jetzt in die Regierung eintritt, kann sie sagen: ich habe das Programm gemacht, mir und meinen Vertrauensleuten gebührt die Vorhand in der Durchführung. Macht ihr Schwierigkeiten, so trete ich wieder aus und erzähle dem Publikum: erst haben sie meine Heilslehre angenommen, und nun sabotieren sie sie. Bleibt sie draußen, so hat sie es noch besser. Sie kann dann in jedem Augenblicke erklären: mein Programm, das die Grundlage der Regierungspolitik bilden sollte — Herr Wirth hat es feierlich versprochen — ist glänzend; aber die Leute in der Regierung machen es aus Unfähigkeit und bösem Willen völlig unwirksam.

So hat man die Deutsche Volkspartei kleingekriegt.

* * *

Die Zwangsanleihe ist beschlossen worden, teils, weil man nichts anderes wußte, teils, weil man in ihr das kleinste Übel sah. Aber hat irgendeiner von denen, die ihr zustimmten, eine einigermaßen genaue Vorstellung davon, wie sie erhoben werden soll und wie sie wirken wird?

Fünfzig Milliarden Papiermark aus der deutschen Wirtschaft herauszuziehen, ohne die einzelnen Anleihepflichtigen zu ruinieren oder übermäßig zu bedrücken, die Produktion zu hemmen und den Papierumlauf zu mehren, wäre an sich grundsätzlich wahrscheinlich möglich. Aber die Vor-

aussetzung wäre, daß man von jedem Abgabe- oder Anleihepflichtigen einigermaßen genau weiß, wieviel er hat und wieviel er entbehren kann, ohne daß seine produktive wirtschaftliche Betätigung in Unordnung gerät.

Just darüber aber weiß man gar nichts. Für eine Verteilung nach der Leistungsfähigkeit fehlt jede Grundlage. Anfangs dachte man ganz ernsthaft daran, die Zwangsanleihe auf der Basis des Reichsnotopfers umzulegen. Einige Kritiker machten bescheiden darauf aufmerksam, daß dies im großen und ganzen eine neue Rentnersteuer und das Resultat ziemlich das Gegenteil einer Belastung nach der Leistungsfähigkeit wäre. Das Finanzministerium wollte dann auf die Einschätzung zu der neuen Vermögenssteuer für 1922, also bis in die zweite Hälfte 1923 warten, wurde aber daran erinnert, daß die Zwangsanleihe doch eigentlich dazu bestimmt sei, das Reparationsdefizit von 1922 — wenigstens zu einem bescheidenen Teile — zu decken. Schließlich kam man auf die Idee, den Steuer- oder vielmehr Anleihepflichtigen *selbst* die Veranlagung zu überlassen: jeder schätzt sein Vermögen (für einen späteren Termin) ab und bezahlt; wer es falsch gemacht hat, wird nachher bestraft. Das heißt, wenn man es ihm nachweisen kann.

Die Leute werden die fünfzig Milliarden schon bringen, meint das Finanzministerium. Und findet, daß seine Technik im Grunde doch ganz ausgezeichnet sei.

Der Ruf nach Wiederkehr der Stadtposten

Von Arved Jürgensohn (Friedenau)

Es lag lange schon in der Luft und ist auch bereits öffentlich ausgesprochen worden, ausgesprochen von sehr beachtenswerter Stelle. Die letzte Postgebührenverteuerung vom 1. Januar 1922, diese sechste Portoerhöhung seit 1916, die uns die Tarife plötzlich im unvermitteltem Sprunge vom 6- bis 8fachen auf das 20- bis 25fache, ja teilweise sogar auf das 40fache der Vorkriegssätze gesteigert hat, die auch wegen der Ueberhastung dieser Verkehrssteuer von 7¾ Milliarden noch nachträglich in weiten Kreisen viel Unmut erregt, sie hat den Ruf nach Wiederkehr der städtischen Privatposten von ehemals in allem Ernst lautwerden lassen. Einstimmig hat der Deutsche Industrie- und Handelstag am 16. Januar d. J. in seiner Vollversammlung eine vom Sachverständigenausschuß empfohlene Erklärung angenommen, die zunächst Klage darüber führt, daß diese außerordentliche Erhöhung der Tarife mit ihrer schwer erträglichen Belastung der Gewerbebetriebe und ihren äußerst nachteiligen Wirkungen für den geschäftlichen Verkehr ohne Anhörung der beteiligten Kreise von Handel und Industrie vorgenommen worden sei, und dann im weiteren folgendermaßen lautet:

> „Nach unseren Erfahrungen ist besonders der Ortsverkehr stark zurückgegangen, weil die Geschäftswelt bei den gegenwärtigen Portosätzen es vorzieht, ihre Briefe selbst auszutragen. Wir empfehlen daher die Wiederzulassung der Privatposten für den Ortsverkehr. Die Reichspostverwaltung wird hierdurch nicht geschädigt, da ihr aus dem Ortsverkehr ohnehin keine erheblichen Einnahmen mehr zufließen. Es hat aber keinen Zweck, ein Monopol für Reichspostverwaltung aufrecht zu erhalten, „zu dessen Ausübung diese selbst nicht fähig ist, und das lediglich dazu dient, die erheblich billigere Besorgung des Ortsverkehrs durch Privatanstalten zu verhindern".

Diese Kundgebung zugunsten einer Wiedereinführung von Privatpostanstalten erscheint als ein Seitenstück zu den Bestrebungen, die Reichseisenbahnen wieder zu Privatbetrieben zu machen. Doch ergeben sich immerhin bei näherem Zusehen auch bedeutende Unterschiede. Es dürfte wohl von Reiz sein, bei dieser Gelegenheit einen Rückblick auf die ehemaligen deutschen Privatposten zu werfen, die mit dem 1. April 1900 ihr Dasein beschließen mußten. Ihre Zahl belief sich zu jener Zeit auf 81 Betriebe in nahezu ebensovielen Städten, zu denen nicht bloß Großstädte, sondern auch viele Mittelstädte und selbst kleinere Städte gehörten. Die gesamte Einwohnerzahl aller dieser Städte und Privatposten umfaßte rund 9½ Millionen oder etwa ein Fünftel der Einwohner des damaligen Deutschland.

Das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reiches vom 28. Oktober 1871, im wesentlichen dem Norddeutschen Postgesetze von 1867 gleichend, bestimmte ausdrücklich, daß die Beförderung aller geschlossenen Briefe gegen Bezahlung von Orten mit

einer Postanstalt nach anderen Orten mit einer Postanstalt ausschließlich der Reichspost vorbehalten und für andere verboten sein solle, während das preußische Gesetz von 1852 auch Ortsbriefe dem Staatspostzwang unterworfen hatte, Sonderbotensendungen ausgenommen. Somit war für örtliche Beförderungsanstalten die Bahn frei. Die ersten Privatpostanstalten in Deutschland wurden um 1884 gegründet. Zu ihnen gehörte auch die Berliner Paketfahrt-Aktiengesellschaft. Eine Staatsaufsicht oder Konzessionspflicht bestand nicht. Es gab daher auch viele faule Gründungen mit unzureichenden Mitteln und Kräften, die bald wieder verschwanden. In den ersten 10 Jahren sollen so gegen 60 derartige Betriebe wieder verkracht und eingegangen sein. Doch war das die Zeit der Kinderkrankheiten und der Lehrjahre der neuen städtischen Posten, die wie jede Neuerung zuerst mit Zurückhaltung und Mißtrauen aufgenommen wurden, so daß die Reichspost sich der Bevorzugung erfreute. In der folgenden Zeit gewannen sie aber an Vertrauen, man nahm sie ernst, und schließlich wurden sie, da sie dieses Vertrauen zu rechtfertigen verstanden, ihrer Wohlfeilheit wegen der Reichspost im örtlichen Verkehr meist vorgezogen, zumal da sie auch viermal täglich, ausnahmsweise fünfmal, seltener dreimal ihre Briefe bestellten und den Wünschen der Kundschaft nach kaufmännischer Art möglichst weit entgegenkamen. Sie hatten gewöhnlich mehr, oft viel mehr Briefkästen in der Stadt als die Reichspost. 1899 hatte z. B. der ganze Oberpostdirektionsbezirk Berlin nur 2215 Briefkästen, die Privatpost aber 2500. In Frankfurt a. M. waren es 180 Reichspostkästen neben 400 Privatkästen, in Hannover 190 neben 300, in Leipzig 325 vom Reich und 540 private.

Die Gebühren der Privatpostanstalten waren erheblich billiger als die der Reichspost, und bei Massensendungen wurden Preisnachlässe bewilligt, wie sie früher auch bei der preußischen Staatspost und dann bei der norddeutschen Bundespost üblich waren. Seit 1875 kosteten in der neuen Reichswährung Ortsbriefe bei der Reichspost 5 Pfg. (bis 250 g), nur in Berlin 10 Pfg. (bei mindestens 15 Briefen auch 5 Pfg.), ferner Postkarten 5 Pfg., Drucksachen (50 g) 3 Pfg. usw. In Bayern waren es für Briefe (15 g), Karten und Drucksachen (50 g) je 3 Pfg., in Württemberg seit 1894 ähnlich; Briefe (15 g) 3 Pfg., Karten 3 Pfg., Drucksachen (15 g) 2 Pfg. usw. Bei den städtischen Privatanstalten, die sich natürlich gegenüber den Staatsposten behaupten wollten, zahlte man für geschlossene Briefe meist 3 Pfg., zum Teil auch nur $1^1/_2$, 2 oder $2^1/_2$ Pfg., Karten kosteten ebensoviel, manchmal auch weniger als Briefe; Drucksachen $1^1/_2$ bis 2, seltener 1 Pfennig; Einschreibebriefe verschieden, 3 Pfg. auch 10, 12, 15 Pfg. usw., Kartonbriefe wohl meist ebensoviel wie Briefe, manchmal auch etwas mehr. (Papierpreiszuschlag). Besonderen Wünschen und Bedürfnissen kamen die Privatposten klug entgegen. Sie beförderten Zeitungen und Werbedrucksachen auch ohne Wohnungsangabe nur nach Listen, verbreiteten Bestellkarten der Kaufleute auch unfrankiert; sie zogen Quittungen und Geldbeträge ein und bestellten Steuerbenachrichtigungen und Vereinsnachrichten, Versammlungseinladungen und Wahlzettel. Viele Behörden bedienten sich gern der Privatposten, u. a. städtische Körperschaften und Magistrate, Bezirkskommandos, Steuerverwaltungsbehörden, Polizeiverwaltungen; Staatsbüchereien, Volkszählungsleitungen, Eisenbahnverwaltungen usw. Den Wohltätigkeitsvereinen und gemeinnützigen Anstalten leisteten sie große Dienste durch besonders billige, mitunter sogar kostenfreie Briefbeförderung. Im Neujahrsverkehr waren sie dem Privatpublikum höchst wertvoll.

Bei dem schon im Herbst 1897 einsetzenden Feldzug der Reichspost gegen die Privatposten spielte der Hinweis auf die 60 verkrachten Anstalten natürlich eine besondere Rolle. Auch wurde ihnen eine mangelhafte Wahrung des Briefgeheimnisses zur Last gelegt und die Bevorzugung einer beschränkten Zahl von Stadtbewohnern. Indem sie nur da, wo es sich lohnte, tätig wären, schädigten sie die Einnahmen der Reichspost und hielten sie dadurch von allgemeinen Tarifermäßigungen ab. Das waren so etwa die hauptsächlichsten Gedankengänge bei diesem Kesseltreiben gegen die Stadtposten. Man findet dieselben Gründe in der Postvorlage des Reichstags vom Februar 1898 (Nr. 128) und dann wiederum in der zweiten Vorlage vom Februar 1899 (Nr. 116) angeführt. Diese Gesetzentwürfe wollten zunächst nur den Postzwang auch auf die geschlossenen Ortsbriefe, wo er noch nicht galt, ausdehnen und für Privatposten, denen sie die offenen Postsendungen nach wie vor gestatten wollten, einen Konzessionszwang neu einführen.

Da die Privatposten aber ohne die geschlossenen Briefe, die $^2/_3$ bis $^3/_4$ ihrer Roheinnahme ausmachten, nicht mehr lebensfähig zu sein behaupteten, so beschloß die damalige Reichstagsmehrheit, den Postzwang auch auf die offenen Sendungen auszudehnen und damit diese privaten Beförderungsanstalten ganz zu verbieten. Die Reichspost hatte damals, 1899, ein Gesamtpersonal von 181 700 Köpfen; die Privatposten dagegen wiesen nur 2590 „ständig Bedienstete" auf. Die Unternehmer wurden schließlich mit dem achtfachen Jahresreingewinn ihrer Betriebe entschädigt und die Angestellten mit gewissen Geldbeträgen abgefunden und großenteils in den Reichspostdienst übernommen.

Dem Reichstag gegenüber hatte sich die Reichspostverwaltung aber verpflichtet, für offene Ortspostsendungen künftig erhebliche Gebührenherabsetzungen vorzunehmen. Postkarten wurden demgemäß von 5 auf 2 Pfg. herabgesetzt, Drucksachen (50 g) von 3 auf 2 Pfg., Warenproben von 10 auf 5 Pfg. Gleichzeitig wurde damals das einfache Briefgewicht in Deutschland von 15 auf 20 Gramm erhöht, und die Berliner Ortsbriefe (bis zu 250 g) zahlten nicht mehr 10, sondern nur noch 5 Pfg., wie die Ortsbriefe überall im Reiche. Aber nicht genug damit! Die Ortsbriefe wurden auch erweitert und mit Nachbarorten verbunden. Das billige Porto galt im gesamten Orts- und Nachbarortsverkehr, der 1124 Ortsgruppen mit 2248 Ortschaften und etwa 30 Millionen Menschen umfaßte. Der damalige Staatssekretär des Reichspostamts v. Podbielski erklärte sogar, er hätte die Absicht, diese Nachbarortskreise stetig zu vermehren und künftig so zu erweitern, daß das billige Ortsbriefporto schließlich zum Einheitsporto für das ganze Reich, auch im Fernverkehr, würde.

Im Reichstag war man damals bei der Beratung dieses Postgesetzes selbst in den einzelnen Parteien sehr geteilter Ansicht, teils für, teils gegen die Aufhebung der Privatposten. Der eingehende gedruckte Ausschußbericht und der Bericht der halbamtlichen Deutschen Verkehrszeitung über diese Vorgänge entbehren für heutige Leser nicht des Reizes. Ein Teil der Volksvertreter war mißtrauisch und wünschte, wie z. B. der nationalliberale Abgeordnete Hasse, daß die versprochenen neuen wohlfeilen Orts- und Nachbarortsgebühren gesetzlich und in aller Form als Höchstsätze festgelegt würden, damit sie nicht später einfach auf dem Verordnungswege plötzlich wieder erhöht werden könnten. Das gleiche verlangte der freisinnige Abgeordnete Lenzmann. Die Postverwaltung, so meinte er, führte jetzt vor der Hand die niedrigen Ortssätze vielleicht nur ein, um die Privatposten niederzukämpfen und später die Taxen wieder zu erhöhen, nachdem dies erreicht wäre. Sehr vertrauensvoll entgegnete ihm darauf der nationalliberale Abgeordnete Paasche, die Postverwaltung unterläge doch der öffentlichen Kritik und würde sich „niemals eine derartige Geschäftspraxis" zu eigen machen. Auch der Staatssekretär v. Podbielski erklärte, allerdings etwas vorsichtiger: Seit 28 Jahren, solange das Reichspostgesetz bestehe, habe eine Erhöhung nicht stattgefunden; eine solche sei auch für die Zukunft so gut wie ausgeschlossen. Nur könnte natürlich eine versuchsweise durchgeführte Aenderung, die sich wirtschaftlich und finanziell nicht bewähre, möglicherweise deswegen später wieder rückgängig gemacht werden.

Daß diese neuen Taxen sich nun finanziell und wirtschaftlich nicht bewährt hätten, konnte man freilich nicht sagen. Die Einnahme daraus wuchs schon bis 1902 von 16 auf 23 Millionen Mark. 1899 wurden 283 Millionen portopflichtig abgelieferter örtlicher Briefpostsendungen gezählt, 1902 schon 655 und 1905 gar 818 Millionen, einschließlich des Nachbarortsverkehrs. Unter diesen befanden sich in den Jahren 1899 und 1902 an geschlossenen Briefen 1/42 und 272 Millionen, an Postkarten 88 und 239 Millionen, an Drucksachen 51 und 140, an Warenproben 1,8 und 3,5 Millionen. Trotzdem wurde das neue Orts- und Nachbarortsporto für offene Sendungen schon am 1. Juli 1906 wieder aufgehoben, nachdem die Privatposten von der Bildfläche verschwunden waren. Der Reichspostverwaltung darf man wohl mildernde Umstände zubilligen, da ihr die Wiedererhöhung des Portos von der damaligen Reichstagsmehrheit geradezu aufgedrängt wurde. Der Abgeordnete Lenzmann hat immerhin Recht behalten.

Gegenwärtig (1922) ist das Ortsporto für Briefe bis zu 20 Gramm 25 mal, für schwerere Briefe 40 mal teurer geworden. Die Ortspostkarte und einfache Drucksache kostet $37^1/_2$ mal so viel wie in den Jahren 1900 bis 1906. Gegenüber den Sätzen der Privatposten ist die Steigerung natürlich sehr viel größer. Briefe bis zu 100 g kosteten bei der Berliner Stadtpost bloß 3 Pf.; bei der Reichspost sind es heute

aber 2 Mark oder das 66fache. Für Privatpostkarten zahlten Hamburg, München und Nürnberg nur $1^1/_2$ Pfg. oder $^1/_{50}$ der heutigen örtlichen Reichspostkartengebühr.

Es ist daher begreiflich, wenn der Deutsche Industrie- und Handelstag, diese große Vertretung von Handel und Gewerbe des ganzen Deutschen Reiches, allen Ernstes eine Wiederzulassung der örtlichen Privatposten forderte und in den heutigen Sätzen eine schwere Hemmung des Verkehrs erblickt, des so besonders empfindlichen und schwere Lasten gar nicht vertragenden alltäglichen, allstündlichen Ortsverkehrs. Dieser ist, beiläufig gesagt, bei Briefen jetzt auch verhältnismäßig schwerer belastet als der Fernverkehr. Denn Orts- und Fernbriefporto (5 und 10 Pf.) verhielten sich früher zueinander wie 5 zu 10; jetzt ist das Verhältnis dagegen wie $6^1/_4$ zu 10 (125 zu 200 Pf.).

Eine Gegnerschaft der Reichspost gegen die örtlichen Privatposten hat vor 1897 übrigens gar nicht bestanden. Das verdient hier auch noch erwähnt zu werden. Gerade unser größter Verkehrsfachmann, der Erfinder der Postkarte und Gründer des Weltpostvereins, der Staatssekretär Stephan hat sich darüber sehr deutlich ausgesprochen. Als man ihn einmal auf den Wettbewerb der mit der Eisenbahn reisenden Zeitungsfrauen aufmerksam machte, da äußerte er sich, im Januar 1896, auch über seine Stellung zu den Privatposten. Er sagte sehr wohl überlegt und entschieden:

> „Ich gönne diesen armen Leuten gern ihr Brot . . gerade so, wie wir es der Privatpost gönnen. Das ist einer der Gründe, weshalb wir das Stadtporto nicht ermäßigen. Die große Postverwaltung steht so da mit ihren reichen Mitteln, daß sie froh ist, wenn ihr etwas an Arbeitslast abgenommen wird. Es ist gerade ein umgekehrter Standpunkt, den ich einnehme, und ich glaube, das ist eigentlich der wenn nicht kaufmännische, so doch ethische und sittliche und einer großen Verwaltung mehr gebührende und richtigere Standpunkt"

Die letzte Postgebührenerhöhung vom 1. Januar 1922, die sechste seit 1916, hat allein den Ortsverkehr von Briefen und Postkarten auf einen Schlag um nicht weniger als 350 Millionen Mark — so wird der Mehrertrag amtlich geschätzt — verteuert. Handel und Industrie versuchen nun, ihre Ortsbriefschaften lieber durch eigene Boten zu bestellen. Das Privatpublikum schränkt sie ein, soweit irgend möglich, oder trägt sie zum Teil selbst aus und holt sie ab, wo es geht. Wer sonst Briefe schrieb, schreibt jetzt Postkarten. In den Zeitungen erscheinen öfter Aufsätze, wie man Porto sparen kann. Vereine haben ihre regelmäßige Versendung von Einladungen zu ihren Zusammenkünften vielfach eingestellt. Man verabredet sie gleich im voraus. Daß der Verkehr der Reichspost zurückgeht, ist zweifellos. In Berlin, so meldeten die Zeitungen schon Ende Januar, soll sich eine Verkehrsabnahme um etwa 50 v. H. gezeigt haben. Die Reichspostverwaltung glaubt aber nicht an einen dauernden Rückgang und hofft, daß sich die Briefschreiber bald an die hohen neuen Tarife so wie bisher gewöhnen würden, zumal da die Teuerung fortschreitet und Lohn- und Gehaltserhöhungen beständig stattfinden. Leider trifft das nur bei weiten Kreisen von besonders regen Postbenutzern, bei freien Geistesarbeitern, Schriftstellern, Gelehrten usw. in sehr geringem Grade oder gar nicht zu. Wo das Geld fehlt, da kann man sich an hohe Gebühren eben nicht gewöhnen. Man wird einfach ausgesperrt vom Verkehr. Darunter leidet natürlich auch der Familienverkehr, besonders in großen ausgedehnten Städten.

Die Sehnsucht nach Rückkehr der Privatposten wird also zweifellos von allen Schichten geteilt werden. Für die Bevölkerung wären sie ein Gut und ein Segen. Auch würden sie einem Teil der zu entlassenden überzähligen Reichspostbeamten eine neue Unterkunft gewähren.

Die Reichspostverwaltung freilich wird sich ja wahrscheinlich mit allen Kräften gegen eine Wiederkehr dieser billigen Wettbewerber wehren. Ob sie aber, wenn auch nur verhältnismäßig, heute ebensovielmal billiger sein könnten, das ist natürlich die Frage. In der Literatur der Privatposten von 1898/99 wurde damals schon zugegeben, daß sie auf die Dauer bei Verbesserung ihrer Leistungen nicht ganz so wohlfeil bleiben könnten; ferner, daß die Reichspost ihrerseits offenbar nicht in der Lage sei, wohlfeiler zu arbeiten als damals.

Um zu befriedigen gegenüber dem teuren Reichsbriefporto von heut, müßten solche städtischen Posten schon etwa fünfmal billigere Gebühren haben. Ob das möglich wäre und ob sich die Unternehmungen dabei lohnen könnten, wenn sie wieder gestattet würden, das müßte erst noch näher untersucht werden. Schon die nötigen Räume zu finden, wäre schwierig. Ein Zusammenarbeiten mit der Reichspost, mit ihren Arbeitsmitteln und in einem Teil ihrer Räume, das

bei der Stephanschen Auffassung wohl denkbar wäre, würde kaum genehmigt werden. Eine Konzession bloß auf 10 bis 15 Jahre wäre denkbar, schüfe aber wirtschaftliche Schwierigkeiten. Daß die Kultur unter den jetzigen Verkehrshemmungen durch die dreimal überspannten hohen Tarife leidet, daß Handel und Verkehr erschwert werden und die Teuerung vermehrt wird, ist kaum zu leugnen. Denkbar wären auch private Postanstalten gemeinnütziger Art, die von der Kaufmannschaft und Geschäftswelt einer Stadt ohne Gewinnabsicht durch Zusammenarbeiten ihrer Boten selbst geschaffen würden. Ob diesen Bestrebungen ein Erfolg blühen wird oder ob die Reichspost ihre bereits erfolgte Ermächtigung zu weiteren Verteuerungen ohne Mitwirkung des Vollreichstags ausnutzen wird, das bleibt abzuwarten.

Fort mit dem Marxismus! / Von Karl Stammer

I.

Ich will nicht wie der Schweizer Anarchist James Guillaume behaupten, daß der Marxismus ein Produkt gelehrter Barbarei und eines „barbarischen Deutschtums" ist. (Das ist der Grund, weshalb man den Marxismus in den romanischen Ländern von vornherein verwirft.) Es ist mir auch gleichgültig, ob die Anarchisten, wie Pierre Ramus und Tscherkesof recht haben, wenn sie behaupten, daß „das Kommunistische Manifest" ein Plagiat an dem Franzosen Considerant und Marx' sonstige Werke philosophisch eingewickelte Plagiate an englischen Nationalökonomen sind.

Was vom Marxismus abstoßen muß, sind nicht die Zutaten und Herstellungsgewürze der sozialdemokratischen Küche noch sonst etwas ähnliches, sondern jene symptomatische Feindseligkeit, die der Marxismus seit seinem Bestehen dem tätigen Geiste, der Persönlichkeit erwies.

II.

Wenn der Marxismus das Erkennen, das Durchschauen, das Bewußtwerden der geschichtlichen Entwicklung wäre (was ein Ding der Unmöglichkeit ist), dann könnte man sein Abstrahieren von der Kraft- und Einsichtsquelle der Persönlichkeit verstehen und verschmerzen. So aber hat er jede persönliche Einsicht, jeden einsichtigen Willen nötig, denn seine Theorie, an der Oberfläche dauernd haftend, kann die Welt nur im Gröbsten bewegen. Der Marxismus mit der aufdringlichen Unterstreichung des Nur-Materiellen, verlangt auf einer ethischen Basis ein Opfer an Intellekt. Indem der Marxismus die Zahl der Entwicklungsmotive gewaltsam einschränkte, hat er die ethische Atmosphäre des Geistes aufgesaugt und den Geist zum masochistischen Objekt der geschichtlichen Entwicklung gemacht und unserer Zeit einen ganz vorzüglichen Boden bereitet.

III.

„Der Marxismus, der das Ethische als Entwicklungsmotiv verneint, basiert in seiner glanzvollen Massenunterdrückung auf dem Ethischsten, das die Menschheit kennt, auf der Psychologie. Er kennt die Psychologie der Masse, er weiß, daß die Massenseele nach dem Wunder darbt. Und im Scheine dieser Erkenntnis wirkte der Marxismus seine niederträchtigste Tat: Er benützte eine ethische Entfaltung zur Unterdrückung der persönlichen ethischen Entfaltung. Der Marxismus nahm von der Masse die Entwicklungsmöglichkeit und gab ihr dafür nur Gebundenheit. Es ist gleichgültig, ob der Instinkt und die Initiative der Masse scheinbar ein höchst materieller Lebensdurst war. Was festgestellt werden muß, ist, daß in der Masse Naturgewalten lebten, die kulturell noch immer schätzbarer waren, als die organisatorischen Einkreisungen gestenloser Pein, für die der Marxismus jene Naturgewalten hielt und zu welcher er bestrebt war, sie zu machen.

IV.

Es war eine gemeine Krämerüberhebung des Marxismus, jene Unendlichkeit zu vernichten und die Masse zur Bequemlichkeit seiner Dogmen so unbedingt zu verleiten. Man hat damit von der Masse die bewegenden Kräfte der Entwicklung genommen. Man log der Masse eine Gewißheit der Glückseligkeit vor, um sie in einen somnambulen Zustand zu bekommen. Der Marxismus zwingt die sowieso zur Untätigkeit prädestinierte Masse in ein

sie selbst beängstigendes Schweigen. Der Idealismus verschimmelte, man opferte seine Verlockung einer Abstraktion.

Und das unheimliche Bild: Man hatte den Instinkt, die Initiative (die manchmal auch im Massenschlagwort liegt) vernichtet, die Anlage hierzu veröden lassen und gab dafür krampfhaft ineinander geschachtelte Abstraktionen. Alles Werterlebnis wurde durch den Marxschen ethischen Autokratismus eine entartete Abklatschgeste verflachter Snobs. Und es geschah nicht mehr, daß jemand aus der Masse trunken war von Durchschlürfung des eigenen Ichs. Der Marxismus erlaubte keine Entgleisungen ins Leben. Nur materielle Bedingtheiten. Nur die Führer des Marxismus durften sich anmaßen, Geschichtsbewußtsein zu sein.

V.

Die bisherige Kritik des Marxismus genügt nicht, weil sie nur ein theoretisches Spiel war und ein Vernichtungskampf im eigenen Lager des Marxismus nötig wäre, um den Instinkt der Marxisten zu schärfen.

Es war nur ein Trick des oberflächlichsten Bewußtseins des Marxismus, wenn Eduard Bernstein sich zu einer Bekämpfung von Schädlichkeiten des Marxismus aufraffte. Das Bewußtsein des Marxismus war schon so politisiert, daß es nicht mehr keimfähige Sprößlinge trieb, sondern in Form des Paktes Neuerungen in sich aufnahm. Der Revisionismus hat nach innen die Grenzen des Marxismus nicht geöffnet, sondern machte nur nach außen Konzessionen.

Vieles wurde in der sozialdemokratischen Partei (damit es die Masse nicht merken solle, damit ihre Aufmerksamkeit nicht von den „Hauptpunkten" abgelenkt würde) im geheimen abgekartet. Um zur Macht zu gelangen, hatte der Bernsteinismus die Masse nicht nur an eine weitere Abstraktion gekettet, sondern auch in große Organisationen eingezwickt. Aus den großen Organisationen wurden alle Ideale ausgemerzt.

VI.

Im Kriege stand alles im Banne einer Massensuggestion. Die fehlende Pflege des individuellen Lebens rächte sich grausam. Die bestorganisierten Völker haben sich nur für den Tod gut organisiert, sie haben sich das Denken abgewöhnt, damit der Tod nur ein Haupt zu treffen hätte, um den Körper zu entseelen.

VII.

Ich gehöre keinesfalls zu jenen, die sich für die Revolution begeistern, wie ich mich auch nicht für den Krieg begeisterte, weil diese Ereignisse nichts mit meiner Lebensanschauung zu tun haben, aber es ist auch jetzt ganz gleichgültig, was den Krieg und was die Revolution zustandebrachte. Wesentlich in jedem Ereignis und auf jeder Entwicklungsstufe ist nur, was der Entwicklungsebner (Ethik hat damit nichts zu tun) aus den Ereignissen herausziehen kann. In der Revolution ist für den Entwicklungsebner wichtig, daß in der Revolution auch die Masse tätig war. Damit hat sie sich endlich von dem Alp der Koterien befreit. Auch der Marxismus ist das Gewand einer Koterie. Was aber noch wichtiger ist: Wie sich die Ereignisse in der Arbeiterklasse auch noch spiegeln werden, welche Gestalt sie durch diese Klasse noch annehmen werden (ob das sagenhafte Antlitz des Bolschewismus am Horizont des wirklichen Europas auftauchen wird oder nicht), es ist sichtbar geworden, daß den Marxismus die Kraft verläßt, die Grunddoktrin der sich Raum erkämpfenden Klassen zu sein. Der Mensch will nicht mehr die algebraischen Symbole seiner Macht, keine fahlen Repräsentanten, sondern sich selbst.

Der Leipziger Ausverkauf / Von Hugo Steinberg

Messen sind Ausstellungen zum Zwecke der Anlockung von Käufern. Sie dienen vor allem der Bahnung neuer Absatzwege, und darum sah man früher auf der Leipziger Messe am liebsten die Einkäufer aus Rußland, dem Balkan und dem noch ferneren Orient. Als nach dem Kriege Deutschland sich auf den Export von Waren noch mehr als früher angewiesen sah, um seinen früheren Außenhandel wiederherzustellen und sich dadurch die Mittel für die Bezahlung der notwendigen Einfuhr sowie der

ihm auferlegten Kriegstribute zu verschaffen, lebte das deutsche Messewesen von neuem auf. Neben der alten, fast ehrwürdig gewordenen Leipziger Messe, die bereits alle Konkurrenten verdrängt hatte, tauchten wieder neugeschaffene Meßveranstaltungen in den Hauptstädten der deutschen Grenzprovinzen auf, die für den Besuch der Ausländer bei den schlechten Verkehrsverhältnissen günstiger gelegen zu sein schienen als das ziemlich zentrale Leipzig. Frankfurt, Königsberg, Breslau und andere Städte strengten sich gewaltig an, Leipzig den Rang abzulaufen und den Ausländern ein möglichst glänzendes Bild der deutschen Industrie und des deutschen Handels zu zeigen, alles mit dem Ziele, den alten Auslandsabsatz wiederzugewinnen und für die endgültig verlorenen Teile desselben Ersatz durch Erschließung neuer Absatzgebiete zu schaffen. Bei diesem Wettlauf der Messen ist es freilich den Außenseitern nicht gelungen, dem Favoriten Leipzig seinen alten Rang abzulaufen.

Aber die Zeiten und mit ihnen die wirtschaftlichen Bedürfnisse ändern sich heute viel schneller als in normalen Zeitepochen. Wir leben in einer Zeit fortwährender wirtschaftlicher Umwälzungen. Dem späteren Betrachter, der den nötigen Abstand von den Dingen gewonnen hat, werden sie einst nur noch als Schwankungen erscheinen. Aber es schwankt bei uns eben alles, denn wir leben ohne Zweifel auf einem wirtschaftlichen Vulkan. Man sagt, daß vor den furchtbarsten Ausbrüchen die Menschheit trotz der sich häufenden Erschütterungen der Erde sich so sicher fühlte, daß sie auf dem Vulkan tanzte und sich allen möglichen Vergnügungen und Belustigungen sorgenlos hingab. Auch wir tanzen heute ja auf dem wirtschaftlichen Vulkan, auf dessen trügerisch dünner Decke wir leben, obwohl die erdbebenartigen Erschütterungen sich unheilverkündend häufen und obwohl in Rußland die Katastrophe schon da ist. Wir tanzen, trinken und leben dem Heute, unbekümmert darum, was das Morgen uns bringen mag.

Auch unsere Messen sind teilweise Volksbelustigungen geworden, die dem ausländischen Besucher nur ein Trugbild unserer wirklichen Wirtschafts- und Kulturzustände vorgaukeln. Franzosen, die z. B. die letzte Frankfurter Messe besuchten und die glänzende, aber täuschende Außenseite, die sich ihnen zeigte, natürlich nicht zu durchschauen vermochten, haben in ihrer Heimat eine grundfalsche Vorstellung von unserm deutschen Leben und unserer Wirtschaftsgestaltung verbreitet. Sie haben dadurch nicht wenig dazu beigetragen, das französische Volk in der Blindheit über die Möglichkeiten einer Lösung des Reparationsproblems zu erhalten. So sind auch unsere deutschen Messen ein Teil von jener unheilvollen Kraft geworden, die — umgekehrt aber weit teuflischer und gefährlicher als die mephistophelische — zwar stets das Gute will, aber nur Böses zu erzeugen vermag.

Wir sind nämlich inzwischen aus einer Periode des Wiederaufbaues unseres Außenhandels in die des unheilvollen deutschen Ausverkaufs getreten. Was uns heilen sollte, ist für uns zum zerstörenden Gift geworden. Unser Geld ist völlig entwertet und dieser Auflösungsprozeß des gewohnten Wertmessers schreitet von Tag zu Tag in verhängnisvoller Weise fort. Dadurch sind wir gezwungen, die wirklichen Werte, die wir noch besitzen, die Sachwerte, für wertlose Papierscheine an das Ausland hinzugeben. In normalen Zeiten brachte der Außenhandel uns Nutzen, denn wir tauschten die Erzeugnisse unserer Arbeit gegen Wertscheine, für die wir gleichwertige Produkte des Auslands, die wir brauchten, jederzeit uns verschaffen konnten. Heute tauschen wir für unsere wertvollen Waren nur Unwerte ein, für die wir von Monat zu Monat weniger sachliche Gegenwerte auf dem Weltmarkt erhalten. Denn die hochwertigen Auslandsnoten und Devisen müssen wir als Kriegstribute an unsere ehemaligen Feinde abliefern, so daß uns nur die eigenen Papierzeichen bleiben, die wir durch sinnlose Vermehrung selbst immer wertloser zu machen gezwungen sind. Unser heutiger Exporthandel läuft darauf hinaus, daß wir die letzten Sachwerte, die wir noch besitzen, gegen immer stärker entwertetes Papier an das Ausland hingeben müssen. Deutschland verkauft längst nicht mehr den Überfluß seiner volkswirtschaftlichen Produktion an das Ausland, wie es den Grundsätzen des gesunden Außenhandels entspricht, sondern es verschleudert für lächerlich geringe Gegenleistungen, die noch dazu von Monat zu Monat sich verringern, die Sachgüter, deren das deutsche Volk für seine eigene Notdurft dringend bedarf. Wir verschleudern unsere Textilwaren, aber die Massen und der Mittelstand können sich nicht mehr ordentlich kleiden. Wir exportieren Kali, aber unsere Landwirtschaft leidet Not an Düngemitteln und geht deshalb in

ihren Leistungen für die Volksernährung zurück. Wir stellen Spielwaren für die englischen Kinder her, aber unsere eigenen Kinder müssen ihrer entbehren. Man könnte die Beispiele häufen, um zu zeigen, daß der notwendige und volkswirtschaftlich nützliche Export unter den heutigen internationalen Währungsverhältnissen zum Raubbau an unserer Volkskraft, zur Verschleuderung unserer Naturschätze und unserer Sachwerte überhaupt geworden ist. Bald werden wir trotz der ungeheuer gesteigerten Ausfuhr für die eingehandelten Papierwerte nicht mehr die Rohstoffe und Ernährungsmittel in genügender Menge erhalten, um unsere Produktion in dem bisherigen Umfang fortsetzen zu können. Wir verkaufen nicht mehr, um es von neuem zu produzieren, sondern wir verkaufen aus, um von dem Ertrage leben zu können. Unsere Volkswirtschaft gleicht heute einem verarmten Adligen, der seine Schätze und Wertgegenstände billig verkaufen muß, um von dem Erlös leben zu können. Je mehr wir dem Ausland an Waren anbieten, desto mehr drückt man uns im Preise, desto weniger gibt man uns von den uns unentbehrlichen Gegenwerten. Am letzten Ende dieser Entwicklung steht das Elend und der Hunger, wie er uns heute in Rußland schon in nacktester Gestalt entgegentritt.

Der Sinn der Messen ist also heute der, daß sie den schädlichen deutschen Ausverkauf nur noch fördern. Es hört sich gewiß schön an, wenn berichtet wird, auf der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse sei schon am ersten Tage soviel verkauft worden, wie früher innerhalb der gesamten Messezeit. Die Käufer hätten die Textilmesse gestürmt und auf der technischen Messe seien in ein paar Stunden Hunderte von Millionen umgesetzt worden. Das bedeutet in Wirklichkeit, daß die Produzenten für ihre hochwertigen Waren einen sehr großen Haufen wertlosen Papiergeldes bekommen haben, und daß die Käufer deshalb nicht lange feilschten, sondern möglichst schnell das glänzende Geschäft zu machen sich bemühten, das angesichts der Wahrscheinlichkeit eines weiteren Marksturzes von Tag zu Tag noch gewinnbringender zu werden verspricht. Ist es ein Wunder, wenn die Flucht von der Mark zu den Sachgütern in Leipzig ungeahnt große Warenumsätze zustande brachte? Das gilt für die inländischen Käufer ebenso wie für die ausländischen. Auch in Deutschland hamstert, wer irgend kann, speichert auf, zahlt jeden Preis, um sich des Papiergeldes für die Zeit des neuen Entwertungsprozesses zu entledigen. Man kaufte auch in Leipzig schließlich nicht mehr Waren, sondern man verkaufte Papiergeld. Da unter diesen Umständen die Läger im Handumdrehen geräumt waren und die Fabrikanten bald keine neuen Aufträge mehr entgegennehmen konnten, so blieb schließlich nur noch eine große Ausstellung übrig, auf der man vieles schauen, aber nichts mehr kaufen konnte. Die Aussteller waren völlig ausverkauft. Die deutsche Industrie zeigte nur noch, was sie leisten könnte, wenn sie nicht schon ihre letzte Kraft verbraucht hätte und nicht an ausländischen Rohstoffen und sogar bereits an genügendem Kapital Mangel leiden würde. Der Zweck der Messen ist es, Waren in Geld umzusetzen, um neue Waren produzieren zu können. Da wir aber im heutigen Deutschland zu viel Geld und zu wenig Waren produzieren, wäre es uns zur Zeit nützlicher, eine Messe zu errichten, auf der das Ausland uns gegen unsere überflüssigen Papiermassen Nahrungsmittel und Rohstoffe eintauschen würde. Das ist die Papiergeld-Messe, die uns in Leipzig leider gefehlt hat.

Wenn die Entwicklung aber weiter so rapide abwärts geht, dann werden wir auf einer der nächsten Leipziger Messen vielleicht überhaupt nichts anderes mehr zu verkaufen haben als unser Papiergeld, in dessen Produktion wir allein unerschöpflich zu sein scheinen. Nur wird uns das dann niemand mehr abnehmen wollen.

Anthroposophie / Von Gustav Erényi

Dem Berlin heilbedürftiger Intellektueller wurde dieser Tage eine überaus ergiebige Seelenspeisung beschert. Die Säle der Philharmonie und Singakademie waren während einer Woche Schauplätze eines erregten Menschenauflaufs, wie er ähnlich in jüngster Zeit nur anläßlich der Versteigerung von Castans Panoptikum und der Aufführungen des sich historisch nennenden Sensationsfilms „Fridericus rex" beobachtet werden konnte. Diesmal waren es die Erlösungsfanfaren von Rudolf Steiner und

seinen Jüngern, die den rührigen Zustrom aus den breiten Massen der Offenbarungssüchtigen beiderlei Geschlechts bewirkten.

Fürwahr, den Bläsern fehlte es an Puste nicht. „Die Anthroposophie in ihrem Wissenschaftscharakter", „Anthroposophie und Philosophie", „Anthroposophie und Kunst", „Anthroposophie und soziale Dreigliederung" — solche und ähnliche Aufschriften sollten besagen, daß hier alles und noch etwas darüber hinaus geboten werde. Und eine rhetorische Breitspurigkeit, die ihresgleichen spottet, wies hin auf allerhand subtile Zusammenhänge, hob uns aus dem Realen ins Imaginäre, aus dem Physischen ins Transzendentale empor, appellierte an unsere „Traumseele", an unser „inspiriertes Ich" und rüttelte Sinnliches und Übersinnliches derartig wacker durcheinander, daß man schließlich den eigenen Sinnen nicht mehr zu trauen vermochte und sich in die Zwangslage versetzt sah, der lieben Seelenruhe wegen allsogleich zum Anthroposophen zu werden.

Überrumpelt fühlte man sich schon im voraus durch jene riesenhafte Organisation, die sich mit den Devisen „Anthrosophischer Hochschulkurs" und „Weltkongreß der Anthroposophen" stolz kundgab. Der prädestinierte Menschenbeglücker Steiner hat sich im Laufe der Jahre zum Gründer einer betriebsamen G. m. b. H. aufgeschwungen, als deren Präses ein Professor Rittelmeyer fungiert, und der ein auserlesener Kreis von Gelehrten, Ärzten, Künstlern und Leuten aller Fächer angehört. Also eine neue apostolische Zunft, die nach dem kurzlebigen Regime der „monistischen Zwecks- und Glücksgemeinschaft" die Menschenhorde nun mit einem eigenen Hornruf zusammentreiben möchte. Ein Unternehmen, das, obschon es aus der einseitigen Wirtschaftseinstellung in geistige Höhen gleiten möchte, eben wie jede organisierte Gründung unserer Zeit tief im Wirtschaftlichen wurzelt. Die Kassenerträge der „anthroposophischen Vortragswoche" dürften diese Annahme kaum widerlegen.

Von den unverlegenen Anführern dieser neuesten Heilssippschaft im Geiste interessiert den mehr seitwärts stehenden Beobachter freilich vor allem Rudolf Steiners Persönlichkeit. Er hofft durch die Art seiner Überzeugungskunst wertvolle Aufschlüsse über das Problem der Massensuggestion zu erhalten. Ihm schwebt irgendeine dämonische Machtnatur vom Schlage der alten Magier mit unheimlich glühenden Augen und einer Stimme, die schon durch ihre bloßen Klangwirkungen verführt, vor. Noch ist die vor etlichen Monaten aufgetauchte Version in Erinnerung, laut welcher Steiner den General Moltke ganz unter seinem Einfluß gehabt hätte und für den unglücklichen Ausgang der Marneschlacht gewissermaßen mitverantwortlich sei. Indes verrät Steiners Erscheinung von einer solchen schicksalsschweren Besessenheit, wie wir sie nach berühmten geschichtlichen Vorbildern inmitten der nüchternen Geschäftigkeit einer dinghafter gewordenen Gegenwart schon der Sensation halber gern bestätigt sehen möchten, keine Spur. Ein unscheinbarer Predigertypus, die alltägliche Figur eines schmächtigen, sich sich mehr mit geistig-geistlichen als irdischen Speisen nährenden Landpfarrers tritt uns entgegen. Die Stimme, die sich von einem eingelernten, monoton wirkenden Pathos niemals lossagen kann, erinnert vielfach an die salbungsvollen Verkündungseffekte in weltentrückten Dorfkirchen. Doch gesellt sich zu dem pastoralen ein professoraler Grundzug. Auch die sprachlichen Verzwicktheiten, die formal-logischen Gedankenverschachtungen mittelmäßiger Philosophieprofessoren werden nicht vermißt. Die gewohnten Praktiken von Kanzel und Katheder vereinen sich, und es kommt uns nur zu deutlich zum Bewußtsein, zumal das Bewußtsein bei diesen durch und durch abstrakten Ausführungen nicht einmal vorübergehend ausgeschaltet wird: diese Lehre wendet sich keineswegs an die Restnatur des überreizten Kulturbeflissenen, sondern an die noch nicht gänzlich abgestumpften rationalistischen Triebe, um sie nach einer neuen irrationellen Gewaltmethode zu mißbrauchen.

Rudolf Steiners reichhaltige schriftstellerische Vergangenheit entbehrt einer philosophisch orientierten Gelehrsamkeit nicht. Seine Laufbahn begann er gewissermaßen im Gegensatze zur vorherrschenden mechanistischen Weltanschauung als Vertreter einer mehr durchgeistigten, den inneren Denkprozeß unterstreichenden Richtung, die jedoch zwischen Erfahrungs- und Begriffsweisheit gelenkig Mitte zu halten sucht und aus diesem Bestreben heraus sämtlichen Denkern gegenüber einen scharfen polemischen Ton anschlägt. In diese Epoche fällt seine Studie über die Willensfreiheit, die das ewige Problem just nicht von einer neuen Seite anfaßt, indem sie

zwischen Kausalität und Intuition genau unterscheidet. Allmählich ist dann diese nicht unsachliche Betrachtungsweise, die auf überlieferte Philosophenart in irgendeiner wohlgemeinten Idealthese gipfelt, einer mystischeren Einstellung gewichen. Aus dem Philosophen wurde ein Theosoph, der das Welträtsel durch eine besondere Einfühlung der sinnentrückten, in ihre eigene Substanz eingekapselten Beschaulichkeit zu lösen trachtet und der die dreifache Geisteswelt der Moral, Kunst und Wissenschaft nach einem neuen Zauberrezept in heilbringender Art verschmelzen möchte. Es entstanden Werke, wie „Vom Menschenrätsel", „Von Seelenrätseln", „Reinkarnation und Karma". Und schließlich wurde die ungewohntere Bezeichnung „Anthroposophie" gewählt und ein großangelegter Beglückungsfeldzug unter diesem geheimnisvoll klingenden Schlagwort eingeleitet. Das Grundmotiv des jüngsten Bekehrungsabschnitts ist die „Dreigliederung des sozialen Organismus". Da tritt Steiner für die Idee ein, daß die Rechts- und Erziehungssphäre vom Wirtschaftsleben loszulösen sei, auf daß sich der Geist unabhängig von den Bedürfnissen der Wirtschaft entfalten könne. Wie sich eine solche Dreigliederung in der Praxis ausnehmen würde, bleibt trotz dringlicher Ermahnungen zum sofortigen Einschreiten gänzlich dahingestellt.

Nicht viele von den zeitgenössischen Schriftstellern dürften mit Steiner in bezug auf Fruchtbarkeit wetteifern. Er schrieb an die 60 Werke, denen man allen insgesamt das Verdienst eines nach den Höhen gerichteten Strebens nicht absprechen kann. Aber der dithyrambische Schluß enttäuscht stets nach dem problematischen Anfang; die Erfüllung entspricht nicht der Verheißung. Zu Beginn spricht der Kritiker unseres Zeitalters, der im Tohuwabohu der modernen Betriebshast gewichtige Seelenwerte vermißt — und ihn lassen wir gerne gelten. Mit der Lösung aber — so finden wir — nimmts dieser sonderbare Seelenarzt nun doch etwas zu leicht. Im luftleeren Raum fuchtelt zu guter Letzt dieser neuzeitliche Gott- und Menschendenker viel zu befehlshaberisch umher. Die frisch aufgeputzte „Intuition", „Inspiration" und ähnliche Gemeinbegriffe aus dem altpsychologischen Inventar berechtigen noch bei weitem nicht zu den Allüren eines geistigen Gottesgnadentums, das gegen Seelenübel aller Art seine ebenso wesenlose wie undurchsichtige Universalmixtur feilbietet. So sehr auch das Kantsche Element aus Steiners Betrachtungen fehlen mag, im Angesicht des Theo- oder Anthroposophen entscheiden wir uns ohne Zaudern für den Philosophen.

Derselbe Widerspruch zwischen einem soliden Gedankenaufbau und einem blutleeren Entzückungsfinale, der für Steiners Schriften bezeichnend ist, klafft uns auch aus seinen Vorträgen entgegen. Er geht von Goethes und Schillers Freundschaft aus und schildert das Phänomen, wie sich hier zwei geistig entgegengesetzte Naturen zu einer natürlichen Einheit ergänzen. Er stellt Schillers „Ästhetische Briefe" und Goethes Gleichnis von der Schlange und der Lilie als die am meisten zutreffenden Dokumente dieser klassischen Zweieinigkeit einander gegenüber. Dieses Beispiel eines harmonisierten Wesenskontrastes spinnt er fort in die zerfahrene Gegenwart. Nie tat eine entschlossene Sammlung, eine Verschwisterung der verschiedenartigen Geistespotenzen im Individuum so dringend not wie heute. Nie lechzte die Menschheit so sehr danach, die auseinanderstrebenden Gebiete von Wissen, Glauben und Vorstellen zu einem seelischen Extrakt zu einen, wie eben heute.

Das alles lassen wir uns gefallen. Dann aber wird der fromme Gedankenschwärmer vom metaphysischen Wunderdoktor abgelöst. Es gilt einfach, das Physische ins Transparente, die Erlebnisse in Bilder aufzulösen, um des Empfindens der Seligkeit habhaft zu werden. Kraft einer gesteigerten „Konzentration" und „Meditation", zu der uns sog. „seelische Willensübungen", wie z. B. die bewußte bildhafte Rekapitulation der Tageseindrücke am Abend, befähigen, vermögen wir den Leib auszuschalten und an seine Stelle die reine Imagination, den „Bildwerdeleib" — wie ihn Steiner mit bewundernswerter Imagination nennt — zu setzen. Dieses „imaginative" Denken gleitet bei konsequenter Durchführung wie von selbst zur höchsten und reinsten Denkstufe, zum „inspirierten" Denken hinüber. Dieser übersinnliche Vorgang, der uns in den urreligiösen Zustand der Vorgeburt oder — in noch prätentiöserer Geheimsprache — in den Schoß des Schöpfers zurückversetzen soll, wird mit jener Seelenverfassung vor dem Einschlafen und nach dem Aufwachen verglichen, da sich im Übergang von der Wirklichkeit zum Traum und umgekehrt das Leibliche ohne unser Dazutun ins Bildhafte, und das

Bildhafte sich wiederum ins Leibliche umsetzt. Auch wird von der Objektivität der Außenwelt gesprochen, die wir, aus seelischen Erbauungsgründen bewußt subjektivisieren, damit sie in der Folge erst recht objektiv werde.

Es gibt wohl keinen tiefer furchenden Denker, der von der Notwendigkeit einer umfassenden geistigen Regeneration nach den Fährnissen der letzten Jahre nicht aufs innerste überzeugt wäre. Unter dem beklemmenden Eindrucke dieser logischen Rösselsprünge aber fragen wir verwundert, ob denn die „letzte Wahrheit" in solchen farb- und salzlosen Nährdosen verabreicht werden darf. Ob man es sich so einfach machen dürfe, die universale Heilslehre, das hohe Lied vom überwundenen Erdenchaos zu verkünden? „Was willst du armer Teufel geben?" — diese Faust-Frage drängt sich unwillkürlich auf in Anbetracht jener herabgekommenen Valuta, die eine Ewigkeitswährung vorstellen soll. Das versammelte Publikum jedoch ist in seiner überwiegenden Mehrheit anderer Meinung. In ehrbarer Weltfremdheit ergreifte Professoren, anämische Studentinnen, Hungerleidende einer intellektuellen moral insanity erglühen in einem ungesunden Rot der künstlichen Begeisterung und applaudieren, als wenn ein Welttenor oder Boxkampfgenie des Geistes auf der Arena erschienen wäre.

Was hat es mit dieser Begeisterung für eine Bewandtnis? Wo liegt der Schlüssel zu dieser beispiellosen Wirkung auf breite Schichten der sogenannten Intelligenz?

Wir suchen ihn, und Rudolf Steiner, der unansehnliche Philosoph, hat ihn allem Anschein nach bereits längst gefunden. Es steht uns fern, die Lauterkeit von Steiners Absichten auch nur im mindesten anzweifeln zu wollen. Ihn hat einfach eine gottgefällige Imagination oder Inspiration, ohne daß er sich selbst darüber klar Rechenschaft geben müßte, noch zur rechten Stunde aus der philosophischen Dürre hinübergelenkt in jenes ertragreiche Feld, auf dem es an Stelle des langen, mühseligen Ackerns und Säens alles gleich zu ernten gilt. Denn es gibt zum Glück Lebensfähige auch unter den Philosophen. Und ein besonders Findiger aus dieser Sorte, Rudolf Steiner, fand nun heraus, daß der Philosoph von heute, sofern er reüssieren will, eben zum „Anthroposophen" werden müsse. Mit dem Grübeln allein ist keinem gedient. Die Leute verlangen ein zuversichtliches Reklameschild. „Es gibt keinen Kahlkopf mehr", „Lerne Fremdsprachen in einer Woche" — und „Anthroposophie errettet dein Seelenheil" — zwischen Ankündigungen dieser und jener Art besteht ein Grad engster Verwandtschaft. Wir leben im Zeitalter des Okkultismus und Spiritismus. Und dem erfolglosen Grübler Steiner verriet ein gütiger Instinkt, daß seinem Gedankensystem nur noch ein transzendentaler Hokuspokus, ein anthroposophisches Abrakadabra fehlt, damit es zur Weltmacht anschwelle.

Mozart in Berlin / Von Georg Hartmann (Direktor d. Deutschen Opernhauses Berlin)

Am Geburtstage der Königin von Preußen, am 16. Oktober 1787, erlebten die Berliner einen jener seltenen Feier- und Freudentage, an dem die Kunst ihre reinsten Triumphe feiert. Zum erstenmal wurde: „Belmonte und Constanze", Oper in drei Akten von Bretzner, Musik von W. A. Mozart, gegeben. Die Besetzung war: Belmonte (Herr Lippert), Constanze (Mad. Unzelmann), Osmin (Herr Frenkenberg), Selim Bassa (Herr Czechtitzky), Blonde (Mad. Baranius), Pedrillo (Herr Greibe).

Über das Meisterwerk selbst äußerte sich die Theaterzeitung für Deutschland: „Die Musik dieser Oper hat einen hohen Grad von Eigentümlichkeit und Reichhaltigkeit, daß sie selbst einem geübten Ohre zum ersten Male nicht ganz verständlich wird. Eben dieser Umstand aber bewirkt, daß dieselbe bei jeder wiederholten Anhörung neuen Reiz gewinnt. In jeder einzelnen Arie sind eine so große Menge schöner, edler Gedanken zusammengepfropft, daß ein etwas haushälterischer Komponist vielleicht deren sechs hätte daraus anfertigen können. Ob diese Musik nicht durch diesen beinahe üppigen Überfluß der Gedanken etwas an Effekt verliert, ist eine Frage, die eine weitläuftigere Untersuchung verdient, so viel scheint aber gewiß zu sein, daß viele Teile derselben unendlich gewinnen würden,

wenn sie nicht so gedehnt wären. So würde z. B. das Duett zwischen Belmonte und Constanze ein unnachahmliches Meisterwerk sein, wenn es etwas kürzer wäre. Fern sei es indessen, den Wert dieser vortrefflichen Musik durch diese Bemerkungen herunterseßen zu wollen, sie ist und bleibt immer ein Werk, das man als Muster einer edlen Schreibart betrachten kann und welches dem Genius Deutschlands Ehre bringt."

Vor Mozarts „Belmonte und Constanze" wurde bereits 1781 die André'sche gegeben.

Einen ganz außerordentlichen Eindruck auf das musikverständige Publikum machte am 14. September 1790 die Aufführung der „Hochzeit des Figaro". Die Zeit war vorbei, wo von einem Berliner Kritiker „dem jungen Menschen, dem Mozart", bei der Aufführung von „Belmonte und Constanze" geraten wurde: „er möchte erst bei Dittersdorf in die Schule gehen, ehe er es unternehme, eine komische Oper zu komponieren". Mit siegender Gewalt schlug dieses „wunderbare Tonwerk" bei den Kennern ein; das große Publikum wollte jedoch nichts davon wissen; schon die zweite Vorstellung fand vor leerem Hause statt. Die Besetzung war: Graf Almaviva (Herr Lippert), Gräfin (Mad. Unzelmann), Figaro (Herr Unzelmann), Susanne (Mad. Baranius), Page (Mlle. Hellmuth), Bartholo (Herr Keselitz), Basil (Herr Greibe), Marcelline (Mad. Böhm), Gänsekopf (Herr Böheim), Antonio (Herr Brandel), Bärbchen (Mlle. Altfilist).

Wenn man erwägt, daß nicht ein einziger unter den Sängern eigentlich kunstgerecht singen konnte, so begreift man den geringen Anteil, den dies Meisterwerk im Vergleich zu den Dittersdorfschen, Andréschen und französischen komischen Opern fand. Die „Hochzeit des Figaro" wurde in vier Monaten nur sechsmal aufgeführt.

Dagegen machte der am 20. Dezember desselben Jahres zum erstenmal gegebene „Don Juan oder der steinerne Gast" volle Häuser; er wurde in zehn Tagen fünfmal aufgeführt. Die Besetzung war: Don Juan (Herr Lippert), Leporello (Herr Unzelmann), Donna Anna (Mad. Unzelmann), Elvira (Dem. Hellmuth), Zerline (Mad. Baranius), Don Ottavio (Herr Christ. Benda), Komthur (Herr Kaselitz), Masetto (Herr Brandel), Signor Martes (Herr Amberg), Eremit (Herr Rüthling), Gerichtsdiener (Herr Reinwald).

Der Eindruck, den „Don Juan" auf das Publikum machte, war gerade dem von „Figaros Hochzeit" entgegengesetzt: „Don Juan" gefiel der Masse und mißfiel den Kritikern.

So sagt die Chronik von Berlin (9. Band Seite 133) über „Don Juan": „Daß Mozart ein vortrefflicher, ein großer Komponist ist, wird alle Welt gestehen; ob aber nie was Größeres von ihm sei geschrieben worden und nach ihm wird geschrieben werden, als diese Oper quaestionis, daran erlaube man uns zu zweifeln. Nicht Kunst in Überladung der Instrumente, sondern das Herz, Empfindung und Leidenschaften muß der Tonkünstler sprechen lassen, dann schreibt er groß, dann kommt sein Name auf die Nachwelt. Grety, Monsigny, von Philidor sind und werden davon Beweise sein. Mozart wollte in seinem „Don Juan" etwas Außerordentliches schreiben, so viel ist gewiß, das Außerordentliche ist auch da, aber nicht das Unnachahmliche und Große! Grille, Laune, Stolz, aber nicht das Herz war Don Juans Schöpfer, und wir wünschen lieber in einem Oratorium oder sonst einer feierlichen Kirchenmusik die hohen Möglichkeiten in der Tonkunst von ihm bewundern zu können als in seinem „Don Juan", dessen Ausgang so ziemlich analog ist mit einer Schilderung des jüngsten Gerichts, wo, wie Seifenblasen, die Geister aufspringen, Berge platzen und der Würgengel mit der Schreckenstrompete zum Aufbruch bläst. Bei alledem hat diese Oper der Direktion gute Einnahmen geschafft, und die Galerie, die Logen und das Parkett werden in der Folge nicht leer sein, denn ein geharnischter Geist und feuerspeiende Furien sind ein starker Magnet!"

Mit Sehnsucht war die Oper erwartet worden. Das Publikum strömte massenhaft hinzu, der Hof, die höchsten Kreise der Gesellschaft, die Schöngeister und Musikfreunde sammelten sich im Auditorium. Vor der Aufführung hatten die Enthusiasten das Werk mit verschwenderischem Lobe geprüft, ja viele meinten, daß nach dem „Don Juan" nichts Größeres mehr komponiert werden könne! Das Meisterwerk begeisterte denn auch das Publikum; es wurde als Lieblingsoper 428mal bis Ende 1875 auf der königlichen Bühne zur Darstellung gebracht — trotz der Kritik. Wenn der Rezensent schon bei „Don Juan" von der „Kunst in Überladung der Instrumente" redet, was würde er wohl gesagt haben,

wenn er die heutigen Opern hörte, was heute in der „Überladungskunst" geleistet wird? Die Schreckenstrompete des jüngsten Gerichts würde ihm wahrscheinlich dann wie Flötensäuseln vorkommen.

Mit der „Hochzeit" und dem „Don Juan" war der Grundstein für den Sieg gelegt, den deutsche Musik in Berlin über die fremdländische zu erkämpfen hatte und wirklich erkämpfte.

Die musikalische Ausführung des „Don Juan" muß übrigens ebenso mangelhaft gewesen sein, als die der „Hochzeit des Figaro"; sämtliche Rollen waren nur mit Schauspielern besetzt, die nebenher sangen, so gut es gehen wollte. Nur der Tenorist Benda, Don Octavio, machte davon eine Ausnahme; er war dagegen wieder so wenig Schauspieler, daß er noch weniger gefiel als die Nichtsänger.

Am 3. August 1792 wurde Mozarts „Cosi fan tutte" unter dem Titel: „Eine macht's wie die Andere" oder „Die Schule der Liebhaber" zum ersten Male gegeben. Die Musikkenner waren entzückt, das Publikum blieb kalt; alle aber tadelten das „erbärmliche" Sujet.

Erst am 12. Mai 1794 schlug „Die Zauberflöte" in Berlin so nachhaltig ein, daß sie sofort vier Tage hintereinander und dann wöchentlich ein- bis zweimal gegeben wurde. Die Besetzung war: Sarastro (Lippert), Tamino (Ambrosch), Königin der Nacht (Mad. Lippert), Pamina (Mad. Müller), Papageno (Unzelmann), Papagena (Mad. Baranius), Monostatos (Mattausch), Sprecher (Greibe), Drei Damen (Mad. Böheim, Dll. Altfilist und Zützel).

Herr Lippert sang also den Belmonte (Entführung), Graf Almaviva (Figaros Hochzeit), den Don Juan und Sarastro (Zauberflöte). Das soll ein heutiger Sänger einmal nachmachen!

Der Erfolg war ein außerordentlicher, wie er in Berlin bisher noch nie stattgefunden hatte. Er trug wesentlich dazu bei, der deutschen Oper, ihrer italienischen Schwester gegenüber, die rechte Stelle anzuweisen. Den ganzen Sommer 1794 über brauchte keine neue Oper herausgebracht zu werden.

Mozart hatte die neun Wochen vor seinem frühen Tode in Wien zur Aufführung gebrachte „Zauberflöte" ohne jeglichen persönlichen Gewinn der Welt hinterlassen. Mit diesem urdeutschen Werke hat der übertrieben gutmütige Meister lediglich seinen Logenbruder Emanuel Schikaneder, derzeitigem Direktor des Theaters auf der Wieden, aus der Not geholfen. Obgleich selbst tief in Schulden, verzichtete Mozart zugunsten Schikaneders, der vor dem Bankerott stand, auf jegliches Honorar aus der „Zauberflöte"; lediglich der Verkauf der Partitur sollte ihm bleiben. In eigenartiger Weise hat Schikaneder dem Freunde gedankt. In auffallend großer Schrift war auf dem Theaterzettel der Erstaufführung Schikaneder als Verfasser angegeben. In einer Fußnote wurde Mozarts gedacht, die Textbücher aber wurden besonders angepriesen, weil sie mit zwei Kupferstichen versehen waren, in denen Herr Schikaneder in zwei Kostümen seiner Rolle, des Papageno, paradierte. Die Anmaßung des gewitzten Theatermannes ging aber noch weiter. Nach dem Erfolge des Abends äußerte er in allem Ernst: „Ja, es hat gefallen; es hätte aber noch mehr gefallen, wenn mir der Mozart nicht so viel daran verdorben hätte." Überdies hat die neuere Musikforschung die alleinige Autorschaft Schikaneders an dem vielangefochtenen Texte der „Zauberflöte" bestritten und den Hauptanteil dem ehemaligen Chorsänger und dem späteren Professor der Mineralogie zu Dublin, Karl Ludwig Gieseke, zugesprochen. Auf jeden Fall brachten allein die 24 ersten Vorstellungen der „Zauberflöte" Herrn Schikaneder die für die damaligen Verhältnisse recht stattliche Summe von 8000 Gulden, während der arme Mozart leer ausging. Nicht eine Partitur ist zu seinen Lebzeiten verkauft worden, er selbst aber wurde siebenundsechzig Tage nach der ersten Aufführung der „Zauberflöte" im Armenbegräbnis, in einem Massengrabe, beigesetzt.

Wie treu Mozart trotz allem äußeren Leid sein wertvollster Lebensbegleiter, sein Humor, blieb, davon zeugt u. a. folgende Stelle in einem Briefe an seine Gattin: „Ich hatte heute den Trieb, bey der Arie des Papageno mit dem Glockenspiel selbst zu spielen. Da machte ich nun den Spaß, wie Schikaneder einmal eine Haltung hat, so machte ich ein Arpeggio — der erschrak — schaute in die Szene und sah mich — als es das zweite Mal kam, machte ich es nicht — nun hielt er und wollte gar nicht mehr weiter — ich erriet seine Gedanken und machte wieder einen Akkord — dann schlug er auf das Glöckchenspiel und sagte: Halt's Maul! Alles lachte dann — ich glaube, daß viele durch diesen Spaß das erste Mal erfuhren, daß er das Instrument nicht selbst schlägt . . ."

In Berlin kam „Die Zauberflöte" erst am 12. Mai 1794 zur Aufführung. Am 12. Dezember 1794 wurde „Die Zauberflöte" als erstes Benefiz zu der vom Könige genehmigten Stiftung eines Pensionsfonds für die Mitglieder des Nationaltheaters gegeben. — Trotz des mehrfach ausgesprochenen Wunsches König Friedrich Wilhelms II. hatte Direktor Engel hier nämlich die Oper stets für unaufführbar erklärt. Schließlich ließ Engel aber „Die Zauberflöte" doch darstellen, und zwar während der König im Felde war. Diese Tatsache hatte den Sturz Engels, aber auch den ersten großen Sieg der deutschen Oper über die italienische zur Folge. Natürlich ging auch „Die Zauberflöte" wie die übrigen Opern Mozarts zuerst nicht über die Bühne des königlichen Opernhauses, sondern über die des Nationaltheaters. Im Juni wurde die Oper vierzehnmal wiederholt, am 2. Oktober 1802 erlebte sie bereits die hundertste Aufführung. Im Jahre 1825 hat sie die zweihundertste, im Jahre 1866 die dreihundertste, im Jahre 1881 die vierhundertste und im Jahre 1905 die fünfhundertste Aufführung erreicht.

Merkwürdig ist der von Engel mit dem Könige gepflogene Schriftwechsel über Mozarts „Zauberflöte":

„Allerdurchlauchtigster usw.

Das Singspiel „Die Zauberflöte", welches Ew. Königl. Majestät mir gestern zur Prüfung zuzufertigen allergnädigst geruht haben, war mir schon durch Nachrichten aus Wien und Prag als ein Stück voll der schönsten und mannigfaltigsten Decorationen und Verwandlungen bekannt, dessen Aufführung ein Theater von sehr großem Umfang erfordert, und für den engen Raum des hiesigen National-Theaters also gar nicht gemacht sey. Ich finde dieses bei genauer Durchlesung über meine Erwartung bestätigt. Der Verfasser scheint es darauf angelegt zu haben, alle nur ersinnlichen Schwierigkeiten für den Maschinisten und Decorateur zusammenzudrängen, und so ist eine Arbeit entstanden, deren ganzes Verdienst Pracht für das Auge ist. Wenigstens kann das Publikum, das gewisse Mysterien nicht kennt und durch die schwere dunkle Hülle der Allegorie nicht durchzublicken vermag, derselben unmöglich einiges Interesse abgewinnen. Ich bedauere hierbei, daß der große Tonkünstler Mozart sein Talent an einem so undankbaren, mystischen und untheatralischen Stoff hat verschwenden müssen. Der ich in tiefster Ehrfurcht verharre.

Berlin, den 8. März 1792.

E. K. M. pp. Engel."

„Hochgelehrter, lieber getreuer! Ich habe aus Eurer Anzeige vom gestrigen datum ersehen, daß das Singspiel „Die Zauberflöte" auf dem hiesigen Nat. Th. nicht füglich wird aufgeführt werden können; Ihr könnt dahero diese Oper nur wieder einschicken. Ich bin übrigens Euer gnäd. König.

Berlin, den 10. März 1792.

Friedrich Wilhelm."

Wenn uns die Blöße, die sich Engel mit dieser Beurteilung gibt, in gerechtes Erstaunen setzt, so ist zunächst hier die Frage von Belang, wie er bei der Bühnenpraxis, die der Verfasser der: „Ideen zu einer Mimik" besitzen mußte, so gröblich irren konnte? Eine schneidende Ironie aus Engels Urteilsfähigkeit ist der Erfolg, den die Darstellung der Zauberflöte" im Mai 1794 wirklich erzielte und daß Engel nicht nur den Triumph Mozarts noch erlebte, sondern daß er ihn zuwege brachte! Die technischen Schwierigkeiten nennt Engel unüberwindbar, der geistigen Seite des Werkes widmet er nur eine kurze, schwächliche Betrachtung, der Allgewalt der Musik, durch die der Genius zu uns spricht, gar keine! Da er „Die Zauberflöte" vom Könige am 7. März zugeschickt erhielt und sein Urteil schon am folgenden Tage abgab, konnte er sich die Partitur gar nicht vorspielen lassen, also keine Ahnung von der Musik haben.

Ist es nun schon Leichtfertigkeit, eine Oper zu beurteilen, ohne deren Musik zu kennen, so ist die Behauptung: „Das Publikum könne dem Werke unmöglich einiges Interesse abgewinnen, weil es gewisse Mysterien nicht kennt und durch die schwere Hülle der Allegorien nicht durchzublicken vermag", entweder aus Unwissenheit oder aus einer Anwandlung feiger Furcht, die ihren Grund in seiner immer mehr wachsenden Trägheit hatte, entsprungen.

Das einfache Publikum verstand diese „Mysterien" besser. Nicht nur in den Logen, auch im Parterre und auf den Galerien vermochte man sehr wohl „durch die sehr dunkle Hülle der Alle-

gorie" der Oper „durchzublicken", weil in der Tat diese Hülle keineswegs sehr dunkel, die Allegorien sehr faßlich waren. — Was ist denn aber der Inhalt der „Zauberflöte"?! —

Die Königin der Nacht und der Fürst des Lichtreiches, Saraſtro (Zarathuſtra?), die Menſchen des Tieflandes (die Papagenos) und die nach höherer Erkenntnis ſtrebenden, die Macht der Finſternis und der ſchwarzen Magie, die Bosheit des Mohren (der niederen Raſſen) und die Macht der inneren Stärke (des ſittlichen Mutes), der Schönheit und der Weisheit, der Schleier der Maja und die Entſchleierung der Iſis, Zauberflöte und Zauberglöckchen als Mittel zu höheren Zielen: das ſind die Grundlagen unſer Oper! Wer etwas nachdenkt, kann ſich die „Späße" zurechtlegen. Nur müſſen wir uns von äußeren Unwahrſcheinlichkeiten nicht irre machen laſſen und ſtets die Muſik von Mozart (die gar nicht ſo „naiv" iſt, wie das landläufige Urteil beſagt) zu Rate ziehen. Wir werden dann auch Tamino und Pamina verſtehen. Unſere Künſtler wiſſen für gewöhnlich mit dieſen Figuren nichts Rechtes anzufangen; ſobald ſie jedoch einſehen, daß beide Geſtalten Idealbilder ſind, (Abbilder hoher Gedanken), werden dieſe „Königskinder" auch neue geſangliche Werte offenbaren. Paminas Vater gehörte zu den Eingeweihten, er ſchnitt in mitternächtiger Stunde die (magiſche) Flöte aus dem Stamme der tauſendjährigen Eiche; ſeine Gattin ſagte ſich los vo ndem Reiche des Lichtes und begründete das mächtige Reich der Nacht. Durch „Blendwerk" (durch „böſen Zaubers Liſt und Trug") will ſie die Welt beherrſchen und das Reich des Lichtes vernichten. Aber ſie geht mit ihren teufliſch-holden Frauen zugrunde, ihr Land verſinkt in ewige Nacht. Pamina iſt die Tochter ihres edlen Vaters, zu ihrem Heile wird ſie der dämoniſchen Mutter entriſſen. Saraſtro, der „Göttliche Weiſe", führt ſie den Weg der Prüfungen: nach vielen Leiden erringt Pamina den edlen Königsſohn Tamino.

Der junge Fürſtenſproß — nach dem erſten Entwurf ein „japoniſcher" Prinz, der nach Ägypten wandert — bereiſt die Welt, um Weisheit zu ſuchen. Aber er findet ſich alsbald vom Schleier der Maja (dem Netze der Täuſchungen) umſtrickt. Der „liſtigen Schlange" entreißen ihn die drei Damen der nächtlichen Königin. Während der holde Jüngling „ſanft und ſchön", ſich ihren Verſuchungen entzieht, wird er von der Königin geblendet. Voll Zorn und Rache betritt er Saraſtros Reich, aber die drei Genien zeigen ihm die rechte Bahn: mutig (ſtandhaft), ſelig in Luſt und Leid (duldſam) und ſich den Weiſungen der Vorſehung ohne zu widerſtreben (verſchwiegen) fügend, ſo führt ihn ſeine beſſere Erkenntnis zum Ziele. Nun wird er der hohen Liebe gewiß, Freundſchaft und Liebe öffnen ihm den Weg. Aus dem Prüfungstempel, gereinigt durch heilſames Stillſchweigen (und durch tiefe Meditation) tritt er die Straße der Gefahren an. Die höhere Macht „des Tones" läßt die Liebenden Waſſer und Feuer überwinden, nachdem ſich auch Pamina läuterte, die der Verzweiflung und dem Selbſtmord nahe war. Die guten Genien hielten ſie zurück, ſie findet den rechten Weg, ob auch Not und Tod drohen. So gehen die Höherbegabten in den Sonnentempel der Iſis ein.

Der ſeltſame Geiſt der „Zauberflöte", den Engel ſo ſicher gebannt zu haben glaubte, ließ ihm dennoch keine Ruhe. War es der große Erfolg, den die Oper bei ihrem erſten Erſcheinen am 30. September 1791 zu Wien und ſeitdem an anderen deutſchen Theatern gefunden, die des Königs Neugier reizte, oder hatten die „gewiſſen Myſterien" auf den König beim Durchleſen des Textbuches einen weſentlich anderen Eindruck gemacht, als Engel gehofft haben mochte, kurz: Friedrich Wilhelm II. befahl nochmals Ende des Mai, und zwar ohne weiteres: „daß die Zauberflöte einſtudiert werden ſolle!" Der auf die Order erfolgte Bericht Engels nebſt Veronas Dekorationsanſchlag vom 3. Juni ſtellen dieſen Befehl ganz außer Zweifel.

„Allerdurchlauchtigſter pp.

Die von Ew. Kgl. Majeſtät allergnädigſt befohlene Oper die „Zauberflöte" wird zu Ende dieſes Monats einſtudirt ſein können, alle vorläufigen Anſtalten dazu ſind bereits getroffen. Auch der Dekorateur Verona, deſſen Thätigkeit ſchon ſo oft ſich erprobt hat, wird ſein möglichſtes tun, die außerordentliche Menge von Dekorationen, die er auf 2,023 Thlr. anſchlägt, fertig zu liefern und da aus der Oper „Oberon" manche noch ganz neue und ſchöne Anzüge ſich entlehnen laſſen, ſo werden auch die unentbehr-

lichen neuen Kleidungsstücke können fertig geschaft werden. Die Kosten für diese, für die sämmtlichen Copialien und für die Menge von Requisiten, worunter sich ein Triumphwagen mit 6 Löwen befindet, werden sich nach dem darüber gemachten ungefähren Anschlage über 2000 Thlr. belaufen. Zu Ballets findet sich in diesem Stücke keine Gelegenheit. (Der einzige Umstand erschreckt mich, daß Freiherr von der Reck mich wiederholt versichert hat: Die Einrichtung der Maschinerie auf dem Charlottenburger Theater mache alles Einschnüren der Decken und alle Arbeiten an den Dekorationen äußerst mühsam und langwierig und da zu hinlänglichen Proben mit den so vielen und schweren Verwandlungen nicht Zeit genüg übrig ist, so stehe man in Gefahr, bei der Vorstellung Fehler über Fehler zu machen.) Was bei alledem die so baldige Aufführung der Oper zu wiederrathen scheint und ich meiner Pflicht nach E. Kgl. Majestät frei eröffnen zu müssen, sind folgende Umstände: Zuerst muß von den alten Dekorationen, da unmöglich alle neu können verfertigt werden, eine bleiben, die gar nicht recht schicklich ist. Es soll der Aufenthalt der Königin der Nacht seyn und ist ein heiterer prächtiger Saal. — Zweitens findet sich unter den Instrumenten eins mit dem Namen Stahlinstrument, welches nicht etwa uns, wie der Triangel, einzelne Töne anschlägt, sondern ganze, sehr schwere Passagen ausführt. Es ist in die Handlung wesentlich verflochten, ist in hiesiger Gegend völlig unbekannt und man weiß nicht, durch welches andere Instrument von der ähnlichen Wirkung es ersetzt werden könne. Wollte man die sogenannte Stahlfiedel nehmen, so fragt es sich, ob es hier einen hinlänglich geschickten Spieler darauf gäbe."

Dieses Schriftstück gehört zu den sonderbarsten, deren sich die Akten des königlichen Theater-Archives zu rühmen haben. Nachdem Engel im Eingange desselben tut, als ob „Die Zauberflöte" wirklich zu Ende des Monats gegeben werden könne, häuft er dann die Schwierigkeiten aufeinander, die die Aufführung der Oper überhaupt unmöglich machen sollen, sucht jedes Mittel hervor, um den König abzuschrecken und von der Darstellung der Oper abstehen zu lassen. Die ganze, gequälte Form seines Berichtes scheint uns wirklich aus einem angstvollen Intendantenherzen zu kommen. — Auf den Bericht Engels erfolgte der Bescheid:

„Ew. Hochwohlgeboren gebe ich mir die Ehre hierdurch ergebenst zu benachrichtigen, daß des Königs Majestät die Operette: „Die Zauberflöte" allhier nicht aufgeführt haben wollen, und daher dieselben nichts einstudieren, noch sonst etwas besorgen lassen möchten.

Charlottenburg, den 6. Juni 1792.

H. Ritz."

Damit war die Zauberflöte begraben; der König hatte endlich einem Kunstgenusse entsagt, bei dessen Erfüllung man ihm gar so viele Schwierigkeiten bereitete.

Erst zwei Jahre später erfolgte dann, wie oben bemerkt, die Aufführung der „Zauberflöte" in Berlin im Nationaltheater, nach weiteren zwei Jahren im Opernhause.

Die Höhe der Preise sowie der Verkauf der ersten Ranglogen bei der Witwe Mozarts belehren uns, daß die vornehme Welt Gelegenheit erhielt, ihrer „Wohltätigkeit keine Schranken zu setzen", und der König die Einnahmen möglichst hoch ausfallen zu lassen wünschte. Seit Dittersdorfs Benefiz im Jahre 1789, bei dem dieser sein Oratorium „Hiob" zur Aufführung gebracht hatte, war das Opernhaus gegen Eintrittsgeld nicht mehr geöffnet gewesen. Ich habe diese Geschichten aus alter Zeit nach den ältesten Quellen erzählt, weil sie auch für heute manche Nutzanwendungen ergeben. Eins aber haben die alten Quellen vergessen: Friedrich Wilhelm II. bot damals Mozart eine glänzende Lebensstellung; Mozart schlug sie aus und blieb in Wien. Josef II. aber gab dem Meister eine Anstellung als „Hofkompositeur" mit — 800 Gulden! — Um den ernsten und doch so stolzen Sieg der deutschen Tonkunst durch den dahingeschiedenen Meister recht anschaulich zu machen, sang kein einziger Italiener im Konzert mit, nur deutsche Sänger und Sängerinnen, denn Mad. Righini geborene Kneisel werden wir wohl für keine Tochter des sonnigen Italiens ansehen.

Wie es vielen großen schöpferischen Geistern bisher ergangen, fand auch Mozart († 5. Dezember 1791), der deutsche Arion, der Schöpfer der heutigen Instrumentalmusik, der erste, der das Volkslied im Kunstgesange verklärt hat, seine volle, allgemeinste Würdigung, seine Volkstümlichkeit — erst im Grabe.

Gerhart Hauptmanns „Anna“ / Von C. F. W. Behl

An der Schwelle des Alters, da schon dem zur tieferen Weisheit sich klärenden Geist eine Dichtung wie „Indipohdi“ geschenkt ward, erlebt Gerhard Hauptmann die Wiedergeburt seiner Jugend — mit allem brausenden Überschwang der erwachenden Seele, allem schmerzhaften Glücksrausch der ersten stürmenden Leidenschaft, aller göttlichen Blindheit gegen die Realität der Dinge. Es ist wie ein Zauber, der plötzlich irgendeine verborgene Quelle freimacht, auf daß ihr silbernes Gesprudel die verwunschene Schweigsamkeit eines Bergsee mit frisch aufperlender Bewegung erfülle. Solch einem Wunder vergleichbar, entsproß das ländliche Liebesgedicht „Anna“*) als lieblichste Johannisblüte einer reichen, immer sich erneuernden Schöpferkraft. Und das macht den tiefsten Reiz dieser Dichtung aus, daß in ihr sich die beiden Lebensalter wunderbar vereinen, daß der Mann des Jünglings Erlebnis sieht und gestaltet, so daß alles, was sich da zuträgt an scheinbar geringfügigen, in der seelischen Auswirkung jedoch riesenhaften Geschehnissen, mit einem doppelten Blick gewissermaßen geschaut ist. Wie aus der Fülle seines Reichtums unser größter lebender Dichter zu schöpfen vermag, wie er heute den ganzen Umkreis seines Werdens und Seins umfaßt — das offenbart diese wahrhaft festliche Gabe des nahezu Sechzigjährigen.

Es ist kein wehmütiges Erinnerungsbuch, aus dem etwa ein welker Duft wie von herbstlichem Laub uns entgegenströmt. Es ist lebendigste Gegenwart, erneut durch die Magie des schöpferischen Erlebnisses.

In vierundzwanzig knappgehaltenen hexametrischen Gesängen ersteht, was in des Dichters eigenem Leben einst Wirklichkeit war, nur ganz zart, durchsichtig verschleiert: wie er — als reichlich selbstbewußter Jüngling, der sich, Bildhauer und Dichter zugleich, den Ruhm eines Michelangelo erträumt — seinen ländlichen Verwandten einen Ferienbesuch abstattet, just dorten, wo er noch vor wenigen Jahren als Wirtschaftseleve ein unbefriedigtes Dasein gefristet hatte — wie der Anblick der jungen, in üppiger Kraft und Schönheit blühenden Elevin Anna sein Herz entflammte — wie dann der schüchtern Begehrende durch alle Höllen der Zaghaftigkeit und Ungewißheit und durch die Himmel kurzer, flüchtig erhaschter Seligkeiten dahingerissen wird, um schließlich erst im schmerzlichen Verzichte den süßen Zauber seiner reinen Liebe zu erfahren.

Es ist nicht allzuviel an äußerer Handlung, was sich hier begibt. Und das eben ist das Wundervolle dieses Gedichtes, daß es dennoch ganz erfüllt ist, weil in ihm die natürlichen und die seelischen Idyllen — in den Stimmungen reich und wechselnd wie die Natur selber — sich zwanglos aneinanderfügen zu einem Ganzen von endgültiger Einheitlichkeit. Kein einziger seiner Teile erscheint leer oder überflüssig. Die episch behagliche Breite findet ihr rechtes Maß an der Notwendigkeit des betrachtsam Dargestellten. Es waltet eine glückliche dichterische Ökonomie.

Mit nur gar wenigen Menschen macht uns Hauptmann bekannt; aber wir sind bald so vertraut mit ihnen und ihren Nöten und Sorgen, als kennten wir sie alle schon seit Jahren: den herzensguten, lebenstüchtigen Onkel Gustav und seine Julie, die immer rege Hausfrau, deren weltzugewandter Sinn durch den jähen, nicht verwindbaren Verlust des hoffnungsreichen einzigen Sohnes verschattet und dem Leben entfremdet wurde . . . . . den lasterhaften, geschwätzigen Onkel Just, der mit plumper Zudringlichkeit dem Neffen auf die Nerven fällt und dennoch der einzige Beichtgenosse ist, wenn Luz in seiner Herzensnot sich allzu einsam fühlt . . . Und dann das Mädchen selber, dessen Name die Dichtung trägt. Es bedeutet fürwahr einen poetischen Höhepunkt, wenn aus dem behaglichen Geplauder der Daktylen uns dem liebebetörten Jüngling Luz die Gudrungestalt Anna Wendlands zum ersten Male engegentritt:

„Wie ein goldener Kronreif schmückten
lastende Zöpfe ihr Haupt, und es lag
eine Süße in dem reinen Gesicht, drin
sich Wehmut und Hoheit vermählten.“

Ein Geheimnis umwebt von Anbeginn diese Erscheinung; es ist wie eine Gefahr, die von ihrer Schönheit und sinnlichen Anmut ausgeht. Später

*) Verlag S. Fischer, Berlin 1921.

erfährt man, daß ihretwegen sich ein junger Mensch erschossen hat und daß sie selber der zügellosen Begierde des Onkels just zum Opfer gefallen ist. Und um dessentwillen wird sie denn schließlich auch von dem frömmlerisch eifernden Vater einem herrenhuterischen Apostel als Eheweib und Mutter seiner sechs verwaisten Sprößlinge verkuppelt, nachdem ein anderer dieser sonderbaren Heiligen unter Gebeten und Beschwörungen den „teuflischen Dämon" aus ihrem Innern zu bannen versucht hatte. Dies ist so recht eigentlich die wehe Erfahrung Luzens, daß seiner himmelstürmenden Sehnsucht die trostlose Realität des Lebens als ein Unüberwindliches sich entgegentürmt. Anna Wendland bleibt für ihn — aus einem wundersam keuschen Gefühl heraus, ihn selber und seine Liebe rein und heilig zu erhalten — verzaubert, verwunschen, rettungslos verloren an die gemeine, banale Alltäglichkeit. Es ist das Jünglingserlebnis schlechthin, das einem Dichter einstens begegnet ist und das nun mit gleichnisstarker Gültigkeit zu formen dem Manne beschieden ward. . . ., einem Manne, der nicht etwa mit der starren Überlegenheit des „erfahrenen Alters" auf den Jüngling herabschaut, der vielmehr mit schalkhaftem Humor und heiterster Schöpferlaune noch einmal selber sich in den Jüngling zu wandeln vermochte. So liegt ein schelmischer Zug über der ganzen Dichtung; er ist das Geschenk des begnadeten Alters, dem jenes große Verstehen zuteil ward, das allein die Nöte der Frühzeit menschlich zu verklären vermag. Wie liebevoll lächelnd stattet Hauptmann Luz, seinen Helden, mit allen äußeren und seelischen Zügen aus, die von dem Bilde des langlockigen Jünglings Gerhart von 1881 her bekannt sind, dessen träumerisch schwärmender Blick aus dem Schlentherbuche uns entgegenschaut. Die gleiche Schelmenlaune weiß entzückend von der Unbeholfenheit des Verliebten und vom ersten Glück frohseligen Beieinanderseins zu erzählen. Neckend hebt der Hexameter an, zu hüpfen, wenn Onkel Just die beiden weltverlorenen jungen Menschen verspottet:

„Du sagst gick und sie gack, und ihr beide, ihr guckt in den Himmel."

Es finden sich dergleichen lustige und sozusagen über die Stränge schlagende Versreihen mehr in dieser jüngsten Homeridenschöpfung, in der sich übrigens auch die hellenischen Liebesgötter recht natürlich auf der gesegneten schlesischen Erde tummeln. Manchmal gerät freilich der Fluß der Verse ein wenig ins Stocken und Holpern. Die epische Form der Hexameterdichtung ist ja eine unglückliche Liebe der deutschen Poeten. Unsere konsonantenreiche Sprache entzieht sich ihr bis zu einem gewissen Grade unbedingt. Und so liegt auch bei Hauptmann ein eigenwilliger persönlicher Rhythmus nicht selten im Streit mit den Erfordernissen der strengen Versregeln. Aber er hat ja sein Gedicht nicht für Schulpedanten geschrieben, deren Spürsinn auch „Hermann und Dorothea" schwerlich standzuhalten vermöchte. Der Vergleich von zuvor in Zeitungen veröffentlichten Bruchstücken mit der endgültigen Fassung offenbart übrigens gerade bei „Anna" die sorgsam ordnende, sichtende und feilende Hand des Meisters. Nur einige geringfügige, doch immerhin störende Schönheitsfehler sind ihr entgangen, wie z. B. die Häufung des Flickwortes „durchaus" an manchen Stellen. Das alles bleibt hier nebensächlich genug und verschwindet vor der sinnlich plastischen Herrlichkeit dieser Dichtung, wo der dithyrambische Lärm des Frühlings gleicherweise gegenwärtig ist wie das monotone Rauschen einer Regennacht, wo alles atmet und duftet vom lebendigsten Sein, vom strömenden Weltgefühl einer überreichen Natur, wo Überschwang des Glückes und Verzweiflung des Herzens, Daseinsangst und taumelnde Gier, Gespensterglaube und religiöse Inbrunst, kurz das ganze unendliche Erleben der menschlichen Seele eingefangen ward in den spiegelnden Mikrokosmos einer ländlichen Idylle.

Isanagi / Von F. O. Hallener

Li—ang jauchzte: Isanagi ist ein großer Gott, aber ich habe Isanagi besiegt. Li—ang jauchzte. Und er rief Jaosien und gab ihr Gold. Und Jaosien liebkoste ihn. Und wieder rief Li—ang: Ich habe Isanagi besiegt. Und Li—ang war Sieger. Und er ging und setzte sich auf eine Matte und las ein Gedicht.

Und er sagte und betete: Ein Jahr habe ich kein Gedicht gelesen und Isanagi besiegt. Und Isanagi ist Schicksal. Du hast gesagt, Isanagi: Ein Dichter bist du, Li—ang, und sollst dichten und sollst verachtet werden. So sprach Isanagi. Aber ich bin Li—ang und habe nicht gedichtet und bin nicht verachtet, ein Jahr entlang. Isanagi ist ein großer Gott, aber ich habe Isanagi besiegt. Und er las ein Gedicht.

Und Li—ang sagte: Es ist schön zu denken und schöner denn Isanagie zu besiegen.

Danach ging Li—ang in den Garten.

Und Li—ang stand auf der Brücke, da er Cho-su zum ersten Male küßte. Und Cho—su war ein Kind und sie wußte nicht: Kuß: und sie ahnte nicht Liebe. Aber Cho—su war wie ein Schwarm Vögel, die zum Meere fliegen. Und Cho—su war wie ein Gesang aus dem göttlichen Buche und Cho—su war ein schmaler Reifen aus Gold, der die Stirne Isanagis bedeckt. Und Cho—su war wie ein Gong aus Glas, der lieblich tönt und zerbricht, wenn man ihn erblickt. Denn Cho—su war rein und sie wußte nichts von Küssen, die für Gold sind. und von Liebkosungen für Silber.

So dachte Li—ang. Und Li—ang jauchzte und er rief Cho—su, daß sie ihn küsse, wie ein Kind die Mutter. Und Ch—osu kam, aber ihr Gang hüpfte nicht, wie die Fische im See und die jungen Füllen, sondern sie schritt langsam und schwer, wie eine Frau, die weiß, daß sie gebären wird.

Und Cho—su sagte: Nicht sollst du mich rufen; denn jetzt weiß ich: Kuß und kenne: Liebe. Und ich weiß von Küssen, die für Gold sind, und von Liebkosungen für Silber. So sagte Cho—su. Aber Li—ang bebte und sagte: Nicht sind meine Küsse für Gold; denn ich liebe dich. Und du warst ein Kind, und deine Liebkosungen gabst du nicht um Silber. Aber jetzt bist du kein Kind. Und deine Küsse werden feil sein,und deine Liebe käuflich. Und er weinte. Da spie ihm Cho—su in sein Gesicht und sagte: Ich verachte dich. Und Cho—su ging fort. Da weinte Li—ang und dann las er ein Gedicht. Und er sah, daß er Isanagi noch nicht besiegt habe. Und er schrie: Isagani ist ein großer Gott, aber ich werde Isanagi besiegen. So schrie Li—ang.

Und Chosu ging fort, und ihre Küsse wurden feil für Gold und ihre Liebe käuflich für Silber. Und sie weinte und dachte an Li—ang, der sie küßte, als sie noch ein Kind war. So tat Cho—su. Und Li—ang sprang auf von der Matte, auf der er geweint hatte, und schrie: Groß werde ich sein und herrlich, und alle werden mich achten wie Tsao—Ken, den Kaiser; denn ich werde Isanagi besiegen.

Und Jaosien kam und sah einen Riß in Li—angs Gewande. Und sie lachte. Da gab ihr Liang 50 Stockschläge, daß sie wie tot zusammenbrach. Und Li—ang brüllte und der Schaum stand ihm vor dem Munde: Groß werde ich sein und herrlich.

Und ein Diener kam und beugte sein Knie und sprach: Groß bist du und herrlich. Und Li—ang gab ihm Gold. Und darnach kamen zu Li—ang vielerlei Bettler und Betrüger und Diebe und sprachen: Groß bist du und herrlich. Und Li—ang gab ihnen Gold. Und er schrie Isanagi ist groß, aber ich habe Isanagi besiegt. Aber er dachte an Cho—su und wußte, daß er Lügen schrie. Da schickte er Tausend, denen er Gold gab, daß sie Cho—su fänden.. Und die einen nahmen das Gold und suchten nicht. Die anderen aber fanden sie nicht, denn es waren ihrer wenige, und man hieß sie Narren. Und Li—ang sandte abermals Tausend und sie fanden Liang nicht. Da weinte Li—ang. Und Li—ang sah, daß er nicht mehr Goldes hatte. Und seine Diener flohen von ihm und stahlen ihm, was er hatte. Und Jaosien floh auch und stahl ihm sein Letztes. Da ging Li—ang selbst Cho—su zu suchen. Und sie hießen ihn einen Narren; er aber sprach: Ich suche Cho—su. Und Li—ang fand Cho—su. Und er sprach: Isagani ist groß, aber ich habe Isagani besiegt, denn ich habe Cho—su gefunden. Und Cho—su ist ein Kind und sie weiß nicht

Kuß und ahnt nicht Liebe. Und Cho—su sprach: Es ist zu spät.

Da sah er, daß ihre Küsse feil waren für Gold und ihre Liebe käuflich für Silber. Und er spie ihr ins Gesicht. Sie aber wimmerte: Wäre ich nie von dir gegangen.

Da zog Li—ang durch die Länder und sie nannten ihn einen Narren. Er aber sang herrliche Gesänge und sang:

Isanagi ist groß, Isanagi ist ewig, aber ich werde Isanagi besiegen.

Li—ang starb, als es kalt ward, in der Gosse und im Tode sang er: Ich habe Isagani besiegt.

Aber die Menschen sprachen:

Sehet: er war ein Narr.

Sehet: er sang: ich siege über das Schicksal.

Und lebet doch, wie ihm das Schicksal befahl.

Ein Dichter und ein verachteter Narr.

Frida Reimers Meineid / Von Paul Dahms

Als Friedrich Pehlke aus der Kreisstadt in das Dorf zurückgekehrt war, hatte er seine kleine Stube aufgesucht und noch lange über den gewaltigen Eindruck nachgedacht, den er in der Stadt auf dem Schwurgericht empfangen hatte.

Die Gedanken jagten wirr in seinem Kopfe hin und her und blieben immer an einem Namen hängen, an einem Mädchennamen: Frida Reimer. Das war ein Mädchen aus dem Dorfe, das auf der Anklagebank vor den Geschworenen wegen Meineides gestanden hatte. Das Dorf und die ganze Nachbarschaft war vorher voll des Geredes gewesen, denn der Straftat lag eine zwar alltägliche, doch immerhin heikle Angelegenheit zugrunde, die nun unter die Leute gekommen war.

In das kleine Dorf war nämlich seit Jahren regelmäßig wöchentlich ein junger Mann aus der Großstadt gekommen, um bei den Bauern Einkäufe zu machen. Auch bei den Großeltern der Frida Reimer — ihre Eltern waren schon tot — erstand er stets eine Kleinigkeit. Der Mann wußte allerlei schöne Sachen zu erzählen. Und wenn Frida Reimer in der Küche stand, dehnte er die Gespräche besonders aus und blickte wohlgefällig auf das Mädchen.

So war es gekommen, daß Fünfroth, wie der Fremde hieß, ein ständiger Gast auf dem kleinen Gehöft wurde. Er hatte eine Eigenart, mit dem Mädchen umzugehen. Und er war auch, wie die Leute sagen, ein bildschöner Kerl mit krausem Haar und hatte so lustige Augen und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Er ging immer aufs Ganze. Damit machen junge Kerle manchesmal Eindruck auf Mädchen. Und als dieser Fünfroth einmal die Frida eine Wegstrecke begleiten durfte, weil sie einen Gang zum Vormund im Nachbardorfe hatte, da erzählte er so viel liebes und gutes und übermütiges Zeug, daß das sonst verschlossene Mädchen hell auflachen mußte und selber gesprächig wurde. Und sie konnte es nicht verhindern, daß sie oftmals lange in seine Augen blickte. Sein frisches bewegliches Wesen war auch so ganz anders als das schwerfällige Benehmen der Burschen aus dem Dorfe. Sie wußte selbst nicht, wie sie zu dem Urteil gekommen, daß der gutmütige Friedrich Pehlke diesem feinen hübschen Menschen gegenüber doch ein Trottel sei. Zwar vertrieb sie diesen Gedanken recht schnell wieder aus ihrem Kopf, aber der Eindruck blieb doch nun einmal haften, obgleich der Bauerssohn Friedrich Pehlke längst ihr heimlich Versprochener war.

Als sie einmal allein mit Fünfroth in der Stube war, da konnte sie es nicht verhindern, daß er sie nahm und küßte. Zwar hatte sie sich dagegen gesträubt, aber sie wußte, daß sie dann doch ohne Widerstreben ihren Mund stillgehalten hatte. Seit jenem Augenblick wanderten ihre Gedanken vom Herrn Fünfroth zum Friedrich Pehlke und vom Friedrich Pehlke zurück zum Herrn Fünfroth und blieben dort schließlich haften. In ihrem Herzen war eine stille Liebe zu diesem Manne erwacht, die für ihren Versprochenen nur noch ein Stück Achtung übrig ließ.

Manchesmal machte sie sich selbst wohl im Stillen Vorwürfe über ihr Tun. Aber war denn das was Unrechtes, wenn sie von einem feinen Mann geküßt wurde?

Das Geplänkel zwischen den beiden aber nahm festere Formen an. Das kam ganz von selbst. Oft genug hatte sich Frida Reimer vorgenommen, „mit

ihm zu brechen," denn sie wußte genau, daß diese Liebschaft nicht Art hat.

Fünfroth sagte schon „Du" zu dem Mädel und einmal hatte sie selber auch lachend mit einem „Du" geantwortet.

An einem Sommerabend erwartete sie Fünfroth wieder draußen vor dem Hofeingang am Garten, hinter der Hecke. Das war keine Verabredung. Da Fünfroth gehört hatte, daß Frida Reimer noch auf der Wirtschaft im Wiesengrund eine Bestellung auszurichten hatte, wollte er, weil er noch eine Stunde übrig hatte, ein Stück mit ihr gehen.

Und sie kam und war ganz verwundert, daß Herr Fünfroth auf sie wartete. Er ging an ihrer Seite, lachte und scherzte und sang leise neckische Lieder, die Frida Reimer noch nie gehört hatte. Eigentlich wollte sie ihm sagen, er möchte nicht mit ihr gehen, denn sie könnte „ins Gerede der Leute" kommen. Es war aber schon schummrig, so daß die beiden niemand mehr erkennen konnte. Und da der Weg durch hohe Roggenfelder führte, waren sie ohnehin nicht wahrnehmbar. Wer wollte denn überhaupt auch Grund zum Reden haben. Der Frida Reimer hatte noch niemand was nachsagen können.

Die Luft war weich und warm. Und Frida ging es heiß über den Rücken, als Fünfroth versuchte, sie an sich zu ziehen. Sie sprachen lange kein Wort.

Er strich mit der Hand an ihrem Arm herunter und sagte leise: „Es ist so schön hier, Frida. Mit dir möcht' ich heute die ganze Nacht durchlaufen." Fünfroth wurde stürmischer und Frida verwirrt. Und sie sagte plötzlich: „Ich muß gehen!" Sie war über und über rot im Gesicht und drängte Fünfroth zurück.

Über dem Felde lag eine große Stille gebreitet. Und Frida wurde sonderbar ums Herz.

Was war das nur für ein Mann! Fünfroth drängte das Mädchen nach den Weidenbüschen hinüber. Er sagte, es wäre noch Zeit und sie könnten einen Umweg machen. Und dann küßte er sie einmal über das andere Mal. Frida Reimer wehrte sich. „Lassen sie mich... Wie sehe ich am Kopf aus. Und was sagt denn die Wieschen." Das war die Großtante, zu der sie noch gehen mußte.

Sie wollte sich losreißen und schlug mit den Händen nach ihm. Er aber nahm sie mit beiden Armen und drückte ihren Kopf an seine Brust, daß sie nicht schreien konnte. Und es zeigte sich, daß er doch der Stärkere war! — — —

Am andern Tage ging Frida Reimer mit einer Hacke unterm Arm auf das Feld. Friedrich Pehlke war der erste, dem sie begegnete und ihr frohen Tag bot. Das Mädchen wurde über und über rot, konnte ihm nicht in die Augen sehen, sagte kein Wort und lief plötzlich weiter. Dem Friedrich kam das Gebaren recht sonderbar vor. In seinem Kopf aber steckte auch schon ein bißchen Starrköpfigkeit, die die Bauern wie Eichenholz erscheinen läßt. Darum lief der Friedrich nicht hinterdrein, sondern ging auch seinen eigenen Weg. Aber er machte sich doch Gedanken darüber, was in das Mädchen gefahren sein machte.

Bald darauf begegnete Frida Reimer Spirows Minna, der man nachsagte, daß sie eine spitze Zunge habe.

„Frida, du wirst nu all bald auch eine feine Dame sein. Was wird bloß Pehlkes Friedrich sagen."

Frida Reimer glaubte, daß ihr das Blut aus dem Kopf herausbreche.

„Nu verstell dich auch nicht. Hast mich garnicht im Wiesengrund gesehen, als du gestern abend bei den Weiden warst." Und sie lachte.

„Das lügst du" sagte ihr Frida Reimer wütend ins Gesicht.

„Ich kümmer' mich auch nicht darum. Aber der Friedrich wird's später schon merken."

„Laß mich...", schrie das Mädchen und lief davon mit puterrotem Gesicht.

Den ganzen Tag lang hatte Frida Reimer nichts rechtes beginnen können. Alles ging ihr verkehrt unter den Händen. Und in der Küche hatte sie die große Schüssel mit den bunten Blumen am Rand beim Abwaschen fallen lassen, daß sie zu heulen anfing. In ihrem Kopf war ein Sausen und Brausen und immer mußte sie an die letzten Worte der Minna Spirow denken, und plötzlich war ein großes Erwachen gekommen. Mit hängendem Kopf ging sie umher, daß selbst die Großmutter sagte: „Was ist heut bloß mit dem Mädel."

Am Abend lief Frida Reimer auf die Straße und wartete auf Friedrich Pehlke, der um diese Zeit vom Felde kam. Sie trat ihm entgegen. Er gab ihr die Hand und wunderte sich, daß sie ihm noch immer nicht wie sonst ansehen konnte.

„„Was ist mit dir, Frida?"

Und nun heulte sie wieder und erzählte ihm alles. Er möge nichts Unrechtes denken. Und sie wolle ihm frei unter die Augen treten und auch später. Sie habe keine Schuld. Sie hätte sich auch gewehrt. Aber der Fünfroth wäre grob geworden.

Ein lautes Schluchzen zitterte durch ihren Körper.

In Friedrich Pehlke aber wallte das Blut und an der Stirn trat eine Zornesader hervor, als er das hilflose Mädchen neben sich sah. Er sagte, daß er dem Fremden das besorgen werde.

Frida Reimer bat, daß er nichts tun möge, der Fünfroth dürfe nie mehr wiederkommen, es solle alles vergessen sein.

„Das überlasse mir, Frida." Und dann gingen sie auseinander. Der Friedrich machte sich am andern Tage auf zum Vormund des Mädchens und erzählte ihm alles. Und der Vormund lief zu den Großeltern. Und es stand fest, daß sie den Mann anzeigen mußten. Die Schande durften sie auf dem Mädel nicht sitzen lassen.

Und sie machten beim Wachtmeister eine Anzeige. Frida Reimer wurde von ihm vorgeladen, wo ihre Aussage niedergeschrieben wurde. Es lag danach klar auf der Hand, daß dem Mädel Gewalt angetan war. Dann bekam sie eine Vorladung von dem Untersuchungsrichter in der Kreisstadt. Sie wiederholte dort ihre erste Aussage. Der Richter kannte solche Fälle und wußte, daß man auch vorsichtig darin sein müsse. Aber Frida Reimer legte den Eid ab.

Fünfroth wurde in Berlin festgenommen und nach der Kreisstadt in das Untersuchungsgefängnis überführt. Natürlich sagte er hier vor dem Untersuchungsrichter das Gegenteil. Und Frida Reimer mußte wieder erscheinen. Sie blieb bei ihrer ersten Aussage. Und so ging das noch einige Zeit hin und her, bis gegen Fünfroth Anklage erhoben wurde. Er beteuerte indes immer und immer von neuem, sich nicht strafbar gemacht zu haben. Das Mädel habe sich freiwillig ihm gegeben. Da kam der Untersuchungsrichter auf den Gedanken, die beiden einmal unverhofft gegenüberzustellen, um aus dieser Begegnung vielleicht Rückschlüsse ziehen zu können.

Frida Reimer mußte sich am Fenster im Geschäftszimmer des Gefängnisinspektors aufstellen. Der Untersuchungsrichter stand am Tische. Als der ahnungslose Fünfroth aus seiner Zelle hereingeführt wurde und die Reimer plötzlich vor sich stehen sah, stutzte er. Keiner sagte ein Wort. Nachdem sie sich eine Weile in die Augen gesehen hatten, stieß der Gefangene in erregtem, vorwurfsvollem Ton die Worte heraus: „Frida! Warum muß ich hier sitzen!?"

Und in Frida Reimers Gedächtnis tauchten plötzlich noch einmal die Geschehnisse jenes Abends auf und ein Zweifeln löste sich in ihrem Innern los, als sie den heruntergekommenen Fünfroth vor sich sah, der nun ihr Mitleid erregte. Sie wußte nun selber nicht mehr, wie alles an dem schwülen Sommerabend gekommen war. Sie hatte sich wohl gewehrt . . . er war stärker gewesen . . . sie hatte nicht geschrien . . . vielleicht wären doch Leute gekommen . . . wenn . . .

Schluchzend brach Frida Reimer zusammen und erklärte, daß sie doch nichts mehr wissen könne . . .

Das Geständnis genügte dem Untersuchungsrichter, um die sofortige Freilassung Fünfroths verfügen zu können.

Aber das Gesetz ist unerbittlich, kennt keine Menschlichkeiten. Es ist angefüllt mit Paragraphen, die jede aufgedeckte Handlung gegen Recht und Sitte vor die Richter zerren. Und so mußte sich auch Frida Reimer vor dem Schwurgericht verantworten, weil sie sich meineidlich gemacht hatte.

Es war eine lange Verhandlung, in der auch viele Zeugen aus dem Dorf vernommen wurden. Auch der verheiratete Fünfroth mußte über den Vorgang Zeugnis ablegen. Es war wohl auch begreiflich, daß er nun gegen das Mädchen keine Rücksicht nahm, denn er hatte drei Monate Untersuchungshaft verbüßen müssen. Er wurde gehässig und jähzornig und machte ausfallende Bemerkungen gegen Frida Reimer. Aber gerade darum erschien die Tat bei den Geschworenen in anderem Lichte. Zwar pochte der Staatsanwalt auf das Gesetz, aber der Verteidiger streifte in seiner Rede alle Menschlichkeiten eines solchen Falles, schilderte den Widerstreit der Empfindungen in der jungen Mädchenbrust, als sie keinen anderen Ausweg wußte und ihrem Versprochenen das Geständnis machte, um sich später ihm gegenüber rechtfertigen zu können. Menschlich betrachtet, habe sie auch niemals eine Unwahrheit gesagt, weil sie genau gewußt hätte, daß sie mit Fünfroth und mit sich selbst habe kämpfen müssen. Denn auch die Natur komme nie ohne Kampf zu ihrem Rechte.

Frida Reimer hielt beide Hände vor das Gesicht und schluchzte in einem fort. Und die Leute aus dem Dorfe saßen und lauschten gespannt den Worten des Verteidigers. Auch Friedrich Pehlke hielt den Atem an und blickte bald auf den Rechtsanwalt und bald auf Frida Reimer. Der Verteidiger sprach eine Rede, wie sie länger und schöner kein Pastor in der Kirche halten konnte. Das Mädchen sollte nicht in alle Zukunft gerichtet bleiben, denn sie gehörte zu denen, die tiefste Reue empfinden. Und darum baute auch der Verteidiger mit Worten Stein auf Stein auf, daß Frida Reimer wieder makellos unter die Augen der Leute treten konnte.

Und dann kam die große, bange Pause. Die Geschworenen hatten sich zur Beratung zurückgezogen. Als sie wieder in den Saal zurückkehrten, blickten alle auf den Obmann, der mit lauter Stimme „auf Ehre und Gewissen als den Spruch der Geschworenen" verkündete, daß die Angeklagte nicht schuldig sei.

Ein Aufatmen ging durch den Saal. Die Geschworenen hatten ihr mildes Herz walten lassen, so daß das Gericht zu einem Freispruch kommen mußte.

Und das ganze Dorf erfuhr noch am selben Abend, daß Frida Reimer unschuldig sei.

Am anderen Tage war sich auch Friedrich Pehlke im klaren. Er ging zu den Großeltern des Mädchens und sprach nicht viel mit ihnen. Er wußte, was er der Frida schuldig war. Und dann kam auch das Mädchen herein. Der Großvater sagte, warum der Friedrich hier sei. Da antwortete das Mädchen schüchtern und leise: „Wenn du mich noch magst?" Friedrich Pehlke aber ging zu ihr, streckte die Hand aus und sagte: „Es soll alles vergessen sein."

Maurus und das braune Mädchen / Novellette von Emil Kritzler

I

Wenn Maurus, der Dichter, ein paar Verse schuf, schrieb er sie auf lichtweiße Bogen. Dort standen sie wie hingehaucht vom leise spielenden Nachtwind. Die feinen Buchstaben zitterten, so schien es, wie zierliche Gräser in mondüberschwirrtem Wasser und dufteten wie nachtblühende Kelche, die sehnend dem Kusse des Lichts ihren Mund öffnen.

Die Freunde lobten den Dichter ins Göttliche empor, und zarte Frauen liebten ihn mit hold verschleierten Worten, etliche mit ihren mondmatten Leibern. So wurde sein Leben süßer denn alle Lotosblumen eines fremden Zauberlandes, daß er müde ward seiner Worte, müde seiner feinen Verse, müde seines Herzens Regung. Und das Leben schmeckte ihm vor Duft und Süße bitter.

Da verließ er müden Herzens seine Heimat, lief sich die Füße wund auf dem rauhen Gestein und im schwelenden Staub der Landstraße; denn nur Tanzbodenglätte hatten sie bisher beschritten. Er wanderte viele Monde ohne Ziel, sah die Sonne, roch sie erfreute ihn nicht, sah den Hain, doch er kühlte nicht seines Herzens Wunde, sah die Vögel, doch ihr Sang gab ihm keine Heiterkeit. Gift fand er in allen Freuden.

Als er so in gleichförmiger Traurigkeit auf einem Steine saß, vorm Dorf, in der Sonnenstille des Abends, kam eine Hirtin vorbei, die war braun von der Brunst der Sonne wie die gebrochene Ackerscholle und erdige Würze hauchte ihr Mund; dunkel wie der Dämmer war das wuchtende Haar.

Maurus sah voll Wohlgefallen das schlanke Weib, dessen Leib im sichern Schreiten biegsam war, einer glatten Klinge gleich. Sein Herz erschrak vor Freude, tanzte vor Lust, und er sprach zu ihr:

„Wer bist du, daß du meines Herzens Müdigkeit in tanzende Freude wandelst? Daß deine starke Schöne, die dem Getier der Oase näher ist als den Menschen, mein verblaßtes Leben in fröhliche Farbenfülle taucht? Laß deine Schafe ihres Weges gehen und sei mein."

Da sprach das braune Mädchen:

„Da du so weiß bist wie die Sterne des Himmels, wie der Schnee des Winters; du wohnst in goldprächtigem Palast; Reichtum umschmeichelt deinen Geist. Gib mir vom Sinne des Lebens deine Gedanken, die du denkst, so bin ich dein, und ich schenke dir mit meinem Leibe die starke Erde."

Da schwuren sich beide Erfüllung ihrer Wünsche zu. Auf der träumenden Oase schliefen sie ihre

erste lustwilde Liebesnacht. Im Dufte des Monddämmers zerschmolzen ihr brauner und sein blasser Leib am Boden, zwischen den erschauernden Pflanzen und dem klagenden Getier.

II

Die Seele des Maurus war papageienbunt und vielfarben, einem Sonnenaufgange gleich. Ihre Seele aber stand wie ein starrer Stein auf der Erde, ein Gebet der Kraft. Wenn sie beide nachts auf dem prächtigen Altane saßen, über ihren Häuptern den Sternenhimmel mit seiner kalten Ferne, dann bat sie den sinnenden Dichter: „Lehre mich den Sinn dieser Welt, deute des Daseins Dunkelheiten mir, sprich mir vom Göttlichen, das in uns ist und außer uns, so will ich in Demut deinen blassen Heilandsleib küssen, den vom Geist zermarterten, wie eine herrliche Blume."

Da wandte er müde das Haupt von ihr, griff betrübt in seinen Bart und sprach: „Das Weib hat nicht Herz noch Seele, so steht geschrieben", und er betrachtete voll Begehren ihre jugendliche Fülle.

„Gib mir von deinem Geiste, daß in mir eine Seele wachse und aufsteige zum Himmel; daß sie leicht werde wie der Schatten eines Buchenblatts", so bat sie. Da ward er müde und küßte sich Leben von der Lockung ihrer braunen Schulter. „Erlöse mich", hauchte er. Sie gab, was er wünschte, im Angesicht der Sterne stark und heftig. Danach wurde er ihrer Schwere überdrüssig. Das Weib forderte: „Nun gib auch mir, was du gelobt hast." Aber er entwich. Da weinte das braune Mädchen einsam unter den Sternen.

III

Was die eilenden Tage brachten, war nur immer dies laut gesprochene Sehnen von Maurus und dem braunen Mädchen. Er flehte: „Gib mir deine Jugend!", sie aber: „Gib mir von deiner Seele!", und so flehten sie, bis ihre beschwörenden Hände müde niedersanken, wie Pflanzen welken in der Sonnenglut des Mittags. „Denke deines Schwurs", sagte er, und sie erwiderte: „Gedenke deines Schwurs!" - - -

Eines Morgen standen sie in den Flammen der Frühe. Da sprach er zu ihr: „Sieh! Nur deine Jugend ist es, die mich lockt, die ich begehre. Deine Seele ist der Leib, sie bleibe ungespalten und schlicht wie die Erde. So du zerflatterteſt wie die Farben dieses Frühlichts, würde meine Liebe von dir weichen."

„Ich aber will sein wie du, dessen Seele bunter als diese Lichter. Die Erde will den Himmel, und der Himmel will die Erde. Laßt uns unser beider Sehnen erfüllen!" So sprach sie. Des Dichters Hände aber glitten von ihrem Haar, dessen Duft er getrunken. Er schüttelte trauernd das Haupt.

„Wie du nicht geben kannst, weil deine Eigenwünsche dich ketten, so vermag ich auch nicht zu geben", sagte er.

„So werde ich von dir gehen."

„— dann werde ich sterben."

„Du wirst leben. Manche Frauen leben gern mit dir in der Niederung. In der Höhe wollte ich leben. O Maurus, du Herrlicher und Armer! Das Dunkle will ins Licht wachsen, und das Licht ins Dunkle. Fliehen sie nicht voneinander wie Tag und Nacht!? Wir wollen uns trennen."

Und sie trennten sich. Als sie ging, war ihr Leib biegsam, einer glatten Klinge gleich. Maurus starrte ihr nach, zitternd, das Herz von des Schmerzes Faust zerdrückt.

„Das prächtige Tier!"

Er weinte.

RANDBEMERKUNGEN

Volksstaat oder Beamtenstaat?

Das Reichsfinanzministerium hat dem Reichstag eine Aufstellung über die Zahl der im Reichshaushaltsentwurf für 1922 enthaltenen planmäßigen Beamtenstellen, sowie der beamteten und nichtbeamteteten Hilfskräfte unterbreitet. Danach sind im Reichsdienst 1 557 786 Personen beschäftigt, von denen 743 352 planmäßige Beamte, 124 481 beamtete Hilfskräfte und 689 953 nicht beamtete Hilfskräfte sind. Den bei weitem größten Beamtenapparat erfordern das Reichspost- und das Reichsverkehrsministerium mit einer Beamten- und Angestelltenziffer von rund

1¼ Millionen. Der Kostenaufwand an Gehältern für sämtliche Beamten und Hilfskräfte beträgt 44 377 234 983 Mark. Wenn man berücksichtigt, daß Post und Eisenbahnen trotz der gewaltigen Anziehung der Tarifschraube auch im laufenden Etatsjahr mit einem Defizit arbeiten werden, so ergibt sich, daß das Reichsbudget einen durchaus unproduktiven Charakter trägt, lediglich aus den Steuer- und Zolleinnahmen seinen Bedarf deckt. Mit dem Reichsbeamtenheer ist es nun freilich noch nicht getan, diesem gesellen sich weiter die Verwaltungsapparate der Länder und Kommunen hinzu, deren Kopfzahl sich nicht ziffernmäßig feststellen läßt. Wenn wir nur eine halbe Million ansetzen — eine Ziffer, die eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist — so ergibt sich eine Gesamtziffer von Beamten und Angestellten im Deutschen Reich von rund zwei Millionen. Dazu gesellen sich die Angehörigen der Reichswehr und der Marine mit einer Kopfzahl von 125 000, sowie die Klasse der pensionierten und der auf Wartegeld gestellten Personen, deren Zahl sich statistisch überhaupt nicht erfassen läßt, ebensowenig wie die Summen, die sie aus einem Staats- oder Gemeindesäckel beziehen. Als Endresultat ergibt sich, daß mindestens jeder zehnte erwerbsfähige Mensch in Deutschland Beamter oder Angestellter des Staates oder der Kommunen ist! Dabei ist an einen Abbau des Beamtenheeres trotz aller guten Vorsätze nicht zu denken. Das Reich, das über eine vorzüglich funktionierende Notenpresse verfügt, kann sich diesen Luxus schon leisten. Früher waren wir ein Militärstaat, nach der Revolution wurden wir ein Volksstaat — wenigstens wurde er in der Verfassung als solcher etikettiert — und gerade drei Jahre nach Proklamierung der Republik steuern wir mit vollen Segeln auf den Beamtenstaat los. Das ist ein sehr betrübliches Zeichen. In brüchich gewordenen Staatsgebilden dominierte stets die Beamtenschaft, die Ämter gingen als ein Familiengut von dem Vater auf den Sohn über und wurden auch an Meistbietende verschachert. Es galt nicht als unehrenhaft, sich auf Kosten seiner Mitbürger eine Sinekure zu verschaffen, noch den Staatssäckel nach besten Kräften zu schröpfen. Ganz so tief sind wir allerdings noch nicht gesunken, noch ist in der alten Beamtenschaft trotz des Wandels der Zeiten ein starkes Pflichtgefühl lebendig, aber andererseits machen sich schon recht bedenkliche Symptome des Verfalls bemerkbar. Wenn z. B. eine Beamtenkategorie ohne Berücksichtigung der staatlichen Lebensnotwendigkeiten und des allgemeinen Wohls den Eisenbahnbetrieb einstellt, so kennzeichnet sich hierin nicht nur ein mangelndes Pflichtgefühl, sondern mehr noch eine maßlose Überhebung. Der Staat bin ich! Nicht mehr der König ist Inhaber der Staatsgewalt, auch nicht das Volk (das nach der Weimarer Verfassung souverän geworden ist), sondern der Herr Beamte ist es! Punktum.

„Es fehlt an Geld!"

„Sexualforscher und Okkultisten liegen sich in den Haaren. Aus beiden Lagern gelangen täglich Zuschriften an die Direktion des Lustspielhauses, in welchen sie in Vertretung des abwesenden Verfassers des Werwolfes um eine Stellungnahme gebeten wird".
(Aus einem Zeitungsinserat).

Wenn das nur stimmt, verehrliche Direktion! Es muß schon eine besondere Sorte von Sexualforschern und Okkultisten sein, die ein erotisch abgestimmtes Lustspiel in eine fröhliche Kampfstimmung versetzt. Der ernste Sexualforscher dürfte eher das sexuell überspannte Publikum unserer Theater, Kabaretts, Dielen usw. zum Objekt seiner Forschung machen. Einer auf der Höhe der Zeit sich bewegenden Theaterdirektion ist im übrigen auch gar nicht daran gelegen, auf den weltbedeutenden Brettern irgendein Problem zur Diskussion zu stellen. Sie will „Geld verdienen, nichts weiter, und da Sexualismus, richtiger sexuelle Perversität, heutzutage Trumpf ist, so wird eben die gegebene Konjunktur nach besten Kräften ausgenützt. Die Direktion des Lustspielhauses ist wenigstens ehrlich genug, dies einzugestehen. „Sie konstatiert lediglich den unerhörten Erfolg, der ihr täglich durch das vor Vergnügen und Heiterkeit jauchzende Publikum bestätigt wird," heißt es in dem Schlußsatz des Inserats. Wir haben es wirklich weit gebracht. Während in den tonangebenden Städten Tempel für Couchonnerien errichtet werden, während an den Stätten, wo man sich nicht langweilt, die Papierlappen, Geld genannt, sich zu Bergen anhäufen, geht man in Frankfurt a. M. mit dem Klingelbeutel herum, um das Geburtshaus Goethes vor dem Verfall

zu retten. Es sind in der „Goethe-Woche", wie das bei solchen Gelegenheiten üblich, viele schöne Reden gehalten worden, auch auf das „Nationalheiligtum" und auf die hohe Kulturmission des deutschen Volkes wurde vielfach hingewiesen, aber auch auf den chronischen Dalles. „Es fehlt an Geld!" Diese nicht wegzuleugnende Tatsache wurde von einem Festredner zum Leitmotiv seiner sonst recht beachtenswerten Rede gemacht. Die Schieber und Schnellverdiener werden, sofern sie von der „Goethe-Woche" überhaupt Notiz nehmen, über die naive Anschauung eines braven Idealisten lachen. Die paar lumpigen hunderttausend Mark, die zur Instandhaltung des „Nationalheiligtums" erforderlich sind, setzt man an einem Abend um, wenn man bei Laune ist und sich mal gut amüsieren will. Auch die Einnahme einer „Werwolf"-Vorstellung dürfte zur Finanzierung des Goethe-Hauses ausreichen. Ganz zu schweigen von den Unsummen, die das amüsementbedürftige Publikum allabendlich in die Kabaretts und Tanzdielen trägt. Es ist tief beschämend für das Volk Goethes, daß erst die Werbetrommel gerührt werden mußte, um die Zahlungsfähigen an eine selbstverständliche Ehrenpflicht zu erinnern. Doch was weiß ein Geschlecht von Konjunkturschnüfflern und Valutaspekulanten von solchen Dingen! Was bedeutet schließlich auch Goethe einer Gesellschaft, deren abgestumpfte Nerven nur noch auf hanebüchene sexuelle Perversitäten reagieren!

Peter Grupens Selbsthinrichtung.

Peter Grupen, der vielgenannte „Held" einer an gewisse Erzeugnisse der kinodramatischen Muse erinnernde Mordgeschichte, ist seinem Henker entgangen. Nicht durch die Flucht in die Freiheit, sondern durch die Flucht ins Jenseits. Er hatte sich selbst an seinen Tragbändern aufgeknüpft, trotz gewissenhafter Überwachung durch den Gefängniswärter. Der Mann, dem die Bewachung eines dem Henker geweihten Lebens anvertraut war und der dahin instruiert war, halbstündlich einen liebevollen Blick durch das Guckloch der Zelle auf seinen Schutzbefohlenen zu werfen, hatte von dem souveränen Akt der Selbsthinrichtung erst Kenntnis genommen, als es zu spät war. Peter Grupen war jedenfalls tot, als ihm der Morgenimbiß verabfolgt werden sollte, aber sein Körper war noch warm, was zu der Annahme berechtigt, daß sich dennoch in irgendeiner Ecke des Organismus ein Stückchen Leben verkrochen haben könnte. Dieser Meinung war auch der Gefängnisarzt und er nahm flugs unter Assistenz eines gerade in Haft befindlichen Kollegen Wiederbelebungsversuche an dem freiwillig aus dem Leben Geschiedenen vor. Anderthalb Stunden arbeiteten die Herren mit anerkennungswertem Berufseifer an dem Versuchsobjekt. Aber leider Gottes versagten alle Hilfsmittel der ärztlichen Wissenschaft: Peter Grupen blieb tot, mausetot. Noch nach dem Tode narrte er die Welt und seine Richter, selbst den Nachrichter, dem nunmehr das Nachsehen übrigbleibt, weil ihm eine schöne Einnahme durch das renitente Benehmen des Delinquenten, der nicht durch Henkershand ins Jenseits befördert werden wollte, entgangen ist. War es indessen nötig, Wiederbelebungsversuche an einem dem Tode verfallenen Menschen vorzunehmen, um ihn für das Schaffot zu retten? Das tragikomische Ende Peter Grupens steht nicht vereinzelt da. Es ist schon mancher Delinquent mit aller Sorgfalt am Leben erhalten, auch mit einer nahrhaften Krankenkost bedacht worden, zu keinem anderen Zweck, als ihn dem Henker im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kraft auszuliefern. „Maßen er ein gutes Figürlein unter dem Galgen machen sollte," heißt es in mittelalterlichen Chroniken, die über das Zeremoniell einer Hinrichtung berichten. Wir haben auch in dieser Beziehung vor dem als „dunkel" verschrienen Mittelalter nichts voraus. Die Hinrichtung ist zwar kein Volksfest mehr, aber der „humanitäre" Grundgedanke dieses forensischen Schauspiels muß unter allen Umständen respektiert werden. Es wäre auch schlimm um die rächende Vergeltung bestellt, wenn die Herren Delinquenten in Mißachtung des Todesurteils sich selbst den Todesstoß versetzen wollten.

Das Ende des Feuers.

Wenn es gelänge, die elektrische Energie nicht auf dem Umwege des Verbrennungsprozesses der Kohle, sondern auf direktem Wege durch Um-

wandlung der in der Luft aufgespeicherten Wärme in Elektrizität zu gewinnen, würde das paradiesische Zeitalter, das die Dichter an den Anfang der Dinge verlegen, auf dieser arg malträtierten Erde erst beginnen. Welch wundervolle Perspektive würde sich uns erschließen! Kein Schlot würde mehr die Atmosphäre verpesten, die Dampfmaschinen würden zum alten Eisen geworfen und die heißumstrittenen Kohlengruben ihrem Schicksal überlassen werden. Der Gedanke ist zu schön, um zu Ende gedacht zu werden. Und doch hat es ein Techniker, Franz Cervulus, unternommen, ihn auf dem Papier folgerichtig zu entwickeln. Er nennt seinen bei F. Fontane & Co., Berlin, erschienenes Opus einen phantastischen Zukunftsroman, aber das Buch liest sich wie eine sehr reale Gegenwartsschilderung. Auch der Nichtfachmann nimmt von Kapitel zu Kapitel ein erhöhtes Interesse an den mit großer Sachkenntnis dargestellten technischen Problemen. Wie kolossal einfach das alles ist! Ein Wunder ist's, daß noch kein gescheiter Kerl — und solcher ist der Verfasser des Zukunftsromans — das Problem am rechten Ende angepackt hat, um es seiner Lösung entgegenzuführen! Der Verfasser, der uns auch manches über die Psychologie des Erfinders zu sagen hat, schuldet uns eigentlich die Lösung, nachdem er uns im Rahmen einer spannenden Erzählung die kulturellen Folgen seiner einstweilen nur in der Theorie bestehenden Erfindung mit großer Überzeugungskraft geschildert hat. Doch wie dem auch sei: Franz Cervulus ist nicht nur ein phantasiebegabter Techniker, sondern auch ein humorbegabter Erzähler. In der liebevollen Behandlung der Personen, in der subtilen Kleinmalerei der Umwelt, in dem behaglichen Plauerton erinnert er an Dickensche Art. Der Erfinder Rehmann, sein Assistent und nicht zuletzt sein Faktotum sind Gestalten, der Wirklichkeit nachgebildet, urwüchsige Gesellen, denen kein seelischer Stilfehler eignet, wie den Romanhelden der heute so begehrten pervertierten erotischen Literatur. Manche Breiten hätte der Verfasser vermeiden können, auch manche gar zu ausführlichen Detaillierungen, aber im ganzen ist ihm der Wurf gelungen. Er weiß zu unterhalten, aber auch zu belehren und anzuregen. Hoffen wir, daß ein Techniker die Anregung zur Lösung des thermoelektrischen Problems aus dem Buche schöpfen wird — wenn nicht der Verfasser selber die Sache in die Hand nehmen will!

J. G.

Alte Leute.

Im Sonnenschein sitzen sie auf der Bank in den Anlagen. Im Sonnenschein, wenn der Frühling die Wege mit Blüten bewirft, wenn der Sommer seine Rosen schenkt, und der Herbst Ebereschenbeeren und Hagebutten leuchtend von den Ästen bricht. Nur im Winter bleiben die alten Leute fort. Da finden sich die Spatzen ein, plustern ihre Federn auf, schimpfen über die Zeit und fliegen schreiend davon, wenn ein Hund in täppischen Sätzen über den gelbfeuchten Rasen tollt.

Alte Leute! Männer mit grauen Fransenbärten, Frauen mit silbrigem Scheitel. Alle mit verarbeiteten Händen, auf denen die Adern dick im Sonnenlicht stehen. Verkalkung! Oder auch Abgezehrtheit. Abgebrochene, verwachsene Fingernägel. Harte Kuppen und schwielige Innenflächen. Wie mit Hornhaut überzogen. Gefühllos. Und fühlten doch einst und haben schwere Arbeit geleistet, diese Hände. Die heute so blutlos auf den Kleidern liegen.

Alte Leute mit einem Munde der Jugend. Haben zu schwatzen und sich zu erzählen. Wissen Geschichten aus vergangenen Tagen und ersinnen neue. Lustige und traurige. Erinnerungen, die sie selbst packen und an die sie nicht recht glauben, wenn ihnen das Sonnenlicht in die Augen blinzelt. Man ist alt und wird im Berichten jung und will, daß alles so gewesen ist.

Keiner spricht dagegen. Man hört aufmerksam zu. Neugierig und interessiert. Und sucht sich allerlei Bilder zu formen.

„Damals hatte ich einen weißen Strohhut auf und blaue Bänder flatterten im Winde. Das steifgestärkte Mullkleid bauschte sich um meine weißen Strümpfe, die in schwarzen Schnabelschuhen steckten. Damals — ja damals raubte mir Nachbar Heureckers Fritz einen Kuß. Hi—hi—hi!" — Ein altes Frauenlachen kollert über schmale Lippenstriche

und zerklittert in der Luft. „Hinterm Zaune an der Bohnenlaube war's. Ich weiß es noch ganz genau. Auf der anderen Seite schritt am Ringelrosenbeet gerade der taube Gärtner vorüber. So wild war der Fritz, daß sich mir die Zöpfe vom Kopfe nestelten und die Wangen rot wurden. So eine Verliebtheit!" Und in Nachdenklichkeit versponnen horcht die Alte hinter ihren Worten her, die wie klingelnde Glöckchen an der Stunde der Auferstehung baumeln.

Der Alte neben ihr zieht sein blaugetupftes Taschentuch und schneuzt sich. Vor Rührung? Da erzählt auch er. Von draußen. Aus der Welt. Vom Wandern und Heimkehren. Von Wäldern und Meeren. Von Entbehrungen und von dem Heißsporn der Jugend. Als Schiffsheizer war er bis nach Indien gefahren. — Da horchen die alten Leute und heben die greisen Köpfe. Indien! So weit! — Der Alte beschreibt das Glück, das sich offenbart, wenn man Geld in der Hand hat, und das Elend, wenn man hungrig zu Bette kriecht. Er bekommt rote Augenränder und zeichnet Striche in den Sand, während die übrigen seinen Geschichten lauschen und die Hände ineinander verkrampfen. Jugend quillt auf! Jugend, die ihnen wie ein traumhaft fernes Märchenland erscheint. Waren sie denn wirklich einmal jung gewesen?

Das Sonnenlicht leuchtet so hell in die zerknitterten Pergamentgesichter und kriecht so mollig warm unter die Jacken, in denen schlaffe Brüste eingegraben liegen. Das gleiche Sonnenlicht, das einst ihre straffen Glieder gekost und sie mit ihrer Jugend hineingetragen in das Land der Hoffnungen und Phantasien.

Heute leben sie ihr Leben in kummervoller Nüchternheit. Blaßfarben und träge ziehen sich die Stunden des Tages in den leeren öden Abend. So wie sie am Morgen erwachen, gehen sie im Finstern schlafen. Alte Leute! Und waren doch Männer und Frauen, die ein Geschlecht gezeugt, die ihre Leiber zur Fruchtbarwerdung ins Dasein gestellt. Männer und Frauen, die getreu ihrer Urbestimmung gottähnlich wurden, und jetzt zu Staub zerfallen, zu Schutt zermorschen, zu Teilchen zersplittern und sich in ein Nichts auflösen. Ein Gewesen! Sie, die einst dem Baume glichen, der sich aufwärts entwickelnd, ein Blätterdach bildete, um Schutz und Schirm zu gewähren. Väter. Mütter. Alte Leute!

Einsam geworden durch das Schicksal, das sie halfternd ins Joch gespannt. Still geworden durch die Kette, an die sie all die Jahre im Frondienst geschmiedet waren, und die sie hinter sich herschleppten, ungeachtet der tiefen Furche, die sie auf dem Lebenspfade einrissen.

Alte Leute ohne Glühen und Wünsche! Nur ein Tasten noch, das sie im Rückdenken an eine wirkliche Vergangenheit gemahnt. So sitzen sie im Sonnenschein auf der Bank in den Anlagen und wärmen sich aneinander, wenn der Frühling die Wege mit Blüten bewirft, wenn der Sommer seine Rosen schenkt und der Herbst Ebereschenbeeren und Hagebutten leuchtend von den Ästen bricht!

Grete Zieholz, Breslau.

BÖRSENSPIEGEL

Milliardäre.

Es ist jetzt ungefähr ein Jahr her, als die staunende Mitwelt zum ersten Male vernahm, im „verarmten und niedergebrochenen Deutschland" besäßen wir einen richtigen und wahrhaftigen Milliardär. Wer anders konnte es sein als der vielgenannte Herr Hugo Stinnes? Es ist bei diesem einen Milliardär nicht geblieben, und es dürfte heute ganz gewiß noch mehrere dieser Glücklichen geben. Ganz sicher aber gehörte Hugo Herzfeld zur Schar dieser Wenigen; Hugo Herzfeld, den man seit einem Jahre etwa als den „reichsten Mann Berlins" bezeichnete, und der allzu früh gestorben ist; zu früh für ihn selbst und seine Familie, aber auch zu früh für das deutsche Wirtschaftsleben und vor allem auch für die Börse.

In einer Zeit, wo eine Autofahrt von zehn Minuten 100 Mark kostet, eine Straßenbahnfahrt demnächst drei Mark und ein Anzug mehrere tausend Mark, ist ein Millionär nicht mehr das, was er früher war. Er ist unter Umständen, wenn er Rentner ist und eine Familie von seinen Zinsen ernähren muß, ein bedauernswerter, armer Mann, und in solchen wunderlichen Zeiten ist es auch erheblich leichter als ehedem, eine Papiermilliarde in ein paar Jahren zu verdienen. Denn vor einigen Jahren besaß Herzfeld nur die allerbescheidensten Anfänge zu der bewußten Milliarde. Was war eine Milliarde früher? Etwa in den Tagen, da die berühmte französische Kriegsentschädigung von fünf Milliarden eine riesengroße Sensation bildete, und man sich die Frage vorlegte, wie ein großes und reiches Land innerhalb weniger Jahre eine solche Riesensumme aufbringen könne. Inzwischen haben wir gewaltig umgelernt, und eine Papiermilliarde ist nicht viel. Wenigstens für ein großes Land. In einer Zeit wo allein 120 Milliarden Mark Reichsbanknoten in Umlauf sind. Schließlich muß sie doch irgend jemand haben, und sie sind nicht nur Passivum (eben für die Reichsbank selbst), sondern ein Besitz mehr oder minder wertvoller Art, für den, der sie gerade hat. Eine auf alle Fälle recht ungewöhnliche und sonderbare Zeit, in der man bei einigermaßen richtiger Erkenntnis der Verhältnisse ohne allzu große Schwierigkeit eine Anzahl Millionen oder, wenn man Glück und Unternehmungsgeist hatte, auch eine papierene Milliarde verdienen konnte. Zwischen dem Milliardär Stinnes und dem Milliardär Herzfeld war freilich ein ganz gewaltiger Unterschied. Stinnes trat als ein schwer reicher Mann bereits in die Tage der Papiervaluta ein, und zwar mit einem enormen Besitz an Sachwerten. Ebenso die anderen führenden Schwerindustriellen, die ebenso reich oder doch nicht viel weniger reich sind als er; die Haniel, Thyssen, Stumm, Röchling, Klöckner, Spaeter und ebenso die großen Magnaten im Osten, die Pleß, Donnersmarck, Tiele-Winckler, Giesche und andere. Ihr gewaltiger Besitz an Bergwerken, Fabriken, Eisenhütten und so weiter verwandelte sich sehr bald und ohne besondere Kunst, gleichsam automatisch in Papiermilliarden, aber Herzfeld besaß im Beginn seiner Laufbahn nichts Derartiges. Was er in erster Reihe besaß, war seine außerordentliche Intelligenz, Tatkraft und Unternehmungslust, und aus dem Nichts schuf er zahlreiche Millionen. Die Börse kannte ihn kaum. Erst allmählich, als er zuerst das Zypen-Wissen-Geschäft durchgeführt hatte, wurde man auf ihn aufmerksam. Nachher kam das Argo-Geschäft und damit die enge Verbindung mit dem Bankhause Delbrück Schickler & Co. Nun aber folgte Schlag auf Schlag; das vielbesprochene Bochumer-Rhein-Elbe-Geschäft, das ihn zum ersten Male mit Stinnes zusammenbrachte, woraus sich alsdann ein gedeihliches gemeinsames Arbeiten für die Zukunft ergab, die große Westeregeln-Operation und schließlich die bedeutende Mansfeld-Transaktion, von etlichen kleineren Geschäften, bei denen es sich um ein paar lumpige Papiermillionen handelte, abgesehen. Das Mansfeld-Geschäft war gewissermaßen die Krönung von Herzfelds Werk, in mehr als einer Beziehung. Vor allem auch insofern, als es ihn in dauernde engste Verbindung mit den Spitzen der deutschen Bank- und Finanzwelt brachte. Es brachte, auch weit über das Materielle hinaus, einen starken Erfolg für diesen Mann, der vor ein paar Jahren der Inhaber einer mittleren Bank-

firma war, daß er jetzt mit den Leitern der Disconto-Gesellschaft, der Dresdner Bank und der A. E. G. im Aufsichtsrat des Mansfeld-Syndikats zusammensaß. Eine Anerkennung seiner wirtschaftlichen Bedeutung auch nach außen hin, an weit sichtbarer Stelle.

Männer vom Schlage Herzfelds als einfache „Spekulanten" zu bezeichnen, geht nicht an, und wer das tut, unterschätzt sie in außerordentlicher Weise. Es war etwas Schöpferisches und Aufbauendes in seiner Tätigkeit. Kurse willkürlich in die Höhe zu treiben und einen Agiotagegewinn einzustecken, das war nicht Herzfelds Ziel. Ihn reizten die neuen Kombinationen; im Zeitalter der Fusionen, der Großkonzernbildungen, der Vertrustung, wollte auch er Gebilde umfassender Art ins Leben rufen. Für einen Mann wie Louis Hagen in Köln, der das schon seit Jahren tat, war so etwas nicht schwer. Geheimrat Hagen besaß ein viele Jahrzehnte altes Bankgeschäft, hatte enge Beziehungen zu zahlreichen Industriegesellschaften, saß im Aufsichtsrat von Dutzenden von Gesellschaften, so daß es ihm nicht schwer wurde, geeignete Unternehmungen zusammenzubringen. Mindestens die eine von zwei derartig vereinigten Gesellschaften gehörte seinem eigenen Konzern an. Anders Herzfeld. Denn einen eigenen Konzern besaß er nicht. Er fusionierte Gesellschaften miteinander, zu denen er gar keine Beziehungen besaß, zu der einen ebensowenig wie zu der anderen. Das war das Originelle, das in gewissem Sinne Geniale. Auf alle Fälle auch das weit Schwierigere. Den Einfluß, den er bei den betreffenden Unternehmungen brauchte, um seine Ziele durchzusetzen, schuf er sich erst. Er kaufte die Aktien auf, und mit einem Male trat er als maßgebender Großaktionär, das heißt als ein Machtfaktor auf, mit dem man rechnen mußte. Das war gewissermaßen der Schlachtplan, das Rezept, nach dem er handelte. Aber natürlich mußten die Kombinationen richtig und brauchbar sein, und er durfte niemals mit seinen Plänen ein Fiasko erleben. Andernfalls war es mit seinem Nimbus und mit seiner Macht dahin. Die Grenzen seiner Macht und seines Könnens auf diesem Gebiete hat er immer richtig eingeschätzt, und das war es, was ihn stets vor Mißerfolgen bewahrte.

Eine Kapitalmacht, wie sie nur unsere führenden Großbanken repräsentieren, die in jahrzehntelangem Aufbau zu ihrer heutigen Größe und Bedeutung gelangt sind, schuf er in wenigen Jahren. Ganz aus sich selbst heraus. Er persönlich war an Kapitalkraft fast jeder Großbank ebenbürtig. Das will immerhin etwas besagen; denn die Zeitverhältnisse waren für ihn schließlich nicht günstiger als für die andern, für die großen Bankiers, Industriellen, Finanzmagnaten und Großbanken, die ihm alle weit voraus dadurch waren, daß sie bereits die stattlichen Millionen besaßen, als er sich die erste noch erwerben mußte. In dem Wettlauf ist er Sieger geblieben. Er hat den Vorsprung, den die andern hatten, sehr schnell eingeholt, und das war immerhin keine Kleinigkeit. Denn den Ehrgeiz und den Wunsch, ihre Macht und Einflußsphäre, ihren Reichtum und ihr finanzielles Ansehen zu vermehren, hatten so viele außer ihm ebenfalls. Aber er war einer der wenigen, die den richtigen Blick besaßen und daneben den großen, unerschrockenen Wagemut, ohne den noch kein Finanzgenie Erfolge erzielt hat. Deutschland ist heute nicht reich an großen Finanzfeldherrn. Gerade darum wird man einen Mann wie Hugo Herzfeld doppelt vermissen. Und wiederum ist es eine besondere Ironie des Schicksals, daß dieser Mann, der ausgesprochenste Vertreter des Hochkapitalismus, seinen glänzenden Aufstieg just in den Tagen der „sozialistischen Republik" nehmen konnte. Dieser Republik, die auf ihre Fahne den Antikapitalismus geschrieben hat, der gegenüber indessen sich der vielangefeindete Kapitalismus als weit überlegen, als der entschieden Stärkere erweist.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

51. Jahrgang — Aprilheft — 51. Jahrgang

Die Russen / Von Erwin Heiden

Bis zum Herbst 1918 waren sie die lieben, getreuen Verbündeten. Sie hielten nicht ganz, was man sich von ihnen versprochen hatte: sie schlugen ihre Schlachten nicht bei Berlin, sondern recht weit hinter Warschau. Das Gefüge ihrer Staatsverwaltung und ihrer Wirtschaft ging bedenklich aus dem Leim, weil man sie wider Willen mit in die über Deutschland verhängte Blockade einschließen mußte, sie leisteten wenig und kosteten sehr viel, aber sie gehörten dazu und hatten grundsätzlich so viel Anwartschaft wie die anderen auf die große Beuteverteilung am Schlusse. Nach Kerenskis mißglückter Offensive lösten sie sich von der bürgerlichen Ordnung und — was für London und Paris schlimmer war — von der Entente. Sie schlossen mit Deutschland einen Frieden, von dessen Früchten wir — wenn man das bißchen Gold außer Betracht läßt, das wir vorübergehend bekamen, — nichts geerntet haben. Die Abtrünnigen verfolgte drüben, auf der Seite der Entente, fast noch schärferer Haß als die Gegner. Man tröstete sich damit, daß diese „Regierung" ja nicht das wirkliche, das legitime Rußland sei, sondern eine von Deutschland gekaufte Usurpatorenbande, die binnen kurzem von der Empörung des Volkes oder durch äußere Intervention weggefegt sein werde. Dem braven, legitimen Rußland, das Emigrantengruppen und fortbestehende diplomatische Auslandsmissionen vertraten, reservierte man weiter seinen Platz in der Ententegruppe; selbst im Sommer 1919, als das Bolschewistenregime sich immerhin schon mehr als eineinhalb Jahre lang behauptet hatte, wies man in Versailles dem ententetreuen, bürgerlichen Rußland, das nur in der historischen Erinnerung und in Zukunftshoffnungen, nicht in der Gegenwart existierte, einen Anspruch auf deutsche Reparationen zu.

Entente und Bolschewismus wetteiferten unterdessen miteinander in gegenseitiger Beschimpfung und Bedrohung. Die Westmächte finanzierten mehr oder minder zweifelhafte legitimistische Generäle, deren „Heere" sich regelmäßig schon ein gutes Stück vor Moskau in militärisch machtlose und unbrauchbare Plündererhaufen auflösten. Die Bolschewisten prophezeiten, daß ihre unüberwindliche Rote Armee den Krieg an den Rhein und in die Vogesen tragen werde (in Wahrheit kam sie nur bis vor die Tore von Warschau). Sie liierten sich mit den Türken, die im Bergwinkel Anatoliens gegen den Sèvres-Frieden rebellierten, sandten Propagandadeputationen nach Persien und Afghanistan und sprachen ganz im Stile des ältesten zaristischen Generalstabsimperialismus von einem Zuge nach Indien.

Eine Zeitlang hatte Lloyd George — das geht aus dem kürzlich veröffentlichten Memorandum, das er im März 1919 der Pariser Friedenskonferenz übergab, sehr deutlich hervor — ziemliche Angst vor den Sowjetleuten und ihrer „europäischen Aktion". Auf der anderen Seite haben die Bolschewisten die Interventionspolitik der Alliierten vorübergehend sicher recht ernst genommen. Aber schließlich stellte sich heraus, daß in Wirklichkeit keiner der beiden Gegner dem anderen an den Kragen konnte. Die Sowjets waren in ihrem eigenen Lande nicht unterzukriegen; aber sie hatten nach außen nicht die Stoßkraft, um in Europa die Pioniere der Weltrevolution und in Asien die Fahnenträger der Auflehnung gegen die angelsächsisch-kapitalistische Herrschaft zu spielen.

Man belauerte einander zähnefletschend, und schließlich tauchte auf beiden Seiten der Gedanke auf, daß es doch eigentlich nötig wäre, sich irgendwie miteinander zu verständigen. Die Produzenten

und Händler des Westens, namentlich Englands, die wenig Beschäftigung und schlechten Absatz hatten, meinten, daß der russische Markt doch schließlich nicht für immer ausgeschaltet bleiben dürfe, und daß man selbst mit Kommunisten reden müsse, wenn dabei vielleicht ein Geschäft herauskomme. Die Sowjetleute ihrerseits erkannten, daß, trotz des Vorstoßes der „Avantgarde" des Proletariats, der Kapitalismus noch nicht am Ende seiner Tage angelangt sei, und daß sie darum wohl oder übel gezwungen sein würden, mit ihm zu akkordieren. Die Bilanz des dreijährigen Versuchs, eine niedergebrochene Wirtschaft marxistisch zu organisieren, war kläglich. Das ökonomische Erbe, das die Bolschewisten nach der Oktoberrevolution übernommen hatten, war mit Passiven aller Art übermäßig belastet; aber unter ihren Händen verflüchtigten sich auch die wenigen Aktiven beinahe vollständig, die aus dem Kriegsruin übriggeblieben waren. Jeder Monat, um den der „strategische Rückzug auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik" aufgeschoben wurde — und der starre Doktrinarismus der bolschewistischen Fanatiker verzögerte ihn unerträglich lange — schmälerte die Basis des Wiederaufbaus und verstärkte die Abhängigkeit von ausländischer Hilfe. Ein bißchen Außenhandel gab es ja schon in des Kommunismus Maienblüte; gegen Gold, Devisen oder greifbare, ohne weiteres verwertbare Ausfuhrgüter verkaufte jeder kapitalistische Unternehmer in Europa auch den Sowjets seine Ware. Aber dieser tropfenweise hereinsickernde Import, der in dem Augenblicke ganz aufhören mußte, in dem die spärlichen Quellen der Zahlkraft Sowjetrußlands versiegten, genügte nicht zum Beginne der Sanierung, genügte nicht einmal, um dem fortschreitenden Verfall merklich Einhalt zu tun. Sowjetrußland brauchte in irgendeiner Form Vorschüsse großen Stils auf längere Frist, Vorschüsse nicht nur an Geld und Ware, sondern auch an produktiver Aufbauarbeit, die es selbst nicht zu leisten vermochte. Solche Vorschüsse aber waren selbstverständlich nicht zu erhalten, solange Moskau mit den kapitalistischen Staaten politisch und wirtschaftspolitisch auf Kriegsfuß stand. Anfänglich versuchten die Bolschewisten, um Reservate ihrer sozialistischen Staatshoheit zu feilschen, die für kapitalistische Geschäftspartner schwerlich annehmbar waren. Aber schließlich fuhren sie nach Genua und erklärten: Soweit wir mit Euch Geschäfte machen, wollen wir auch bei uns zu Hause die kapitalistischen Spielregeln vollständig gelten lassen. Nur für den internen Gebrauch und für das innere Prestige soll ein wenig Sozialismus erhalten bleiben, der Euch nicht stören wird.

* * *

Die Westmächte, England vor allem, sind eigentlich im Interesse ihrer Industrie und ihres Handels nach Genua gegangen, die in Rußland Betätigung und Absatz suchen. Aber als ihre Staatsmänner Herrn Tschitscherin gegenübersaßen, fingen sie nicht an, von Geschäften zu reden, sondern von Schulden. Eure Rechtsvorgänger, die zaristischen Regierungen, sagten sie den Sowjetdelegierten, haben vor dem Kriege und im Kriege Schulden im Auslande gemacht — eine ganze Anzahl Milliarden Goldrubel. Dazu sind unbezahlte Zinsen aufgelaufen, die zum Kapital geschlagen werden müssen. Im ganzen habt Ihr für den Dienst dieser Schuld rund eine und eine halbe Milliarde Goldrubel jährlich aufzubringen. Unterschreibt, bitte, dann reden wir weiter über das andere.

Eineinhalb Milliarden Goldrubel sind etwas mehr als drei Milliarden Goldmark. Das ist ziemlich genau das Londoner Ultimatum, also noch nicht einmal die „Ermäßigung" von Cannes. Rußland hat sehr viel mehr Menschen als Deutschland, aber sehr viel weniger Produktivkraft. Das Londoner Ultimatum ist Rußland gegenüber ebenso ruinös widersinnig wie in seiner Anwendung auf Deutschland. Seine Absurdität tritt dort, angesichts der beispiellosen Zerstörung der russischen Wirtschaftsgrundlagen, äußerlich sogar noch krasser hervor.

Im Hinblick auf diese offenkundige Absurdität will man den Russen freilich etwas zugestehen, was man uns noch verweigert: ein wirkliches Moratorium auf ein paar Jahre. Aber wer soll auf lange Frist im russischen Wiederaufbau Kapital festlegen, wenn er die russische Wirtschaft, noch ehe dieser Wiederaufbau vollendet ist, mit Verpflichtungen belastet weiß, die wahrscheinlich oder mindestens möglicherweise über ihre Kraft gehen? Was wird dann aus seiner Investition und wieviel werden die Papierrubel wert sein, die er aus seiner russischen Anlage zieht?

* * *

In der Formel: erst so und soviel Milliarden jährlich zahlen oder wenigstens die Pflicht zur Zahlung anerkennen, dann wird über das Weitere verhandelt — steckt das Geheimnis des europäischen Unglücks. Denn wenn jene Verpflichtung statuiert und anerkannt ist, kann über das Weitere gar nicht mehr verhandelt werden. Das Weitere ist ja nichts anderes als eine Kredithilfe großen Umfangs, die — im Falle Rußland — die zerstörte Produktivität der Wirtschaft wiederherstellen oder — im Falle Deutschland — die passive Zahlungsbilanz wieder ins Gleichgewicht bringen soll. Kein Kapitalist auf der ganzen Welt ist zu solcher Hilfe bereit, wenn vor seiner Forderung eine Hypothek steht, die so groß ist, daß die seinige mit ziemlicher Sicherheit ausfällt. Die Gläubigeransprüche, die sich Deutschland gegenüber auf das Siegerrecht, Rußland gegenüber auf alte Schuldurkunden stützen, schneiden jede Wiederaufbaudiskussion glatt ab, weil sie jeden Wiederaufbaukredit unmöglich machen.

Daß man das 1919, im Rausche des Triumphs nicht erkannt hat, mag allenfalls entschuldbar sein. Für europäische Staatsmänner, die es 1921 noch nicht einsehen (oder zu bekennen wagen), wird die Geschichte keinen Milderungsgrund gelten lassen.

* *
*

Deutschland und Rußland, die beide zahlungsunfähige Schuldner sind, haben darauf verzichtet, gegeneinander Gläubiger zu spielen. Sie haben die alten Schuldscheine verbrannt und sich gegenseitige Hilfe beim Neubau ihrer Wirtschaften versprochen. Leider können beide diesen Neubau nicht ohne die finanzielle Mitwirkung der anderen ausführen. Wenn Deutschland und Rußland den berühmten dicken Strich unter die Vergangenheit machen, so ist das ein gutes und beherzigenswertes Beispiel. Aber ein wirkliches, praktisches Aufbauergebnis kann erst erreicht werden, wenn die anderen die Einsicht und den Mut aufbringen, diesem Beispiele zu folgen.

Schlesische Autonomie? / Von Erich Everth

Immer noch und immer wieder beschäftigt Oberschlesien, das Schmerzenskind des Reiches, nicht bloß den politischen Verstand, auch die Gemüter der Deutschen. Erst kam der Schrecken und die Sorge um das gefährdete Land und Volk, dann die Vorbereitung zur Abstimmung, dann diese selbst, darauf die Entscheidung des Völkerbundrats über die Teilung, schließlich langwierige deutsch-polnische Wirtschaftsverhandlungen mit dem neutralen Schiedsspruch in Genf, und nun, nachdem das alles vorbei ist, erhebt sich das letzte, hoffentlich wirklich letzte Problem Oberschlesiens: Die Autonomie, d. h. die Frage, ob das Land bundesstaatliche Unabhängigkeit im Reiche oder provinzielle Selbständigkeit in Preußen bekommen soll und wird.

Die Rede, die der preußische Ministerpräsident Braun zur Eröffnung der Breslauer Messe gehalten und worin er die Hoffnung ausgesprochen hat, daß Schlesien nicht noch einmal geteilt werden möchte, hat Aufsehen hervorgerufen. Sie ist wie eine Kundgebung zu der für die nächsten Monate bevorstehenden Volksabstimmung über die Zugehörigkeit des Restes von Oberschlesien zu Preußen aufgefaßt worden, und man hat an manchen Stellen befürchtet, daß sie den Versuch einer unzulässigen amtlichen Beeinflussung einleiten wollte. Man braucht sich dieser Auslegung nicht anzuschließen, aber jedenfalls ist durch die Rede die Erörterung über die oberschlesische Autonomie auch außerhalb Schlesiens angeregt worden, und es ist in der Tat Zeit, sich über die Lage der Dinge, wie sie sich bisher entwickelt haben, klar zu werden.

Das Verlangen nach freier Entscheidung der Bevölkerung Oberschlesiens über seine Lösung von „Berlin" — womit in diesem Falle nicht die Hauptstadt des Reiches, sondern Preußens gemeint sein soll — geht auf die preußische Ostmarkenpolitik aus der Vorkriegszeit zurück. Die unglücklichen Folgen dieser Politik haben sich ebenso wie in Posen und Westpreußen auch bei der katholischen, und namentlich polnischen Bevölkerung Oberschlesiens eingestellt. Damals war die Betätigung der polnischen Sprache eingeschränkt, namentlich in der Schule, zumal im Religionsunterricht, aber auch in der Rechtspflege, und erst recht in der Verwaltung. Die Regierungs- und Verwaltungsstellen waren überwiegend mit nichteinheimischen und pro-

testantischen Beamten besetzt. So hörte man jahrzehntelang die Klagen über mangelnde religiöse Gleichberechtigung des katholischen Volksteiles und das Verlangen nach oberschlesischen und katholischen Beamten sowie nach paritätischer Freiheit für die polnische Sprache. Nach der Revolution kam verschlimmernd das Regime Adolf Hoffmanns im Berliner Kultusministerium hinzu, das freilich nur wenige Wochen dauerte, aber doch hinreichte, in jenen Landesstellen, und nicht nur in ihnen, den Wunsch „Los von Berlin" vernehmlich anschwellen zu lassen. Hoffmann bedrohte zwar nicht die polnische Sprache und nicht die katholische Kirche im besonderen, aber seine allgemeinen, religionsfeindlichen Ansichten, die hinlänglich bekannt waren, und woraus er auch „amtlich" kein Hehl machte, genügten, ganz Oberschlesien gründlich zu verprellen. Inzwischen hat allerdings die Reichsverfassung eigentlich alle diese Sorgen schon behoben. Durch die Artikel 116, 135 und 136 wird volle sprachliche und religiöse Gleichberechtigung, namentlich auch die Zulassung zu öffentlichen Ämtern für Polnischsprechende und Katholiken gewährleistet. Und das hat auch bereits einiges zur Beruhigung getan.

Allein die Forderung nach der Abstimmung verstummte deshalb nicht, und ihr ist auch schon die Reichsverfassung entgegengekommen. Artikel 18 gibt die allgemeine Möglichkeit zu Abstimmungen über die Bildung neuer Länder im Reiche. Der Artikel handelt von der territorialen Neugliederung des Reiches und sagt u. a.: „Die Gliederung des Reiches in Länder soll unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen... Der Wille der Bevölkerung ist durch Abstimmung festzustellen. Die Reichsregierung ordnet die Abstimmung an, wenn ein Drittel der zum Reichstag wahlberechtigten Einwohner des abzutrennenden Gebietes es verlangen," usw. So strittig der Artikel 18, bekanntlich der am meisten umstrittene der Reichsverfassung überhaupt, im ganzen ist, diese Sätze sind ziemlich eindeutig. Daß danach die Abstimmung in Oberschlesien vorgenommen werden muß, kann nicht zweifelhaft sein, denn eine Mehrheit dafür ist in jedem Fall in Oberschlesien vorhanden. Wie verschieden auch die Meinungen dort über die Vorteile und Nachteile der bundesstaatlichen Autonomie für das Land sein mögen, in jener Forderung, daß die Meinung der Bevölkerung unanfechtbar festgestellt werden müsse, sind alle einig. Und auch außerhalb Oberschlesiens muß man ihr zustimmen, denn sonst kann man nicht hoffen, daß die polnische Agitation gegen Berlin — d. h. jetzt aber nicht bloß gegen Preußen, sondern auch gegen das Reich — jemals nachläßt.

Nun hat Preußen etwa vier Wochen nach Inkrafttreten der Reichsverfassung, am 14. Oktober 1919, den Oberschlesiern ein besonderes gesetzliches Versprechen gegeben, nicht bloß in Würdigung der alten und neuen Beschwerden des Landes über die preußische Art, zu regieren und zu verwalten, sondern vornehmlich im Hinblick auf die große Abstimmung über die Zugehörigkeit des Landes zu Deutschland oder Polen. Nachdem Polen aus agitatorischen Gründen versprochen hatte, aus den ihm zufallenden Landesteilen eine selbständige Woiwodschaft zu machen, wollte Preußen nicht zurückbleiben, sondern zeigen, daß es die Berechtigung gewisser Klagen und Wünsche der Oberschlesier erkannt und anerkannt hatte. Jenes preußische Gesetz verhieß deshalb der Provinz Oberschlesien die Provinzialautonomie in einem Umfange, der fast der bundesstaatlichen Autonomie gleichkommt. Schon im September 1919 hatte die preußische Regierung die Einrichtung eines eigenen Landesfinanzamts für Oberschlesien zugesagt, die sonst nur bei selbständigen Ländern stattfindet. Die besonders weitgehende Autonomie für Oberschlesien, das sofort seinen eigenen Oberpräsidenten bekam, sollte am 1. April 1920 rechtsgültig werden. Mittlerweile hatte aber die Besetzung des Landes durch die Entente diese Entwicklung abgeschnitten, und das Gesetz konnte daher nicht ausgeführt werden. Es ist selbstverständlich, daß Preußen sofort nach Wiederübernahme der Verwaltung Oberschlesiens, d. h. nach dem Abtreten der Interalliierten Kommission, ohne weiteres seine Verheißungen verwirklichen wird. Einer Abstimmung bedarf es dazu nicht mehr.

Inzwischen ist aber vom Reiche eine Abstimmung über die weiterreichende Frage der bundesstaatlichen Autonomie versprochen worden, in besonderer Bestätigung des Artikels 18 der Verfassung durch ein eigenes Gesetz vom 27. November 1920. In diesem Gesetz heißt es, daß innerhalb zweier Monate, „nachdem die deutschen Behörden die Ver-

waltung des zur Zeit besetzten Gebietes wieder übernommen haben," ohne vorheriges Volksbegehren eine Abstimmung stattfinden muß über die Zugehörigkeit zu Preußen oder über die autonome Existenz Oberschlesiens als selbständiges „Land" im Verbande des Reiches. Für dieses Gesetz haben alle Parteien mit Ausnahme der Deutschnationalen und der Kommunisten gestimmt. Als nach dem ungünstigen Ausfall der großen Abstimmung der Argwohn auftauchte, als ob nun das Reich das Autonomiegesetz nicht durchführen würde, ist jeder derartige Verdacht entschieden dementiert worden. Es darf natürlich auch nicht versucht werden, etwa durch Auslegung der Worte „des zur Zeit besetzten Gebiets" herauszuinterpretieren, daß eine Voraussetzung für das Gesetz das Verbleiben des ungeteilten Oberschlesien beim Reiche gewesen sei. Freilich hat man damals, als das Gesetz gemacht wurde, die Hoffnung gehegt, daß die große Abstimmung günstiger für Deutschland ausfallen würde, und man hat auch durch dieses Gesetz dazu beitragen wollen; aber es geht nicht an, jetzt etwa von einer reservatio mentalis zu sprechen. Das würde an der Rechtslage nichts ändern und die psychologische Lage nur verschlechtern. Denn der Teil der oberschlesischen Bevölkerung, der für die bundesstaatliche Autonomie ist, darf unter keinen Umständen von neuem mißtrauisch gemacht werden gegen die Zuverlässigkeit von Berliner Versprechungen. Und gerade die andern Kreise Oberschlesiens, die inzwischen bedenklich gegenüber einer staatlichen Selbständigkeit des Landes geworden sind, betonen mit stärkstem Nachdruck, daß alles vermieden werden müsse, was der polnischen Agitation ihre Arbeit erleichtere.

Also die Abstimmung muß stattfinden. Und es muß in allem, was vorher dazu gesagt wird, namentlich auch von deutscher amtlicher Seite, als erster Gesichtspunkt das Interesse Oberschlesiens selber, das ja durch die bereits vollzogene Teilung am schwersten in Mitleidenschaft gezogen ist, vorangestellt werden. Preußen im besonderen kann nur dann hoffen, die Abstimmung günstig zu beeinflussen, wenn es keinerlei Winkelzüge macht, um etwa die Durchführung des Reichsgesetzes und die loyale Anwendung des Artikels 18 zu erschweren. Das würde zum eigenen Schaden Preußens ausschlagen. Die Oberschlesier müssen das Vertrauen bekommen, daß Preußen mit seinen alten Methoden durchaus brechen und die Bedürfnisse und Wünsche seiner einzelnen Glieder sorglicher als früher berücksichtigen will. Selbstverständlich darf und muß man aber außerdem, auch den Oberschlesiern gegenüber, von den Interessen des Reiches sprechen, in dem sie ja bleiben wollen. Die Frage, ob eine bundesstaatliche oder nur provinzielle Autonomie Oberschlesiens vorzuziehen sei, ist demnach in der Hauptsache unter zwei Gesichtspunkten zu beurteilen: dem oberschlesischen und dem deutschen, erst in zweiter oder dritter Linie unter dem preußischen. Denn Preußen muß grundsätzlich, wie jedes andere einzelne Land, hinter dem Reiche zurückstehen, und gerade in der oberschlesischen Frage kann es schädlich werden, zu viel von Wünschen und Notwendigkeiten des preußischen Staates zu reden.

Aber auch unter jenen beiden Hauptgesichtspunkten ergeben sich mancherlei Bedenken gegen eine bundesstaatliche Autonomie, Bedenken, deren Erörterung natürlich nicht den Sinn haben kann, die Abstimmung zu hintertreiben. Allein, wenn auch die Oberschlesier selber am besten wissen, was ihnen not tut und am Herzen liegt, so kann es doch nützlich sein, auch ihnen die größeren Zusammenhänge des Reichs immer wieder vor Augen zu stellen und zu zeigen, daß für sie selber von einem möglichst günstigen Verhältnis zwischen ihrem Lande und dem Reiche sehr viel abhängt.

Von Gegnern der bundesstaatlichen Autonomie in Oberschlesien selber, und zwar auch von Zentrumspolitikern, ja selbst von führenden Mitgliedern der Partei, die bei der Vorbereitung der letzten Volksabstimmung in der ersten Reihe standen, wird zunächst geltend gemacht, daß die Provinzialautonomie zusammen mit der Reichsverfassung alle berechtigten Wünsche des Landes erfüllen könne. Ferner sei für das jetzige Oberschlesien nach der Abtretung des an Polen fallenden Teils, der ein Viertel des Gesamtgebietes und ein Drittel der Bevölkerung umfaßt, die bundesstaatliche Existenzfähigkeit in Frage gestellt. In jenen abgetretenen Gebieten lägen mehr als die Hälfte der früheren Einnahmequellen, so daß der Rest die Kosten staatlicher Selbständigkeit nicht tragen könne.

Zu diesen materiellen Einwänden kommen mehr ideelle. Viele Freunde der bundesstaatlichen Autonomie hoffen ja, durch diese das Land psychologisch

mehr mit Deutschland zu verknüpfen, weil dann seine weitestgehenden Forderungen erfüllt wären und die Freiheit Oberschlesiens größer schiene als im Verbande des preußischen Staates. Dagegen wird geltend gemacht, daß die polnische Agitation in jedem Fall in Deutsch-Oberschlesien weitergehen wird, daß sie aber weniger Erfolge haben kann, wenn das Land preußische Provinz bleibt, weil ein mächtiger Staat eher in der Lage sei, solche Bestrebungen zu bekämpfen. Auch würde die tschechische und französische Propaganda mit ganz anderem Elan einsetzen, wenn sie es mit einem neuen, der Selbständigkeit noch ungewohnten Kleinstaat zu tun hätte. So würde Oberschlesien in sich selber weniger zur Ruhe kommen, als wenn es auf diese Selbständigkeit verzichtete.

Ferner wird hervorgehoben, daß infolge der eben gekennzeichneten Verhältnisse auch die Wahrung des Deutschtums erschwert und die Sicherung und Pflege der deutschen Kultur in Oberschlesien in Frage gestellt würde, wenn in der vorgeschobenen und von mehreren Seiten gefährdeten Lage des Landes die Verbindung mit dem deutschen Hinterlande politisch gelockert würde. Eine eigene Landesregierung würde vielleicht mehr sprachliche und kulturelle Zugeständnisse machen müssen, als im Gesamtinteresse des Deutschtums erträglich erscheint, und um diese Fragen müßte sich auch das Reich kümmern. Da es nach Artikel 10 bis 15 der Reichsverfassung das Recht hat, in gewissen Fällen einzugreifen, so seien Konflikte nicht ausgeschlossen, und dann würde sich der Unwille, mindestens des kulturell polnisch gesinnten Volksteiles, direkt gegen das Reich richten.

Zu alledem gesellen sich noch weitergreifende Sorgen. Schon wird dem Einwand, daß Oberschlesien für sich allein zu klein wäre für eine bundesstaatliche Autonomie, entgegnet, dann müsse man auch Mittelschlesien mit Breslau dazuschlagen und von Preußen trennen. Ja, es ist in diesem Zusammenhang bereits von ganz Schlesien die Rede gewesen. In Breslau ist begreiflicherweise nicht nur Abneinung gegen solche Pläne zu finden, denn die Stadt würde dann zur Landeshauptstadt, bekäme eine Anzahl hoher Behörden usw. Man muß aber noch weitergehen und diese Dinge im gesamten Zusammenhang des nahen Osten sehen. Da haben wir in dem früheren Posen und Westpreußen Teile des polnischen Staates, deren Bevölkerung keineswegs mit Warschau zufrieden ist und längst den Gedanken ventiliert, mit einem selbständigen Staate Schlesien zusammen einen deutsch-polnischen Pufferstaat zwischen Deutschland und Kongreßpolen zu bilden. Solchen Gedanken kommt von der deutschen Seite die frühere Idee eines Freistaats Oberschlesien, der also aus dem Verbande des Reiches ausscheiden würde, entgegen. Diese Möglichkeit ist zwar praktisch seit langem ganz zurückgetreten, würde aber durch günstige Umstände wieder in den Vordergrund gezogen werden können. Ein solcher Pufferstaat würde, von allem anderen abgesehen, den Einfluß Frankreichs im Osten ungeheuer erhöhen, so daß Deutschland im Westen und im Osten gleichmäßig in eine französische Zange genommen würde. Das sind gewiß ernste Erwägungen von gesamtdeutschem Belang.

Daneben kann man aber auch Verständnis dafür haben, daß insbesondere den Leitern der preußischen Politik einigermaßen bange wird, zumal sich Abtrennungsbestrebungen ja noch an anderen Stellen des Staates zeigen. Man braucht nur an Hannover zu erinnern, wo die welfische Bewegung durch eine bundesstaatliche Autonomie Oberschlesiens erheblich gestärkt würde. Auch in Hannover ist natürlich der Artikel 18 der Reichsverfassung zu respektieren, und nach ihm kann die Abstimmung in Hannover ohne weiteres vor sich gehen, wenn sie mit der genügenden Mehrheit des Volksbegehrens gefordert wird. Aber der Ausgang der oberschlesischen Abstimmung über die Autonomie kann den Wunsch nach Abstimmung in Hannover stärken und auch ihren Ausfall beeinflussen; denn das Beispiel Oberschlesiens würde in welfischen Kreisen anfeuernd wirken. Die hannoversche Presse verfolgt denn auch die oberschlesischen Angelegenheiten mit regster Anteilnahme. Wenn man vollends liest, was für Aufteilungspläne von manchen Köpfen erwogen und empfohlen werden, wie z. B. Herr von Mallinckrodt vorschlägt, Norddeutschland in zwei Teile zu zerlegen, deren einer Niedersachsen heißen solle mit der Hauptstadt Hannover, der andere Ostsachsen oder Preußen oder Brandenburg, „was besser passen würde", so ist es nicht schwer, sich die Empfindungen der für Preußen verantwortlichen Männer auszumalen.

Der preußische Ministerpräsident, Herr Braun, hat in Breslau schließlich nur gesagt, was er von seiner Stelle aus sagen mußte, wenn er in diesem Zeitpunkt überhaupt das Wort zu der Angelegenheit nehmen wollte. Er hätte sicher eine geschicktere Form wählen können, so daß die authentische Interpretation, die er einige Tage später durch den sozialdemokratischen Parlamentsdienst gab, nicht nötig gewesen wäre. Tatsache ist, daß seine Rede zunächst bei großen Teilen der oberschlesischen Bevölkerung das Gegenteil von dem bewirkt hat, was er wollte. Er hat selbstverständlich nicht daran gedacht, wie er nachträglich ausdrücklich versichert hat, daß Preußen etwa seine Zusagen, die es am 10. September 1920 als Erklärung zu dem Reichsgesetz über die Abstimmung gegeben hat, zurücknehmen könnte; er hat festgestellt, daß die preußische Regierung die Abstimmung unbedingt respektieren werde. Was er sonst in Breslau gesagt hat, ist für einen Beurteiler, der auf das Interesse des Reiches sieht, sachlich einwandfrei, wenn man einmal von der tatsächlichen psychologischen Wirkung absieht. Er hat über den preußischen Gesichtskreis hinausgegriffen mit dem Hinweis, daß eine Steigerung der deutschen Kleinstaaterei unerwünscht wäre, und nach den Lehren der Geschichte zur Schwächung der Wirtschaftskraft und politischen Machtlosigkeit des Volksganzen führen würde. Die Hoffnung gewisser Unitarier, nicht aller, durch eine Zerschlagung Preußens den Reichsgedanken zu stärken, hat die preußische Regierung vor kurzem anläßlich der Groß-Hamburger Frage in einer Denkschrift angezweifelt. Da war gesagt: „Der Weg zum deutschen Einheitsstaat führt ganz gewiß nicht über die Zertrümmerung Preußens. Diese würde vielmehr sicher nur eine Stärkung partikularistischer Strömungen zur Folge haben und den einzigen klar erkennbaren Weg für alle Zukunft verrammeln: das Aufgehen eines starken, in sich gefestigten Preußens in das Reich."

Man mag darüber denken, wie man will, es ist jedenfalls bezeichnend, daß die Hauptblätter zweier entschieden unitarischer Parteien, der Sozialdemokratie und der Unabhängigen, dem Ministerpräsidenten zugestimmt haben. Mochte beim „Vorwärts" mitspielen, daß Herr Braun Parteigenosse ist, so hat doch auch die „Freiheit" unterstrichen, daß wir Zusammenfassung aller wirtschaftlichen Kräfte brauchen und nicht Zersplitterung. Übrigens haben sich von den oberschlesischen Parteien bisher nur die Deutschnationalen und die Demokraten dahin ausgesprochen, daß sie die Provinzialautonomie der bundesstaatlichen vorziehen würden.

Die Gewerkschaftler aller Richtungen sind für das Verbleiben bei Preußen. Das Zentrum, das stark gewerkschaftlich zusammengesetzt ist, aber auch Großindustrielle in seinen Reihen hat, deren Interessen andere sind als die der Gewerkschaften, ja diesen zum Teil entgegengesetzt, hat auf einer Vertrauensmännerversammmlung in Neustadt eine Entschließung gefaßt, wonach die oberschlesische katholiche Volkspartei sich für die Durchführung der Autonomie einsetzen und das Ziel verfolgen will, zur Erhöhung der Reichsfreudigkeit Garantien für Oberschlesien „in einer dafür geeigneten und notwendigen Form" durchzusetzen, die das Land gegen die früheren Ungerechtigkeiten sichern soll. Eine bindende Abstimmungsparole hat die Partei nicht ausgegeben. Nach dieser vorsichtigen und absichtlich allgemeinen Fassung der Resolution ist anzunehmen, daß große Teile des Zentrums gegen die bundesstaatliche Autonomie stimmen werden. Was die Volkspartei anlangt, so ist interessant, daß ihr von deutschnationaler Seite nachgesagt wird, die führenden Industriellen, die ja zum großen Teil der Volkspartei angehören, erhofften von der bundesstaatlichen Autonomie eine engere Verbindung der beiden Oberschlesien und ihnen läge an der starken Kraft eines größeren Wirtschaftsorganismus, die sie auf jenem Wege zu erreichen gedächten; jedenfalls erwarte die Industrie eine Förderung ihrer Sonderinteressen von der möglichst großen Selbständigkeit Oberschlesiens. Das ist natürlich nicht einfach die Stellung der oberschlesischen Volkspartei. Man muß erwarten, daß alle Parteien nur das Wohl Oberschlesiens und des Reichs, aber nicht Privatinteressen im Auge haben werden.

Was Theosophen über Helene Blavatsky erzählen

Von Emil Szittya

I.

In dem irrgartenartigen Prozeßgang, wo die Religionen sich zu Kirchen entfalten, gibt es verschiedene ideologische Strömungen, für die das Konstitutionelle keine Erfüllung, sondern nur ein unangenehm gebundenes Bekenntnis ist. Manchmal sind auch die religiösen Extremitäten Erfüllung, aber wenn die Extremitäten mit lautem Paukenspiel kommen, haben sie trotz ihrer schönsten Worte nur eine Berechtigung, als Kuriositäten und Abnormitäten betrachtet zu werden.

Ich habe leider die Begründerin der theosophischen Bewegung nicht persönlich gekannt, aber seit Jahren verkehre ich mit Menschen, die mit ihr, soweit es ging, persönlich befreundet waren und mir so interessante Dinge über sie mitteilten, daß ich mir die Passion nicht entsagen kann, ihre ziemlich abenteuerliche Biographie hier zu schreiben.

II.

Ich glaube, Dostojewski schrieb einmal, daß bei der Geburt jedes merkwürdigen Menschen die Legende ein Wiegenlied singt. Viele vergessen während des mühseligen Lebens das Lied ihrer Geburt, aber bei Russen und bei der Blavatsky hat das Wiegenlied sie durch ihr ganzes Leben begleitet.

Russische Spiritisten erzählten über die Blavatsky, daß alle Menschen, die bei der Geburt anwesend waren, an diesem Tage in allen Dingen ein besonderes Glück hatten. Ein Major soll in derselben Stunde Auszeichnungen erhalten haben; einer hat im Kartenspiel eine große Summe gewonnen. Die Hebamme hat ein Portemonnaie mit viel Geld gefunden. Es ist zwar ein bißchen drollig, daß die Legenden bei dieser Geburt sich so materiell manifestierten, aber, mein Gott, die Wege der höheren Welten sind manchmal unerforschlich. Man muß auch in Betracht ziehen, daß Helene die Tochter eines russischen Generals war, und in solchen russischen Familien ereignet sich noch heute manches, das westeuropäischen Gehirnen ein wenig taschenspielerisch erscheint. Über Helenes Kindheit erzählt man, daß sie sehr bubenhaft war und lieber auf Kosakenpferden herumritt und mit russischen Bauern herumtollte, statt zu lernen. Sie war schon in ihrer Jugend zwiespältig und zerrissen. Sie konnte nach den verrücktesten Dingen stundenlang dem Gesang der Pilgerfahrten lauschen. Diese Kontraste begleiteten sie durch ihr ganzes Leben und gaben zu manchen kuriosen Gerüchten Anlaß. Ich las einmal eine Flugschrift, die von einem homosexuellen Komitee herausgegeben war und in der man behauptete, daß die Jugend der Blavatsky deshalb mit lauter bizarren Erlebnissen erfüllt war, weil sie im Grunde genommen lesbisch veranlagt war und das nicht zum Bewußtsein Gekommene sie zerstörte und zu Außergewöhnlichem trieb. Wir glauben, man darf auf derartige phantastische Behauptungen nicht viel geben, weil nach homosexuellen „Wissenschaftlern" jeder außerordentliche Mensch, der in die Gesellschaft nicht hineinpaßt, zum dritten Geschlecht gehört. Sie vergessen zwar, daß sie damit dasselbe tun wie die Bekämpfer der sexuellen Umwege, weil sie damit ihr Empfinden als sexuelle Abnormität unterstreichen. Auf Worte kommt es doch wirklich nicht an. Die homosexuellen Wissenschaftler wissen scheinbar nicht, daß jede Russin einen großen Freiheitsdurst hat, und die siebzehnjährige Helene heiratete einen Mann, der ihr Vater hätte sein können, mit dem sie nie ein Verhältnis hatte. Die Heirat war aber in Rußland immer etwas anderes als bei uns in Europa. Der russischen Frau wird durch die Heirat alles erlaubt, sie wird dem Mann ebenbürtig. Die Heirat in Rußland löst die Hemmungen der Frau.

III.

Die Heirat war es, die für Helene Blavatsky nicht nur die Fernen, sondern auch die Perspektiven ihres Seelenlebens eröffnete. Nachdem sie einige Monate verheiratet war, entfloh die Blavatsky ihrem Manne und warf sich ins Abenteurerleben. Sie durchspielt Kinostücke, die aber in ihren Einzelheiten Dostojewskische Züge haben. Sie floh aus ihrer Heimat in Matrosenkleidern, hat als Mann

auf einem Schiff als Trimmer gearbeitet; wer die russischen Schiffe kennt, weiß, was das heißen will. Brutalität, Dreck, Gefahren war die Mannschaft auf solchen Schiffen fortwährend ausgesetzt. Die junge Generalstochter hat nie viel über diesen ersten Weg mitgeteilt. Sie soll sich in diesen Jahren ihres ersten Ganges viel am Balkan herumgetrieben haben. In Konstantinopel machte sie die Bekanntschaft einer Gräfin, die im Mittelpunkt okkultistischer Propaganda stand. Die Gräfin machte Helene mit Papus bekannt. Dieser Papus war sicher von großer Wichtigkeit für ihr Leben. Er war es, der die Perspektiven ihrer Möglichkeiten eröffnete.

Papus war ein französischer Arzt, der mit dem von Strindberg sehr geschätzten französischen Schriftsteller Peladan sehr befreundet war (er starb vor etwa drei bis vier Jahren). Ich begegnete ihm sehr oft in Paris bei einem Musiker Fumet. Über Papus erzählte man in diesem Kreise viele Legenden. Er hat in Rußland eine große Rolle gespielt, er war es, der den Zar Nikolaus für den Spiritismus gewann. Es gibt verschiedene Geschichten über seinen Aufenthalt in Rußland. Manche behaupten, er hätte wegen Schwindeleien aus Rußland fliehen müssen; es gibt aber auch eine andere Version, die behauptete, daß er nach dem Balkan zu Spionagezwecken und zu panslawistischer Agitation gesandt wurde. Wir wollen hier nicht die Ursachen untersuchen, weshalb er sich am Balkan aufhielt. Es ist nur interessant, daß er während seines Balkanaufenthaltes die ganze Balkanaristokratie für den Spiritismus und Okkultismus gewann. In dieser Zeit geschah auch der serbische Königsmord, und in dieser Zeit machte die Blavatsky mit Papus Bekanntschaft. Ich bringe diese drei Dinge nicht mit der Absicht zusammen, um den Glauben zu erwecken, es sei ein Zusammenhang zwischen der sogenannten Spionagefahrt von Papus und dem Mord Obrenowics und außerdem ein Zusammenhang dieser Dinge zwischen Papus und Blavatsky, sondern ich erwähne diese Dinge nur, weil die geheimnisvolle Russin eine geheimnisvolle Geschichte erzählt, wie sie den Königsmörder bestraften. Bei einer ihrer Bekannten (auch einer Balkangräfin) arrangierte man zu dieser Zeit eine okkultistische Seance, hypnotisierte ein Bauernmädchen und beeinflußte es, daß es im hypnotischen Zustand Rache an dem Königsmörder üben sollte. Der Königsmörder wohnte in einem ganz anderen Teil des Landes, und das Medium tötete den vielleicht 800 Kilometer weit entfernt weilenden. Am anderen Tage las man in der Zeitung, daß ein großer Anhänger von Karageogiewics auf eine unerklärliche Weise getötet wurde. Die bei der erwähnten Seance anwesend gewesen waren, haben sich ehrenwörtlich verpflichtet, nichts von dem Geschehenen verlauten zu lassen. Papus will übrigens mehrere derartige Geschichten veranstaltet haben.

IV.

Es lebt in jedem merkwürdigen Menschen eine große Portion mit Dämonie vermischter Religiosität, aber es ist sicher, daß sogar der stärkste Mensch, wenn er sein Inneres zum erstenmal kraß widergespiegelt sieht, vor sich selbst erschrickt. Der Mensch kann sich im ersten Augenblick nie ganz und gar wahrnehmen und entflieht meistens vor seinen intimsten Augenblicken.

Blavatsky kam durch Papus zum Okkultismus. Sie hatte aber Angst vor dem merkwürdigen Menschen und reiste mit der erwähnten Gräfin nach Griechenland und Ägypten, wo sie sich mit ihrer Freundin und Gönnerin wegen einer Engländerin entzweite. Man hat dieses Geschehnis auch vom rein sexuellen Standpunkt aus beurteilt, aber man ließ außer Betracht, daß es Wesen gibt, die niemals gleichzeitig mit zwei Menschen befreundet sein können. Und dann vergaß man noch etwas; alle außerordentlichen Menschen sind gleichzeitig auch außerordentlich egoistisch veranlagt. Blavatsky hatte dieselbe Eigenschaft wie Papus, daß sie jeden Menschen nur für ihre Ziele ausnützte. Mit der Engländerin reiste sie nach Paris, Amerika und Indien, wo sie ganz in das Fahrwasser des Mystizismus geriet. Man erzählt über diesen ersten Aufenthalt in Indien sehr seltsame Legenden. Zum Beispiel: Sie soll einmal einen Brief an jemand geschrieben, ihn zerrissen und in den Ganges geworfen haben, und in demselben Augenblick hat in Paris derjenige den Brief gelesen, für den er bestimmt war. Auch Indien flößte ihr Angst ein. Sie entfloh immer vor den Gegebenheiten, vergaß aber dabei, daß die Dinge, die mit einem Menschen geschehen, niemals aus dem Menschen auslöschbar sind und nicht nur das Seelen-, sondern auch das

physische Gesicht verändern. Von Indien kehrte Blavatsky nach Rußland zurück, um wie ein Cagliostro die über sie verbreiteten Legenden auszunützen. Sie veranstaltete in allen Städten Rußlands mystische Seancen. Es ging ihr dabei viel schlechter als Cagliostro, weil der nur wegen Schwindeleien aus Rußland hatte fliehen müssen, sie aber wegen der Anstrengungen, die ihr die Seancen verursachten, schwer erkrankte. Sie lag lange Zeit hindurch in schwerem Fieber, machte den Kalvarienweg zwischen Leben und Tod durch.

V.

Für jene, die dazu bestimmt sind, auf einem Thron zu sitzen, gibt es keinen goldenen Mittelweg. Es gibt für sie nur zwei Möglichkeiten. Manche verwirrt der Glanz des Thrones, und sie lassen sich mit dem Strom durch alle Schlingelwege, durch Berge und Täler fließen, wie der letzte russische Zar, oder der Glanz des Thrones wird ihnen so angenehm, daß man versucht, mit Scharlatanerie den Thron zu erhalten. Helene Blavatsky war eine kluge Dame und gehörte zu den letzteren. Als sie gesund wurde, behauptete sie, sie wäre gar nicht krank gewesen, sondern ihre Seele sei nur auf verschiedenen Ebenen und Flächen herumgepilgert, wo die großen Adepten sie über ihre weltliche Mission belehrt hätten. Was merkwürdig und gleichzeitig für diese russische religiöse Abenteurerin (Abenteuer ist hier nicht im schlechten Sinne gemeint) charakteristisch ist, daß, als sie von ihrer überirdischen Bekehrungsfahrt zurückkehrte, sie auf einige Zeit den Mystizismus aufgab und sich auf das Gebiet der rein praktischen Dinge warf. Sie trieb Handel, gründete eine Kunstblumenfabrik, fabrizierte eine neue Art farbiger Tinte. Handelte mit Holz für das Ausland, wobei sie sich ziemlich viel Geld erwarb.

VI.

Man hat sich schon zu jeder Zeit viel mit dem Problem Religion und Revolution befaßt. Es ist sehr charakteristisch, und Hugo Ball hat in seinem Buch: „Kritik der deutschen Intelligenz" darauf hingewiesen, daß es einen engen Zusammenhang zwischen Revolution und Christentum gibt. Er führt dafür an, daß Thomas More ein Opfer des Katholizismus, die „Utopia" schrieb, daß Münzer die Bauernrevolution organisierte. Er weist nach Forschungen von Johannes Nohl darauf hin, daß Franz von Baader, der Ideegeber der Heiligen Allianz, auch gleichzeitig ein Anhänger des Anarchisten Godwin war. Bei diesem Anarchisten kann man noch hinzufügen, daß die katholische Kirche sich der großen französischen Revolution gegenüber sehr loyal benahm, und die Revolutionäre dachten gar nicht an die Trennung von Staat und Kirche. Ein derartiges Gefühl lebte sicher auch in der Blavatsky.

Die italienische Revolution ließ die zu Abenteuerlichkeit veranlagte Frau nicht ruhen. Sie ging nach Italien, wo wir sie als Soldat unter den Garibaldianern sehen und wo sie auch verwundet wurde. Jede Krankheit brachte in ihr eine andere Stimmung hervor. Nach der Verwundung verschwand Frau Blavatsky wieder auf sieben Jahre. Über diese sieben Jahre weiß man wirklich nichts von ihr, nur, daß sie nach sieben Jahren plötzlich wieder eine Freundin hatte, Frau Sabire, mit der sie in Cairo ein „Sonette Spirit" gründete. Diese Gesellschaft können wir als den ersten Zirkel der modernen theosophischen Bewegung betrachten. Diesmal hatte sie, wie alle ihre Vorläufer, Pech. Man wies ihr einen spiritistischen Schwindel nach. Es gab einen großen Skandal. Blavatsky war rücksichtslos, ließ ihre Freundin in der Patsche und entfloh nach Palästina. Der heilige Ort schien ihr nicht genug zu gefallen, weil sie bald nach Odessa abfuhr, aber auch die Heimat reizte sie nicht mehr, sie verließ Rußland und kehrte nie wieder dorthin zurück. Sie fuhr über Paris nach Amerika.

VII.

Seit der großen französischen Revolution sind die Menschen immer überzeugt gewesen, daß durch den Siegesgang der positiven Wissenschaften der Protestantismus die letzte kirchliche Bewegung wäre. Man hat sich getäuscht. Die Vereinigten Staaten waren vor dem Kriege der Boden für unbegrenzte Möglichkeiten, und in Amerika erntete Blavatsky ihre ersten Erfolge. Sie gründete die erste theosophische Vereinigung „Miracle Club". Sie war zu dieser Zeit mit Heinrich Olgott Steel befreundet, den Reporter der Zeitung „Mailp Graphic", der für diese neue Bewegung große Reklame machte. Er überschüttete alle Zeitungen mit „Kommuniqués" und in einigen Wochen war Frau Blavatsky ein gemachter Mensch. Die Sache zog. Die Menschen

interessieren sich ja immer für den Klamauk, und aus allen Weltteilen fuhren Menschen, meistens Frauen, zu der Blavatsky, um von dem mystischen Phänomen etwas zu lernen. Die neue Kirchenstifterin wußte, was die Welt braucht. Ihre Wohnung war ein Kuriositätenlager. Mit indischer Seide behängte Sofas, Buddhastatuen, ausgestopfte Eulen. Sie empfing die Neugierigen in einem roten Garibaldihemd. Rauchte eine orientalische Pfeife. Sie war eine außerordentlich gute Rednerin wie fast alle Menschen, die sich mit religiösem Sektirertum abgeben. Ihre Stimme hatte etwas Befehlend-Betäubendes. Einer meiner Bekannten, der sie einmal in seiner Jugend sprechen gehört hatte, erzählte: „Es fröstelte einem, wenn sie sprach. Ihre Stimme war immer hohl, als ob sie von weit her käme."

In Amerika verheiratete sich Frau Blavatsky zum zweiten Male. Ihr Mann war ein Armenier namens Betanelly, der viel jünger war als sie. Hier äußert sich wieder das Gefühl, alles beherrschen zu wollen. Man berichtet, daß, als dieser zweite Ehegatte sein Eherecht ausüben wollte, sie ihn verließ und mit Olgott zusammenlebte. Diesen Umstand pflegt man in gewissen Kreisen auszubeuten, um auf ihre lesbische Sexualität hinzuweisen, aber, wie mir Freunde von ihr sagten, war es gar nicht der Fall. Sie war ganz und gar ohne sexuelle Bedürfnisse und hielt nur soweit Freundschaft mit Frauen aufrecht, als diese für die Bewegung nützlich waren, und in theosophischen Kreisen waren die Frauen schon immer in der Mehrzahl. In der Zeit, als sie mit Olgott zusammenlebte, schrieb sie ihr wichtigstes Werk „Die Geheimlehre". Hier können wir wieder seltsame und oft an Scharlatanismus grenzende Geständnisse erfahren. Wie die meisten theosophischen Schriftsteller behauptet auch Frau Blavatsky, sie hätte das Werk im Trancezustand geschrieben. Wir müssen zugeben, daß dieses Dekorum für theosophische Schriften oft sehr nötig ist, weil man dadurch sehr mysteriös auf den Leser wirken kann, aber ein solch merkwürdiger Mensch, wie es Frau Blavatsky war, hätte es doch nicht nötig gehabt, sich mit einer solchen Banalität zu schmücken.

VIII.

Es ist psychologisch bewiesen, daß in allen abenteuerlichen Menschen eine unüberwindbare Sehnsucht nach Reisen lebt. Der unruhige an Abenteuer gewöhnte Geist von Frau Blavatsky konnte es nicht lange auf einem Platz aushalten. Es zog sie immer nach dem Reisen. Als die theosophische Bewegung in Amerika schon genügend stark war, reiste sie mit Olgott nach Indien. Man erzählt, daß noch kein Fürst mit einem solchen Empfang erwartet wurde wie sie. Ganz Indien empfing sie wie einen neuen Erlöser.

Das Leben jedes großen Abenteurers, wenn seine Taten auch auf religiösem Gebiet liegen, besteht aus einer Kette von unangenehmen Konflikten, und die Blavatsky geriet durch ihr ganzes Leben von einem Konflikt in den anderen. Den Engländern war ihr Empfang in Indien sehr unangenehm, weil sie sich schon immer gegen die Auferstehung des indischen Geistes gewehrt hatten, und so holten sie ihren alten Trick hervor und fanden die Theosophin spionageverdächtig. Eine Frau Colombi rettete die Meisterin, weil sie hoffte, dadurch eine Rolle bei den Theosophen zu bekommen. Als ihr dies aber nicht gelang, begann sie bei den christlichen Missionen der ganzen Welt gegen Blavatsky zu intrigieren. Sie behauptete überall dasselbe wie die Engländer, daß die Blavatsky eine deutsche Spionin wäre, und, was der englischen Regierung nicht gelungen war, hat Frau Colombi erreicht. Überall brausten die Christen gegen sie auf, nannten sie nicht nur eine Ketzerin, sondern einen Menschen, der die heilige Sache der Religion zu Spionagezwecken benutzt. Auch das ist eine Affaire, die jedem Abenteurer passiert. Die meisten Abenteurer gehen an dem Verrat ihrer Freunde zugrunde. Frau Blavatsky wurde durch die Verdächtigungen sehr schwer krank, worauf sie Fürstin Lady Ketneos nach Nizza einlud.

IX.

Es mag sein, daß am Anfang des Weges sich ein bißchen Scharlatanismus in den Mystizismus hineinmischte, wenn man aber den Werdegang dieser seltsamen Prophetin beobachtet, erkennt man, daß die theosophische Idee ihr allmählich ins Blut überging. Sie wurde ihr Herzenssache. In der Zeit, als sie krank in Nizza lag, ging es der theosophischen Bewegung in London sehr schlecht, und man lud sie ein, sie möchte doch helfen, die Bewegung wieder in die Höhe zu bringen. Frau Blavatsky antwortete

auf die ersten Briefe: „Ich bin sehr krank und müde. Laßt mich sterben." Als sie aber gesund geworden war, war ihr erster Weg nach London, wo sie in kurzer Zeit die theosophische Loge zu der stärksten Europas machte. Über ihren Londoner Aufenthalt erzählt man sich eine sehr hübsche Legende. Eines Tages besuchte sie ein bekannter Wissenschaftler, um sie bei einem Schwindel zu ertappen. Die Blavatsky schaute den Herrn Wissenschaftler ironisch lächelnd an, guckte ihm scharf in die Augen, und plötzlich begann es, in den Mauern zu rascheln, als ob Ratten an der Mauer kauen würden. Frau Blavatsky schüttelte sich ein bißchen fröstelnd und sagte mit Abscheu: „Pfui, Teufel, ich brauche euch doch nicht", und es wurde wieder still im Raum. Der Wissenschaftler soll selbstverständlich sofort Theosoph geworden sein.

In London gelang es ihr, bei der englischen Regierung zu erreichen, daß sie nach Indien zurückkehren durfte. Der Empfang war diesmal noch größer als das erste Mal, aber sie wurde so krank, daß man sie auf einer Tragbahre auf ein Schiff trug. Sie fuhr nach Italien, wo sie bald darauf starb.

Die Anhänger dieses merkwürdigen abenteuerlichen Menschen behaupten, daß sie die Reinkarnation von Christus war. Fünf Jahre nach ihrem Tode soll sie sich wieder reinkarniert haben in einen indischen Buben, aber dies scheint unbestimmt zu sein, weil es seitdem einige Dutzend Theosophen gibt, die sich alle für Reinkarnationen der Frau Blavatsky halten und darum raufen, aber keiner dieser neuen Blavatsky hat die Abenteuerlust und den Schicksalsweg von ihr geerbt.

Der kinematographische Geschmack / Von Gustav Krenn

Im Laufe seiner überhitzten Entwicklung ist das Kino zum eigentlichen Instrument der modernen Effektsucht geworden. Schon hinter der Erfindung verbirgt sich ein launiger Trick. Keine versteckten Kräfte wurden erschlossen, keine bislang unbekannten Naturgewalten ans Licht gefördert. Der technische Wesensgehalt der Filmkunst ist rein photographischer Art. Alles übrige beruht auf einem sinnigen Täuschungsmanöver. Eine einfache Kurbelvorrichtung reicht in Verbindung mit dem altbekannten Projektionsverfahren hin, um der überrumpelten Netzhaut den Schein einer Bewegung vorzugaukeln.

Aus diesem Schein aber entpuppt sich eine überaus wirksame Haupt- und Staatsaktion, die über soziale und politische Grenzen hinweg eine dankbar erregte Weltgemeinde anspricht. Alles, was sich in Abenteuer- und Raubritterromanen während der Jahrhunderte an faulem Zauber angehäuft, feiert nun in der mechanischen Verquickung der Filmsphäre eine anspruchsvolle Neugeburt. Die simplen Tölpelhaftigkeiten des Anfangs ließen wir uns gefallen. Es ist unleidliche Professorenart, harmlose Volksbelustigungen gleich unter die ästhetische Lupe zu nehmen. Das Urkino mit seinem augenverderbenden Glitzern und Flimmern war ästhetisch überhaupt nicht belangbar. Damals, als noch ein ehelicher Zwist zur Zertrümmerung einer kompletten Wohnungseinrichtung führte und als der aus der Kneipe Hinausgeschmissene durch die Stoßkraft seines Hintern die Bewohnerschaft einer ganzen Stadt zum Mitkollern brachte, waren in der naiven Freude über das Neue noch alle Ungekünstelten einig. Auch die ersten „psychologischen Versuche", die das übliche Publikum der Kolportageromane heranlockten, sollten nicht viel Wasser trüben. Bedenklich wurde die Sache erst, als der Kinooperateur frech die Dame Thalia beschlich, und als zur „seelischen Erbauung" aller als zeitgemäße Kunstgattung das Ungeheuer „Filmdrama" geboren wurde. Nun begann sich im Namen der allbeglückenden Kunst der ganze technische Riesenapparat der Neuzeit zu rühren. Architekten, Dekorationskünstler, Mechaniker und Statisten umschwärmten scharenweise den kinematographischen Suppentopf. Und nun gelang es mit Hilfe von allerhand technisch-architektonischen Spitzfindigkeiten auch den bisher Abseitsstehenden den Glauben beizubringen, daß hier eine neue Kunst der Seelenschilderung im Entstehen sei, die mit ihren reicheren Ausdrucksmöglichkeiten die Bedeutung des herkömmlichen Theaters allmählich eindämmen müsse.

Hier wird das Kino aus einem unschuldigen Nervenkitzel zur ernstlichen Kulturgefahr. Der Schabernack des ersten Anfangs ist im dramatischen Sinne nicht um ein Stückchen überwunden. Die Erleuchtung, wie ein beseelter poetischer Hergang kunstgerecht in eine Serie von Filmaufnahmen aufzulösen sei, ist noch keinem sachgewandten Filmdichter geworden. Aber die täuschende Naturalistik des Bildes, die schauspielerische Ergriffenheit beschert dem Leichtzuüberzeugenden ästhetische Illusionen, trübt den Blick für Wucht und Wesen, und eine neue Monumentalindustrie schafft nach der Maßnahme ihrer ureigensten Geschäftsinteressen die Normen einer neuen internationalen Kunst.

Allenfalls ist diese Kunst — soweit wir von ihr sprechen dürfen — stark „industrialisiert". Sie ist eine Kunst, die ohne einen minutiös eingestellten Betrieb von tausend Komponenten aufgehört hat, es zu sein. Thema und Technik spornen einander gegenseitig an, der Filmregisseur aber frohlockt an der Spitze des ganzen Unternehmens als eine neue Weltmacht.

Es liegt etwas Imposantes in der Betriebsatmosphäre von Filmstädten wie Tempelhof oder Neubabelsberg. Der Eindruck des Massigen und Virtuosen, das akkurate Zusammenspiel der Kräfte, die witzige Ausnützung photographischer Distanzwirkungen, derart, daß dem alltäglichen Milieu Spuk- und Märchenbilder entsprießen, rühmen die Tüchtigkeit einer erfahrenen Fachgenossenschaft. Versucht man jedoch hier, am Entstehungsorte, in das psychische Gewebe der Handlung zu dringen und die schauspielerische Leistung in ihrer Kontinuität auf sich einwirken zu lassen, so wird man seiner letzten Illusionen beraubt. Da sieht man, wie des Regisseurs Geschicklichkeit den Vorgang aus tausend unzusammenhängenden Fetzen, deren Reihenfolge allein durch praktische Gesichtspunkte bestimmt werden, förmlich zusammenflickt.

Ein Kommandoruf erschallt: alles eilt auf den vorgeschriebenen Platz; hastig werden tieftragische Mienen aufgesetzt; Muskeln verrenken sich, es zuckt und zappelt, ein szenischer Veitstanz hebt an, — der tückische Filmapparat beginnt zu knattern. Dann stiebt mit erfolgtem Schlußsignal alles wieder jäh auseinander; die ungemütliche Spannung weicht, — ein neuer Abschnitt, einer von hundert anderen, ist erledigt. Und man vermag sich des Eindrucks nicht zu erwehren, daß hier im bewußten Losstreben auf den psychologischen Endeffekt in der Hauptsache doch nur Gymnastik betrieben wird. Gewiß gibt der bedeutende Schauspieler sein Bestes, aber er gibt es in unzusammenhängenden Akkorden. Filmstreifen müssen nachträglich zerschnitten und neu verklebt werden, damit der Leinwand die richtige Szenenfolge übermittelt werde. Das Drama wird auf synthetischem Wege regelrecht konstruiert. Wo aber bleibt die Würze der spontanen, kontinuierlichen Charakterdarstellung? Wo die so oft verkündete Ästhetik des Filmdramas?

Den Zweiflern von unbestechlichem Kunsturteil, die nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen sind, verheißt eine rührige Filmpropaganda jahrein, jahraus, unentwegt, daß der „erste Kunstfilm" in Vorbereitung sei. Das mit höchster Spannung erwartete Ergebnis ist dann in der Tat zumeist etwas „Nochnichtdagewesenes": verstärkte Massenaufzüge, neue architektonische Wunder, Ganges- und Euphratlandschaften am Ufer der Spree. Wir werden getreu in vergangene Zeiten zurückversetzt, sofern sich historische Treue lediglich in Bauten und Kostümen spiegelt. Maharadschahs, Kulis, Fakire, Schlangenbändiger, Alchimisten rücken heran und alles exotische Gewürm, das auf Erden kreucht und fleucht. Militärparaden größten Stils werden veranstaltet („Fridericus Rex"!), auf daß das Herz des Mannes von gestern höher schlage; Sowjetrußlands Proletariermassen stürzen über die Leinenfläche einher, und ein kommunistisches Schreckensmilieu gibt Anlaß zu den alterprobten kinematographischen Liebeshändeln und -mätzchen („Todesreigen"!). Und zuguterletzt will uns dünken, daß das „Nochnichtdagewesene" eigentlich von allem Anfang an dagewesen war.

So hat denn auch der größte Schlager der letzten Monate, das so maßlos effektsüchtige „Weib des Pharao", Grundsätzliches nicht umzustülpen vermocht. Eine Reklame von beispielloser Intensität ging dem Erscheinen dieses neuesten Lubitsch-Films voran. Riesenplakate auf Mauern, Säulen, Brücken und Bahnsteigen gaben schon Wochen vorher allen Schichten Großberlins kund, daß Ägypten im Anmarsch sei. Außer dem allgewaltigen Regisseur zeichneten zwei Dichter, zwei Bau- und Kostümdirektoren, ein Dekorateur, zwei Photographen, ein Komponist und obendrein noch ein Gesamtorgani-

sator (?) für die Firma. Jannings, Bassermann, Wegner, Liedtke und die schöne Dagny Servaës bemühten sich gemeinsam um den Erfolg. Das mußte freilich ziehen, und es kann nicht wundernehmen, daß bei der Erstaufführung Billets um den dreißig- und vierzigfachen Kassenpreis erstanden wurden.

In der Tat muß diesmal jeder kundige Ägyptologe auf seine Kosten gekommen sein. Die ganze altägyptische Rüst- und Schreckenskammer wurde ausgeräumt und durch die Magier von Tempelhof zu einem stattlichen Universalklumpen verlötet. Mitunter scheint allerdings durch die Nilandacht ungefälschte Spreeluft zu wehen. Der köstliche Harry Liedtke, der einen durch die Liebesleidenschaft zu Schwimm- und Turnrekorden angefachten ägyptischen Jüngling darstellen soll, sportet und schäkert auf echte, rechte Berliner Rowdyart. Im übrigen aber entfaltet das alte Ägypten alle seine gemütlichen Eigenheiten. Wir sehen die Fronarbeiter unter Peitschenhieben zusammenknicken, es wiederholt sich der aus „Aida" sattsam bekannte Einmauerungseffekt und, damit wir das Gruseln nicht verlernen, wird uns auch eine für Hinrichtungszwecke bestimmte „Schnellpresse" vorgeführt, die jedoch nach altbewährtem Kinobrauch den Delinquenten im allerletzten Augenblick heil entschlüpfen läßt.

Der Pharao wäre ein entsetzliches Scheusal, wenn er nicht durch Emil Jannings dargestellt würde, der Grausamkeit mit einem heiteren Naturburschentum so glücklich zu paaren weiß. Doch gibt es bekanntlich im Kinorevier keinen so abgefeimten Menschenschinder, der sich durch die veredelnde Macht der Liebe nicht bekehren ließe. Unser Pharao liebt nun sterblich die Sklavin seines Gastfreundes, die ihr Herz bereits dem oben erwähnten Sportsmann verpfändet hat. Er raubt sie, hebt die Sträubende zu sich auf den Thron, und um ihretwillen umwandelt sich sein massenfolternder Starrsinn in Milde und Nachgiebigkeit. Da er aber in den Krieg ziehen muß und vor unseren Augen von Feindeshand fällt, hindert nichts das gewaltsam auseinandergerissene Liebespaar, um in ungetrübter Seligkeit Ägyptens erlöstes Volk gemeinsam zu beherrschen.

Der geeignete Moment zu einem rührsamen Finale im herkömmlichen Kinostile scheint nun gekommen. Doch ist „Das Weib des Pharao" nicht deshalb ein „Reform"- und Reklamefilm, damit ein Liebesgeschäft nach dem üblichen Kinorezept abgewickelt werde. So muß denn unerschrocken weitergekurbelt werden! Und wir müssen erfahren, daß der Pharao, den wir erleichterten Herzens auf dem Schlachtfeld liegen ließen, leider nur scheintot war. Im Bettlergewande kehrt er heim, um vom richtenden Hochpriester Weib und Krone zurückzufordern. Die Krone wird ihm mit Berufung auf die Götter zugeurteilt, aber die Königin hat freie Wahl. Sie wählt natürlich den „König ihres Herzens". Der liebeskranke Bettelpharao wiegt geistesgestört die wiedergewonnene Krone, das entthronte Liebespaar aber zieht beglückt von dannen.

Nun glauben wir endlich mit den Verliebten auch losziehen zu dürfen. Der höheren Kinogerechtigkeit ist Genüge getan: der Sünder büßt und unverzagte Treue scheint gebührend belohnt. Jedoch ein phänomenaler Regieeinfall erfordert noch im letzten Moment eine „dramatische Kursänderung". Um einen neuen dynamischen Effekt auf seine Wirksamkeit zu erproben, muß das ahnungslos dahinschreitende Paar vom enttäuschten Ägypterpöbel gesteinigt werden. Ist das nicht der reine Sadismus? Aber es mutet entzückend an, wie die Steine auf die Niedersinkenden hagelartig losprasseln, sich allmählich zum Haufen und Berge türmend. Schon dieser abschließenden „Idylle" wegen hat es sich reichlich bezahlt gemacht, ein neues Kinodrama zu ersinnen. Und freigebiger als je zuvor streut uns Meister Lubitsch aus seinem Wunderfüllhorn das Universum zu Füßen. Es siegt die Regie, und dem schaulustigen Blick bietet sich eine gar üppige Augenweide dar. Doch spähen wir zwischen wogenden Phalanxen und Tempelreigen, im ägyptischen Fackelzauber und Steinregen nach wie vor vergeblich nach einer filmdramatischen Offenbarung.

Hans Thoma / Von C. F. W. Behl

I.

„Die Kunst ist der menschliche Ausdruck der Zufriedenheit mit den Schöpfungen Gottes und des Wohlgefallens an ihnen.“ Wenn man die Säle der Nationalgalerie durchwandert, in denen Ludwig Justi mit sorgsamster Liebe und in klug vermittelnder Anordnung einen wesentlichen Teil des Thomaschen Lebenswerkes zusammenbrachte, so wird man wohl immer wieder an diese Bekenntnisworte des Meisters erinnert. Denn sie berühren entscheidend die Eigenart seiner Kunst, die in einem tiefen Sinne schlicht, einfach und unproblematisch ist. Man verspürt kaum etwas von Kampf, von ringender Mühe oder gar Qual des schöpferischen Prozesses. Es festigt sich vielmehr der Eindruck einer stetigen, geruhsam reifenden Entwicklung — wie in der Natur etwa ein Baum, wachsend und sich verzweigend, Blätter und Blüten entfaltet, bis ihm die Last gesegneter Früchte Erfüllung gewährt. Solch einem Baume ist Hans Thomas künstlerische Offenbarung in mehr als einer Beziehung vergleichbar. Erdentsprossen, wurzelt sie fest im Mutterboden und saugt immer wieder aus ihm die Antäuskraft der Erneuerung.

Justi hat in seiner Einführung zum Ausstellungskatalog*) sehr fein aus dem elementaren Gegensatz zwischen Großstadt und Land heraus das Wesen Thomas charakterisiert, der — ein Volkskind aus dem Schwarzwalddorf — sein Leben lang stets am unmittelbaren Naturerlebnis sich schöpferisch entzündete. Hieraus nur erklärt sich die unvermittelte, die unbedingte Wirkung seiner schlichtesten Bilder. Ein Strauß von Wiesenblumen etwa spendet stärkstes Lebensgefühl, weil die Liebe des Künstlers in Farbe und Form wirksam ist, weil er hier einen Teil seiner Weltempfindung gibt.

II.

Hans Thoma, der heute, ein Dreiundachtzigjähriger, beinahe in Mode gekommen ist, hat viele Jahre hindurch, still und wenig beachtet, für einen kleinen Freundeskreis und, wie er selbst bekannte, vornehmlich zur eigenen Freude geschaffen. Erst zu Anfang der neunziger Jahre ist er anläßlich einer Münchener Ausstellung gewissermaßen entdeckt worden. Und seitdem ward sein Werk mehr und mehr Gemeingut des deutschen Volkes, dem es kraft seiner volkstümlichen Eigenart in erster Linie gehört. Otto Julius Bierbaum und vor allem Prof. Henry Thode haben sich warm und beredt für ihn eingesetzt; der „Pan“ brachte graphische Blätter von ihm, und jetzt zählt ihn — bei aller Wesensverschiedenheit — die Corinthsche Sezession mit Stolz zu ihren Ehrenmitgliedern.

Sein künstlerisches Lebensschicksal, mit Gelassenheit getragen, hielt sein Wirken frei von jeglicher dogmatischen Einengung durch irgendeine Richtung oder Gruppenzugehörigkeit: „Wozu sollte ich danach streben, in der Welt das, was man Bedeutung nennt, zu erlangen — ich fühle eine ganz besondere Macht in mir, die Macht der Unabhängigkeit von aller Weltmeinung. Daß dieser Zustand auch seine Gefahren in sich trägt, weiß ich wohl; aber vor der Verbitterung, von der man gewöhnlich annimmt, daß sie im Gefolge sein müsse, hat mich eine gute Gottesgabe bewahrt — ich hatte Humor, ein Ding, das in unserer modernen Errungenschaftsjagd immer mehr in Deutschland zu verschwinden scheint.“ —

Alles, was Thoma von sich und seiner Kunst selbst ausgesagt hat, ist naiv im besten Sinne und bescheidet sich darin, menschliche Deutung seiner Lebensarbeit zu sein. Theoretisierende Rechthaberei ist ihm fremd; niemals verkündet er alleinseligmachende Prinzipien.

Natürlich und bürgerlich schlicht mutet sein Entwicklungsgang an. Die Tradition einer alten „nun verschwundenen“ Bauernkunst war in seinem Geschlechte noch lebendig. Uhrenmacher und Uhrenschildmaler zählten zu seinen Vorfahren. Wie von selbst fand er als Knabe schon seinen Weg: „Meine älteste Erinnerung ist, daß ich in einer Ecke unserer Schwarzwälderstube saß, mit einer Schiefertafel und mit einem Griffel; es war noch vor der Zeit, da die Buben Hosen tragen dürfen. Ich machte Striche darauf durcheinander und freute mich daran, daß so etwas in meiner Hand lag, zu machen.“ Die

*) Verlag Julius Bard, Berlin 1922.

primitivsten Offenbarungen der Volkskunst mögen ihn dabei angeleitet haben: „Holzschnitte in einem Gebetbuch meiner Tante, auch der Kalender und besonders die bunten Spielkaten waren mein Kunstbildungsmittel.“ — Er hat dann, schulentwachsen, bei einem Lithographen, einem Anstreicher und einem Uhrenschildmaler Lehrzeiten durchgemacht, und, daß er auch diese Beschäftigung später nicht bereute, dafür zeugt eine seiner humoristischen Wendungen, deren er sich — halb wohl im Ernst — gern bediente: „Gut angestrichen — ist halb gemalt!“ — Es kamen dann die eigentlichen Lernjahre auf der Karlsruher Kunstschule, in Düsseldorf und Paris, wo von außen her starke Eindrücke fremder Meister auf ihn wirkten, so daß er eine „Erweiterung seines Lebenselementes“ feststellen durfte. Einer Schaffenszeit in der Heimat folgten sechs Münchener Jahre, die ihn mit Böcklin und Leibl zusammenbrachten, deren Einwirkung auf seine — immer doch durchaus selbständig sich erhaltende — Kunst unverkennbar ist. Italienische Reisen vermittelten neue, höchst fruchtbare Landschaftserlebnisse. Und dann nahm ihn die Ruhe bürgerlichen Daseins in Gemeinschaft mit seiner Lebensgefährtin und Schülerin und seiner mit hohem Alter begnadeten Mutter in Frankfurt a. M. auf, wo er ein Vierteljahrhundert zubrachte, bis ihn die Berufung zum Direktor der Kunsthalle nach Karlsruhe an die Wirkungsstätte seines Alters verpflanzte.

Wie sein äußeres Leben ohne besondere Erschütterung verlief, so blieb auch seine Arbeitskraft allem Mißgeschick zutrotz unverwüstlich und stetig am Werk. Es ist wiederum bezeichnend, daß er in seinen Selbstbekenntnissen die Phasen seiner Entwicklung mit dem naturgegebenen Wandel der Jahreszeiten gleichnishaft in Beziehung gesetzt hat. Und im „Winter des Lebens“ läßt er uns teilhaben an jenem tiefen Geheimnis seiner bis ins höchste Alter wirkendtätigen Schaffenskraft:

„Ein kleines Licht, das in mir wirket still,
Läßt mich die ganze Welt erkennen,
Ich weiß nicht, was es ist und was es will,
In Ehrfurcht will ich's göttlich nennen.

Daß die Lebensunruhe, die Misere des Geschickes, nie Einfluß gewonnen hat auf meine Malerei, das hat mich aus all den Gefährlichkeiten, die das Leben für mich brachte, gerettet. Fast immer, wenn ich malte, kam dies reine Schauen, das frei ist von den Begebenheiten, von den Begehrlichkeiten, losgelöst von dem Wirbel von Ursache und Wirkung. Es war die Ruhe, welche die Kunst geben kann, welche die Oberhand bekommt über alle Widerwärtigkeiten, die mir auf dem Lebenswege zugestoßen sind.“

III.

Das reiche Lebenswerk des betagten Meisters, wie es die Gesamtausstellung der Nationalgalerie im Spiegelbild eindringlichst offenbart, gliedert sich in drei Urelemente seines schöpferischen Ausdrucks. Es zeigt ihn als Landschafter von treuester erdnaher Naturverwobenheit, als visionären Märchenbildner und — in einer gewissen Begrenzung, die seine künstlerische Ehrlichkeit stets innegehalten hat — als Menschenmaler.

Die Landschaftsbilder Thomas sind von einer zunächst geradezu verblüffenden Unkompliziertheit und zauberhaften Echtheit des Empfindens... Eine grüne Wiese, mit weißen oder blauen Blumen gesprenkelt — ein Bergbächlein, einsam zwischen Steingeröll zu Tale rieselnd — die heilige Stille der Natur abgeschlossen durch einen dunklen Waldsaum, darüber ein Winkelchen blauesten Himmels — das zarte Spiel krauser Lämmerwölkchen — der Abendschein über welligem Hügelgelände, das den Blick weit in die Ferne zieht — eine Kuhherde, dichtgedrängt im saftigsten Grün, von leichtem Sommerdunst überschleiert — oder weidende Pferde auf einer Waldwiese, braune lebenerfüllte Körper in lebenatmender Natur... So sieht Thoma die deutsche, die schwäbische Heimat, mit dem Auge des wahrhaft Schauenden, dem auch das Unscheinbarste auf seine besondere Weise erscheint und der darum zu malen vermag, was anderen, minder Begnadeten mit Notwendigkeit zum nichtssagenden Klischee geraten müßte. Genialität der Einfachheit ist das Geheimnis dieser Kunst, die aus einem selbstverständlichen Verhältnis zu den Dingen, aus einer originalen Anschauung organisch erwächst. Man wird an seine eigenen Worte gemahnt, die Justi bei Gelegenheit eines wundervoll lebendigen Feldblumenstraußes anführt: „Die Malerei erschöpft sich nicht in Naturnachahmung, obgleich sie die größte Naturfreundin sein wird, indem sie das Weltgesetz des Daseins, des Raumgebietes im kleinsten Grashalm schon verspürt. So braucht sie

der ganzen Naturnachahmung gar nicht aus dem Wege zu gehen, denn im guten Kunstwerk wird die visionäre Art auch beim einfachsten Stilleben vorhanden sein. Denn die Kunst hat geheime Gesetze, die immer lebendig bleiben, mag die Meinung sich auch noch so ändern."

Diesen geheimen Gesetzen ist der Maler Thoma zutiefst verbunden. Seine Raumeinteilung, seine Gliederung des Dargestellten ist von einer sicheren Unbedingtheit, die ihn zum Meister der Form macht. Er herrscht kraft seiner Vision über den Raum, und seine Perspektiven überraschen zumeist durch ihre Tiefe. Man kann sich in seine Landschaften, verweilt man nur längere Zeit vor ihnen, im wahren Sinne des Wortes hineingucken.

Und all das ist beseelt und gestaltet von seiner nachschaffend erhöhenden Phantasie. Es gibt Alpenbilder von ihm, wie das Lauterbrunner Tal oder das Silberhorn, die wie Märchenlandschaften anmuten. Auf dem letzgenannten, das er fünf Jahre nach dem eigentlichen Erlebnis aus einer Bleistiftskizze erstehen ließ, hebt sich das Bergmassiv magisch über die Wolken wie eine Verklärung des traulichen Grüns der nur von ein paar Ziegen und einer blaugewandeten Menschengestalt belebten Matten...

Es ist ein bevorzugtes Kunstmittel Thomas, die stille Einsamkeit, das Insichversonnene seiner Landschaften dadurch zu betonen, daß er ein oder zwei Figuren, möglichst in leuchtender Farbe, in sie hineinsetzt. Das entspricht seinem Weltgefühl, das den Menschen unmittelbar in der Natur und als einen Teil von ihr empfindet, und ist überdies charakteristisch für seine Raumauffassung. Ein Mann zu Pferde, der in andächtiger Versunkenheit der Dämmerung entgegenreitet, führt den Beschauer mit sich in die Abendstimmung des Bildes hinein...

Bemerkenswert ist die Beherrschung des farbigen Ausdrucks in Thomas besten Bildern, wie sie sich aus der Einheit von Mensch und Natur ergibt. Er malt etwa badende Jünglinge an einem kleinen Bach zwischen Strauchwerk und Gestein. Abendliches Licht fällt von oben her in die ländliche Idylle, spiegelt auf dem Rücken des einen nackten Körpers und hüllt das Ganze in einen warmen Goldglanz.

Die Intensität seines Naturempfindens hebt Thoma hinaus über die Enge einer heimatlich abgegrenzten Kunst. Wie er die Alpen malte, so erlebt er die Besonderheit italischer Landschaft. Die Nationalgalerie zeigt jetzt zwei Bilder aus Tivoli, wo vom dunklen Höhensaum aus hinter schwerem Baumrahmen der Blick in die Weite der Campagna fällt, über der einmal ein rötlicher Abendstreifen liegt, während auf dem anderen, noch eindrucksstärkeren Bild eine blaue Dämmerung die Ferne erfüllt...

Der Landschafter erweist hier eine größere Wandlungsfähigkeit, eine umfassendere Schau, als wir sie später bei dem Menschenmaler werden feststellen können.

IV.

Von gleicher Eindringlichkeit und ebenso reicher Fülle ist auch der Märchenbildner. Und das kann nicht wundernehmen, wenn man erkannt hat, wie bei Thoma die Märchenvision aus dem Naturerlebnis sich bildet. Ganz von selbst belebt sich seiner Phantasie der deutsche Wald mit Amoretten und Putten. Einer Frühlingswolke vergleichbar, schwebt der Zauberschwarm geflügelter Wesen um die höchsten Zweige eines Weidenbaums; unten zwischen still äsenden Rehen umgaukelt ihr flüchtiger Reigen den Glanz eines Regenbogens, und mittendrin leuchtet das purpurne Rot eines schmetterlingshaften Flügelpaares. Man nimmt diesen ganzen unirdischen Zauber els etwas Selbstverständliches hin, und man fühlt sich entrückt ins leibhaftige Wunderland, sieht man eine von lustig musizierenden Engelscharen bevölkerte daunenbettweiche Wolke in luftiger Höhe über der Erde dahinziehen. (Auf einem Bilde übrigens, dessen räumliche Komposition von meisterhafter Geschlossenheit ist!)

Es dürfte hier interessieren, Thoma selber über sein Phantasieleben zu vernehmen: „Ich träume oft viel von Bildern und sehe oft herrliche Dinge im Traume, ich bewege mich dann unter ganz eigenartigen Raumverhältnissen, fast möchte ich sagen, ich sehe ringsum; ich habe es auch schon versucht, ein Bild nach der Erinnerung an einen solchen Traum zu malen; aber das Bild braucht immer ein optisches Gesetz, welches im Traume aufgehoben ist. Auch wenn ich Musik höre, sehe ich meistens schöne Bilder oder mache Pläne für solche." Diese Fähigkeit sinnlicher Vision des übersinnlichen hat dennoch unbewußt die Kunst Hans Thomas befruchtet. Nur so ist es begreiflich,

daß das Motiv der Wundervögel mit phantastisch buntem Gefieder in seinem Schaffen immer wiederkehrt und daß es ihm schließlich gelang, das Unwirkliche als künstlerische Wirklichkeit zur stärksten Anschauung zu bringen. Auf einem dieser Bilder in der Gesamtausstellung ziehen die Fabelschwärme dahin über klippigem Meeresblau, das wie eine Traumestiefe weit unten aufleuchtet. Hier ist der Bann des Visionären wohl am zwingendsten, da nicht nur durch die Erscheinung der Vögel und die Phantastik der Landschaft, sondern vor allem auch durch die perspektivische Schau eine unbedingte Suggestion erzeugt wird.

Der Traummaler Thoma ist eins mit dem Legendenmaler. Auch hier zieht ihn wie sonst am stärksten die Idylle an. Das alte, man darf sagen traditionelle Motiv der deutschen Meister: die Flucht nach Ägypten und die Ruhe auf der Flucht, beschäftigen seinen Geist besonders. Und was er da schuf, ist persönlichste Fortführung der besten Überlieferung. Am nächsten wohl Lukas Cranach verwandt, wenn er die Rast der Heiligen Familie mitten im deutschen Landschaftsbilde, umspielt von Reh und Englein, belauscht. Oder wenn er das flüchtende Paar mit dem Kinde von dem behutsam auf den Zehenspitzen vortastenden Himmelsboten durch grünen, geheimnisvoll tiefen Wald geführt sieht. Die Farbenbehandlung gerade dieses Bildes aus dem Beginne seiner Frankfurter Periode 1876 ist sehr interessant. Mit dem milden Glanz des Strahlenkranzes um Mariens Haupt kontrastiert das intensiv leuchtende Blau ihres Mantels, und von diesem wiederum lenkt der rote Feuerschein, der über der Engelsgestalt liegt, das Auge ab; fast möchte ich sagen: er beeinträchtigt die stille Heimlichkeit der Stimmung. Vollendung in jedem Sinne bedeutet aber jenes Bild von der Ruhe auf der Flucht, wo Maria, ein echtes deutsches Bauernweib, mit dem Kinde auf dem Schoß am Baume angelehnt sitzt, in dessen Krone ein Engelsschwarm musiziert, während Joseph seitlich im Schatten eingenickt schläft und der große rötlichgelbe Vollmond gerade neben dem Baumstamme aufgeht. Hier finden wir das Motiv von jener Innigkeit des Empfindens beseelt, die des Menschen und Künstlers Thoma bestes Teil ist. Die räumliche Zusammenfassung der Gruppe, die Erfülltheit des ganzen Bildes, wo keine leere Stelle und gleichwohl nichts überflüssiges zu finden ist . . ., all das darf schlechthin meisterlich genannt werden.

Aus Thomas Alpenlandschaften mag die Vision der Gralsburg, hoch droben in unirdischer, unzugänglich scheinender Felseneinsamkeit, entstanden sein. Denn wieder trifft man hier auf den stimmungsmäßig erfaßten Kontrast der tannenwalddunklen Beschaulichkeit im Tale, wo nur die roten Mäntel sehnsuchtsvoll aufwärtsstrebender Ritter leuchten, mit der mystisch lockenden Helligkeit der Höhe. Thoma gestaltet auch da noch ganz aus der Volksseele und ihrer Phantasie heraus, die er als sein besonderes Muttererbe bezeichnet hat.

An die Grenzen seiner Kunst gemahnen jedoch die beiden Monumentalgemälde aus der Heidelberger Peterskirche, die Thoma vor zwanzig Jahren geschaffen hat und deren Gegenstände der christlichen Legende entnommen sind. Hier spürt man deutlich, wie der Idylliker, der auf die innigste Zusammenfassung des Stimmungsgemäßen eingestellte Meister sich künstlich dem Zwange des großen Raumes anzupassen versuchte. Und dabei ist es ihm kaum gelungen, die Höhe des Spitzbogens bildhaft auszufüllen. Sein Vortrag wird dadurch dünn und man empfängt keineswegs das Gefühl der formalen Notwendigkeit. Das bestätigte mir eine Graphik, die das Motiv des Bildes „Christus erscheint dem Petrus auf dem Meere" im Rechteck wiederholt, wobei der Eindruck an Geschlossenheit wesentlich gewonnen hat.

V.

In der Natur und aus ihr heraus hat Thoma den Menschen erlebt. Aber dem Reichtum des inneren Gesichts, das den Landschafter und Märchenbildner auszeichnet, entspricht nicht die geistige Wandlungsfähigkeit des Porträtisten. Hier umzirkt ein engerer Kreis seine Meisterschaft. Sich selbst und verwandte Naturen vermag er freilich im Tiefsten auszudrücken. Die herbe ländliche Schönheit seiner Schwester spricht uns aus manchem seiner besten Bilder unmittelbar an. Es ist da eins gleich im ersten Seitenraum der Gesamtausstellung, das sie als junges Mädchen im dunkelroten Wams mit dem blauen Strickstrumpf in der Hand darstellt und durch seine warme Farbenkomposition wundersam Frieden und Ruhe ausdrückt. Auch das Greisenantlitz seiner Mutter ist Thoma

zum Menschenerlebnis geworden, und die eigene Wesenheit hat er oft und mit jener strengen Selbsterkenntnis gestaltet, die dem bedeutenden Menschen eignet. Er sieht sich gerne umrahmt von Blüten und Früchten oder einer Landschaft verschwistert, die seinem Seelenzustand gemäß ist. Sonst finden wir — neben einigen Bildern aus dem näheren Kreis seiner Freunde — mit Vorliebe bäuerliche Erscheinungen festgehalten. Auch dabei zieht ihn wieder das Idyllische besonders an und glückt ihm am meisten: eine alte Frau mit dem Enkelkind auf dem Schoß, zu Füßen das brave Hauskätzchen oder ein Dorfgeiger, der, das Notenbuch aufgeschlagen auf den Knieen, im Freien mit Andacht zu üben sich anschickt... Es gibt noch eine stärkere Variation dieses Motivs, die der Gesamtausstellung ferngeblieben ist: derselbe Jüngling, im Blumengarten beim Mondenschein seinem naiven Bogenstrich hingegeben. Hier klingt schon jener Humor an, der eine deutsche Besonderheit des Menschenmalers Thoma ist und dem wir das entzückende Bild seiner Frau mit dem blumenbeladenen Esel verdanken, wo auch die Engelskinder in den Lüften wieder ihr neckisches Spiel treiben. Vor allem aber das auf Papier gemalte große Bild der Musikkapelle, das monumental und idyllisch zugleich ist und wo Thoma seine heitersten Humore in der Charakterisierung der einzelnen Musikantentypen spielen läßt. Selten ist die Atmosphäre selbstvergnüglichen deutschen Spießertums so unbedingt festgehalten worden. Und wenn wir auch Thoma kaum einen Porträtisten im eigentlichen Sinne nennen können, weil ihm die geistige Proteusnatur versagt ist, die sich in jede menschliche Individualität im Augenblicke schöpferisch zu verwandeln vermag, — so dürfen wir uns doch im bescheideneren Umkreis des ihm Wesensnahen gar mancher Meisterleistung erfreuen. freuen.

VI.

Auch das graphische Werk Thomas ist reich an Schönem. Hier muten Landschaftsskizzen von jener zuvor umschriebenen Genialität der Einfachheit besonders an. Das Märchenhafte entbehrt zuweilen zu seinem Nachteile des farbigen Zaubers. Aber die häusliche und ländliche Idylle offenbart oft ihre intimsten Reize. Am stärksten ist natürlich das ursprünglich graphisch Gedachte gelungen. Berühmt ist die Katze am offenen Fenster, das den Blick auf die abendliche Landstraße freigibt, mit der schmalen Mondsichel zwischen Sommergewölk. Diese Radierung ist in einer zu gleicher Zeit mit der Gesamtausstellung in den Räumen der Kunsthandlung Konrad Zimmermann in der Schillstraße veranstalteten Thomaschau zu sehen. Und hier findet sich auch sein vielleicht letztes Meisterwerk, das Selbstbildnis des Achtzigjährigen „Im Winter des Lebens". Die ruhige Gelassenheit des späten Alters empfängt in dieser Radierung einen Ausdruck von rührender seelischer Größe. Man kann lange Zeit den Blick nicht wenden von diesem Greisenantlitz, das, von dichtem Tannengezweige umrahmt, milde und wissend zugleich dem Ablauf des Lebens entgegenschaut, während die altersgezeichnete Hand eine Strohblume als letztes Spätgeschenk der blühenden Erde zärtlich festhält...

VII.

Hans Thomas Lebenswerk wird jenseits aller Mode Bestand haben. Denn schon heute zeigt es sich losgelöst vom wandelbaren Begriffe des „Zeitgemäßen". Ihn hat keine Bewegung in die Höhe gebracht. Als man den beinahe Fünfzigjährigen „entdeckte", hatte er längst für die Dauer geschaffen. Weil er nie krampfhaft etwas Besonderes hat sein wollen, ist er uns so viel geworden. Und darum vor allem, weil er nie den Zusammenhang mit der Muttererde, der er als echtes Volkskind entstammte, verloren hat. Genialität ist immer nur der Ursprünglichkeit beschieden.

Auch Thomas Deutschtum war niemals „Programm", sondern Selbstverständlichkeit. Deshalb wird er als deutscher Meister — wie die Besten seiner künstlerischen Vorfahren — einst der Welt gehören.

Oper und Operette / Von Prof. Wilhelm Altmann

Gar nicht selten trifft es sich, daß in beiden Berliner Opernhäusern, der Staatsoper und dem Deutschen Opernhause, an demselben Abend dasselbe Werk aufgeführt wird. Aber war es notwendig, daß erstere Puccinis Tosca in ihren Spielplan aufnehmen mußte? Dieses Werk hatte hier doch zahlreiche Aufführungen in Gregors noch immer nicht ersetzter Komischen Oper und in der Kurfürstenoper seligen Angedenkens erlebt und wird auch sehr häufig im Deutschen Opernhause gegeben. Fern liegt es mir, trotz seiner blutrünstigen Kinodramatik, es verunglimpfen zu wollen; dazu finde ich die Musik viel zu wertvoll. Aber es gibt genug ältere und neuere deutsche Opern, die brach liegen und unserem Publikum näher gebracht werden müßten. Für dieses ist freilich Puccini Trumpf. Nur so erklärt es sich, daß Direktor Hartmann in seinem Deutschen Opernhause das beliebte Repertoirstück der Staatsoper „Die Boheme", meines Erachtens das weitaus wertvollste Werk Puccinis, auch aufführen mußte. Er hätte lieber dessen Manon Lescaut wieder aufnehmen sollen, wenn er sich nicht an die drei von ihm bereits angenommenen Einakter herantraute, die den Ruhm dieses Italieners anscheinend nicht gerade mehren.

Nur ein Zufall war es, daß in beiden Opernhäusern Wagners Fliegender Holländer fast gleichzeitig neuinszeniert wurde. Die Staatsoper hatte dies schon für die vorige Spielzeit in Aussicht genommen. Sie gab dieses echt romantische, immer noch mächtig packende Jugendwerk Wagners ohne Pausen. In Bayreuth hatte man diese ursprüngliche, schon bei der Uraufführung fallen gelassene Einteilung, auf die der Dichterkomponist trotz sehr häufiger Beschäftigung gerade mit diesem Werk nie zurückgegriffen hatte, im Jahre 1901 und 1902 erprobt. Sie ist dann noch von so mancher anderen Bühne (München, Karlsruhe) aufgenommen worden, auch in Berlin von Hermann Gura, als dieser 1909 eine glanzvolle Sommeroper leitete. Nach meinem Empfinden soll man ruhig nach dem herkömmlichen ersten Akt eine Pause machen, da zwischen ihm und dem folgenden Stunden liegen, dagegen den dritten Akt unmittelbar an den zweiten anschließen. So verfuhr das Deutsche Opernhaus, das auf seine Wiedergabe des Holländers besonders stolz sein konnte, wenn es auch für die Titelrolle nicht ganz so ausgezeichnete Vertreter wie die Staatsoper besitzt. Diese stellte als Senta zunächst die seinerzeit gerade durch diese Rolle in Bayreuth berühmt gewordene Barbara Kemp heraus, das Deutsche Opernhaus seine glutvolle Tosca Mafalda Salvatini, die über alle Erwartungen sich auch der Senta vollkommen gewachsen zeigte. Beide Bühnen hatten am Schlusse, auf die von Wagner vorgeschriebene Apotheose verzichtet und ließen durch die Naturerscheinung eines Nordlichts das Werk zum Abschluß kommen.

Sehr anzuerkennen ist, daß der Direktor des Deutschen Opernhauses, trotzdem er bisher mit Uraufführungen kein sonderliches Glück gehabt hat, sich doch wieder zu einer solchen entschlossen hat. Diesmal aber war ein unbestrittener durchschlagender Erfolg festzustellen, diesmal dürfte Paul Scheinpflugs heitere Oper „Das Hofkonzert", um die es sich handelte, für längere Zeit eine starke Anziehungskraft ausüben. Diese ist eigentlich von vornherein bedingt durch das Textbuch, eine geschickte opernmäßige Umarbeitung des von Akt zu Akt in seiner Wirkung sich steigernden sehr gelungenen, durch zahlreiche Aufführungen allerorts bekannten Lustspiels „Kammermusik" von Heinrich Ilgenstein (1914). Auch Scheinpflugs Musik ist nachzurühmen, daß sie eine ständige Steigerung aufweist. Man täte ihr bitter Unrecht, wollte man sie nur als sogenannte Kapellmeistermusik einschätzen, ihr jede Eigenart absprechen. Wohl hält sich der Komponist in diesem seinem dramatischen Erstlingswerk an berühmte Vorbilder, vor allem an den Rosenkavalier von Richard Strauß, doch er ist kein sklavischer Nachahmer, hat vor allem auch genügend melodische Einfälle und besticht nicht etwa bloß durch seine sehr reizvolle und meist auch sehr wohlklingende Instrumentation. Wenn er gelegentlich ganz unnötigerweise zu sehr gewagten Akkordverbindungen der Neutöner gegriffen hat, so verzeiht man ihm dies gern in Anbetracht der wirklich feinkomischen Einfälle, die uns in seinem Orchester begegnen. Trotzdem dieses im Vordergrund des Interesses steht, kann man sich doch darüber sehr freuen, daß Scheinpflug die Singstimmen

ungemein dankbar behandelt hat. Rühmen muß man auch, daß er kaum einmal in das seichte Fahrwasser der modernen Operette hinabgeglitten ist. Er hat auch die Gabe, jede seiner Bühnengestalten angemessen zu charakterisieren: sprühende Laune und geistvolle Satire steht ihm z. B. ebenso zu Gebote wie echte Gefühlswärme. Über das ganze Werk sind sehr ansprechende, warm empfundene fein lyrische Stellen verstreut. Ist es auch noch nicht die ersehnte, allen Ansprüchen genügende heitere deutsche Oper, die wir so dringend nötig haben, so doch ein recht gelungener Versuch auf dem im allgemeinen so dornenvollen Weg zum musikalischen Lustspiel.

Bisher in Berlin unbekannte Werke sind bis zum Schluß des Jahres 1921 nur von der Staatsoper aufgeführt worden und zwar zwei. Zuerst das Christelflein von Hans Pfitzner, dessen musikalische Legende Palestrina infolge des plötzlichen, auf der Bühne erfolgten Ablebens des vortrefflichen Vertreters der Titelrolle Josef Mann nicht so oft angesetzt werden konnte, als beabsichtigt und auch nötig war. Dieses Christelflein war ursprünglich ein richtiges Weihnachtsstück für Kinder. Waren auch der Dichterin Ilse von Stach einige schwache, ja banale Verse untergelaufen, so war doch die ganze Anlage ihres Werks recht poetisch; vor allem war der Dichterin die Gestalt des sonnig-frohen Waldelfleins sehr gelungen. Dieses wird angesichts des Menschenleids nachdenklich und folgt schließlich aus Mitleid, um das kranke Trautchen gesund seinen Eltern und seinem Bruder wiederzugeben, dem Christkind in den Himmel. Pfitzner hatte dazu eine sehr ansprechende Musik geschrieben, von der die etwas ausgedehnte, alle Hauptthemen des Werks verarbeitende Ouvertüre in den Konzertsälen ziemlich heimisch geworden ist. Nach der Münchener Uraufführung am 11. Dezember 1909 hatte dieses Kinderweihnachtsstück aber nicht die erhoffte Verbreitung gefunden. Gerade elf Jahre später ging es in der Umarbeitung als Märchenoper in Dresden sehr erfolgreich in Szene. Pfitzner hatte es nicht bloß musikalisch erweitert, sondern auch die Dichtung vertieft und durch Zusammenziehung des zweiten und dritten Akts dramatisch wirksamer gemacht. In dieser neuen Gestalt, die übrigens immer noch reichlichen Dialog aufweist, fand das Werk auch bei uns eine mehr als freundliche Aufnahme.

Pfitzner bekennt sich gleich in den ersten Takten der Ouvertüre, denen wir als dem Thema der Freuden des Himmels noch öfters begegnen, zur Romantik. Die deutschen Tannen, die in der Dichtung als Lebewesen erscheinen, und die Elfen schildert er mit Tönen, wie sie eben nur ein deutscher Romantiker erfinden kann. So knorrig er den von der Dichterin auch sehr hübsch gezeichneten Tannengreis, der weder von den Menschen noch von Gott etwas wissen will, erscheinen läßt, so anmutig und froh charakterisiert seine Musik zunächst das Elflein, um es dann mit dem Leid der Menschheit und dem Erlösungsgedanken bekannt zu machen. Es geschieht dies mit denselben Tönen, die uns bereits in der Einleitung zum zweiten Akt an das Krankenbett Traudchens geführt haben. Ganz reizend ist die Musik zu den Tänzen der Waldtannen und Elfen, ebenso der Reigen der Engel; er ist übrigens vom Tonsetzer in glücklichster Weise als Schlußsatz zu seinem bisher einzigen Streichquartett verwendet worden. Feiner Humor herrscht in den Szenen, in denen Knecht Ruprecht den Ton angibt; ihm ist auch eine musikalisch recht bemerkenswerte Legende vom Christbaum zugeteilt. Ohne große instrumentale Mittel ist stets Wohlklang und oft eigenartiger Reiz im Orchester erzielt. Vor allem spricht die nie anspruchsvoll sich gebärdende Musik stets zum Herzen; man muß sie liebgewinnen. Ein Kunstwerk ersten Ranges zu schaffen, hat ganz offenbar nie in Pfitzners Absicht gelegen und doch hat er dies meist erreicht. Auch zum Hausgebrauch für groß und klein eignet sich seine Christelflein-Musik, diie sicherlich nachhaltigste Beachtung verdient. Außer Humperdincks Hänsel und Gretel sowie dessen Königskindern, die merkwürdigerweise von unserer Staatsoper vernachlässigt werden, kenne ich keine Märchenoper, die dem deutschen Empfinden so vollkommen Rechnung trägt.

Die zweite Neuheit der Staatsoper war das lyrisch-fantastische Spiel „Die Vögel" von Richard Braunfels. Der hohe Wert dieser Oper war schon nach der Münchener Uraufführung am 4. Dezember 1920 allgemein anerkannt worden. Der damals 38-jährige Dichterkomponist, dessen früheren Opern Prinzessin Brambilla und Ulenspiegel, der Intendant Max von Schillings einst in Stuttgart seine wärmste Teilnahme geschenkt hatte, hat in freier Anlehnung an das bekannte politisch-satirische Lustspiel Aristophanes unter Ausschaltung der Politik, an

deren Stelle er, freilich nur andeutungsweise, die Musik setzt, eine fesselnde Dichtung geschaffen, die als das Hohelied der Sehnsucht bezeichnet worden ist und jedenfalls eine Fülle musikalischer Anregungen ihm gegeben hat. So gesunde, vornehme und klangschöne Musik trifft man bei jetzt lebenden Tonsetzern selten an. Braunfels ist in erster Linie Melodiker; er darf für sich als besonderes Verdienst in Anspruch nehmen, daß er in erster Linie für die Singstimmen melodisch schreibt; er läßt seine Vögel demnach wirklich singen und zwar ebenso inhaltsreich wie ausdrucksvoll. Er behandelt aber auch das Orchester, durch das er die Singstimmen so gut wie nie übertönen läßt, ungemein klangvoll und farbenreich. Er ist in der Hauptsache auch wie Pfitzner deutscher Romantiker; von der übertrieben gepfefferten, gesuchten Harmonik, die bei uns durch das Ausland eingeschleppt worden sind, hält er sich frei. Er knüpft, vor allem dadurch, daß er große Ensembles aufbaut und dem Chor größere Aufgaben stellt, wieder an die alte Oper an, wie dies ja auch Wagner in seinem Meistersingern von Nürnberg getan hat. Unverkennbar fußt er auf diesen, ist auch sehr zu seinem Vorteil bei Humperdinck und Richard Strauß in die Schule gegangen; ob er ohne das Vorbild der Zerbinetta in der Ariadne auf Naxos eine solche Koloraturpartie wie seine Nachtigall geschaffen hätte, ist mir zweifelhaft. Er bringt aber genug Eigenes und Eigenartiges, um ausgiebigste Berücksichtigung der Opernbühnen beanspruchen zu können. Trotzdem er sich am wohlsten als Lyriker fühlt, kommt er doch zu recht gelungenen dramatischen Wirkungen, vor allem in der Szene des Prometheus und beim Strafgericht des Zeus. Bei knapperer Fassung würde manches noch eindrucksvoller sein. In bezug auf Innigkeit und Gefühlswärme steht die große Szene der Nachtigall am Anfang des zweiten Akts, an die sich dann ihr Zwiegesang mit Hoffegut wundervoll anschließt, obenan; diesem Idealisten sind überhaupt herrliche Melodien in den Mund gelegt. Fein humoristisch, nie aufdringlich derb, sind die Gestalten des Erzphilisters und Besserwissers Ratefreund und des Wiedehopfs gezeichnet; letzterer ist der König der Vögel. Reizvoll, wenn auch etwas lang, ist die Balletteinlage „Die Taubenhochzeit". Die Aufführung befriedigte höchste künstlerische Ansprüche.

Schillings, der bisher stets auch für das Ballett Interesse gezeigt hat, ließ auch jetzt wieder ein solches, die nur zwei Bilder bietende Tanzpantomime „Der Zaubergeiger", aufführen, zu der Hans Grimm nicht bloß nach einem aus der Sammlung der Gebrüder Grimm bekannten Märchen die Handlung, sondern auch eine sehr fein instrumentierte, die Handlung sehr hübsch untermalende, keineswegs aus landläufigen Tänzen sich zusammensetzende Musik geschaffen hat.

Mit Kräften der Staatsoper wurde in dieser, aber nicht im Rahmen des Spielplans — und leider nur einmal — auf Veranlassung der Lessinghochschule, die von Geheimrat Prof. Dr. Max Friedländer wieder ausgegrabene Vertonung der ersten Fassung des Goetheschen Singspiels Erwin und Elmire durch die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Mutter Karl Augusts (1776), aufgeführt, nachdem dieses Werk im Juni den Mitgliedern des Instituts für musikwissenschaftliche Forschung in Bückeburg in konzertmäßiger Form dargeboten worden war. Es überrascht durch den selbständigen Anteil, der darin dem kleinen Orchester eingeräumt ist, und zeigt, daß die fürstliche Tonsetzerin, die keineswegs als eine Dilettantin bezeichnet werden darf, musikalisch hochgebildet war, dramatisch empfunden und in mancher Hinsicht Mozart vorgeahnt hat. Infolgedessen kommt ihrem Singspiel mehr als bloße geschichtliche Bedeutung zu.

Beachtenswert als Operettenkomponist ist unstreitig Franz Doelle, dessen „Liebesdiplomat" in Potsdam zur Uraufführung kommen mußte, weil selbst zwei so bekannten Librettisten wie Rudolf Presber nud Leo Walter Stein eine Berliner Bühne sich nicht ohne weiteres öffnet. So unterhaltend das Buch auch ist, wenngleich die Exposition viel zu lange dauert, so ist es doch ganz und gar nach dem üblichen Schema gearbeitet. Doelle, dem man gern anhört, gibt seinen flotten Tanzrhythmen etwas wie eine eigene Note. Er ist vorwiegend der Mann des Walzers, beweist immer Geschmack, vermeidet vor allem schmalzige Sentimentalität und holt noch im Schlußakt zu einem wirklichen Schlager aus. Solche finden sich fast fortlaufend im zweiten Akte. Dem südamerikanischen Stoff entsprechend ist die Musik sehr geschickt exotisch gefärbt. Die Instrumentierung verrät sehr viel Gewandheit und Klangsinn, doch sind nach meinem Geschmack die Melodien zu häufig durch Figurenwerk der Pikkoloflöte umspielt. Sehr angenehm fiel mir der junge Potsdamer Kapellmeister Ernst Rutschmann, ein vortrefflicher Rythmiker, auf.

Vier Geschichten / Von Lord Dunsany

I. Frühlings Einzug in die Stadt.

An einer Straßenecke saß betrübt der Winter und spielte mit einem Winde.

Noch immer prickelten die Finger der Vorübergehenden und noch immer war ihr Atem sichtbar, und noch immer hüllten sie hastig das Kinn in den Mantel, wenn sie um eine Ecke bogen und ihnen ein neuer Wind entgegenkam, noch immer sandten früh erleuchtete Fenster den Gedanken zauberischen Behagens an abendlichen Feuern auf die Straße hinaus. All dieses währte noch immer, doch des Winters Thron wankte, und jedes Lüftchen brachte Botschaft von neuen Festen, verloren auf Seen oder nördlichen Bergeshängen. Und der Winter erschien nicht mehr als König in jenen Straßen, wie damals, da die Stadt mit leuchtendem Weiß bedeckt war, um ihn als Sieger zu begrüßen und er mit seinen glitzernden Eiszapfen einzog und dem hochmütigen Gefolge prunkend einherfahrender Winde, doch saß er dort an der Straßenecke mit einem kleinen Winde, gleich einem alten blinden Bettler mit seinem hungrigen Hund. Und wie sich der Tod einem alten blinden Bettler naht, und die wachsamen Ohren des blicklosen Mannes prophetisch seinen fernen Tritt hören, also drang plötzlich zu des Winters Ohren, aus einem benachbarten Garten, der Schall des nahenden Frühlings, da er auf Maßliebchen einherkam. Und der nahende Frühling betrachtete den eingemummten ruhmlosen Winter.

„Fort", sprach der Frühling.

„Für dich gibt es hier nichts zu tun", sprach der Winter zu ihm. Dennoch zog er seinen grauen und abgenutzten Mantel um sich, stand auf, rief seinen kleinen bittern Wind und schritt fort, eine Seitenstraße, die nordwärts führte, hinauf.

Fetzen Papiere und hohe Wolken Staub zogen mit ihm bis zum Außentor der Stadt. Dann wandte er sich um und rief dem Frühling zu: „In dieser Stadt kannst du nichts tun". Dann zog er heimwärts über Ebene und Meer und hörte die alten Winde heulen, da er dahinging. Das Eis zerbarst hinter ihm und versank gleich Flotten. Links und rechts von ihm flogen der Seevögel Züge und weit vor ihm schallte der Gänse Triumphgeschrei, einer Zinke gleich. Größer und größer wurde seine Gestalt, da er nordwärts zog und immer königlicher sein Aussehen. Nun nahm er Marken mit einem Schritt und nun Landstriche und erreichte wieder die schneeweißen Eisländer, wo die Wölfe hervorkamen, um ihn zu empfangen und, sich von neuem mit alten grauen Wolken behängend, schritt er durch die Tore seines unbesiegbaren Heims, zwei alte Eisschranken, schwingend an Eispfeilern, die niemals die Sonne gekannt.

So ward die Stadt dem Frühling überlassen. Und er schaute sich um, um zu sehen, was er mit ihr anfangen konnte. Alsbald sah er einen jämmerlichen Hund den Weg entlang streichen und er sang ihm zu: daß der Hund hüpfte. Am nächsten Tage sah ich ihn, sich brüstend, vorüberlaufen. Wo Bäume standen, ging der Frühling zu ihnen hin und flüsterte, und sie sangen das Baumlied, das nur Bäume hören können, und die grünen Knospen kamen verstohlen hervor, wie Sterne im Zwielicht, heimlich eine nach der andern. In Gärten ging er und erweckte aus Träumen die warme mütterliche Erde. In kleine, kahle und öde Flecken rief er emporflammend den goldenen Krokus oder seinen purpurnen Bruder, wie eines Kaisers Geist. Er erfreute, hier mit einem Unkraut, dort mit einem Gräschen, die anmutslosen Rückseiten verwahrloster Häuser. Er sprach zur Luft: „Sei fröhlich".

Kinder huben an zu wissen, daß Maßliebchen in einsamen Ecken blühten. Blumen erschienen an den Röcken junger Männer. Das Werk des Frühlings war getan.

II. Nur die Unsterblichen

Erzählen hörte ich, daß fern von hier, auf der falschen Seite der Wüsten Catayas und in einem dem Winter geweihten Lande, alle die Jahre weilen, die tot sind. Und da umschließt sie ein Tal und verbirgt sie, wie das Gerücht besagt, vor der Welt, doch nicht vor dem Auge des Mondes, noch vor denen, so in seinen Strahlen träumen.

Und ich sprach: Auf Traumpfaden will ich von hier ziehen und jenes Tal erreichen und es betreten und dort um die guten Jahre trauern, die

tot sind. Und ich sprach: Einen Kranz will ich mitnehmen, einen Kranz der Trauer, und ihn als Zeichen meines Grams um ihr Geschick zu ihren Füßen legen.

Und als ich unter den Blumen suchte, unter den Blumen für meinen Kranz der Trauer, schien mir die Lilie zu groß und der Lorbeer zu feierlich und ich fand nichts zart, noch schlank genug, um als Opfer den toten Jahren zu dienen. Und schließlich wand ich einen schlanken Kranz aus Maßliebchen, wie ich Kränze hatte winden sehen in einem der Jahre, das tot ist.

„Der", sagte ich, „ist kaum weniger zart oder weniger fein, als eines dieser zarten vergessenen Jahre." Dann nahm ich meinen Kranz in die Hand und zog von hier dahin. Und als ich auf geheimnisvollen Pfaden in jenes märchenhafte Land gekommen war, wo das Tal, von dem das Gerücht berichtete, nahe dem gebirgigen Mond liegt, suchte ich zwischen dem Gras nach jenen armen, zarten Jahren, denen ich meine Trauer und meinen Kranz gebracht hatte. Und als ich dort nichts im Gras fand, sprach ich: „Die Zeit hat sie zerstreut und hinweggefegt und nicht einmal eine schwache Spur hinterlassen."

Und hoch in des Mondes Lichtfülle blickend, sah ich plötzlich nahbei Kolosse sitzen, und emportürmen und die Sterne auslöschen und die Nacht mit Finsternis erfüllen. Und zu jener Götzen Füße sah ich Könige beten und sich verneigen, und die Tage, die sind, und alle Zeiten und alle Städte und alle Völker und ihre Götter alle. Weder des Räuchwerks Ruch, noch des Opfers Brand erreichte jene gewaltigen Häupter, sie saßen da, unermeßbar, unumstürzbar, unauslöschbar.

Ich sprach: „Wer sind jene?"

Jemand antwortete: „Nur die Unsterblichen."

Und ich sprach traurig: „Nicht kam ich furchtbare Götter zu sehen, sondern Tränen zu vergießen und Blumen darzubringen zu den Füßen kleiner toter Jahre, die nicht wiederkehren können."

Er antwortete mir: „Diese sind die Jahre, die tot sind, die Unsterblichen nur. Alle Jahre, die je sein werden, sind ihre Kinder. Sie bildeten ihr Lächeln und ihr Gelächter. Alle irdischen Könige haben sie gekrönt, alle Götter erschaffen. Alle Geschehnisse werden von ihren Füßen gleich einem Fluß hinunterströmen, die Welten sind kleine Kiesel, die sie schon geworfen haben, und die Zeit, und hinter ihr die Jahrhunderte alle, knieen dort gebeugten Hauptes als Zeichen der Ergebenheit zu ihren mächtigen Füßen.

Und da ich dieses hörte, wandte ich mich ab mit meinem Kranz und kehrte getröstet um in mein Heimatland.

III. Eine kleine moralische Geschichte.

Es war einmal ein eifriger Puritaner, der es für Unrecht hielt zu tanzen. Und er arbeitete schwer für seine Prinzipien, er führte ein eiferndes Leben. Und es liebten ihn all jene, die den Tanz haßten, und die, so den Tanz liebten, achteten ihn auch. Sie sprachen: „Er ist ein reiner, guter Mensch und handelt seiner Erkenntnis gemäß."

Er tat viel, um die Lust am Tanz zu nehmen und half mehrere Sonntagsvergnügungen beseitigen. Einige Dichtungsarten, sagte er, liebe er, aber nicht die phantastische Art, da sie die Gedanken der ganz Jungen verderben könnte. Er kleidete sich immer schwarz.

Er ließ sich die Sittlichkeit sehr angelegen sein und war ganz aufrichtig, und viel Achtung auf Erden erwuchs ihm seines ehrlichen Gesichtes und seines wallenden, schlohweißen Bartes wegen.

Eines Nachts erschien ihm der Teufel im Traum und sprach: „Wohlgetan."

„Hebe dich weg", sprach jener eifernde Mann.

„Nein, mein Freund", sagte der Teufel.

„Wage es nicht, mich ‚Freund' zu heißen", antwortete er tapfer.

„Wohlan, Freund," sprach der Teufel, „hast du nicht mein Werk verrichtet? Hast du nicht die Paare, die tanzen wollten, getrennt? Hast du nicht gebändigt ihr Gelächter und ihren verfluchten Frohsinn? Hast du nicht getragen meine schwarze Tracht? O Freund, Freund, du weißt nicht, wie abscheulich es ist, in der Hölle zu sitzen und zu hören, wie Menschen glücklich sind und in Schauspielhäusern und auf Feldern singen und nach dem Tanz unter dem Mond flüstern", und er verfiel in ein fürchterliches Fluchen.

„Du bist es," sagte der Puritaner, „der das böse Gelüst zu tanzen in ihre Herzen pflanzte, und schwarz ist Gottes höchsteigene Tracht, nicht deine."

Und der Teufel lachte verächtlich und hub an und sprach:

„Er schuf nur die närrischen Farben und zwecklose Morgendämmerungen auf nach Süden schauenden Bergeshängen, und Schmetterlinge, die an ihnen entlang flattern, sobald die Sonne hochsteht, und törichte, zum Tanz kommende Jungfrauen, und den warmen, tollen Westwind, und als schlimmstes von allem — der Liebe verderblichen Einfluß."

Und als der Teufel sagte, daß Gott die Liebe erschuf, richtete sich jener eifernde Mann im Bett auf und schrie: „Lästerung! Lästerung!"

„Es ist wahr", sagte der Teufel. „Nicht ich schicke die Dorfnarren zu zweien, murmelnd und flüsternd in den Wald, wenn der Herbstmond hoch steht; kann ich es doch kaum ertragen, sie tanzen zu sehen."

„Dann", sprach der Mann, „habe ich fälschlich Recht für Unrecht gehalten; aber sobald ich erwache, werde ich dich dennoch bekämpfen."

„O nein, das wirst du nicht", sagte der Teufel. „Du erwachst nicht aus diesem Schlaf."

Und irgendwo weitweg wurden der Hölle schwarze stählerne Tore geöffnet und diese beiden Arm in Arm hineingezogen, und die Tore schlossen sich hinter ihnen, und noch immer gingen sie Arm in Arm, schritten mühselig weiter und weiter in die Tiefen der Hölle. Und des Puritaners Strafe war es, zu wissen, daß jene, die er auf Erden liebte, Böses tun würden, wie er getan hatte.

IV. Die wahre Geschichte von dem Hasen und der Schildkröte.

Unter den Tieren herrschte lange Zeit erbitterte Ungewißheit darüber, ob der Hase oder die Schildkröte schneller laufen könne. Einige sagten, der Hase sei der Schnellere von beiden, weil er solche langen Ohren hätte, und andere sagten, daß die Schildkröte die Schnellere sei, weil jemand, dessen Schale so hart sei, auch fähig sein würde, schnell zu laufen. Und siehe! Die Mächte der Entfremdung und Verwirrung schoben ständig den Entscheidungskampf hinaus.

Aber als fast Krieg unter den Tieren ausbrach, kam schließlich ein Ausgleich zustande, und es wurde bestimmt, daß der Hase und die Schildkröte eine Strecke von fünfhundert Metern laufen sollten, so daß alle sehen konnten, wer recht habe.

„Lächerlicher Unsinn", sagte der Hase, und mit Mühe und Not gelang es seinen Anhängern, ihn zum Laufen zu bewegen.

„Der Wettlauf ist mir sehr willkommen", sagte die Schildkröte. „Ich werde ihm nicht aus dem Wege gehen."

O, wie ihre Anhänger jubelten.

Groß war die Aufregung am Tage des Rennens, die Gans stürzte auf den Fuchs los und biß ihn fast. Beide Parteien sprachen laut bis zum Augenblick des Wettlaufs vom nahen Sieg.

„Ich bin des Erfolges völlig sicher", sprach die Schildkröte. Aber der Hase sagte nichts, er sah gelangweilt und verdrossen aus. Da verließen ihn einige seiner Parteigänger und gingen zur andern Seite über, die der Schildkröte begeisternde Worte laut bejubelte. Aber viele blieben bei dem Hasen. „Wir werden uns in ihm nicht täuschen", sprachen sie. „Ein Tier mit solchen langen Ohren muß gewinnen."

„Lauf schnell", riefen die Parteigänger der Schildkröte.

Und „lauf schnell" wurde eine Art Schlagwort, das ein Tier dem andern wiederholte. „Harte Schale und hartes Leben. Das tut dem Vaterlande not. Lauf schnell", riefen sie. Und diese Worte wurden nie gesprochen, ohne daß die Menge sie aus ihrem Herzen bejubelte.

Dann liefen sie los, und plötzlich herrschte Stille.

Der Hase jagte etwa einhundert Meter dahin, dann schaute er sich um, um zu sehen, wo seine Nebenbuhlerin bleibe.

„Es ist ziemlich albern," sprach er, „mit einer Schildkröte um die Wette zu laufen." Und er setzte sich hin und kratzte sich. „Lauf schnell! Lauf schnell!" riefen etliche.

„Laßt ihn ausruhen", riefen andere. Und „Laßt ihn ausruhen" wurde ebenfalls zum Schlagwort.

Und nach einer Weile kam seine Nebenbuhlerin nahe heran.

„Da kommt die verdammte Schildkröte", sagte der Hase, und erhob sich und lief so schnell er konnte, damit er sich nicht von der Schildkröte schlagen lasse.

„Diese Ohren werden siegen", sagten seine Freunde. „Diese Ohren werden siegen und auf unstrittigem Boden die Wahrheit unserer Worte be-

stätigen." Und etliche von ihnen wandten sich den Anhängern der Schildkröte zu und sprachen:

„Was sagt ihr nun zu euerm Tier?"

„Lauf schnell", erwiderten sie. „Lauf schnell."

Der Hase lief fast dreihundert Meter weiter, wahrhaftig fast bis ans Ziel, als es ihn plötzlich ergriff, was für ein Narr er sei, um die Wette zu laufen mit einer Schildkröte, die nirgendwo in Sicht war, und er setzte sich wieder hin und kratzte sich.

„Lauf schnell. Lauf schnell", rief die Menge und „Laßt ihn ausruhen."

„Was hat es denn für Sinn?" sprach der Hase, und diesmal hörte er für immer auf. Etliche sagen, er schlief.

Ein oder zwei Stunden lang herrschte verzweifelte Aufregung, und dann siegte die Schildkröte.

„Lauf schnell. Lauf schnell", riefen ihre Anhänger. „Harte Schale und hartes Leben, die haben es geschafft!" Und dann fragten sie die Schildkröte, was ihre Errungenschaft bedeute, und sie ging und fragte die Riesenschildkröte. Und die Riesenschildkröte sagte: „Es ist ein ruhmreicher Sieg für die Mächte der Schnelligkeit." Und die Schildkröte wiederholte es ihren Freunden. Und Jahre hindurch sagten die Tiere alle nichts anderes. Und selbst bis heute ist „ein ruhmreicher Sieg für die Mächte der Schnelligkeit" ein Schlagwort geblieben im Haus der Schnecke.

Und der Grund dafür, daß diese Darstellung des Wettlaufs nicht weit bekannt, ist, daß sehr wenige von denen, die ihm beiwohnten, den großen Waldbrand überlebten, der bald danach ausbrach. Mit einem großen Wind kam er zur Nacht über dem Forst herauf. Der Hase und die Schildkröte und sehr wenige von den Tieren sahen ihn weit weg von einem hohen kahlen Berg, der sich am Rande der Bäume erhob. Und eilends beriefen sie eine Versammlung, um zu entscheiden, wen sie als Boten ausschicken sollten, um die Tiere im Walde zu warnen.

Sie sandten die — Schildkröte.

(Alleinberechtigte Uebersetzung von Emerich Reeck.)

RANDBEMERKUNGEN

Lichterfelder Pädagogik.

Über die bekannten Vorgänge in der Großlichterfelder ehemaligen Kadettenanstalt sind in den Parlamenten und in der Presse umfangreiche Debatten geführt worden. Es ist in Deutschland nun einmal üblich, alles vom engsten politischen Parteistandpunkt anzusehen. Viel wichtiger als die politische Seite der Sache, scheint uns jedoch die pädagogische zu sein. Es ist wirklich nicht von allzu großer Bedeutung für den Bestand und die Zukunft des Deutschen Reichs, ob die ehemaligen Zöglinge der Kadettenanstalt monarchistisch oder republikanisch gesinnt sind, ob sie in ihren Freistunden patriotische Lieder oder auch Kaiserlieder singen. Wenn die deutsche Republik das nicht ertragen könnte, wäre sie auf allzu schwachen Grundlagen erbaut. Es war daher erfreulich, daß der Kultusminister Dr. Boelitz wenigstens den Versuch machte, die Angelegenheit aus dem politischen ins pädagogische Fahrwasser zurückzusteuern. Aber auch der preußische Kultusminister hat die Kadettenexzesse ganz ausschließlich vom Standpunkt der angeblich bedrohten Lehrer- und Erzieherautorität betrachtet und ist mit der überaus harten Strafe der Schulentlassung gegen die schuldigen Primaner eingeschritten. Ist man jedoch einmal zu der Überzeugung gelangt, daß es sich hier um keine politische, sondern um eine Frage der Schuldisziplin handelt, dann darf man die Dinge auch nicht ausschließlich mit den Augen des Lehrers und Wahrers der bedrohten Autorität ansehen, sondern man muß in viel höherem Grade, als das Dr. Boelitz getan hat, sich in die Seele der bedrohten Schüler hineinversetzen und die Interessen der Jugend, über die man unseres Erachtens bisher von allen Seiten rücksichtslos hinweggeschritten ist, in den Vordergrund rücken.

Tut man das aber, so muß man unbedingt zu dem Ergebnis kommen, daß die Lichterfelder Primaner keineswegs die allein Schuldigen sind, gegen die mit der schwersten Strafe der Schulentlassung hätte eingeschritten werden müssen. Vielmehr sind sie eher als die Opfer eines verkehrten Er-

ziehungssystems und verfehlter Experimente anzusehen. Die Anstalt, an der diese Primaner bisher ihre Jugend verbracht haben, wurde früher nach rein militärischen Erziehungsgrundsätzen geleitet. Nach der Staatsumwälzung haben sozialistische Erziehungstheoretiker, wie der frühere Kultusminister Haenisch, geglaubt, gerade diese Anstalt und diese Schüler zu Versuchskaninchen ihrer modernen, heiß umstrittenen pädagogischen Ideen machen zu können. Das war von vornherein verfehlt. Scharfe Übergänge von einem Erziehungssystem zum entgegengesetzten sind immer eine großer Fehler. Man hat den ehemaligen Kadetten nicht nur sozialistische Lehrer gegeben, die naturgemäß ihrem Seelenleben und den ihnen bisher anerzogenen Anschauungen fremd gegenüberstehen mußten, sondern man hat sie, die an militärische Disziplin und feste männliche Behandlung gewöhnt waren, über Nacht weiblichen Hausdamen als Erzieherinnenen unterstellt. Man mag über weibliche Knabenerziehung grundsätzlich denken wie man will. In Amerika und England ist sie seit Jahrzehnten üblich. In Deutschland hat sie zahlreiche Gegner, und erst die Not der Kriegsjahre hat, bei dem starken Mangel an männlichen Erziehern, in zahlreichen Anstalten die Anstellung weiblicher Pädagogen für Knaben in größerem Umfange zur Notwendigkeit gebracht. Viele sehen auch heute noch darin ein, wenn auch notwendiges Übel. Ob für junge Leute im Alter von 17 bis 19 Jahren, wie es die Lichterfelder Primaner waren, Hausdamen geeignet sind, Träger und Ausüber der in Internaten mit Massenbesetzung nun einmal unumgänglichen Disziplin zu sein, bestreiten wir auch heute noch im allgemeinen entschieden, wenn wir auch zugeben wollen, daß in Einzelfällen Damen dieser Aufgabe sich gewachsen gezeigt haben mögen. Daß sie es im Lichterfelder Falle nicht waren, scheint doch durch die Tatsachen unwiderlegbar erwiesen zu sein. Tatsächlich lagen die Dinge hier auch, eben gerade wegen der bisherigen militärischen Erziehungsformen, die man nicht ungestraft über Nacht in ihr Gegenteil verkehren darf, besonders schwierig.

Über alle diese Bedenken haben sich sozialistische Theoretiker, deren politische Gesinnungstüchtigkeit zweifellos ihre praktische pädagogische Befähigung überwog, leichtfertig hinweggesetzt. Die Resultate liegen vor. Nun soll man aber die Schuld nicht den Schülern allein aufbürden, die bedauerlicherweise zu Opfern pädagogischer Experimente gemacht worden sind, welche mißlingen mußten. Strafe ist hier unangebracht, wenn sie zu einer Schädigung des Fortkommens führt. Das gilt für die Schüler wie auch für die Lehrer und Hausdamen der verschiedenen sich befehdenden politischen Richtungen. Man erkenne endlich, daß das System unmöglich war und schütze die Schüler vor unausgeprobten Versuchen. Für einige Hundert ehemalige Kadetten, die unter dem System militärischer Disziplin ihr 16. Lebensjahr überschritten haben, muß es in Deutschland auch heute noch genug männliche Erzieher geben, unter deren Leitung dann der notwendige Übergang zur bürgerlichen Erziehungsanstalt allmählich und stufenweise sich vollziehen kann. So lange man das nicht ernstlich versucht hat, scheint uns die Auflösung der Lichterfelder Anstalt ebenso übereilt zu sein wie die Entlassung der schuldigen Primaner.

Das Görlitzer Programm der Mehrheitssozialisten.

Die größte der drei sozialdemokratischen Parteien Deutschlands, die SPD., hat sich vor einiger Zeit auf dem Görlitzer Parteitage ein neues Programm gegeben. Sie wollte offenbar damit auch zum Ausdruck bringen, daß neue Zeiten neue Aufgaben mit sich führen und daher auch neue Vorschläge für ihre Lösung erfordern. Keine Partei hat in der Tat innerlich seit der Revolution derart tiefgehende Veränderungen erfahren wie die mehrheitssozialdemokratische. Das alte Parteiprogramm war durch die Entwicklung der Dinge derart zersetzt und durchlöchert worden, daß die Partei schon um ihres Ansehens nach außen willen genötigt war, es zu erneuern. Die Sozialdemokratie hat es seit jeher geliebt, sich ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen, und hat dadurch gerade auf die Kreise oft Eindruck gemacht, die die Wissenschaft nur vom Hörensagen kennen und deshalb vor den scheinwissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Phrasen des Programms in Ehrfurcht erstarben. Es läßt sich nicht bestreiten, daß auf die Massen der Ungebildeten und der Halbgebildeten das sozialdemokratische Programm deshalb weitgehenden geistigen Einfluß ausübte, weil es als

eine Zusammenfassung unwiderlegbar bewiesener wissenschaftlicher Erkenntnisse auftrat und auftritt. Der halbgebildete sozialdemokratische Agitator blickt auf alle, die an das Parteidogma nicht glauben, mit einem beträchtlichen Hochmut herab und vermag die Massen leicht zu der Überzeugung zu bringen, daß er allein im Besitz der Wahrheit sei.

Demgegenüber haben sich die Gegner der Sozialdemokratie viel zu wenig mit dem sozialistischen Parteiprogramm kritisch und aufklärend beschäftigt. Wer eine Lehre widerlegen will, muß sie zunächst einmal eingehend kennen lernen. An einem guten und handlichen Rüstzeug zur Auseinandersetzung mit dem sozialdemokratischen Standpunkt zu den großen Menschheits-, Staats- und Gesellschaftsproblemen hat es bisher seit langem gefehlt. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß in dem kürzlich erschienenen kritischen Kommentar zum Görlitzer Programm der SPD von Hermann Schöler [1]) eine eingehende kritische Auseinandersetzung mit den sozialdemokratischen Theorien und Programmdogmen geübt wird. Schöler setzt dem Sozialismus einen prinzipiellen, überzeugten Individualismus entgegen. In klarer Sprache, aber nie oberflächlich, sondern immer mit guten, tiefschürfenden Argumenten bewaffnet geht er jedem einzelnen Programmsatz, unbeirrt durch alles scheinwissenschaftliche Gebaren, kräftig zu Leibe. Niemand, der sich mit der Sozialdemokratie oder dem Sozialismus auseinandersetzen will, sollte an diesem kritischen Kommentar achtlos vorübergehen. Denn wie immer man auch zu den darin vertretenen Anschauungen stehen mag, man wird dieses Buch nicht unbefriedigt und ohne Bereicherung seines Wissens aus der Hand legen.

Was diesen Kommentar besonders wertvoll macht und ihn von anderen Versuchen, den Sozialismus ad absurdum zu führen, vorteilhaft unterscheidet, ist die vollkommene Beherrschung der gesamten sozialistischen Literatur, wodurch der Leser zugleich einen tiefen Einblick in die geistigen Kämpfe und Auseinandersetzungen erhält, durch die der Sozialismus als Weltanschauung und wissenschaftliche Theorie so völlig zersetzt und zur Auflösung gebracht worden ist. Schöler kommt zu dem Ergebnis, daß das neue Programm — inhaltlich um so viel dürftiger als die alten, wie Marx und Bebel als Persönlichkeiten die Scheidemann und Hermann Müller überragten — einen Fortschritt gegenüber den früheren nicht darstellt. Die Sozialdemokratie ist doch, trotz ihres funkelnagelneuen Kleides, die alte geblieben. Sie bekennt sich in dem Programm von neuem zum Klassenkampf, und das ist das Entscheidende. Der Klassenkampf zerreißt die Volksgemeinschaft in zwei Lager und muß uns, wenn diese Anschauungsweise nicht überwunden wird, zur „Diktatur des Proletariats", also zu russischen Zuständen führen. Wer das verhindern will, der muß mithelfen, die sozialistische Denkweise, die den Gehirnen breiter deutscher Bevölkerungsschichten durch die sozialdemokratischen Parteiprogramme und ihre agitatorische Ausdeutung und Ausnützung künstlich aufgepropft worden ist, geistig zu überwinden. Hierbei aber kann kaum ein anderes Buch bessere Hilfsdienste leisten als der Schölersche Kommentar des neuen sozialdemokratischen Parteiprogramms.

*) Das Görlitzer Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Ein kritischer Kommentar von Syndikus Hermann Schöler. Meyersche Hofbuchhandlung, Detmold, 1922.

Der Roman eines Negers.

Batonala heißt der Held eines Negerromans, der einen veritablen Neger, den französischen Kolonialbeamten im Kongogebiet René Maran zum Verfasser. Der Buchhandel hat den Roman, der mit dem Goncourt-Preis ausgezeichnet ist, mit größter Reklame in die Welt geschickt, was im allgemeinen kein Beweis für die Gediegenheit einer Arbeit ist. Nach bisher erschienenen Kritiken zu urteilen, muß aber etwas an der Sache sein. Der Verfasser soll in der Milieuschilderung und in der Schilderung einer schwülen Sinnlichkeit und bestialischen Roheit den Meister eines konsequenten Naturalismus, Emile Zola, bei weitem übertroffen haben. Also ein bekömmliches Lesefutter für die dekadente französische Gesellschaft. Das alles interessiert uns indessen in diesem Zusammenhang weniger, sondern die im Vorwort enthaltene Kampfansage des Negers an die weiße Rasse und die heftige Anklage gegen die Kolonialbeamten, die der Verfasser die Mörder der schwarzen Rasse nennt. Zweifellos haben die exotischen Schutzvölker Frankreichs im Weltkriege erfahren, daß es mit der übertünchten Kultur Europas nicht weit her ist und die Vorherrschaft der weißen Rasse

nicht ausschließlich auf der geistigen Überlegenheit beruht. Es sind namentlich die Franzosen, die aus Haß gegen alles Deutsche das Prestige der weißen Rasse ganz systematisch abgebaut haben. Auf dem ganzen Erdenrund regt es sich, der Kolonialbesitz ist überall gefährdet. Das Erwachen des Rassebewußtseins, bisher eine unbekannte Erscheinung unter den bisher in einem dumpfen Triebleben dahin vegetierenden Völkern, kündigt eine neue Epoche der Weltgeschichte an. Das Buch des Negers René Maran ist ein bedenkliches Zeitsymptom. Schon einmal hat ein Buch, der auf starke sentimentale Wirkungen angelegte Roman der seligen Beecher-Stowe „Onkel Toms Hütte" wenn auch nicht die Geschichte gemacht, so doch den Lauf der Geschichte wesentlich beschleunigt und die Sympathien der Welt für die Negeremanzipation in Nordamerika im Sturm gewonnen. In einem vierjährigen blutigen Kriege zwischen Nord und Süd wurde das Schicksal der Neger entschieden, sie wurden frei und — sozusagen — gleichberechtigte Bürger der wiederhergestellten Union. Ob es vom politischen und soziologischen Standpunkt richtig war, einer inferioren Rasse das volle Mitbestimmungsrecht im Staat zu geben, sei dahingestellt. Die Rassenfrage ist nach der Emanzipation der Neger in Amerika ihrer Lösung nicht näher gebracht worden.

Der Weltkrieg, der die Rassen durcheinander gewürfelt hat — denn als Kanonenfutter waren sie alle gut genug, ob weiß, ob schwarz, ob gelb, ob rot —, hat das Selbstgefühl der farbigen Völkerschaften ganz außerordentlich aufgepeitscht. Auch der Friedensvertrag, der die Deutschen als „minderwertige" Elemente aus den Kolonien verbannte und die „hochwertigen" afrikanischen Eingeborenen zu Wächtern des Rheins machte, ist schon aus diesem Grunde eine Blamage für Europa und ein freiwilliger Verzicht auf das Prestige der weißen Rasse. Ist es da ein Wunder, wenn ein Neger über uns zu Gericht sitzt und Europas Kulturherrlichkeit zu leicht befindet — ein schreibender Neger, der seine französischen Kollegen mit „frères en esprit" anspricht! Vielleicht wird seine kühne Kampfansage einen schwarzen Professor an der Negeruniversität Atlanta in Süd-Carolina dazu bestimmen, uns ein Privatissimum über die Inferiorität der weißen Rasse zu halten. Diese Herrschaften kommen uns nicht sentimental, wie die selige Beecher-Stowe, sondern sie treten mit einer offenen Kriegserklärung an uns heran, was immerhin dafür spricht, daß sie uns wenigstens als gleichberechtigte Zeitgenossen ansehen.

Die amerikanischen Ärzte und das Alkoholverbot.

Das „Berliner Tageblatt" äußert sich über dieses zeitgemäße Thema in Nr. 171 folgendermaßen:

„Die amerikanische Wochenschrift „The Journal of the American Medical Association" hat unter den amerikanischen Ärzten eine Umfrage veranstaltet, um sie zu einer Stellungnahme zu der Krankenbehandlung mit alkoholischen Getränken zu veranlassen. Dabei hat sich die interessante Tatsache ergeben, daß die eine Hälfte der Ärzte den Alkohol als Arzneimittel für entbehrlich hält, die andere Hälfte dagegen ihn in der Krankenbehandlung nicht missen möchte. Von diesen treten viele für den Whisky als Arzneimittel bei Lungenentzündung, Influenza und anderen schweren Infektionen ein, auch bei Zuckerkrankheit, Herzschwäche und kollapsartigen Zuständen. Das Bier wird von ihnen als wirksames Genußmittel im Zustande der Genesung, bei Verdauungsstörungen, Blutarmut und Schwächezuständen geschätzt. In der Prohibitionsfrage ist die Stellungnahme der amerikanischen Ärzte geteilt. Es wird in den Antworten vielfach darauf hingewiesen, daß durch die Geheimfabrikation von minderwertigen und schädlichen Spirituosen viel Unheil angerichtet und das Prohibitionsgesetz zu einer Farce gemacht wird. Ein großer Teil der Ärzte will schon deshalb von einer gesetzlichen Beschränkung des Arztes in der Anwendung alkoholhaltiger Heilmittel nichts wissen, weil das Ansehen des ärztlichen Standes dadurch beeinträchtigt wird. Auch vom Standpunkt der ärztlichen und wissenschaftlichen Freiheit sei jede Beschränkung in dieser Beziehung zu verwerfen. Mag auch die Umfrage noch kein einheitliches Bild über die Haltung der amerikanischen Ärzte ergeben, so ist immerhin nicht zu verkennen, daß die gesetzliche Prohibition eine tiefe Mißstimmung in ärztlichen Kreisen hervorgerufen hat. Zweifellos ist eine Einschränkung im Genuß alkoholischer Getränke im Interesse der Volksgesundheit durchaus erwünscht. Ob

aber dieses Ziel durch ein Verbotsgesetz erreicht werden kann, sei sehr dahingestellt. Die Erfahrungen, die Amerika bisher damit gemacht hat, sprechen jedenfalls nicht zugunsten eines solchen Gesetzes."

Es scheint also, wie aus dieser Umfrage klar hervorgeht, das Prohibitionsgesetz in Amerika nicht die Wirkungen ausgelöst zu haben, welche die Abstinenten im überschwänglichen Siegestaumel davon erwartet haben. Auch sonst mehren sich gerade aus den Kreisen der Intellektuellen die Stimmen, die eindringlich die Aufhebung dieses Bevormundungsgesetzes, mindestens aber eine Revision desselben zugunsten des Bieres und des Weines fordern. Wie die „New Yorker Staatszeitung" meldet, haben auch Geistliche aller Konfessionen, nachdem die Regierung einen Gesetzentwurf vorbereitet hat, der den Religionsgesellschaften den Gebrauch alkoholischer Getränke bei rituellen Handlungen verbietet, gegen diese Tyrannei von Rechts- und Gesetzeswegen Stellung genommen. Die „alkoholische" Abendmahlfeier dürfte demnach bald zu einer historischen Reminiszenz werden. Wie wir aus derselben Quelle erfahren, war bisher auch den Juden die Entnahme von Wein aus den Regierungsspeichern gestattet, und zwar in der nicht unbeträchtlichen Menge von 10 Gallonen auf jede Familie. Diese Lizenz führte dahin, daß die Übertritte zum Judentum sich in letzter Zeit außerordentlich gehäuft haben. Wahrscheinlich werden nach der „Entalkoholisierung" des jüdischen Ritus ebensoviele Rücktritte prompt erfolgen. Auch dieser Fall lehrt uns, daß die Prohibitionsgesetzgebung alle moralischen Grundsätze auf den Kopf stellt, Korruption verbreitet, Scheinheiligkeit und Heuchelei in alle Kreise der Bevölkerung trägt. Das sollten jene Menschheitsbeglücker, die eine zwangsweise herbeigeführte Abstinenz als das Allheilmittel für alle gesellschaftlichen Schäden nicht laut genug anpreisen können, endlich bedenken. Aber wann wäre der Fanatismus schon einmal Erwägungen der Vernunft zugänglich gewesen! Das Bedürfnis nach Reiz- und Genußmitteln ist nun einmal so tief in der menschlichen Natur verankert, daß keine Gesetzesmaschinerie es auf die Dauer unterdrücken kann. Es sind schlechte Psychologen, die da glauben, die Lebensführung der Menschen durch Anwendung von Zwang in neue Bahnen lenken zu können oder gar eine Hebung des sittlichen Niveaus dadurch bewirken zu können. Ohne die Gefahren des unmäßigen Alkoholgenusses zu verkennen, müssen wir jedes auf seine Unterdrückung hinzielende legislatorische Experiment ablehnen. Nicht durch ein radikales Alkoholverbot, sondern durch Unterstützung einer den persönlichen Bedürfnissen Rechnung tragenden Mäßigkeitsbewegung ist der Gefahr des Alkoholismus allein zu begegnen.

BÖRSENSPIEGEL

Goldwerte und Papierwerte.

Als an der Börse das Wort von den „Goldwerten" und den „Papierwerten" zum ersten Male geprägt wurde und auch alsbald in das allgemeine Bewußtsein drang, hatte der Dollar einen Stand von etwa 40 M. Man sagte sich damals, wenn der Dollar zehnmal so hoch stehe wie in ehemaligen Zeiten, müßten die Goldwerte auch entsprechend kursmäßig bewertet werden, während sie in Wirklichkeit nur zwei- bis dreimal so hoch standen. Inzwischen ist der Dollar auf 300 M. und darüber gegangen, steht also 75mal so hoch wie im Jahre 1914, die reinen Goldwerte, die wir an der Börse besitzen, stehen aber nichtsdestoweniger kaum zehn- bis zwölfmal so hoch wie ehedem.

Der Abstand in der Bewertung ist also heute viel größer, als er jemals vorher war, und man fragt sich vergebens, worauf diese mangelnde Logik beruht, und weshalb man beispielsweise eine Maschine heute etwa 50mal so teuer bezahlen muß wie vor acht Jahren, die Aktien einer Maschinenfabrik (vorausgesetzt, daß sie noch mit Goldkapital arbeitet) aber nur ungefähr zehnmal so hoch. Bis vor kurzem

herrschte noch die falsche Vorstellung, die Rente wachse nicht mit der Geldverschlechterung. Aber diese Ansicht ist inzwischen längst durch die Tatsachen widerlegt. Am charakteristischsten dafür sind die Dividenden der Industriegesellschaften in der ehemaligen Provinz Posen, wo in polnischer Mark 100 und 150% Dividende keine Seltenheit sind, sondern im Gegenteil eine ganz natürliche Erscheinung bilden. Wenn aber heute eine mit Papiermark, das heißt in der Landeswährung errichtete Fabrik imstande ist, eine einigermaßen angemessene Rente abzuwerfen – was ja auch gewöhnlich der Fall ist –, so ist es klar, daß ein Unternehmen, das seine ganzen Anlagen in Goldmark errichtet hat, entsprechend höhere Erträgnisse herauswirtschaften kann, da es ein zum Gesamtumfang des Werks entsprechend viel kleineres Kapital zu verzinsen hat.

Es hat immerhin einiger Zeit bedurft, bis sich diese selbstverständliche Wahrheit allgemein und auch an der Börse durchgesetzt hat. Inzwischen aber hat sich unsere herrliche Valuta derart verschlechtert, daß auch die Gesellschaften, die etwa im Jahre 1919 oder 1920 ihre Kapitalien erhöht haben, eine Valuta als Gegenwert für ihre Aktien empfingen, die im Vergleich zu der heutigen Markwährung schon beinahe eine Edelvaluta genannt werden muß. Damals hatte die Mark immerhin noch 20 Pfennige, war also etwa zehnmal so viel wert wie heute. Man konnte demgemäß für den Erlös der jungen, damals emittierten Aktien ungefähr zehnmal so viel Sachwerte erwerben, sei es Grundstücke, Maschinen, Werkzeuge, Fuhrwerke und so weiter, wie jetzt. Die angeschaffte Rohware ist natürlich längst verarbeitet und verkauft worden, aber auch für diesen Erlös wurden immerhin teilweise Sachwerte dauernder Art, Anlagen angeschafft, die dem Unternehmen verblieben sind, und es ist, wenn man das bedenkt, auch wiederum eine ganz falsche und irreführende Phrase, wenn man von „Papierkapitalien" spricht. Es kommt darauf an, wann eine Gesellschaft neue Aktien ausgegeben hat, ob zu Zeiten eines Dollarkurses von 100 oder 150 oder von 300.

Wo aber heute noch reines Goldkapital vorhanden ist, da muß eines Tages entweder die große Umwertung kommen oder die große Ausschüttung. Etwa bei den Aktien der Hotel-Betriebs-Gesellschaft oder der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken. Gerade im Falle Hotelbetrieb sieht auch der Laie ohne weiteres ein, welch ungeheure Werte dieses Unternehmen sein eigen nennt. Das Goldkapital der Gesellschaft beträgt bekanntlich nur 9½ Millionen Mark. Für diesen Preis in Papier würde man heute allenfalls das Vestibül und den Speisesaal des Hotels Bristol herstellen können. Die gesamten Besitzobejkte der Gesellschaft sind heute auch nicht für den fünfzigfachen Betrag ihres nominellen Aktienkapitals zu errichten, das heißt, nicht für eine halbe Milliarde. Allein der Hauptbesitz der Gesellschaft, das schon erwähnte Hotel Bristol, repräsentiert heute mit Inneneinrichtung einen Wert von etwa 300 Millionen Mark. Also eines Tages muß jedenfalls die große Ausschüttung an die Aktionäre erfolgen, sei es in der Form der Gratisaktien oder in ähnlicher Weise, und was würde es angesichts der hier geschilderten Verhältnisse schon besagen, wenn wirklich eine Kapitalsverdoppelung oder gar Verdreifachung erfolgte?

Nicht viel anders liegen die Dinge bei den Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken. Das Unternehmen, das sich bekanntlich im Kriege sehr bedeutend ausgedehnt hat und zu einer Rüstungsschmiede ganz großen Stils geworden war, bei dem neue Anlagen modernster Art gleichsam über Nacht aus dem Boden gestampft wurden, hat immer noch sein altes Aktienkapital von ganzen 30 Millionen Mark. Soviel hat heute schon eine mittlere Weberei oder eine mäßige Eisengießerei. Andere Werke, die man ungefähr den Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken vergleichen kann, etwa die Daimler-Werke, haben heute ein Aktienkapital von 200 Millionen Mark, die Bergmann-Elektrizitäts-Werke von 165 Millionen Mark, und angesichts dessen ist es eine ganz eigenartige Erscheinung, daß sich die Deutschen Waffenfabriken mit ihrem kleinen Kapital von 30 Millionen Mark begnügt haben. Es geht ihnen in gewisser Beziehung ähnlich wie der Hotelbetriebs-Gesellschaft. Sie brauchen kein Geld. Sie haben es aus rein finanztechnischen Gründen nicht nötig, sich durch Ausgabe neuer Aktien Mittel zu beschaffen, und so eilt es der Verwaltung nicht, das Aktienkapital in richtigen Einklang mit den vorhandenen Werten zu bringen. Gratisaktien kann sie ja immer ausgeben, wenn sie will, und wenn sie gerade den Zeitpunkt dazu für angemessen ansieht.

Es ist ja das Eigenartige an unseren augenblicklichen Verhältnissen, daß bei uns die Bilanzen der Aktiengesellschaften gar nicht mehr auf Landesvaluta lauten. Gerade bei den „Goldgesellschaften" ist das besonders kraß der Fall. Das Aktienkapital ist in Goldmark eingezahlt, ebenso sind die Reserven in Goldmark vorhanden. In Deutschland aber besteht schon seit August 1914 die reine Papierwährung, wenn es auch einiger Jahre bedurft hat, bis die Behörden, bis insbesondere die Reichsbank den frommen Betrug, wir besäßen immer noch eine Goldwährung, aufgaben. Aber natürlich ist es an sich ein Unsinn, wenn in einem Lande, dessen Papiermark eine Auslandsgeltung und eine Kaufkraft im Innern von kaum 2 Pfennigen der ehemaligen Goldmark hat, diese Papiermark und die Goldmark trotzdem als ganz gleichwertig in den Bilanzen erscheinen. Es ist gewissermaßen nur ein Schönheitsfehler; es wird keinerlei Schaden dadurch angerichtet, und man braucht nicht laut um Abhilfe zu schreien. Aber darum ist und bleibt es doch ein wirtschaftlicher und finanzieller Unsinn. Was aber wird sich daraus für die „Goldgesellschaften" ergeben? Praktisch vorläufig nur eins: Daß sie eines Tages den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen müssen, und daß ihnen nichts anderes übrig bleiben wird, als schließlich doch ihre Kapitalien einigermaßen in Einklang mit den tatsächlichen Währungsverhältnissen zu bringen. Denn der Widerspruch wird mit der immer weiter sinkenden Kaufkraft und der Verschlechterung der deutschen Valuta immer größer.

Dann aber wird auch wohl die allgemeine große Umwertung der „Goldwerte" allmählich einsetzen. Denn in einer Zeit, wo sogar der offizielle Preis für Goldstücke 60fach so hoch ist wie der Nominalwert, der inoffizielle Preis aber natürlich noch weit höher, kann man auf die Dauer reine Goldwerte in der Aktienform nicht lediglich zehnmal oder, wie im Falle Deutsche Waffen, nur viermal so hoch bewerten wie in den Tagen, als die deutsche Mark noch eine Goldmark mit 100 Pfennigen war, während sie jetzt volle 98 % dieses Gehalts eingebüßt hat. Was man seit etwa zwei Monaten sogar auch schon in den hohen Ämtern zu erkennen begonnen hat; und dann muß es doch bestimmt richtig sein, da man dort alles regelmäßig zuallerletzt zu erkennen beginnt. Manchmal sehr zum Schaden für die arme Schar der republikanischen „Untertanen".

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

51. Jahrgang — Maiheft — 51. Jahrgang

Reichsbetriebe / Von Reichsminister a. D. Dr. Ing. Gothein, M. d. R.

Nach Zeitungsmeldungen ist die Regierung bereit, die Gehälter, die allgemeinen und die Sonderteuerungszuschläge der Beamten derart zu erhöhen, daß dadurch ein Mehraufwand von 46 Milliarden Mark erwächst, nachdem erst am 1. April für den gleichen Zweck 50 Milliarden bewilligt worden sind. Vor wenigen Tagen hat der Reichsfinanzminister Dr. Hermes den Finanzministern der Länder in Würzburg die Mitteilung gemacht, daß die Einnahmen des Reichs aus Steuern und Zöllen im eben abgelaufenen Etatsjahr wesentlich mehr als den Voranschlag ergeben hätten, nämlich 90 Milliarden Mark. Diese ganze Einnahme würde also nicht ausreichen, um auch nur die kommende und die letzte Gehaltserhöhung der Beamten zu decken. Allerdings hat der Reichstag soeben ein Non plus ultra von Finanzreform beschlossen. Regierung und alle Parteien sind darüber einig, daß damit die Steuerschraube in einem Maße angezogen ist, von dem man nicht mehr weiß, wie die deutsche Volkswirtschaft es ertragen soll. Die Führer der Industrie und des Handels sehen mit ernster Sorge in die Zukunft. Angesichts der ungeheuren Steuern wissen sie nicht, wie es ermöglicht werden soll, die mit der Verteuerung aller Produktionskosten: Löhne, Frachten, Materialien, rapid wachsenden Betriebskapitalien aufzubringen. Der Kapitalmarkt versteift sich immer mehr. Immer schwerer wird es der Reichsbank, ihre Schatzwechsel unterzubringen. Die wirtschaftlich einsichtigen Köpfe unter den Sozialdemokraten — es seien nur Schippel, Calwer, Ad. Cohen, Kaliski genannt — erkennen das ebenfalls und erheben seit geraumer Zeit ihre warnende Stimme.

Zweidrittel unseres Ausgabenetats werden von der Ausführung des Friedensvertrages in Anspruch genommen; von dem letzten Drittel entfällt die Hälfte auf die Verzinsung der Reichsschuld und die Renten der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen. In den Einnahmen ist der Ertrag der Zwangsanleihe — einer neuen ungeheuren einmaligen Vermögensabgabe — mit vorgesehen, von der bisher niemand sagen kann, wie sie umgelegt werden soll. Eine Milliarde Goldmark, gleich 65 Milliarden Papiermark, soll sie bringen. Sie kann unmöglich im nächsten Jahre wiederholt werden. Schon so ist von ihr die Wegsteuerung dringendst notwendiger Betriebskapitalien zu befürchten. Die Reparationskommission verlangt bis zum 31. Mai d. J. die Verabschiedung weiterer 60 Milliarden laufender neuer Steuern. Reichstag und Regierung haben das einmütig für undurchführbar erklärt. Aber die Beamtenbesoldungserhöhung allein erfordert neue 46 Milliarden!

Im Reichsetat sind die Etats der Verkehrsanstalten — Eisenbahn und Post — nicht mitenthalten. Sie sollen sich selbständig ohne Zuschüsse des Reichs aus eigenen Mitteln erhalten. Die Besoldungserhöhung umfaßt aber die Beamten der Verkehrsanstalten mit, wird von letzteren also durch Erhöhung der Eisenbahntarife und Portotaxen mit getragen. Diese sind freilich keine Steuern, aber sie belasten das Wirtschaftsleben nicht minder schwer. Die Frachten machen einen der wesentlichsten Teile der Produktionskosten aus, bei Massengütern auf weite Entfernungen sogar mehr als den Preis des Produkts am Versandort. Jede Verteuerung der Frachten bedeutet daher eine erhebliche Verteuerung aller Waren, und damit der ganzen Lebenshaltung. Wird diese aber verteuert, so reichen die Gehälter und Löhne der Arbeiter nicht mehr aus, erweist sich deren Aufbesserung als unumgänglich.

Gewiß war es ein schwerer Fehler, einen so wichtigen Faktor der Preisbildung, wie ihn die Eisenbahnfrachten darstellen, die längste Zeit der innern Entwertung der Mark nicht anzupassen, und damit das Defizit der Eisenbahnen zu vergrößern. Ein noch größerer aber war es, in den letzten Monaten unter dem Druck der Entente nahezu alle 14 Tage die Güterfrachten rapid zu erhöhen. Wenn die Ernährungskosten gegenüber Anfang April 1913 am Anfang dieses Quartals auf das 31,5fache gestiegen sind, so hat man die Güterfrachten weit über dieses Maß hinaus erhöht; sie dürften bald auf das Doppelte der Indexziffer für die Ernährung kommen. Die riesige Steigerung der Lebenshaltungskosten während der letzten Monate ist aber ganz vorwiegend auf die Steigerung der Frachten zurückzuführen.

Am deutlichsten tritt das bei Kohlen in die Erscheinung, wo allerdings neuerdings auch die Erhöhung der Kohlensteuer auf 40% des Grubenpreises mitspricht. Stellen sich die Kohlen infolge der Frachtsteigerung am Verbrauchsort teurer, so wachsen entsprechend die Kosten von Stickstoff-, Kali- und Kalkdünger, und damit die Produktionskosten der Landwirtschaft. Wenn auch die der letztjährigen Ernte noch wesentlich niedriger waren, so muß doch der Landwirt aus deren Erlös die Kosten der kommenden bestreiten, hat dafür nicht bloß Löhne, Saatgut und Düngemittel, sondern auch alles sonstige Gerät und Betriebsmaterialien zu verauslagen, und schlägt die höheren Kosten — gewiß in oft nicht gerechtfertigter Weise — schon heute auf die Preise. Wie in den Produktionskosten der Landwirtschaft, kommt die Frachterhöhung in denen aller Waren potenziert zum Ausdruck, denn indem sie auch die Lebenshaltung verteuert, steigert sie die Löhne und die Preise jedes Arbeitsprodukts. So wird auch der Grubenpreis der Kohle höher, wenn die Frachten für Holz, Eisen, Schmier- und Sprengmaterial steigen, wenn mit der Verteuerung der Lebenshaltung die Löhne der Bergarbeiter erhöht werden müssen. So rächt sich eine nicht im Verhältnis zur Kaufkraft der Mark stehende Erhöhung der Frachten in einer ungesunden Erhöhung des ganzen Preisniveaus.

Nun dürfen selbstverständlich Verkehrsanstalten auf die Dauer keine Zuschußbetriebe sein, sondern müssen sich aus ihren eigenen Einnahmen erhalten. Müssen das in ihnen angelegte Kapital verzinsen. Das kann man von ihnen nicht nach einem langen verlorenen Kriege, nach ihrer Herunterwirtschaftung und nach erzwungener Abgabe ungeheurer Mengen Materials sofort verlangen. Hier muß erst Kapital hineingesteckt werden, um den Betrieb wieder leistungsfähig zu machen. Aber es muß von vornherein Vorsorge getroffen werden, ihn wirtschaftlich zu gestalten, d. h. mit geringstem Aufwand von Kapital und Arbeitskräften die höchstmögliche Leistung zu erreichen. Darin aber haben die heutigen Verkehrsverwaltungen weitgehendst versagt. Die deutschen Eisenbahnen beschäftigten vor dem Kriege 740 000 Köpfe. Trotzdem wir durch Gebietsabtretungen etwa 14 v. H. unseres Landes und unserer Bevölkerung verloren haben, war die Zahl der im Eisenbahndienst Beschäftigten 1920 auf 1 090 000 angewachsen und beträgt selbst heute noch 996 000 Köpfe. Dabei sind die Verkehrsleistungen für 1921 — über die freilich bis heute noch keine Statistik vorliegt — nach glaubwürdigen Schätzungen auf 70 v. H. der früheren zurückgegangen.*) Auch für die Zukunft errechnet die Eisenbahnverwaltung für ihren Haushalt ein ganz ungeheures Belegschaftssoll. Von den 1913 tätigen 47 504 Köpfen glaubt sie wegen der Gebietsverluste nur 40 500 absetzen zu sollen. Zu der so gewonnenen Grundzahl von 700 000 rechnet sie ein Mehr von 30 v. H. gleich 210 000 Mann infolge der Einführung der achtstündigen Arbeitszeit, und für Erhöhung der Urlaubsdauer und vermehrte Erkrankungen mehr 28 000. Für die Wochenlohnzahlungen, die Teilnahme an Betriebsvertretungen usw. kommt ein Mehr von 17 000 Mann, und für Reparaturarbeiten ein Mehr von 41 000, insgesamt ein Belegschaftssoll von 996 000 Mann.

Durch den Krieg sind wir furchtbar verarmt, ist das Verhältnis der Schaffenden zu den Nurverzehrenden unendlich viel ungünstiger geworden. 1 808 000 unserer im kräftigsten arbeitsfähigsten Alter stehenden Männer sind gefallen. Viele hunderttausende durch Kriegsbeschädigung in ihrer Arbeitsleistung beeinträchtigt. Wollen wir auch nur drei Viertel der Lebenshaltung, die wir vor dem Kriege

*) 1920 betrug die Zahl der gefahrenen Lokomotivnutzkilometer nur 60, die der Wagenachskilometer 72 v. H. der 1913 gefahrenen. Auf den Kopf des Personals entfielen 1920 noch nicht 42 v. H. so viel Lokomotivkilometer und 47,5 v. H. so viel Wagenachskilometer wie 1913.

erreicht hatten, wiedergewinnen, so muß das deutsche Volk mindestens dasselbe an Arbeit leisten, wie vorher. In den Verkehrsanstalten ist aber das Gegenteil der Fall. Wir sind jedoch zu arm geworden, um uns den Luxus zu leisten, mehr Menschen in einem Betrieb zu beschäftigen, als unbedingt erforderlich sind. Ist das als Kriegsfolge entstandene Mehr an Reparaturarbeiten erledigt — und das ist, da auch zahlreiche Privatwerke dafür arbeiten, in kurzem der Fall —, so müssen wir mit relativ der gleichen Belegschaftszahl auskommen wie vor dem Kriege, d. h. mit etwa 635 000 Mann, also mit 360 000 weniger als heute.

Wir können uns den Achtstundentag — am wenigsten in seiner bisherigen schematischen Durchführung — nicht mehr gönnen, wenn er eine so ungeheuerliche Verteuerung der gesamten Lebenshaltung, so enorme Mehrausgaben für Beamtengehälter und Löhne zur Folge hat. Es ist da durchaus am Platz, wo in acht Stunden das Gleiche geleistet wird wie in zehn Stunden. Da, wo die längere Arbeitszeit zu einem Raubbau an Menschenkraft führt, d. h. wo schwere körperliche Anstrengung oder die ständige gespannte Aufmerksamkeit auf den Arbeitsvorgang ohne Gesundheitsschädigung keine längere Arbeitszeit zuläßt. Aber bloße Dienstbereitschaft, Essenspausen bei einer nicht besonders anstrengenden Arbeitszeit in diese mit hereinzunehmen, geht nicht länger an. Im Steinkohlenbergbau, wo einschließlich Ein- und Ausfahrt die Schicht keine sieben Stunden mehr dauert, wo die Gedingearbeit (Akkordarbeit) durch Mindestlöhne zum guten Teil illusorisch gemacht wird, war im Ruhrrevier 1921 die Förderleistung auf den Kopf auf 58,1 v. H. der Vorkriegsleistung gesunken, im Oberschlesischen im Dezember 1921 gegenüber dem Dezember 1913 auf 51,4 v. H. 23 Hochöfen mußten wegen Kohlenmangels stilliegen, 2000 eisenverarbeitende Betriebe wegen Eisenmangels umfangreiche Feierschichten einlegen. Die Kohlenförderung ist aber auch so unzureichend, weil den Gruben die Eisenbahnwagen nicht rechtzeitig oder nicht in genügender Anzahl gestellt werden. Dann hat es für den Bergmann keinen Zweck, fleißig zu arbeiten. Die Förderung kann dann doch nicht herausgebracht werden. Hier fehlt es an der richtigen Organisation, an der raschen Entladung und Beladung an den Endpunkten. Überall macht sich auch der schematische Achtstundentag als schweres Hindernis geltend.

Löhne, Gehälter und Frachten ständig zu erhöhen, ist die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Ein Keil treibt immer den andern. Erhöht man die ersteren, so muß man, um die Kosten zu decken, auch die letzteren erhöhen. Tut man das, so wird die Lebenshaltung so verteuert, daß man Löhne und Gehälter aufbessern muß usw., bis ins Unendliche, d. h. bis zur Katastrophe, die nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Vermag die Reichseisenbahnverwaltung diese Entwicklung nicht zu ändern — und bisher hat sie sich nicht als fähig dazu erwiesen; ihre Reformvorschläge sind auch völlig ungenügend — so müssen die Bahnen in einen gemischtwirtschaftlichen, nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen geleiteten Betrieb übergeführt werden.

Was von den Reichsbahnen gilt, gilt bezüglich der Überbesetzung mit Arbeitskräften auch von der Post. Auch hier sind hunderttausend Menschen mehr beschäftigt, als vor dem Kriege, trotzdem der Verkehr — vom Telephonverkehr abgesehen — stark zurückgegangen ist, trotzdem die Verkehrsleistungen weit hinter denen der Vorkriegszeit zurückstehen. 27 Prozent der im Postbetrieb Beschäftigten fehlen ständig wegen Krankheit. Hier muß eine ganz andere Kontrolle eingeführt werden.

Beamte und Arbeiter aller öffentlichen Verwaltungen müssen sich darüber klar werden, daß das bisherige System zum Zusammenbruch führt. Wollen sie so bezahlt werden, daß sie leben können, so muß von weniger Menschen mehr Arbeit geleistet werden. In den Reichsbetrieben und -Ämtern sitzen eine halbe Million Arbeitskräfte zuviel, die an anderer Stelle produktive Arbeit leisten könnten, die damit die Lebenshaltung des ganzen deutschen Volkes verbessern würden. Finden wir nicht die Kraft zu diesen Reformen, so werden wir von der Entente dazu gezwungen werden. Sie verlangt, daß wir nicht allein unsere innere Wirtschaft in Ordnung bringen, sondern darüber hinaus noch gewaltige Reparationsleistungen machen. Wir aber sollten uns sagen, daß das Volk am ehesten aus dem Elend des wirtschaftlichen Zusammenbruchs herauskommt, das mit voller Hingebung arbeitet.

Die Emigrantenplage / Von Gustav Erényi

Seit einiger Zeit wurde die Kriminalistik Berlins um eine neue Färbung reicher. Zu nächtlichen Überfällen auf friedliche Passanten, zu verwegenen Plünderungen von Banken und Läden am hellichten Tage gesellt sich immer häufiger ein uneigennütziges, von einer idealpolitischen Exotik umwobenes Moment des Totschlages, das die Wildwestromantik erst vollständig macht. Da krachen plötzlich Schüsse in einem dichtbelebten Vortragssaal oder in einem halbdunklen Hausflur, und einem ahnungslosen Publikum bieten sich packender als im schaurigsten Kinodrama die ungezügelten oder künstlich gezüchteten Leidenschaften fremder Zonen dar. Der Schauer ist ergiebiger, als erregungsbedürftigen Nerven guttut. Aller abenteuerliche Zauber, der einen mörderischen Rachedurst in der Filmatmosphäre umwirbt, zerstiebt jäh im Angesicht des leibhaftigen Todes. Doch sieht man erstaunt aus den Riesenschlünden der Reichshauptstadt neue Gifte emporbrodeln, die der Fremdenzuzug der jüngsten Jahre dieser an Zersetzungskeimen auch ohnehin nicht dürftigen Metropole hinzugefügt hat. Einige Revolverschüsse weisen unvermittelt auf die sonderbare Existenz von Tausenden Geflüchteter oder aus ihrem Staatsverbande freiwillig Geschiedener hin, die in unserer nächsten Nachbarschaft ihr haßerfülltes Dasein führen.

Es ist eine überaus bunte politische Gesellschaft, die die lässig-barmherzige Gastfreundschaft eines auch nicht gerade wetterfesten Staates zwischen den Mauern Groß-Berlins vereint. Das bolschewistische Rußland hat die Mehrzahl jener Zahllosen, die ihm lästig geworden, der Berliner Fremdenfürsorge anvertraut, so daß die erbitterte Fehde zwischen Zaristen und Menschewisten nun in der Hauptsache innerhalb des Weichbildes dieser Stadt ausgetragen wird. Die armenische Blutrache triumphiert nun schon zum zweiten Male über den Leichen türkischer Staatsmänner. Auch eine kleine Kolonie von revolutionsfreudigen Indern hat sich allmählich zusammengeschart und scheint tief unglücklich darüber, daß die „Gott strafe England"-Stimmung der Kriegsjahre in breiten Schichten der deutschen Politik einer geradezu begeisterten Anglophilie gewichen ist. Ungarn entsendet Verfolgte der Reaktion, Bulgarien Exponenten der Ära Radoslawow. Es fehlt nicht an irischen und ägyptischen Aufrührern, an Flüchtlingen der hadernden chinesischen Republiken des Nordens und Südens. Kein Wunder, wenn ein parlamentarischer Sturm sondergleichen den Justizminister Radbruch wegen der Auslieferung von Datos Mörder an die spanische Regierung, als einer unkonsequenten Härte, zu stürzen droht.

Wir fühlen uns durch solche Emigrationsbilder auf Schritt und Tritt in die mittelalterliche Sphäre der italienischen Fürstenrankune oder in die Epoche der Jakobinerscherze zurückversetzt. Die Rückkehr zur Methode der Borgias scheint zum Teil unter „demokratischen" und „kommunistischen" Schlagwörtern vollzogen. Die Morde in der Philharmonie und in der Uhlandstraße stellen alles in den Schatten, was unserer erhitzten Jugendphantasie einst tollkühne Abenteuerromane über Verfolgung und Blutrache zu erzählen wußten. Das Abenteuerliche, Filmäßige, man könnte fast sagen: Kitschige, fesselt denn auch in diesen Fällen die zwischen Tagessorgen und Abendvergnügungen durch den Schwall der Zeitungsnotizen hastig schlüpfende Phantasie. Da unser Fassungsvermögen der angehäuften Tragik der letzten Zeitläufte nicht gewachsen ist, lenken wir Schicksalhaftes gern ins Kinematographische um und lassen uns abends durch Ufa die phantastische Quintessenz von alledem bescheren, was uns der Tag an realen Ungereimtheiten gebracht. Jene tragische Unzulänglichkeit der Gegenwart, die sich in den Hunderttausenden der uns umgebenden Emigranten mit am deutlichsten manifestiert, kommt uns nur selten zu Bewußtsein.

Die einseitige Betrachtung des ganzen Emigrantenproblems unter dem Aspekt der Rührseligkeit wäre freilich ein banaler Fehlgriff. Es gibt unter dieser heimatslosen Schar mehr Prassende denn Leidende. Wer sich Berlin zum ständigen Zufluchtsort erwählt hatte, der war zumeist in der glücklichen Lage, beizeiten für die Überweisung seines Bankguthabens zu sorgen. Vor jenen Meuchelmordeffekten, die den Anstiftern der Armenierverfolgungen

oder den Wortführern der russischen Extrempolitik gelten, weiß sich der überwiegende Teil des Berliner Emigrantentums sicher. Hingegen äußert sich gerade in gewissen valutastarken Emigrantenkreisen jene bezeichnende Gesinnung einer ebenso maßlosen wie ungerechtfertigten Lebenslust, die, durch ihre frevelhafte Mißachtung deutscher Wirtschaftsnöte aus der bequemen Perspektive einer auf Umwegen beschaffenen Achtzimmerwohnung, gegen die Ausländer im allgemeinen einnimmt. Es ist gewissermaßen Mode geworden, sein Emigrantentum kokett hervorzukehren. Der kecke Hinweis auf irgendein Sowjetgefängnis, dessen Greuel man kennenlernte, oder auf ein Todesurteil, dessen Vollstreckung man sich im allerletzten Augenblick maskiert und verkleidet durch Flucht entwand, webt den Glorienschein eines heldenhaften Märtyrertums um das Haupt des interessanten Künders und erleichtert sein wirtschaftliches Fortkommen. Auf diese Weise sprießen denn Pseudoemigranten pilzweise hervor, und die Umrisse eines neuen einträglichen Handwerks werden offenbar. Und doch geht die Tatsache, daß im Heilsjahre 1922 große Schichten durch die politische Verstocktheit ihres Landes vertrieben und entwurzelt wurden, in nicht geringem Maße zu Herzen, weil sie nur zu deutlich auf jene Allerweltspathologie hinweist, die, in jedem Staate und in jedem Parteiverbande zum Verwechseln gleich, im Endeffekt dennoch Volk wider Volk und Gruppe wider Gruppe hetzt.

Dicht beieinander hausen die politisch Gescheiterten von links und rechts. Ungarn liefert in der Hauptsache entrechtete Demokraten und Kommunisten, die den Tausch der Farben und Losungen, den Umschwung von „Rot" in „Weiß" und von „proletarisch" in „christlich-national" nicht beizeiten und nicht nach Wunsch der führenden Köpfe zu vollziehen vermochten. Seit drei Jahren vertreibt aus diesem gärenden Staatenrumpf die just herrschende Schicht mit ihren offenen und geheimen Gewaltsmätzchen die Vertreter der anderen. Die Terminologie wechselt, das System der Terrortrupps, eigenmächtigen Militärdetachements und außerordentlichen Gerichte bleibt. Neuerdings gesellen sich zu emeritierten Volksbeauftragten aus der Schreckensära von Béla Khun und zu den aus konfessionellen oder geschäftlichen Gründen Verfolgten auch noch die Unterlegenen des letzten Karl-Putsches, die sich vor den Racheakten der Regierungstruppen fürchten.

Gegenüber dieser hervorragend linksorientierten Gesellschaft jedoch strömen aus den weiten Gauen Rußlands in stattlichen Rudeln die Rechtsgesinnten herbei. Denn für den Spezialgeschmack der Sowjetgewaltigen gilt alles für rechtsstehend, was sich unterfängt, den amtlichen Wahn in irgendeiner Form zu verneinen. Nicht nur die durch alle Stürme der Jüngstvergangenheit ungeknickten Restanhänger der Zarenknute sind es, sondern auch die stimmbegabten Verfechter des radikal-demokratischen und sozialistischen Grundsatzes. Und während die Gilde Lenins trotz Genua und ihrer wachsenden kapitalistischen Gelüste nach wie vor die für ihre Mentalität bezeichnenden Dekrete erläßt, wennschon in etwas gemilderter Fassung, mutet es fast tragikomisch an (freilich mit starkem Überwiegen des tragischen Einschlags), wenn in Berlin ein führender russischer Demokrat zaristischen Restaurationsgelüsten zum Opfer fällt. Der brave Nabokow, der es als Redakteur des bei Ullstein erscheinenden „Rul" an Beteuerungen der Deutschenfreundschaft nicht fehlen ließ, stellt als das Opfer eines mörderischen Fehlgriffs, als derjenige, der den zum Morde auserlesenen Franzosenanhänger Miljukow mit seinem Leibe schützte, einen besonders krassen Fall der politischen Lustmordatmosphäre internationaler Prägung dar.

Das geräuschvolle Tun und Treiben der Berliner russischen Emigranten scheint in den Erörterungen der Ausländerfrage ein Kapitel für sich. Man schätzt die Zahl der in Berlin ansässigen Russen auf annähernd 200 000, wovon ein nicht unerheblicher Teil sich zum Emigrantenstande bekennt. Diese gewaltige Masse hat der Reichshauptstadt Züge ihrer Eigenart in beträchtlichem Maße anvertraut. Das Berliner Stadtbild entbehrt heute keineswegs der Embleme einer ausgeprägten moskowitischen Kultur. Es gibt nur noch wenige Straßen, auf deren Geschäftsschildern, in deren Auslagen sich keine russische Aufschrift fände. Es wimmelt von russischen Antiquarläden und Konfitürengeschäften. Die cyrillischen Lettern sind in Berlin einheimisch geworden, zumal eine ganze Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Parteistellung in russischer Sprache, denen sich neuestens auch noch eine Theater- und Kunstrevue anschließt, die allgemeine Papierkrise verschärfen

hilft. Auch an fortgesetzten Darbietungen der russischen Kunst fehlt es in der Hauptstadt des Deutschen Reiches nicht. Bald weilen hier russische Bühnenkräfte auf Gastrollen, bald wieder läßt sich Groß-Berlins Theaterpublikum die exotischen Genüsse des „Zarewitsch Alexej" zu Gemüte führen. Und obendrein flattert der unvergleichliche „Blaue Vogel", die Reize einer bislang ungekannten orientalischen Kabarettkultur über das märkische Revier verbreitend.

Zu solchen und ähnlichen Erscheinungen vom deutschen und allgemeinen Standpunkt unbefangen Stellung zu nehmen, fällt nicht leicht. Als „Ausländerproblem" gehört wohl die Emigrantenfrage mit zu den verwickeltesten Widersprüchen des neuen Deutschland. Der Fremdenzustrom ist eine offensichtliche Auswirkung des wirtschaftlichen Ruins, aber zugleich bis zu einem gewissen Grade sein natürlicher Blitzableiter. Er zehrt an restlichen Kräften, aber vermittelt zugleich und ersetzt durch private Initiative dürftig, was die von außen auferlegten Wirtschaftsfesseln an der Möglichkeit eines unbehinderten Produktionsaustausches vorenthalten. Der Einreisende plündert und lernt wohl durchschnittlich im gleichen Maße; trotz seiner unsäglichen Verarmung weiß Deutschland vermittels des Fremdenverkehrs noch immer hinreichend Kulturwerte zu exportieren, die letzten Endes ja doch der internationalen Einschätzung des Deutschtums zugute kommen. Da ist es überaus schwer, strikte Grenzen zwischen „erwünschten" und „lästigen" Ausländern zu ziehen. Und was Berlin anlangt, so bewährt sich in der Kontinuität des weltstädtischen Verkehrs bei aller schädlichen Überbelastung wohltätig die Investierungstüchtigkeit der vergangenen Jahrzehnte.

Anders stellt sich das Emigrationsproblem im besonderen als ein bedenklicher Erregungsfaktor des Berliner öffentlichen Lebens dar. Die Verpflanzung des armenischen Blutrachemotivs auf brandenburgischen Boden nützt den politischen Konsolidierungsbestrebungen nicht. Zweifellos wird durch die Hitzigkeit des Emigrantenschwarmes, auch wenn sie nicht auf Mord und Totschlag loszielt, ein gärender Fremdstoff eingeführt, der der Allgemeinverwirrung von breiten Massen Vorschub leistet. Wir sahen, wie der Rechtsspruch der Geschworenen, dem der Mörder Talaat Paschas im vorigen Jahre seine Befreiung verdankte, durch eine solche Begriffsverwirrung vorbestimmt war. Nicht als ob damals Entlastungsgründe nicht in ergiebigem Ausmaße vorgelegen hätten. Aber jene schwüle Luft, die über der ganzen türkisch-armenischen Fehde lagert, verbreitete sich über die Geschworenenbank, und jene wohlfeile Sentimentalität, die der neudeutschen Schwurgerichtsbarkeit aus gallischer Praxis übermittelt wurde, ließ in einem besonders tumultuarischen Falle das Verbrechen am Leben eines persönlich Hervorragenden ungesühnt. Indes haftete noch am Falle des Mörders Teilirean der beirrende Schein einer leidenschaftlichen Vergeltungsromantik. Das zweite Armenierattentat und in noch höherem Maße die Ermordung Nabokows in der Philharmonie sind solcher mitbeschwingenden Überschwänglichkeiten bar. Hier waltet politische Verblendung mit jener unheilvollen Neurasthenie, die für manchen Wahnwitz der letzten Jahre charakteristisch ist. Die Nervenentartung der jüngsten Kriegsepoche setzt sich an der unrichtigsten Stelle in die zerstörende Energie von Revolverschüssen um; — das ist alles. Fürwahr, es täte not, den Schein der Erhabenheit, der die Atmosphäre der „politischen Mordanschläge" umwittert, endgültig zu entrechten.

„Töte zu Hause!" — das ist die Antwort, die der witzige Herausgeber einer vielgelesenen Berliner Zeitschrift auf die jüngsten Mordtaten russischen und armenischen Ursprungs erteilt. Die Umkehr des ewig gültigen Bibelwortes: „Du sollst nicht töten" in eine Journalistenpointe von minderwertigem Zynismus scheint uns in diesem Falle wenig angebracht. Wir haben es an einer rigorosen Abgrenzungs- und Absperrungstaktik von Staat zu Staat in letzter Zeit wahrhaftig nicht fehlen lassen, und dennoch sickern sämtliche Unerspießlichkeiten durch. Das Ausländerproblem auf die Spitze zu stellen, heißt das Chaos vermehren. Es gilt vielmehr, ihm die Spitze zu nehmen, indem seine Übergriffe geahndet werden im Sinne der heimatlichen Gesetze. Die Wurzeln der Emigrantenplage sind im tiefsten Grunde allgemein-menschlicher Art und wollen als Produkte der gemeinsamen Not nach Normen der Menschlichkeit beseitigt werden.

Die Weltanleihe / Von Hermann Pachnicke M. d. R.

Die Geldentwertung, die den Staats- und Privathaushalt zerrüttet, rührt in erster Linie von den Reparationskosten her. Wir müssen Dollars kaufen, um den uns auferlegten Zahlungsverpflichtungen gerecht zu werden, und deshalb steigt der Dollarkurs. Die einzige Möglichkeit, eine Gegenwirkung auszuüben, wäre, wie auch vom Finanzausschuß in Genua anerkannt worden ist, ein Überschuß der Ausfuhr und eine Aktivität der Zahlungsbilanz überhaupt.

Diese Aktivität war vor dem Kriege vorhanden. Die Einnahmen aus dem deutschen Gesamtbesitz an ausländischen Werten (Effekten und Unternehmungen im Ausland) wurden früher auf etwa 20 bis 25 Milliarden geschätzt. Hierzu traten die Gewinne aus dem internationalen Fracht- und Warenverkehr, der etwa zusammen eine Milliarde Mark betragen haben mag. Durch den Kriegsausbruch hat sich diese Entwicklung in ihr Gegenteil verkehrt. Die Ausfuhr ging zurück, die deutschen Unternehmungen im ehemals feindlichen Ausland unterliegen der Liquidation, die fremden Effekten sind teils liquidiert, teils zu Zahlungen an das Ausland verwendet, teils aus Steuerscheu ihrer Besitzer ins Ausland abgeflossen. Die Debetseite der Zahlungsbilanz verstärkt sich vollends durch die ungeheuren Barzahlungen an die Entente. Für die Jahre 1919, 1920 und 1921 berechnet der Vizepräsident der Reichsbank, Herr v. Glasenapp, ein Gesamtpassivum von gut 11 Milliarden Goldmark.

Zu einem geringen Teil wurde dieses Manko durch Gold gedeckt das etwa in Höhe von 1 Milliarde an das Ausland abgegeben werden mußte. Im übrigen konnte die Begleichung in der Hauptsache nur durch Abgabe von deutschem Markgeld und durch Verkauf von Effekten sowie durch Aufnahme von Krediten erfolgen. Solange die Ausfuhr hinter der Einfuhr zurückbleibt und die andern Ausgleichsfaktoren in der Zahlungsbilanz nicht wieder erscheinen, sind wir genötigt, Banknoten an das Ausland zu verkaufen und dafür diejenigen ausländischen Zahlungsmittel zu erwerben, die wir zur Deckung unserer Reparationsverpflichtungen brauchen. Setzt sich dieser Prozeß noch eine zeitlang ungeschmälert fort, dann verweigert das Ausland die Annahme deutschen Papiergeldes, und die Mark hat den Nullpunkt erreicht.

Schon jetzt beträgt der Notenumlauf etwa 140 Milliarden Mark. Rechnet man die Darlehnskassenscheine noch hinzu, so erhöht sich der Betrag auf 150 Milliarden. Früher war der verhältnismäßig geringe Notenumlauf durch Metallgeld und durch Wechsel mit drei, mindestens aber zwei unanfechtbaren Unterschriften gedeckt. Heute haben wir eine Deckung nur in den Anleihen des Reichs, während schon die Darlehnskassenscheine dem Barbestand hinzugerechnet werden. Daß dadurch die Kreditbasis unterhöhlt wird, ist selbstverständlich. Der offene Markt nimmt schon längst nicht mehr so willig wie früher die Schatzanweisungen auf, und auch das Ausland blickt der deutschen Zukunft solange mißtrauisch entgegen, als nicht die Reparationslasten vermindert sind. Die Bank von England hat es offen ausgesprochen, daß sie Deutschland erst einen Kredit geben kann, wenn es von den drückendsten Verpflichtungen befreit sein wird. Der wirtschaftliche Scheinglanz, der in Deutschland vorübergehend auftaucht, darf über diese trostlose Lage nicht hinwegtäuschen.

Die Folgerungen, die hieraus zu ziehen sind, wenn man die Gesundung Deutschlands und damit Europas will, liegen klar zutage. Die Entente muß den Vertrag von Versailles revidieren. Es müssen die Reparations-, Besatzungs- und Kommissionskosten derart herabgesetzt werden, daß Deutschland sie ohne Überbürdung tragen kann. Ist die französische Mentalität zur Zeit auf eine solche Revision noch nicht eingestellt, so ergibt sich ganz von selbst die zweite Konsequenz: es muß eine Anleihe aufgenommen werden, welche Deutschland für mehrere, mindestens für fünf Jahre, von den hauptsächlichsten Zahlungen befreit. In dieser Zwischenzeit können wir unsern Haushalt ordnen und das erschütterte Wirtschaftsleben auf festere Grundlagen stellen.

Um die Anleihe wird jetzt in Paris verhandelt. Der Finanzminister Dr. Hermes betrachtet es als

seine Hauptaufgabe, die Reparationskommission von der Notwendigkeit der Kreditgewährung zu überzeugen. Der zu diesem Zweck eingesetzte Unterausschuß der Kommission soll. ihm dabei helfen. England und Amerika sind unter gewissen Voraussetzungen geneigt, der Kreditaktion zuzustimmen. Morgan bringt ganz bestimmte Wünsche und Bedingungen, die der Presse mitgeteilt wurden, von Amerika mit. Lloyd George möchte am liebsten eine definitive Regelung der Reparationskosten, und zwar in der Art, daß nur etwa 45 Milliarden, gemäß dem Vorschlag von Keynes, für Deutschland verbleiben. Mit diesem Plan aber stößt er auf den leidenschaftlichen Widerstand Poincarés, der die Aufrollung der Reparationsfragen um jeden Preis verhindern will. Italien wäre bereit, auf die Seite Englands zu treten, fühlt sich aber zu schwach, um seinen Willen Frankreich gegenüber durchzusetzen. So droht die wichtigste Voraussetzung für eine Entwirrung der Weltverhältnisse unerfüllt zu bleiben, und nur das Anleiheproblem selbst steht zur Erörterung.

Die Hauptschwierigkeit liegt in den Garantieen. Wer leistet Bürgschaft und worin besteht sie? Deutschland hat zu wenig vollgültige Werte, die es bieten könnte. Seine Industrie ist nicht stark genug, um eine Anleihe von mehreren Goldmilliarden zu stützen. Die langwierigen Verhandlungen über die Kredithilfe haben dies erwiesen. Die Reichsunternehmungen, wie Post und Eisenbahn, kommen gleichfalls nicht in Frage, denn sie sind unrentabel. Die Steuern können nicht verpfändet werden, sie dienen zur Bestreitung der Haushaltskosten. Die Zölle sind mit den eingestellten 8 Milliarden Mark zu wenig belangreich, um ausreichende Gegenwerte gegen Goldmilliarden darzustellen.

Da ist der Gedanke aufgetaucht, daß die Staaten, denen der Ertrag der Anleihe zugute kommen soll, ihrerseits die Bürgschaft übernehmen. Den Engländern und Amerikanern leuchtet der Gedanke ein. Sie sagen sich: wenn die drei genannten Staaten den Genuß aus der Anleihe haben, so müssen sie auch an dem Risiko teilnehmen, das sonst allein auf Amerika und England fiele. Ob die Nehmestaaten zu einem derartigen Zugeständnis an die Gebenden bereit sind, werden die Verhandlungen ergeben.

Zweierlei läßt sich wohl heute schon feststellen: die Franzosen beharren erstens nicht mehr auf ihrer Forderung von weiteren 60 Milliarden neuer Steuern und sie wagen zweitens einstweilen nicht die Besetzung des Ruhrgebietes. Das ist ein Erfolg der auswärtigen Politik, welche die Koalitionsregierung bisher betrieben hat. Gelänge es, die Weltanleihe durchzusetzen, so wäre diese unsere Politik vollends gerechtfertigt.

Der Journalist / Von Harold Schubert

Journalist oder Tagesschriftsteller, der Mann, der einer Zeitung und dem Tage dient. Aus diesen Beziehungen leitet sich der Sinn seiner Arbeit ab, die unausgesetzt einem von der Unendlichkeit kommender Tage überbrausenden Füllhorn zueilt und unterwegs doch in kurzen Zeitabschnitten bestimmte Ergebnisse in feste Behälter absetzen soll, die rasch zerfallen. So wirkt er an einem Penelopegewand, dessen Maschen sich aus dem beständig neugegossenen und immer wieder eingeschmolzenen Satz der Wortreihen zusammensetzen.

Die Frage, wie er dem Tage am besten diene, ist in weit stärkerem Maße die seine, als die anderer Berufe, von denen keiner so streng der Forderung nach dem Aktuellen unterworfen ist. Der Tag spricht zu ihm aus der Fülle der einlaufenden Nachrichten und Ansichten, aus deren Einzelstimmen das zusammenschießt, was man die öffentliche Meinung nennt. Diese aus den Ereignissen abzuhören, zu verdolmetschen und zu prägen, dazu bedarf es eines Feingefühls und Taktes, die beide eher eingeborener Gabe und Selbstschulung als den Lehren einer Wissenschaft entspringen. In diesem einen Punkt ist seine Berufung der des Dichters und Künstlers verwandt, die zwar ebenso wie er in technischer Hinsicht festumschriebenen, wenn auch nicht immer niedergeschriebenen Gesetzen der Ausführung unterworfen sind, aber in ihren Antrieben

als Schöpfernaturen Kinder der Freiheit sind. Dies alles vermag auf jeden tüchtigen Journalisten zuzutreffen. In diese allgemeinen Umrisse zeichnet aber die Eigenart des Volkes, dem er angehört, die besonderen Einzelzüge ein, die zu einer Unterscheidung zwischen den Journalisten der verschiedenen Länder führen.

Im schärfsten Gegensatz zueinander stehen der deutsche und der französische Journalist. Beide dienen dem Tage, aber dieser Dienst an der pulsenden Gegenwart läßt zweierlei Auffassung zu. Man kann ausschließlich in dem Augenblickscharakter aufgehen, so daß dessen verhältnismäßig kleines Zeitgefäß durch das Hineinwerfen eines ganzen Menschenlebens mit gewaltiger Spannung und Leidenschaftlichkeit erfüllt wird. In demselben Maße aber, in dem das Gefäß bereichert wird, sinkt das Jahr des sich darein ergießenden Lebens zu einem dreihundertfünfundsechzigfachen Eintagsfliegentum herab. Damit sind Werk und Persönlichkeit des französischen Journalisten angedeutet, der diese Art der Tagesauffassung mit gallischem Temperament bis zum Extrem ausgebildet hat. Er macht etwas aus dem Tage. Sein Ruhm, seine Gefahr und seine Schwäche.

Andererseits läßt sich der Tag so auffassen, daß man das seinen Flüchtigkeitscharakter Überdauernde, das zeitlich verhältnismäßig Beständige in ihm abgeklärter, als es bei der ersteren Auffassung geschehen kann, siebend gewinnt. Der Journalist, der so fühlt, empfindet jeden Tag als ein Stück werdender Geschichte. Der historische Sinn meldet sich zum Wort und mit ihm das Volk, das ihn vorzugsweise pflegt: das deutsche. Droht dem französischen Journalisten eher die Gefahr vom Eintagsfliegencharakter seiner Arbeit, so dem deutschen, daß das Gepräge seines Berufes verfälscht wird, indem er dem Historischen und der Wissenschaft zu große Macht über die Zeitung einräumt. In keine Zeitung anderer Länder fließt soviel wissenschaftlicher Stoff als Gedenkartikel über vor hundert oder mehr Jahren geborene oder gestorbene Geistesgrößen, als historische Anklänge unserer Tage an ähnliche Geschehnisse früherer Zeiten usw. wie in die Spalten der deutschen Presse. So ist es kein Zufall, daß sich die Universität gegenwärtig in Deutschland so bemüht, sich den Journalisten als akademischen Bürger anzugliedern.

Das, was in der Haltung des französischen Journalisten historisch ist, geht eigentlich auf die beiden Hauptschlagworte zurück, mit denen er eine Vormachtstellung seines Landes begründet. Sie lassen sich etwa folgendermaßen kurz zusammenfassen, wobei sich ergibt, daß er in kultureller Beziehung starrer Legitimist und in politischer Hinsicht unentwegter Revolutionär ist. Das eine Schlagwort: Frankreich hat der Welt mit seinen Möbeln Louis Quinze und Louis Seize sowie mit der ihnen entsprechenden ästhetischen Atmosphäre den Salon und den Glanz verfeinerter, adliger Gesittung gegeben, der in dem etwas weiblich gerichteten, verführerischen Zauber französischer Kultur noch heute nachwirke. Das andere: Frankreich hat der modernen Zeit mit der großen Revolution, deren Pathos die Republik nach dem Zwischenspiel der Könige und Kaiser zum Staatspathos erhob mit den drei an allen öffentlichen Gebäuden zu lesenden Worten: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", den entscheidenden politischen Fortschritt gebracht. Seiner Mutter, der großen Revolution, in der die politische Presse Frankreichs geboren wurde, ist der französische Journalist stets treu geblieben. Er ist der Träger des revolutionären Elementes in dem letzten fünfviertel Jahrhundert französischer Geschichte gewesen. Die Revolutionen der Jahre 1830 und 1848 sind nachweislich vorwiegend sein Werk. Den Sturz Napoleons III., der durch die Niederlage von 1870/71 nur beschleunigt wurde, hatte er schon vorher bis hart an die letzten Konsequenzen vorbereitet. Als die folgerichtigste Auswirkung des Revolutionären kann man hier, wenn es sich auch dabei nur um einen kleinen Seitenschößling der französischen Presse handelt, die jäh aufgeschossene, kurze Blüte der anarchistischen Presse der Ravachol und Genossen Ende des vorigen Jahrhunderts erwähnen. Russisches berührt sich in diesem Falle mit Fran-

*) Eine ausführliche Würdigung der hier berührten Fragen und Gebiete findet sich in Harold Schuberts Schrift „Die Weltpresse als Weltmesser der Wertgeltung" (Globus-Wissenschaftliche Verlagsanstalt, Dresden. Preis: 8 Mark) Sie bietet einen Ueberblick über die Entwicklung der Presse der verschiedenen Großmächte und über die angesehensten Organe der kleineren Länder.

zösischem, insofern die anarchistische Bewegung in Frankreich kräftig vom Schweizer Jura her von dem russischen Revolutionär Fürst Krapotkin mit seinem Blatte „Le Rovolté" unterstützt wurde. In den Schriften der großen französischen Pamphletisten des vorigen Jahrhunderts, der Paul-Louis-Courier, Claude Tillier, Henri Rochefort und einiger anderer Frondeure kann man die Entwicklung der Grundstimmungen verfolgen, die zur Bildung der heutigen Republik führten, sowie diejenige des französischen Journalisten, der sehr oft als Staat im Staate auftrat. Auffallend ist in den Aufzeichnungen des angesehensten Journalisten die große Anzahl von Zweikämpfen, die nicht immer so unblutig und operettenhaft verliefen wie in Maupassants Roman „Bel-Ami". Sie sind bezeichnend dafür, in welchem Maße die Persönlichkeit sich neben der vertretenen Sache in den Vordergrund drängte.

Aus dem, was mit den beiden erwähnten Hauptschlagworten zusammenhängt, nährt sich, was den heutigen französischen Journalisten im Dienste seines Landes kennzeichnet, der esprit de façade. Aus kulturellem Legitimismus und politischer Revolution erwächst sein Bestreben, dem französischen Hause eine möglichst glänzende Vorderfront zu schaffen und teilweise nur anzudichten, gleichgültig um sehr viel Widerspruchsvolles, was dahinter sein Wesen treibt. Auf dem Giebel steht: „Wer für sich einzunehmen versteht, der braucht nicht zu überzeugen und zu überreden." Diese Fassade wird nicht nur im eigenen Lande mit all dem Geschick eines den Schauwert seiner Waren raffiniert ausnutzenden Dekorateurs herausgeputzt, sondern auch erst recht im Auslande durch Vorträge französischer Journalisten, namentlich in den Ländern der lateinischen Rassevertwandten. Durch deren Einbeziehung in den Glanz des gallischen Kulturimperiums schmeichelte der französische Journalist ihnen und gewann er sie auch politisch als inoffizielle Gehilfen der französischen Gesandten und Botschafter bei der Vorbereitung der im Weltkrieg getätigten Bundesgenossenschaften.

Wie es Gemälde gibt, die im Prunk ihrer Farben pathetisch auf den Betrachter zuzuschreiten scheinen nach Art der Tintoretto und Veronese, und andere, die in strengerer Zurückhaltung wie diejenigen Dürers den Blick gewissermaßen in sich hineinziehen, so gibt es auch Völker, die diesem Spiel der Wirkung entsprechen. Den ersteren wohl am meisten das französische und letzteren das deutsche. Beim Franzosen ist alles eher à fleur de peau, eher ein unmittelbares Hindurchgehen aus dem Blut zur Epidermis. Anders das deutsche Gesicht. Sein Ausdruck ist vorwiegend durch die Idee bedingt, die sich wie eine Sperre vor die Unmittelbarkeit des Gefühls legt. Es wird hinter dieser Schleusenwehr mehr aufgenommen als abgegeben, so daß jene Rückschläge vermieden werden, die sich sehr oft beim Lateiner infolge der jäh eintretenden Leere nach Exaltationen einstellen. Eine sparsame, auf Zins und Zinseszins arbeitende Natur, die lieber in fortgesetztem Sieben und Läutern nach innen als nach außen wirkt. Mehr sammelnde Linse und Brennpunkt einfallender Strahlen als vulkanisch nach außen zündendes Feuerauge. Dem entspricht auch die Art des deutschen Journalisten, dessen Aufstieg sich lautloser und unpathetischer vollzogen hat als der seiner Kollegen in anderen Ländern. Unter seinen Vorfahren finden wir keine Emigrantenköpfe wie die des in London und Genf seinen „Kolokol" herausgebenden Russen Herzen und des in Marseille sein „Giovane Italia" veröffentlichenden Italieners Giuseppe Mazzini, noch auch solche nach Art jener Engländer wie Daniel Defoe und John Walter I., die vom Newgategefängnis aus ihre Blätter leiteten. Ein pathetischer Kopf von verwandtem Journalistengeblüt bei uns wie Görres, der Herausgeber des „Rheinischen Merkurs" zur Zeit der Freiheitskriege, war einfach mit dem Verbot seiner Zeitung erledigt.

Äußerlich besehen, hat der deutsche Journalist von der Macht und dem Ansehen, die sich der französische und englische Journalist in ihrer Heimat errangen, einen sehr fühlbaren Vorteil für sich gehabt. Am auffälligsten im Weltkrieg. Der erfolgreiche journalistische Feldzug der Entente zeigte erst manchen Leuten in Deutschland, welche Bedeutung der Presse zukam. Die große Aufgabe, die dem deutschen Journalisten aus der Notwendigkeit erwuchs einen so wohlgerüsteten Gegner niederzukämpfen, erhöht naturgemäß seine Bedeutung auch in den Augen derjenigen, die ihn nicht für voll an-

zusehen beliebten, weil er sich nicht durch Examen, Zeugnis und Titel vor ihrem akademischen Cant auszuweisen vermochte. Als ob nicht mancher mit akademischem Wissenszeugnis Ausgestattete später den Befähigungsnachweis dazu in der Praxis schuldig geblieben wäre!

Es ist nur zu natürlich, daß der französische und englische Journalist, deren Länder rascher zur inneren Einigung gelangten und ihren Einfluß über die nationalen Grenzen hinaus ausbreiteten als Deutschland, auch eher als der deutsche Journalist zu Weltgebaren in Stil und Haltung kamen. Die deutschen Journalisten scheinen in überwiegender Zahl allein für das deutsche Publikum zu schreiben, während sie doch auch dessen Sachwalter gegenüber dem Auslande sind. Entsprechend der vorwiegend bürgerlichen Grundrichtung deutscher Art lautet beispielsweise der Ausdruck seiner höchsten Anerkennung über eine Feier: schlicht und eindrucksvoll. Die Vorliebe für das Schlichte versteht sich von selbst bei dem Sinn für reine Sachlichkeit, die dem in der Nähe der Wissenschaft siedelnden deutschen Journalisten zu eigen ist. Das Persönliche tritt zurück. Die Tatsachen sollen für sich selbst sprechen. Wo etwas Hassenswertes vor die Feder gerät, wird in vielen Fällen das unendlich oft zitierte Wort Friedrichs des Großen „Niedriger hängen" für ausreichend befunden. Es mag ausreichend sein für deutsche Köpfe, aber nicht wirksam genug für ein anders geartetes ausländisches Publikum. Ein Beispiel: Italien in der Zeit seit dem Ausbruch des Weltkrieges bis zur offenen Absage an den Dreibund. Ein gemeines französisches Pamphlet nach dem andern flatterte über die Alpen nach Italien, gemein in seiner funkelnden Bosheit, aber geschickt und oft geistreich in der Linienführung der Karikatur. Der Stil der meisten deutschen Antworten: „Es ist nicht wahr, daß". Die Wirkung in Italien: In mehreren Blättern die Einrichtung einer ironisch gemeinten Rubrik: „Non è vero che" (Es ist nicht wahr, daß). Es wurde in diesem Falle die Seele des Italieners nicht in Rechnung gestellt, der selbst da, wo sein Verstand die Lüge des Franzosen durchschaute, doch mit seinem vorwiegend künstlerisch gerichteten Empfinden das Geistvolle und Künstlerische der nicht immer im einförmigen Gleichtritt marschierenden gallischen Bosheit bewunderte.

Sachlichkeit kann eine Tugend sein, wenn alles unter dem Gewande der Schlichtheit voll verhaltener Kraft ist, die sich nicht an den Augenblick verausgaben will. So steht sie dem Gelehrten wohl an, dessen Werk oft Jahrhunderten oder Jahrtausenden des Werdens gewidmet ist, und der von der Rinde des Baumes immer tiefer in die Lade der Jahresringe dringt, wo das Holz dem Kerne zu stets härter wird. An seinem Stoffe wird der Forscher wohl auch selbst immer strenger und nach innen zu gesammelter. Sein Blick geht auf Ewiges und wendet sich vom Tage ab. Er hat nur auf Werte zu sehen.

Anders der Journalist, der nicht an ein Riesenwerk herangeht, dessen erste vier Bände vielleicht bei seinem Tode erscheinen werden. Er arbeitet nicht in der Krypta der Vergangenheiten, sondern mitten im lärmenden Pulsen lebender Geschlechter, deren daseinswarmer Herzschlag ihn spornt, dem Tage zu geben, was des Tages ist. Sachlichkeit wird für ihn oft keine Tugend sein, sondern ein Geiz, der sein Selbst genießt und sich durch Verzicht auf Temperament der Wirkungsmöglichkeit auf Wesen beraubt, die Wärme und Temperament sind. Erst recht kann eine solche nach innen gewandte Art dem Journalisten eines Landes zum Vorwurf gemacht werden, das erst seit wenigen Jahrzehnten geeinigt ist und nun um seine Weltgeltung ganz anders kämpfen muß wie Franzosen und Engländer. Wieviel unschätzbar wertvolle Kraft verkrampft sich bei uns nach innen ungenützt und bisweilen sogar schädlich, die der so notwendigen Wirkung nach außen, über die Grenzen hinaus in die Welt verloren geht. Wieviel wird verfügt, verordnet, geregelt und gemaßregelt, wo oft freieres Wachstum der Daseinsfreudigkeit und dem Wirkungsvermögen unseres Volkes mehr Schwungkraft und Weite verleihen könnten. Der Deutsche verorganisiert sich jetzt fast ebenso nach innen, wie er sich beispielsweise in der Stauferzeit nach außen verzettelte. Da reiße der Journalist seine Gefolgschaft auf und zeige ihr, daß es im Wettkampf der Völker nicht

allein darauf ankommt, Werte auf Werte zu häufen, zu schachteln und zu registrieren, sondern bewußt und daseinsfroh die Werte in Geltung umzusetzen. Hier unterscheidet sich sein Beruf von dem des Wissenschaftlers, indem er nicht nur Werten dient, sondern auch ihrer Umsetzung in Geltung und Wirksamkeit. Die erfolgreichsten Männer Deutschlands im Ausland waren im Frieden der Kaufmann und der Industrielle. Sie verdankten das nicht nur den von ihnen vertriebenen Werten, sondern auch der bewußten Ausnutzung des Schauwertes derselben, wobei die Betonung mehr auf Schau wie auf Wert zu legen ist. Der deutsche Journalist, dessen Zeitung schon so nahe den Bezirken der Wissenschaft arbeitet, habe ein gesundes Mißtrauen gegen ihren Geist, der in ihren Zonen unerläßlich und kostbar, im Bereiche des Journalismus nur bewirken kann, daß dieser seinem eigensten Gepräge entfremdet wird. Der englische Journalist ist als Sachwalter eines Großhauses, in dem sich politische und kaufmännische Interessen schon frühzeitig rege durchdrangen, viel eher beim Opportunismus angelangt als der französische Journalist, der sich ihm erst in dem heutigen Umfang in den letzten Jahrzehnten zugewandt hat. Wie opportunistisch mutet in England schon der in der Presse so häufig vollzogene Parteiwechsel großer führender Blätter. Ebenso wie der Franzose hat der Engländer mit einem wahren l'art pour l'art-Fanatismus dem Journalismus um des Journalismus willen eine entscheidende und achtunggebietende Stellung erungen, nur kälter und materieller als der französische Journalist. Weniger Deklamation als in Frankreich und dafür ein stärkerer Sinn für Rekordleistungen in der technischen Verbesserung des Zeitungsbetriebes und der raschesten Übermittlung und Beschaffung wichtiger Nachrichten.

Ein Kind der Verlegenheit ist der russische Journalist in seinem Lande unter der Knute des Zarentums gewesen, die ihn zu jener seltsamen Art des Journalismus zwang, als deren Vater Herzens Jugendfreund Bjelinski gilt und die darin bestand, so zu schreiben, daß die eigentlichen Gedanken und Absichten zwischen den Zeilen gelesen werden mußten, undeutlich genug für den Zensor und deutlich genug für das Publikum.

Es liegt ein Vergleich nahe zwischen den Mönchen des Mittelalters, den Trägern der damaligen geistlichen Auffassung des Lebens, und den Journalisten von heute, den Vorkämpfern unserer Weltlichkeit. Man könnte sich auf dem Portal des Klostertums die Aufschrift denken „Wem Zeit ist wie Ewigkeit" und auf dem der Presse „und Ewigkeit wie Zeit". Beide Zeilen ergänzen sich wie die zwei Hälften eines Ringes zu dem bekannten Mystikerwort Jakob Boehmes. Mit derselben ungeheuren Intensität jener geistlichen Lebensauffassung, deren Spannung wir beim Anblick der versteinerten Wunder der alten Dome und Kathedralen bestaunen, durchfurcht der Journalismus jetzt den Bezirk des Irdischen. Dort der Mönch, der die Buchstaben geistlicher Bücher in seiner Zelle bedächtig langsam malte, als wäre ihm als Lebenszeit die Ewigkeit selbst gegeben, und hier der Journalist, der alles in kürzeste Zeitabschnitte mit fiebernder Hast zusammendrängt. Zwei Gegensätze und doch auch wiederum Verwandte in der Intensität und dem Verantwortlichkeitsgefühl, mit dem sie symbolische Vertreter zweier entgegengesetzt wirkender Zeitläufte sind.

Das Problem des Lebens / Von Paul Engelen, Düsseldorf

„O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt!
— — — — — — — — — — — —
Sagt mir: Was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
— — — — — — — — — — — —
Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt;
Und — ein Narr wartet auf Antwort!"

Der bittere und verzweifelte Spott Heinrich Heines ist auch heute noch uneingeengt gültig. Wir sind nicht befähigt, alle Zusammenhänge des Lebensproblems klar zu erfassen. Ignoramus et ignorabimus. Aber jede neue Anschauungsweise bietet eine Fülle von packenden Anregungen. Houston Steward Chamberlain bringt in seiner glänzenden Auslegung der Persönlichkeit und der Anschauungen Immanuel Kants viele kluge Gedanken, scharfe Beobachtungen, treffende Bemerkungen zu diesem Abschnitt der Welträtsel; an seine Darlegungen schließen sich die folgenden Ausführungen größtenteils an.

Zunächst muß man über die Grundlagen unseres Erkenntnisvermögens sich klar werden. Im menschlichen Gedankenleben ist stets, wie schon Aristoteles erkannt hat, eine Verbindung aus zwei Grundbestandteilen nachweisbar, ein „Erleiden" und ein „Tätigsein", ein passives und ein aktives Verhalten, Empfangen und Gestalten. Plato lehrt uns, daß die Augen des Körpers nur durch „das Auge der Seele" sehen; wir sehen nicht mit den Augen, wir hören nicht mit den Ohren, sondern vermittels der Augen und vermittels der Ohren. Die Fülle der Eindrücke, die unsere Sinnesorgane uns übermitteln, wird umfaßt von einer ideellen Einheit, „man heiße sie Seele (Bewußtsein) oder wie man sonst beliebe". Eine reine bloße Empirie ist unmöglich, Gedankenzutaten sind unvermeidbar. Unser Denken über das Wesen des Lebens darf nicht durch wissenschaftlich abstrahierende Voreingenommenheit gefesselt sein. Aus schöpferischen Ideen, gestützt auf unbefangene und deshalb reinere und wahrheitsvollere Anschauung, sucht Chamberlain das wahre Lebensproblem zu erfassen. Die Verbindung der Begriffe in unseren Vorstellungen ist, wie Wundt ausführt, stets eine schöpferische Tätigkeit. „Sie ist in Wahrheit die Grundvoraussetzung alles psychischen Geschehens, ohne die alle weiteren Vorgänge desselben, bei denen die schöpferische Natur des geistigen Lebens immer und immer auf höheren Stufen wiederkehrt, unverständlich bleibt. Als eine Neuschöpfung, nicht bloß als eine Verbindung von Vorgängen, wie solche Verbindungen schon in der unorganischen Natur vorkommen, offenbart sich alles psychische Geschehen von Anfang an."

Das Leben ist ein Komplex von Erscheinungen, der an den Organismen beobachtet wird, Stoffwechsel, Formwechsel, Energiewechsel sind verschiedene Seiten des Lebensvorgangs. In früheren Jahrhunderten beruhigte man sich bei der Annahme von Lebensgeistern. Im 17. Jahrhundert drang die Überzeugung durch, daß die Lebenserscheinungen auf die Wirksamkeit derselben physikalischen und chemischen Kräfte zurückzuführen seien, die auch den Erscheinungen in der unbelebten Natur zugrunde liegen. Um die Wende des 17. Jahrhunderts erklärte der von Stahl begründete Animismus die Lebenserscheinungen als Äußerungen der Anima. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ging von Frankreich der Vitalismus aus, die Annahme der force vitale, der spezifischen Lebenskraft, also einer Kraft von ganz besonderer Natur in den lebenden Organismen. Die Annahme der spezifischen Lebenskraft hielt sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Dann aber gewann die Überzeugung Oberhand, daß im lebenden Organismus keine anderen Kräfte wirksam seien als in der anorganischen Natur.

Das Leben ist nach dieser Anschauung Produkt eines Systems von Ursachen und Mitteln, die nach den gleichen physikalischen und chemischen Gesetzen wirken, die auch in der unbelebten Natur gelten. Die eigenartige Gesamtwirkung beruhe nicht auf Verschiedenheit der Kräfte und Gesetze, sondern auf der Verschiedenheit der Angriffspunkte, die diesen Kräften in den Organismen sich bieten. Das Leben ist an die gleichen chemischen Elemente geknüpft,

die auch in den anorganischen Körpern sich finden. In der lebenden Substanz kommen die Elemente nur in eigenartigen, höchst komplizierten chemischen Verbindungen vor, welche in der unbelebten Natur sich nicht finden.

Der Neovitalismus, wie er von dem Botaniker J. v. Hanstein, dem Physiologen Bunge, dem Pathologen Rindfleisch begründet wurde, nimmt in den Organismen wieder eine besondere Naturkraft ein, welche die Lebens- und Entwicklungsvorgänge nach Zeit und Ort beherrsche oder eine dem lebenden Protoplasma zukommende transzendente psychische Fähigkeit von nicht näher zu ermittelndem Wesen.

Die Aufstellung einer besonderen Kraft, die nur in den lebenden Organismen wirke, stiftet aber nur Verwirrung, der Ausdruck Lebens„kraft" lenkt von dem eigentlichen Problem ab. Das Ziel der exakten Wissenschaft ist die Erforschung aller in der gesamten Natur wirkenden Kräfte so weit, daß wir die Kraftäußerungen in mathematisch formulierbare Gleichungen einkleiden können.

Das Gesetz der Erhaltung der Kraft gilt auch für die lebenden Organismen. Die schon von Descartes philosophisch ergründete Unzerstörbarkeit der gesamten Kraftsumme ist von Robert Mayer naturwissenschaftlich dahin formuliert worden: Es gibt nur eine einzige Kraft, sie hat eine konstante Größe.

Aber Chemie und Physik reichen nicht aus zur Darstellung der Lebenserscheinungen. Ostwald hat hervorgehoben, daß mathematische Formeln eine Vertauschung des Zeichens der Zeitgröße gestatten, daß sie aber auf Entwicklungsvorgänge unanwendbar sind, denn das Kind kann sich wohl zum Mann entwickeln, aber der Mann nicht wieder zum Kind. Wer das Leben aus Stoff und Kraft erklären will, der widerspricht den Tatsachen der Biologie. Seit Schleiden durch die Feststellung: omnis cella e cellula, omne vivum e vivo die Annahme einer generatio spontanea widerlegte, hat die fortschreitende Wissenschaft immer subtilere Erfahrungen gesammelt darüber, daß alles Organisierte nur aus Organisiertem stammt, wir wissen heute, daß sogar jeder Teil eines Zellkernes nur von entsprechenden Teilen eines anderen Zellkernes abstammen kann. Wer aber heute nach dem alten aristotelischen Irrtum huldigt, es gebe einen allmählichen Übergang von dem Nichtlebenden zu dem Lebenden, einen allmählichen Übergang vom Unorganischen zum Organischen, der kommt an der der Naturwissenschaft widersprechenden Annahme einer generatio spontanea nicht vorbei, mag er diesen Vorgang auch in noch so weite Fernen zeitlich zurückverlegen. Wer aber auf solche theoretische Annahme, der nicht eine einzige naturwissenschaftliche Tatsache entspricht, sein System aufbaut, der darf sich nicht einbilden und anderen vorreden, er stehe auf dem Boden der Beobachtung und exakten Wissenschaft. Auch philosophisch stützt sich der Versuch, das Leben als ein Erzeugnis von Stoff und Kraft zu erklären, auf trügerische Basis. Mein Anschauen der Natur, mein Sinnen über die Welt, über das geistige Prinzip, über das Leben, alles das sind Lebensäußerungen. Vom Leben aus trete ich an die Natur heran. Es ist daher Spiegelfechterei, wenn jemand aus dem Lebenlosen das Leben verstehen will.

Zur Klärung des Problems knüpft Chamberlain nun an die Ideenlehre Platos. Die Definition lautet: „Idee ist alles, wodurch Einheit geschaffen wird." Sobald wir irgendwo eine Vielheit zu einer Einheit zusammenfassen, die wir mit einem Namen belegen, haben wir ein Eidos. Die Sinnlichkeit schafft Vielheit, der Verstand schafft in dieser uferlosen Vielheit Einheiten; dies geschieht durch Vermittlung der Ideen.

Da wir nun die Idee „Leben" aus den Ideen „Kraft" und „Stoff" nicht ableiten können, so müssen wir nach Chamberlain eine neue, umfassende Grundidee aufstellen, nämlich die Idee des Lebens als Naturerscheinung sui generis. Jetzt können wir eine Sichtung und Abgrenzung der Wahrnehmung durchführen, wo ohne diese gesonderte Aufstellung ein unentwirrbares Durcheinander sich uns bietet. Die Aufstellung der gesonderten Idee „Leben" ist berechtigt, weil auf diese Weise die Beziehungen zwischen unseren Wahrnehmungen verdeutlicht werden. Die Einführung einer neuen Idee ist berechtigt, wenn sie fruchtbringend und aufklärend wirkt. Die Aufstellung einer Idee ist völlig unabhängig von dem Versuch logischer Definition. Das Verständnis einer Grundidee ergibt sich aus ihrer Anwendung. Die aus Anschauung entnommene und auf Anschauung gemünzte, dennoch aber abstrakte Idee kann nicht in eine logische Begriffsbestimmung eingezwängt werden. Leben ist logisch nicht definierbar, Stoff und Kraft sind logisch ebensowenig definierbar. Praktisch wissen wir aber, was Kraft ist. Die Idee „Leben" ist

sogar viel anschaulicher und deshalb für unser Verständnis faßlicher als die des Stoffes und der Kraft.

Wie Kraft nur im Stoff erfahren wird, ebenso erfahren wir Leben nur im Stoff und an der Kraft. Das Stoffliche am Leben ist Chemie, das Energetische am Leben ist Physik. In der belebten Natur sind Stoff und Kraft gebannt durch die Gestalt. Ebenso wie ein „Verstehen" von Stoff-Energie in einem Erfassen von Bewegungsverhältnissen besteht, ebenso wird ein „Verstehen" vom Leben ein Erfassen von Gestaltverhältnissen sein. Diese Ausführung Chamberlains will ich des eindringenderen Verständnisses halber nochmals zitieren. Rein abstrakt sprechen wir von Stoff, Kraft, Leben. Wollen wir die sinnliche Erfahrung in einen verstandesgemäßen Ausdruck kleiden, so schreiben wir dem Stoff Trägheit, der Kraft Wandelbarkeit, dem Leben Zwecktätigkeit als Wesen zu. Wollen wir genau dieselbe Erkenntnis möglichst sinnenfällig zum Ausdruck bringen, so sprechen wir beim Stoff von Masse, bei der Kraft von Bewegung, beim Leben von Gestalt.

Durch die Gestalt ist die belebte Natur geschieden von der unbelebten. Nur die gestaltete Materie weist Lebensäußerungen auf. Unter Gestalt in diesem Sinne haben wir zu verstehen, das Vorhandensein einer Organisation: eine Einheit umfaßt differente Teile, die sich wechselseitig bedingen und die in ihrer Gesamtheit das Ganze als Einheit bedingen. Ein Kristall ist geformt nach den Gesetzen der Mechanik, nicht aber gestaltet; die einzelnen Partikeln sind voneinander unabhängig und in ihrer Bedeutung dem Ganzen identisch. Bei einer Maschine kann man nicht von Gestaltung reden, denn die einzelnen Bestandteile bedingen sich nicht gegenseitig, sondern der Maschinenbauer bedingt jede Einzelheit und die ganze Konstruktion. In der belebten Natur finden wir dagegen stets die ideell erfaßbare Einheit eines Mannigfaltigen. Nur den lebenden Wesen ist Gestalt in diesem Sinne eigen, und anderseits allen lebenden Wesen. Wir wissen heute, daß in jedem Zellkern differente Teile sich unterscheiden lassen, die Amoeben lassen eine Funktionsteilung in ihrem Organismus erkennen, selbst bei den Bakterien können wir Hülle, Körnerbildung, Gestaltveränderungen nachweisen. Alles Leben ist untrennbar verbunden mit Gestaltung.

Weil wir Gestalt sind, darum betrachten wir die Welt vom Standpunkte der Gestalt aus. Vom Leben aus treten wir an die Natur heran. Die primärste abgrenzende Gestaltung, die wir von diesem Standpunkt aus vornehmen, ist die Aufstellung der Begriffe Raum und Zeit. Die Vorstellung des Raumes wurzelt in der Anschauung unseres Körpers, wo wir rechts, links, oben, unten, vorne, hinten unterscheiden; der Begriff des Raumes hat nur dort einen Sinn, wo in einem Ganzen verschiedene Teile durch Lagebeziehungen gegeneinander abgegrenzt sind. Durch Anfang und Ende in der Zeit begrenzt sich die Dauer des Lebens. In unserem Lebenslaufe ist jeder Augenblick inhaltlich völlig verschieden von jedem voraufgegangenen und jedem folgenden. Jeder Augenblick im Leben fügt sich ein in die Richtung vom Anfang gegen das Ende. Hier gibt es keinen Kreislauf der Kräfte, sonst würde der Mann sich wieder in die Kindheit zurückentwickeln können. Im Leben wurzelt der Begriff der Zeit. Deshalb schreibt Chamberlain: „Zeit gibt es nur dort, wo der eine Augenblick von dem anderen unterschieden werden kann; Zeit ist Vergänglichkeit und besteht nur durch das Leben, in dem Leben und für das Leben. Darum hatte der indische Weise recht mit seiner Behauptung: „Ich bin nicht in der Zeit, sondern bin die Zeit selbst."

Masse und Energie verhalten sich indifferent gegen Raum und Zeit. Die Kraft ist formlos, sie ist auch zeitlos. Im Kreislauf der Kraft sehen wir nicht Anfang noch Ende. Die Physik lehrt eine ständige Umwandlung der Kraftäußerung. Bei dieser ständigen Metamorphose bleibt aber die Summe der Energie unveränderlich. Die gesamte Energiesumme ist unzerstörbar. Weil die Bewegung ewig immer wieder in sich selbst zurückkehrt, deshalb können wir keine Dauer der Energie abgrenzen, die Kraft ist also zeitlos. Auch die Masse ist zeitlos. Das Gesetz der Trägheit besagt, daß der Stoff in seinem augenblicklichen Zustande verharrt, so lange keine Kraft auf ihn einwirkt. Das Grundgesetz des Stoffes ist das Beharren. Das ewige Beharren ist gleichbedeutend mit Zeitlosigkeit. Auch der Form gegenüber ist der Stoff indifferent. Ob der Kohlenstoff als Diamant, als Graphit oder als Kohle auftritt, es ist derselbe Stoff. Wenn ein Kristall durch äußere Gewalt zerstört, also seiner Form beraubt wird, der Stoff als solcher bleibt unverändert. Die Form ist für den Stoff bedeutungslos, zufällig.

Das Wesen des Stoffes ist Trägheit, das Wesen der Kraft ist wandelbare Bewegung. Das Wesen des Lebens ist Gestalt.

Der lebende Körper, die Gestalt, ist mit der Materie notwendig verbunden. Lebensbedingung für den Körper ist der Stoffaustausch mit der Umgebung, eine in der Ernährung und Atmung bestehende ständige Aufnahme von Stoffen aus der umgebenden Natur und anderseits die Ausscheidung der für den Stoffwechsel unbrauchbaren Produkte. Wenn der Stoffaustausch kurze Zeit unterbrochen wird, erlischt das Leben. Mit dem Stoffwechsel ist der Kraftwechsel notwendig verbunden. Die Kraft ist an Stoff gefesselt. Ein Teil jener Kraft, die im Universum unablässig wirkt, strömt durch den lebenden Körper hindurch. Wenn wir die Hand bewegen, den Duft einer Rose empfinden, wenn wir bei der Gedankenverbindung gleichzeitig organische Brücken schlagen im Gehirn zwischen getrennten Provinzen, immer wirkt in unserem lebenden Körper die Kraft. Es ist dieselbe Kraft, die von der Sonne zur Erde strömte, dann als latente Energie in Pflanzen aufgespeichert war, bis sie mit der Nahrung dem Körper zugeführt wurde und hier wieder in lebendige Kraft umgesetzt wurde. Lebensgestalt kann sich nur in dem Stoff und nur durch Vermittlung der Kraft äußern. Aber wir müssen bedenken, daß Stoff und Kraft gegen die Form sich indifferent verhalten, daß sie also nicht der Grund sein können für die Gestaltung, die wir stets im Leben erkennen. Das Hauptprinzip des Stoffes ist Trägheit, im Leben erkennen wir aber das Prinzip der Aktivität. Die Kraft äußert sich als unablässige Veränderung; das Leben aber zeigt das hartnäckige Verharren der Gestalt gegen die Veränderung. Erst mit dem Tode zerfällt die Gestalt, die Kraft und Stoff in ihren Dienst gezwungen hielt, die Gestalt wird jetzt von der ihr feindlichen Kraft vernichtet. Die Entstehung des Lebens aus den ihm widerstrebenden Naturprinzipien Stoff und Kraft ist ein sinnloser Gedanke.

Beim Stoff erkennen wir das Prinzip der Trägheit, des Beharrens, des Seins. Die Elemente des Stoffes sind unzerstörbar, sie entstehen nicht, sie vergehen nicht, sie sind, sie repräsentieren das Sein des Leblosen. Hier gibt es nur ein Sein, kein Werden. Entsteht aus amorpher Kohle ein Kristall, so hat die vorige Form aufgehört zu existieren, eine neue Form des Seins zeigt sich uns, diese zeigt wieder den Zustand der Ruhe, des Seins, sie ist ständig, bis eine äußere Krafteinwirkung eine Änderung herbeiführt. Bei der Kraft erkennen wir die Wandelbarkeit, die ruhelose Metamorphose der Bewegung, ein ständiges Werden. In der toten Natur ist das Sein kein Werden, das Werden kein Sein. Im Leben dagegen zeigt sich uns eine innige Durchdringung von Sein und Werden. Goethe sagt:

„Es muß sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln — —
Denn alles muß in nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will."

Während der Lebensdauer haben wir kein Beharren im Sein, sondern ein ständiges Werden im Sein. Im Leben des Einzelwesens wie der Rasse erkennen wir das Prinzip der Entwicklung, der Umformung, also das ständige Werden. Gleichzeitig aber macht sich das Prinzip des Beharrens, des Seins geltend. Die Lebensfähigkeit des Einzelwesens ist geknüpft an die Erhaltung der Gestalt, der Zerfall der Gestalt ist gleichbedeutend mit dem Tode des Individuums. Ein verharrender Typus gestaltet die Wirkung der auf den Körper einströmenden Stoffe und Kräfte der Außenwelt, hält sie fest, solange sie ihm nutzbar sind und gibt sie dann dem gewöhnlichen Treiben der unorganischen Natur zurück. Schon Aristoteles stellte die Ansicht auf, daß das vegetative Leben den unorganisierten Stoff zum Plan des Typus heranziehe. Auch in der Entwicklung des Gesamtbildes alles Lebensdaseins auf der Erde tritt mit aller Schärfe das Prinzip des Beharrens hervor. Beim Betrachten der Vererbung erkennen wir durch Generationen hindurch das Streben des Lebens, bestimmte Gestaltungsverhältnisse mit hartnäckiger Zähigkeit zu erhalten. Trotz unaufhörlicher Verschiebungen bei der Entwicklung der Arten überwiegt doch weitaus das Beharrungsstreben der Gestalt. Bei unbefangener, unvoreingenommener Anschauung erkennen wir eine erstaunliche Übereinstimmung in den Gestaltungsgrundzügen selbst bei entfernten Tierarten. Wenn die Anpassung an veränderte Bedingungen Abänderungen in der Gestalt erfordert, dann sucht die Natur immer mit dem erdenklichsten Mindestmaß an Veränderung und Abwechselung auszukommen. Im Kampf mit Kraft und Stoff fügt sich das Leben ins Unvermeidliche durch kleine Variationen der Gestalt, aber die Grund-

linien der Gestaltung beharren bis zum Tode des Individuums, bis zum Aussterben der Art.

Treten wir an das Lebensproblem heran rein anschauend, so erblicken wir als das durch ein plastisch-anschauliches „Eidos" Erfaßbare die beharrende Gestalt. Die Gestalt ist das Sein des Lebens.

Treten wir an das Lebensproblem heran auf dem Wege verstandesgemäßer Überlegung, so stoßen wir auf die Tatsache, daß wir als Gesetz des Lebens, als das Beharrende, ideell Erfaßbare die Zweckmäßigkeit anzuerkennen haben.

Kant hat die Beachtung dieser wichtigen Tatsache hervorgehoben. Er schreibt: „Alle jene verschiedenen Arten sind nicht nur den allgemeinen Gesetzen, dem Mechanismus der Natur unterworfen, sondern auch eine jede in ihrem Ursprung, Dasein und Wirken an besondere, ihr entsprechende Regeln gebunden, und nur durch die Bestimmung dieser ist eine Erkenntnis der Natur möglich. Einer solchen Beurteilung des durch die Erfahrung gegebenen Mannigfaltigen liegt nun der Gedanke zugrunde, daß es in der Natur Zweckmäßigkeit, und zwar nicht nur relative, durch welche ein Ding dem anderen dienlich ist, sondern auch innere gebe. Die innere Zweckmäßigkeit besteht vornehmlich darin, daß alle Teile eines Dinges, sowohl ihrem Dasein als auch ihrer Beschaffenheit nach, nur durch Beziehung auf das Ganze möglich, somit durch die Idee des Ganzen bestimmt sind. Eine solche Zweckmäßigkeit hat jedes Kunstwerk; allein dieses verdankt sein Dasein einer von ihm verschiedenen Ursache, welche, von der Idee des Ganzen geleitet, die Teile verarbeitet und verbindet. In der Natur aber finden wir Wesen, die sich durch eine solche Zwecktätigkeit selbst erzeugen und daher zugleich als Ursache und Wirkung ihrer selbst betrachtet werden können. Der Baum z. B. erzeugt nicht bloß einen anderen Baum, so daß er als Gattung sich unaufhörlich Ursache und Wirkung ist, sondern aus seinem Keim sich entwickelnd bildet er sich auf eine Weise aus, die der Zeugung gleichgestellt werden kann. Der in ihm tätige Lebensgrund verarbeitet den Stoff, welchen er aus der Natur empfängt, so daß derselbe die ihm spezifisch eigentümliche Beschaffenheit erhält, und bildet sodann aus ihm die verschiedenen Teile: Wurzeln, Stamm, Äste, Zweige, Blätter, die nicht nur unter sich verbunden, sondern auch wiederum wechselseitig voneinander abhängig sind. Eben hierin, daß die Teile eines Ganzen nicht bloß in diesem ihren Zweck haben, sondern auch einer den andern hervorbringen, bilden und erhalten, besteht der Organismus der Natur, welcher weder in den mechanischen Gesetzen der Natur seine Erklärung, noch in der Kunst, so sehr auch diese nach Zwecken schafft, Nachahmung findet."

Chamberlain kommt zu dem Schlusse: „Der Zweckmäßigkeitsbegriff ist die Methode zur begrifflichen Analyse der erblickten Gestalt." Durch diesen Zweckbegriff soll nur eine Grundtatsache des Lebens ausgesprochen werden. Chamberlain schließt ausdrücklich die mit dem Worte Zweck unwillkürlich verbundene Vorstellung des bewußt Gewollten, des menschenähnlichen „Zieles" aus als philosophische Erklärung. Es ist unmöglich, logisch zu erklären, weshalb Gestalt und Zweckbegriff nur verschiedene Ausdrucksweisen für ein und dieselbe Tatsache sind. Es handelt sich hier nur um die Feststellung, daß eine wichtige Geistesfunktion darin besteht, eine Brücke zu schlagen zwischen Schauen und Denken, zwischen der Welt des Sichtbaren und dem Gebiet des Unsichtbaren." Diese Gleichsetzung zweier Ideen, die logisch gar nicht miteinander verglichen werden können (weil die eine in der Anschauung und die andere im Denken fußt), ist das, was Kant transzendental nennt, und die Aufdeckung dieses Verhältnisses als eines der Grundphänomene des Menschengeistes ist eine Hauptleistung der Erkenntniskritik, wie sie Plato begründete und Kant vollendete.

Wenn wir sagen: „Leben ist Gestalt, Leben ist Zwecktätigkeit", so nehmen wir die Gleichsetzung einer Anschauungsidee mit einer Verstandesidee vor. Aus Schauen und Denken baut sich unser ganzer Geistesinhalt auf. Das bunte, vielgestaltige, wechselnde, bewegte Bild, das die Natur unseren Sinnen bietet, wird durch Anschauungsideen zu Einheiten, zur Ruhe geordnet. Die Aufstellung von Verstandesideen dient dem Zweck, in der Gedankenwelt Einheiten zu bilden als ruhende Pole in der Gedanken Flucht. Das in der Natur des menschlichen Geistes begründete Bedürfnis nach Einheit und Beharren kann nicht allein durch Anschauen noch durch Denken bewerkstelligt werden, sondern nur durch innigstes gegenseitiges Durchdringen von Sinnlichkeit und Verstand. In dem Problem des Lebens können Gedanken- und Anschauungsideen, Gestalt und Zwecktätigkeit gar nicht getrennt wer-

den, sie verschmelzen zu dem, was uns als das Sein des Lebens erscheint. Als das Beharrende, als das Gesetz erkennen wir Gestalt und Zwecktätigkeit im Grunde des Lebensproblems.

Der philosophisch schwächste Punkt in Chamberlains Gedankengängen scheint mir die absolute Gleichsetzung von Lebensgestalt und Zwecktätigkeit zu sein. Und dennoch: eine Wahrheit von fundamentaler Bedeutung prägt sich aus in den Beziehungen zwischen Gestalt und Lebenstätigkeit. Und aus dieser Wahrheit müssen wir auch für unsere Lebensführung die Folgerungen ziehen. Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Lebensdauer sind aufs allerengste verknüpft mit Gestaltsverhältnissen, wobei man natürlich neben der gröberen Architektur des Körpers auch an die mikroskopische Textur der Gewebe denken muß. Wer z. B. durch maßloses Rauchen den feineren Bau der Blutadern verändert, schädigt genau so seine Lebenskraft wie ein anderer, der durch zu reichliches Essen oder durch unmäßiges Biertrinken einen dicken Bauch sich anmästet. Anderseits soll die Hygiene der persönlichen Lebensführung nicht in doktrinärer Kleinigkeitskrämerei befangen sein. Ob man Fleischkost oder vegetarische Kost bevorzugen soll, das hängt ab von den angeborenen und erworbenen Organisationsbedingungen oder Gestaltungsbedingungen des einzelnen Körpers. Eines schickt sich nicht für alle. Nur Verwirrung schaffen einseitige Gesundheitsfanatiker, die beispielsweise uns überreden wollen, man müsse sich ganz in Wolle kleiden, oder nur Rohkost nehmen, oder auch mäßige Mengen von Wein und Bier seien giftig usw. Man soll in erster Linie bedacht sein auf Pflege der Gestalt. Hufeland, der Meister der „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", schildert das Bild eines zu langem Leben bestimmten Menschen, aus dem ich die wichtigsten Züge hier skizzenhaft anführe: Eine proportionierte und gehörige Statur, feste, glatte Haut, gewölbte Schultern, breite gewölbte Brust, tiefe Atmung, kein hervortretender Bauch, „überhaupt völlige Harmonie in allen Teilen." Zur Harmonie gehört dann auch die geistige Einstellung, Naturfreude, Sorglosigkeit der Auffassung, heiteres Wesen. „Die Freuden der Tafel sind ihm wichtig, stimmen sein Gemüt zur Heiterkeit, seine Seele genießt mit." — „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Nicht dürre Askese und ängstliches Verzichten, sondern das wohlig behagliche Lebensmeistern des Vollblutmenschen gibt leistungsfähige Lebensharmonie. Freude an der Ästhetik des Körpers, an guter Haltung und formaler Erzogenheit, Freude an freier Herrschaft über das elastische Muskelspiel, Erfreuen an der Kraft und Ergiebigkeit der Atmung regeln die körperliche Einstellung zur Lebenstauglichkeit. Froher Mut im Lebenskampfe trotz aller Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen, sportmäßige Begeisterung für hohe geistige Arbeitsleistungen, stolzes Selbstbewußtsein und freies Herrengefühl sind die Grundlagen glücklichen Vollbringens. Zur Lebensharmonie des Herrenmenschen gehört dann aber noch das unbekümmerte, epikuräische, kraftbewußte, vernunftgeregelte Erfassen des Lebensgenusses mit dem abgeklärten Empfinden des Künstlers. Epikuräisch ist nur der Genuß, dem keine Reue folgt. Vernunft und Erfahrung regeln die Wahl. Verschüchtertes, überängstliches Zagen verkümmert jede Genußfähigkeit, der Vollmensch soll kraftbewußter, selbstvertrauender Herr über seine Genußfähigkeit sein, niemals Sklave der Triebe, niemals verängstigter Duckmäuser. Künstlerische Kultur des Genußlebens veredelt das Genießenbedürfnis des Menschen, Unkultur verzerrt Lebensauffassung, Lebensleistung, Lebensfreude, Lebenszweck. Künstlerisch wirkend sollen wir unser Leben gestalten. Im Grunde des Lebensproblems sind auch hier Gestaltung und Lebenszweck untrennbar verbunden wie die Janusköpfe. Den allerletzten Grund dieser Verbindung erfaßt unser Verstand nicht. Hier stoßen wir auf das verschleierte Bild, auf das Rätsel des Lebens.

Wilhelm Schäfer / Von Hans Franck

Nicht nur für das große Ganze — Aufbau, Entwicklung und Verknüpfung der Handlung — nicht nur für die innere, sondern auch für die äußere Form ist die Hauptaufgabe des Erzählers: sinnbildliche Handlungen zu geben. Bis in die feinsten Veräftelungen, bis in die Rhythmik des Satzes, bis ins einzelne Wort hinein. Da der wahrhafte Erzähler sich nicht nach der Weise des Dramatikers mit dem Menschen identifiziert, noch nach der des Lyrikers schrankenlos mit ihnen sympathisiert, noch gar sie nach der des Betrachters seziert, so ist sein Mittel weder sprunghafter Dialog, noch überschwenglicher Lyrismus, noch gar psychologisierendes oder philosophierendes Referat. Wohl wird auch er wider Willen fortgerissen, alle diese Mittel hier und da zu nützen. Und sie werden — sparsam und zweckvoll angewandt, — dann außerordentlich stark wirken. Aber für ihn, der sich stets zu seinen Menschen und ihren Handlungen distanziert, ist die gleichmäßig fortschreitende vollbeherrschte Erzählung eines (wenn auch in noch so naher Vergangenheit liegend) bereits abgeschlossenen Vorganges das Hauptmittel. Dabei wird er in der Erkenntnis, daß eine Erzählung nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren — wenn auch nicht immer mit denen des Körpers! — aufgenommen werden will, seinem Vortrag die Pointiertheit, den Betonungsreichtum und die rhythmische Lebendigkeit zu geben suchen, über die ein guter Sprecher verfügt. Aber er wird (sich der Entwicklung beugend, daß unsere heutige Dichtkunst an Schrift und Druck gebunden ist) nicht wirkliches Sprechen vortäuschen. Ueber den Imitator erhaben, versetzt er alles Naturalistische in die Sphäre des Stilistischen und gibt seinen Sätzen eine ebenso kunstvolle wie zweckdienliche Rhythmik und Dynamik, daß wir die Aufgipfelungen und Abläufe, die Dämpfungen und Betonungen, die Verhaltenheiten und Verströmungen, die Nuancierungen, Stärken und Tempi seiner Worte — wenn anders wir nicht für Dichterisches taub sind — so in unserer Seele wiederhören, wie sie in der seinen beim Schaffen erklangen.

Auf der ersten Stufe inkarnierte sich dies Problem, ein schreibender Erzähler zu sein, für Wilhelm Schäfer in der Anekdote. Die Schäfersche Anekdote steht in der Mitte zwischen der Kleistischen Nichts-als-Anekdote und der Kleistisch-Kellerschen reinen Novelle. Obwohl beide bei ihm auch vorkommen, ist sie doch durchaus ihres, ist sie Schäferschen Geschlechts. Sie begnügt sich nicht mit dem Vortrag einer bloßen Wort- oder Geschehnis-Pointe. Ebensowenig schielt sie nach dem Ruhmeskranz der großen epischen Handlungsbilder. Wo sie, der Entstehung nach, von einer Pointe ausgegangen ist, schafft sie dieser einen Unterbau an Menschlichkeit, daß daraus eine Tatkrönung wird, die in dem Glanz des Wortes nur besonders hell aufleuchtet. Wo das menschlich Bewegende die Veranlassung war, sucht sie es in einen Vorgang oder einen Ausspruch von symbolhafter Kraft zusammenzudrängen. Immer ist ihr oberstes Ziel die Kristallisation eines Geschehnisses zu einem Kunstgebild von klarschönen Massen und wundervoller Durchsichtigkeit. So unscheinbar so eine Schäfersche Anekdote auf den ersten Blick anmutet — man wende sie ein wenig hin und her und sie wird in vielen Farben spielen. Denn in ihr ist durch einen auf das Wesentliche bedachten Willen während eines langen Zeitlaufes eine ungemeine Summe an Menschentum auf die kleinste und klarste Form gebracht worden. Eine Anekdote Schäfers das ist: schlackenfreier, künstlerischer Ausdruck ergreifender, bewegender, belächelnswerter Menschlichkeiten, Trotz, vielmehr: wegen ihres Reichtums, der so groß ist, daß er über die eitle Betonung hinaus ist und doch als völlig selbstverständlich gibt, wird noch immer wieder Schäfers eigene schöpferische Kraft in Zweifel gezogen. Immer noch hört man sagen: diese Stoffe sind übernommen, gesammelt, angelesen. Was hat Schäfer außer dem hübschen Vortrag an eigenem hinzugetan? Es ist wahr, der Dichter hat den Rohstoff aus Geschichtsbüchern und Chroniken, der Mehrzahl nach aus dem rheinischen Antiquarius übernommen. Aber: wer Interesse für künstlerische Arbeitweise hat, der verschaffe sich einmal Schäfers Vortrag: Wie entstanden meine Anekdoten? (Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft zu Bonn, 5. Jahrg. Heft 7) — dann wird er staunend erkennen, daß von der veranlassenden

Anekdote des Antiquarius bis zu der geformten in Schäfers Bande ein eminent weiter Weg ist. Daß sich in diesen nur auf den ersten Blick unscheinbaren Gebilden eine Unsumme an schöpferischer Kraft, Gestaltungsvermögen und Empfindungsgewalt offenbart. Nichts leichter als die uferlose, zu nichts verpflichtende Fabuliererei der sogenannten Romane. Zweckvolle, verantwortliche, endgültige Erfindungen — die sind es, welche künstlerische Kraft bezeugen. Und von solchen Erfindungen strotzen Schäfers Anekdoten. Keinen schöneren Beweis für die Kraft seiner Erfindung, als daß man bereits — wie bei manchen Gestalten unserer großen Dramatiker-Erdichtungen und Erfindungen Schäfers für tatsächliche Geschehnisse genommen hat und mit der Ausbreitung ihrer Wirkung weiterhin nehmen wird.

Auf der zweiten Stufe hat sich das Problem der Erzählung Wilhelm Schäfer in der Lebensbeschreibung oder richtiger in der erzählenden Lebensdeutung dargestellt. Hierher gehören die beiden Bände: Die Mißgeschickten und Karl Stauffers Lebensgang. In den Mißgeschickten hat neben dem Mangel an haltgebender Bewußtheit vor allem der Umstand, daß Schäfer in ihnen ein eigenes Erlebnis zu formen suchte, dem er trotz allen Klarheitwillens noch zu nahestand, die vollendete künstlerische Bezwingung verhindert. Insonderheit die Erzählung von dem dritten Mißgeschickten ist nur durch die Tatsächlichkeit, nicht durch eine formbildende Notwendigkeit gerechtfertigt. Aber gerade dieser Umstand, der die Reinheit der Erzählung als Kunstwerk trübt, gibt ihr etwas so menschlich Warmes und Bewegendes, daß man denen, die erst zu Schäfer kommen wollen, nur raten kann, die Lektüre mit den Mißgeschickten zu beginnen. Während die vollendeteren Bildungen schwerer zugänglich sind, fühlt man sich hier durch die unmittelbare Menschlichkeit von Anbeginn vertraut, wird durch sie sozusagen bei der Hand genommen und mitten hineingeführt.

Das künstlerisch gerundetste Werk Schäfers ist die Erzählung des Stauffer'schen Lebens. Hier traf er auf einen Stoff, der nur durch große Kraft bezwungen werden konnte — und bezwungen ist. Denn hier galt es, ein unerhörtes Leben, das einen Aufstieg und einen Niedersturz von sinnverwirrender Gewalt hatte, aus der scheinbaren Widersinnigkeit (denn was kann es auf den ersten Blick Unsinnigeres geben, als daß eine schöpferische und erkennende Kraft von der außergewöhnlichen Potenz Stauffers sich vor der Zeit selbst zerstörte?) in die Sphäre der Notwendigkeit zu versetzen, die den Menschen erhebt, indem sie ihn zermalmt. Es galt, einen Roman, den das Leben geschaffen hat, ebenso getreu wie zwingend aufzuzeichnen und ihn dadurch nachzuschaffen oder vielmehr erst dadurch eigentlich zu schaffen. Denn nicht das Geschehen, sondern nur das durch Künstlers Hand geformte, nur das künstlerisch transparent gemachte Geschehen hat Bestand. In der Form einer Ich-Erzählung hat Schäfer dieses Wagnis unternommen. Und gelöst. Gelöst, einmal durch eine heut nicht oft anzutreffende Treue gegen das Tatsächliche, die nicht nur das Geschehen in seinen großen Zügen, sondern bis in die Worte, die Empfindungen und die Gedanken unmodifiziert übernahm und nichts als dem Tatsächlichen dienen wollte. (Diese Worte gelten trotz des öffentlichen, geistig belanglosen Protestes, den U. W. Züricher als Familienbeauftragter in der Vorrede zu seiner — im Inselverlag erschienenen Ausgabe der Familienbriefe Stauffer-Berns erhob.) Gelöst zum andern durch eine schöpferische Ueberlegenheit, die das Aufgenommene aus sich selber noch einmal als ihr ganz Eigenes erstehen ließ und verpflichtend, zwingend machte. Die also dienend herrschte, herrschend diente.

Das weitfassendste der bisherigen Bücher Schäfers ist sein Lebenstag eines Menschenfreundes. Wieder eine Lebensdarstellung, wieder eine Geschickdeutung. Wieder im Mittelpunkt ein Mißgeschickter. Aber diesmal einer, der obsiegt. Der aus allen Zusammenbrüchen äußerer und innerer Natur als größerer reinerer, reiferer Mensch hervorgeht. Der zwar so widerspruchsvoll gemischt ist, daß ein tragischer Ausgang gegeben scheint. Und der doch trotz alles vor Augen liegenden Zielverfehlens, trotz alles Leides und aller Not, trotz alles Elends und alles Unheils, das er schafft, Sieger bleibt. Der wohl sich und das Glück der Seinen dem Lebenswerk, das sich ihm mühsam mit und an seiner Erkenntnis erst formt, zum Opfer bringt. Der aber der Idee, dem Wesenhaften seines Seins, mit einer Unverbrüchlichkeit und einer Lauterkeit, mit einer Hingabe und einer Glaubensglut dient, daß diese Kraft das Werk zu einem guten Ende führen muß. Denn dieser Mißgeschickte, dieser verhutzelte Schweizer

Volksschriftsteller und Schulmeister besitzt die große Wunderkraft, die allem gewachsen ist: unerschöpfliche Liebe. Liebe zu dem Verachteten und Armen, Liebe zu dem Ausgestoßenen und Reingewordenen. Liebe zu jedem, auch dem verkümmertsten Mitglied des Menschengeschlechtes. Durch diese Erzählung, die nun von dem sichtlichen Geschehen so stark abstrahiert, daß sich die Darstellung des inneren Geschehens oft wie eine Psychoanalyse, wie eine Erkenntnisparaphrase gibt, ohne es zu sein, durch diesen Pestalozziroman Wilhelm Schäfers, wird nun ganz sichtlich, woher die Vorliebe Schäfers für die Mißgeschickten stammt: aus seinem eigenen wahlverwandten Geschick. Einem Geiste wie dem seinen war es Wesensbestimmung, durch die Tat Menschenfreund, Menschenerzieher, Kulturbewirker zu sein. Die Zersplissenheit unseres Volkes, die Spaltung in Gebildete und Menge, die Zerrissenheit auf den geistigen, künstlerischen, kulturellen Gebieten hat diesen Liebenden, diesen Wissenden, diesen Tätigen zu einem Wortbastler gemacht. Hat aus dem, der Hand ans Werk legen möchte und mußte wie Pestalozzi, einen Bücherstubenmenschen, einen Schreibenden, einen Nichtsalsdichter geformt. Und wie in politischen Dingen die Massen von mittelmäßigen Berufspolitikern geführt werden, während die überlegenen Politiker zum Reden und Schreiben gezwungen sind, so ist Wilhelm Schäfer, dem in künstlerisch-kulturellen, in menschbildnerisch-erzieherischen Dingen eine Aufgabe gebührte, die ihm Gelegenheit gäbe, seine tiefsten Kräfte auszuwirken und im Auswirken zu mehren, das Geschick, das Mißgeschick zugefallen, in der Einsamkeit über Lebensgeschicke nachdenken, von ihnen sinnen und sagen, schreiben und erzählen, Worte über Menschtum, statt Menschtum formen zu müssen.

So muß Schäfer also — um seiner Seele willen — auch in dem scheinbar Nur-Persönlichen auf die künstlerische Darstellung des Wesentlichen, des Allgemeingültigen, des Symbolhaften aus sein. Da er ein Künstler ist: mit vollem Wissen aus sein. Denn Kunst — hat Stauffer-Bern einmal in einer verblüffenden, tiefbedeutsamen Definition gesagt — Kunst ist, wenn man weiß, worauf es ankommt. Aber das Können? Können versteht sich immer von selbst. Sollte sich wenigstens von selber verstehen bei denen, welche die Kunst freiwilliger- oder gezwungenermaßen zu ihrem Wesensausdruck machen. Können ist Voraussetzung. Sollte deshalb bei Werken der Kunst niemals alleiniger Gegenstand, Anlaß, Anfang und Ausgangspunkt der Betrachtung sein. Denn im Grunde genommen kann es nur erlebt, aber nicht betrachtet, nur am eigenen Herzen erfahren, aber nicht mit Worten umgriffen werden.

Der Schatzgräber / Von Prof. Wilhelm Altmann

Von Franz Schrekers vier Opern war bisher nur die dritte, „Die Gezeichneten", in Szene gegangen, ohne indessen, nachdem das erste Interesse verraucht war, festen Fuß im Spielplan fassen zu können, zum Teil freilich, weil durch den auf der Bühne erfolgten, völlig unerwarteten Tod des ausgezeichneten Tenoristen Josef Mann eine völlig erste Kraft für die Rolle des Alviano nicht mehr verfügbar war. Auch darf nicht übersehen werden, daß nicht unmittelbar aufeinanderfolgende Wiederholungen eines so ungemein schwierigen Werkes wie „Die Gezeichneten" Proben bedürfen, die nicht immer ohne weiteres zu ermöglichen sind. Jetzt griff man zum vierten Bühnenwerk des seit bald zwei Jahren an unserer Hochschule für Musik wirkenden künstlerischen Direktors. Es ist dies „Der Schatzgräber", welche Oper seit ihrer Uraufführung in Frankfurt a. M. im Januar 1920 sich verhältnismäßig viele Provinzbühnen erobert hat, obwohl auch sie recht schwer aufzuführen ist und einen ungemein großen Apparat erfordert. Sie ist aber dem großen Publikum, das auch viel zu sehen bekommt, weit zugänglicher und macht dessen Geschmack weit größere Zugeständnisse als ihre Vorgängerin.

Wie bisher stets, hat Schreker auch für den „Schatzgräber" mit dem ihm eigenen sicheren Blick für Bühnenwirkungen den Text geschrieben. Vielleicht darf man ihn eine Dichtung nennen; sicherlich ist er eine merkwürdige Mischung von Märchen-, sogenannter großer und auch Erlösungsoper. Ein Vorspiel, vier ziemlich lange Akte und ein Nachspiel werden gebraucht, nicht etwa um uns das

Schicksal des Schatzgräbers, sondern einer neuen Art eines Dirnentypus vorzuführen. Reinen Frauengestalten ist Schreker bisher immer aus dem Wege gegangen; er kennt in seinen bisher vertonten Opern, die stets einen stark sinnlichen Einschlag haben und für unsere in moralischem Niedergang begriffene Zeit daher gut passen, nur Frauencharaktere, für die der Name Dirne der einzig richtige ist. Es ist nicht leicht, der Psychologie dieser Schrekerschen Frauen auf den Grund zu kommen. Auch ist es kaum möglich, in wenigen Sätzen den Inhalt des „Schatzgräbers" zu erschöpfen. Versuchen wir es:

Aus dem Vorspiel erfahren wir in einem Gespräch zwischen dem König und seinem Narren (übrigens der bestgezeichneten, uns menschlich nahekommenden Gestalt), daß der Königin ihr kostbarer, ihr Schönheit und Tugend verleihender Schmuck geraubt ist, daß sie daher hinsieche (man denke an Freias Apfel in Rheingold) und dem König keine Erben schenken könne. Der Narr soll helfen. Er weiß auch Rat, wofür er sich zum Lohn ein Weib ausbittet: er kennt einen im Lande herumschweifenden Sänger, dessen Laute die wunderbare Eigentümlichkeit hat, jeden Schatz aufzuspüren; diesen fahrenden Spielmann will er aufsuchen.

Wer den Schatz der Königin an sich gebracht hat, hören wir gleich im ersten Akt. Es ist dies ein Hehler, der aber bis auf ein Kettchen ihn an die schöne Els oder deren Verehrer weiterverkauft hat. Diese Els, eine wahre Elster, ist die vielumworbene Pflegetochter eines nahe der Residenz wohnenden Kneipwirts, der seine Tochter jetzt zum dritten Male mit einem ungeliebten Bräutigam beglückt hat, nachdem die beiden ersten kurz vor der Hochzeit umgekommen sind. Vor dem Polterabend aber bestimmt Els den ungeschlachten Junker, ihr erst noch jenes Kettchen zu kaufen, läßt ihn aber durch den ihr hündisch ergebenen Knecht umbringen. Der Junker aber hat in der Todesnot das Kettchen weggeworfen. Es wird von dem Sänger mit der Laute gefunden. Dieser trifft in der Schenke gerade ein, als dort Zechkumpane des Bräutigams, darunter der in Els sehr verliebte, von ihr stark beeinflußte Vogt, sich zum Polterabend einfinden. Den Sänger, der mit Gold um sich wirft und ihr gleich auf ihre Bitten jenes Kettchen schenkt, sehen und ihn mit aller Glut lieben, ist für Els eins. Als aber der Mord ihres Bräutigams ruchbar wird, wird der Sänger als der mutmaßliche Mörder verhaftet.

(Akt II.) In der Nähe des bereits aufgerichteten Galgens hockt Els in der Hoffnung, ihren Sänger noch retten zu können. Auf der Suche nach diesem erscheint der Narr und erfährt von Els, die auch auf ihn großen Eindruck macht, daß der von ihm gesuchte bald gehenkt werden soll. Während er forteilt, um Königsboten zur Rettung herbeizuholen, wird der Sänger unter großem Zulauf des Volkes zum Galgen geführt, obwohl er seine Unschuld betont. Er darf noch ein Lied singen (unwillkürlich muß man an die ähnliche Situation in Thuilles Lobetanz denken); schon hat er den Strick um den Hals, da befreien ihn die Königsboten und führen ihn hoch zu Roß im Triumph an den Hof; er aber verspricht Els, möglichst bald zu einer Liebesstunde zu ihr zurückzukehren. Da sie aber erkannt hat, daß er durch seine Laute bei ihr den Schmuck der Königin finden muß, bestimmt sie durch ihren dämonischen Einfluß den Knecht, die Wunderlaute zu rauben.

(Akt III.) Els singt das Lied, mit dem ihre frühverstorbene Mutter sie in den Schlaf gewiegt, während sie auf den Geliebten wartet. Tief niedergeschlagen über den Verlust seiner Laute, der es ihm unmöglich macht, den Schatz der Königin zu finden, erscheint er, doch Els verspricht ihm diesen. Sie zieht sich auf kurze Zeit zurück, erscheint mit diesem Schmuck angetan und feiert mit ihm die Brautnacht; nach dieser übergibt sie ihm den Schmuck.

(Akt IV.) Am Königshof wird ein glänzendes Fest gefeiert zu Ehren des zum Ritter geschlagenen Sängers, der der Königin ihren Schmuck und damit ihre frühere Schönheit wiedergebracht hat. Bleich und verärgert sitzt des Ritters Gemahlin (Els) neben ihm. Auf Wunsch des Kanzlers soll er darüber Auskunft geben, wie er zu dem Schmuck gekommen ist. Er macht Ausflüchte und erzählt endlich ein Märchen, das in einem Preise der Els ausklingt (man erinnert sich sofort an Tannhäusers Verhalten im Sängerkrieg); schließlich fordert er für sie den Schmuck von der Königin zurück. Größte Entrüstung. Da überbringt der Vogt, der längst gegen Els Verdacht geschöpft hat und nicht verwinden kann, daß sie ihm den Sänger vorgezogen hat, diesem die geraubte Laute, erklärt, daß er durch

die Folter den Knecht der Els zu einem Geständnis gebracht hat, und stellt ihre Schandtaten an den Pranger. Obwohl sie beteuert, daß sie nur aus Liebe zu dem Sänger ihm die Laute habe rauben lassen, sagt sich dieser von ihr los. Sie soll hingerichtet werden, aber der Narr rettet sie, indem er vom König sie sich als Weib ausbittet. Wohl muß ihm dieser den Wunsch gewähren, verbannt ihn aber vom Hofe.

(Nachspiel.) In der Einsamkeit hat sich der Narr, der eine Art Gurnemanz oder auch König Marke geworden ist, mit Els zurückgezogen. Diese siecht dahin aus Sehnsucht teils nach dem Schmuck, teils nach ihrem geliebten Sänger. Um sie am Leben zu erhalten, holt diesen der Narr herbei; aber es ist zu spät. Der Geliebte, der ihr verziehen hat, kann ihr nur über die Todesstunde in ähnlicher Weise hinweghelfen, wie Peer Gynt dies mit seiner Mutter tut. Sie ist erlöst. Der Hang zur Sünde, zur Schlechtigkeit war ihr angeboren; sie konnte ihn trotz allen guten Willens nicht überwinden.

Aus allen möglichen Theaterstücken ist diese Handlung also — übrigens recht geschickt — zusammengebraut. Theater, richtiges Theater, oft ohne feinere Charakterisierung. Ziemlich farblos ist der Titelheld, der Schatzgräber, gehalten. Statt die sündhafte Els zu stützen, verläßt er sie in dem Augenblick, wo ihre Schuld aufgedeckt ist. Daß er nach einem Jahre des Herumirrens (Parsifal in der Wildnis!) bei ihr auftaucht, ist nicht sein Verdienst, sondern das des Narren.

Wie ich schon hervorgehoben habe, benutzt Schreker manche Situationen und Motive Wagners; auch in der Sprachbehandlung merkt man dessen Einfluß.

Noch mehr in der Musik; ganz im Gegensatz zu den „Gezeichneten", die weit eigenartiger und selbständiger in der Erfindung sind. Ohne den Tristan wäre das überlange, die Brautnacht schildernde Zwischenspiel und manche andere Stelle nicht denkbar; auch der Parsifal und der Ring des Nibelungen haben herhalten müssen. Unverkennbar haben auch Puccini und Meyerbeer Pate gestanden. Die Bedeutung, die dieser oft sehr mit Unrecht geschmähte, jedenfalls als Schöpfer dramatischer Musik einzuschätzende Tonsetzer gehabt hat, kommt Schreker für unsere Zeit zu; auch er ist wie Meyerbeer, Eklektiker und Theatraliker. Er weiß ganz genau, wie er wirkungsvoll einen Akt abzuschließen hat. Im „Schatzgräber" bekennt er sich, ohne banal zu werden, mehr denn je zur ins Ohr fallenden Melodik. In dieser Hinsicht gibt er sein Bestes in dem sehr bewußt einfach gehaltenen Wiegenlied, das sicherlich volkstümlich werden wird und nicht als süßlich-trivial angesehen werden darf. Nicht so wirkungsvoll sind die verschiedenen Gesänge des Titelhelden. In seinem derben Humor ist aber das Lied des Junkers ein kleines Meisterstück. Die liedmäßige Form ist so bevorzugt, daß sich aus dem Werke eine ganze Anzahl Einzelnummern herausschälen läßt. Neben den lyrischen Stellen stehen sehr wirkungsvolle hochdramatische, bei denen der Chor trefflich hinzugezogen ist. Vortrefflich weiß er die Stimmung zu treffen, so namentlich bei der Galgenszene und den erwartungsvollen Worten vor der Brautnacht. Langweilige Stellen begegnen so gut wie gar nicht, Rätsel hat das Ohr freilich auch nicht zu lösen. Die feinere Charakteristik wird vor allem durch das Orchester erreicht; es schildert z. B. das Geheimnisvolle der Zauberlaute ausgezeichnet. Alles ist auf den Klang zugespitzt, der immer fesselt durch die Art der Mischung der Orchesterfarben. Doch begegnet dem Meister der Instrumentation mitunter auch manches Mißgeschick, vor allem übertönt er bei den dramatischen Höhepunkten nicht selten die Singstimme, die er in oft schwer zu treffenden Intervallen sich ergehen läßt. Mit dem Xylophon hantiert er viel zu viel, ebenso mit den Blechinstrumenten. Ist die Musik auch kein Kunstwerk ersten Ranges, dem sie sich am meisten im Nachspiel nähert, so erfüllt sie doch im allgemeinen die Ansprüche, die wir an eine gute Gebrauchsoper stellen, ohne daß wir erwarten, daß diese länger als höchstens ein Menschenalter das große Publikum ins Theater lockt.

Der Kain / Eine Novelle von Emil Kritzler

I.

Sie nannten ihn nach der Tat: den Kain.

Da er dauernd hinter Gitterstäben saß, fand er Muße, um in die letzte Tiefe des Gedankens sich einzubohren, der in ihm rundlief wie der Zeiger einer Uhr.

Warum mordete ich ihn, den Bruder, den Abel? War es, weil er mir das Weib stahl, die schöne Schlange Li? — War es, weil er mir das Herz des Freundes nahm, des einzigen? — Oder war es, weil er mich aus der liebenden Güte der Mutter verdrängte? — — —

Die Zeit gab ihm keine Antwort. Sie verwandelte sich von Stunde zu Stunde wie eine Lüge. Heller Morgen kam nach den Qualen dunkler Nacht. Wenn der Tag sich müde gelebt hatte, entwich er lautlos in die Dämmerung, nach Art eines Diebes. Dann dachte der Kain, völlig in sich gesunken, ohne den Dingen einen Blick zu schenken, über sein Schicksal und über die Tat, die es geboren. Sein Kopf ruhte wie ein fremder lastender Stein in seiner zerquälten, durch die Arbeit verrohten Hand. Er dachte das Leben durch, von der Tat an rückwärts, zersiebte es in alle Einzelheiten. So, wie man immer erneut einen steinigen Acker durchpflügt.

So suchte er die Klarheit.

II.

Der Kain lebte seit Jahren einsam unter den Marmorblöcken in seiner Werkstatt, zwischen Statuen und Staub. Seit sein junger Bruder, ein schöner Knabe, sich seiner Sorge entzogen hatte, und leichtfertig in die Welt gewandert war, saß er wenn der Tag traurig verrann, vor dem hohen Fenster der Werkstatt, sah hinab auf die grauen Gräber des Friedhofs, denen die letzte Sonne blutige Schminke auflegte, wandte dann den Blick ostwärts auf die wirrbrausende Stadt mit den riesig fauchenden Schlothälsen und ließ die schweren Hände ruhen. Die verrieten viel von der Mühsamkeit der Arbeit, wie er mit kreißendem Meisel auf den Marmor einfuhr und ihn in lebende Formen zwang. Sein Antlitz aber war von Trauer zerfurcht und spiegelte den ewigen Tageskampf der Seele und ihrer Nachtqualen. Einsame Jahre verlebte er hier mit der Last seines Buckels, schaffend Werk auf Werk. Zuweilen gelangte wohl ein Wort über seinen Ruhm zu ihm in die Werkstatt; dann aber fand er es, an den Qualen seines Schöpfertums gemessen, mager, schal und unwürdig, so daß er ausspie, den Hammer ergriff und ein mühsam vollendetes Werk grimmig zerschlug. Er rief: Es soll nicht in ihre Hände!

Über sich dachte er dies:

Mir fehlt Fröhlichkeit. Mir fehlt die Kunst, mich den Menschen und Dingen freudig zu schenken, daß ich, mit der Lerche singend, des Tages froh werde. — Der Tag ist meine größte Enttäuschung. Mein Leben verachtet den Tag, wo alles miteinander schafft im fröhlichen Lärm. Mein Leben steigt auf die höchste Glückshöhe bei Nacht, in der kein Laut mit mir lebt. Daher bin ich ewig ohne den Frieden . . .

Als er einst um die Dämmerstunde so sann, trat seine Mutter zu ihm. Sie war beleibt, daß man bei ihrem Anblick auf ruhige Güte schließen mußte. Nun, da sie gegen ihre Art heftig eintrat, hatte eine große Freude sie erst an der Sprache beraubt. Dann aber jubelte sie, und ihre Stimme, sonst voll dunkler warmer Muttergüte, klang zersplittert und mißtönend:

Er kommt! — Er ist gekommen! — Mein Sohn! — Mein Herzenssohn! — Nun wird er immer bei mir bleiben! — O Gott! —

Der Kain sah auf. Seine Hand fiel schwer von seinem Haupt. Er war ohne die Unruhe der Freude. Aber etwas in den Worten der Mutter weckte in ihm ein schmerzendes Echo. Er sagte:

Er ist dein Herzenssohn, Mutter? — Hast du vergessen, daß er dich verließ, um sorglos zu buhlen und zu prassen? — Das Purpurwams, das seinen schönen Leib umhüllte, da er auszog, wird zu einem häßlichen Sack geworden sein. — Ich habe durch meiner Hände Taten die Not von dir fern gehalten. Er aber hat nichts getan für dich, sondern ließ dich in Not und Schmerz. Dennoch nennst du ihn deinen Herzenssohn, Mutter! —

Die Mutter schluchzte vor Freude. Sie konnte sich über keines der Worte grämen, die der Kain zu ihr sprach. Sie erwiderte nur flehend:

Nimm ihn auf! Sei sein Bruder! Er ist so schwach, und die buhlende Welt verlockte ihn! —

Da murmelte der Kain: Nichts ist ungerechter denn die Liebe einer Mutter! — — —

III.

Der Knabe zog ein in die Werkstatt, damit er das harte Müssen der Arbeit lerne. Er war leichtfertig und schön, einem Mädchen ähnlich. Unter den Mamorblöcken blühte nun aber Fröhlichkeit auf und Gesang. Der Kain gedachte, durch die Mühe und Schwere den leichtherzigen Bruder zu heilen; jedoch die Arbeit unter seinen schmalen lieblichen Händen wurde zum Spiel. Da nannte ihn der Kain, um sich innerlich hart von ihm zu trennen: den Abel! Der aber schuf lachend und singend Lieblichkeiten aus Ton. Wenn er sie in den köstlichen Marmor übertrug, so mißriet kein Meißelhieb. Und was er vollbrachte, war von unendlich feiner Leichtigkeit, ohne die Härte des Grames: spielende Tiere, tänzelnde kecke Mädchenleiber, kichernd lustige Dinge . . .

Wenn die Mutter kam, herzte sie den Abel. Sie lobte jeden geringen Handgriff des Knaben, auch das Unverständige, und er nahm es lächelnd hin, als verstünde sich alles von selbst. Bald kamen Leute herauf, die begierig waren, den Abel zu sehen, der die Dinge nach ihrem Sinne schuf. Sie nannten ihn einen Wunderknaben, kauften seine kleinen Werke in Mengen, und die Frauen liebten ihn.

Der Kain sagte stirnrunzelnd: Du machst Spielzeug! Du verdirbst die Leute, indem du ihren leichten Lüsten entgegenkommst! —

Der Knabe aber pfiff lächelnd ein munteres Liedchen, und die Mutter kam und strahlte vor Glück. Wohl wußte der Kain seine eigene Größe, die immer einsam bleiben mußte; aber dennoch sehnte er sich insgeheim das Glück des Abels herbei und dachte oft:

Was mir Sehnsucht ist, das schenkt ihm das Schicksal. Warum liebt ihn die Mutter mehr als mich? Bin ich nicht höher im Wert? Gott machte aus ihm einen schönen Knaben, den die Frauen liebten. Was braucht er Schönheit zu schaffen, da sein eigener Leib Schönheit ist? — Mich schuf der Himmel mißgestaltet, daß ich ewig die Schönheit suchen muß, die sich mir immer versagt hat . . . Und nun liebt die Mutter ihn mehr als mich, und doch gab ich ihr mehr Güte! — Die Menschen wollen seine kleinen Dinge. An meiner Riesenwelt gehen sie achtlos, arglos vorüber . . .

Bald danach geschah es, daß der einzige Freund des Kain von langer Reise heimkehrte. Um die Dämmerung kam er, in seinen Blicken den Wunderglanz der Ferne.

Reisen mußt du! sagte er zu dem Kain, der wie immer brütend dasaß: Laß einmal dein glühendes Denken und geh wie ein Kind zu den Wundern der Welt . . . Reise! so rate ich dir. — Aber der Kain schüttelte traurig das Haupt und meinte: Um froh zu werden, müßte ich neu geboren werden! Alles, was auf dem Menschen Leidvolles lastet, das kam mit mir zur Welt; aber alles, was den Menschen leicht und fröhlich macht, das trug den Abel durchs Leben! —

Der Abel? Dein Bruder? —

Freund, er ist wieder heimgekehrt.

Und du hast ihm verziehen, obwohl er dich kränkte?

Ich verzieh ihm; die Mutter liebt ihn ohne Maß. So muß auch ich ihn lieben.

Du solltest die Sorge um ihn nicht zu deinen alten Kümmernissen häufen . . .

Ich liebe ihn — da er so schön und leicht dahinlebt . . .

Darauf schwiegen sie ein schweres Schweigen. Der Freund ging zu den Marmorblöcken und weinte über soviel Leid, das der Meißel des Kain aus ihnen herausgewühlt hatte, und leicht verwundert sprach er: Ist es nicht derselbe Marmor, aus dem ihr Brüder bildet? Dennoch suchst du allein das Leid aus dem Stein heraus, dein Bruder die Freude . . .

Der Kain erwiderte:

Einmal hätte ich froh werden können, da die Zigeunerin mit ihrem lächelnden Leib mir diente . . .

Li? Die schöne Schlange? — O Freund! Sie kehrt dir zurück! Ich fand sie und brachte sie dir heim! Sie liebt dich, die einst vor deiner Keuschheit erschrak, da sie dir mondelang mit ihrem Leibe diente . . .

In diesem Augenblick kam der Abel singend in die Werkstatt. In seinen Kleidern hing noch der feine Duft einer Frau. Da ruhten die Augen des Freundes voll Überraschung auf seiner Gestalt. Seine Augen glitten verlangend um die köstliche Schlankheit des Knaben und umfaßten sie lange, von der Schöne gebannt. Und da er mit dem Knaben sprach, warben seine Worte um seine Liebe. Der Knabe aber achtete es nicht einmal.

Wann kommt Li? fragte der Kain, der über des Freundes Gebaren erschrak.

IV.

Als dann Li kam, war ihre Schönheit berauschender als je. In ihren dunklen Augen wohnte Liebe und heißes Verlangen. Die rauhen Hände des Kain erquickten sich an dem braunen Wunder ihrer Haare, die über ihre glatten Schultern stürzten. Ihre Augenlider schlossen sich unter Schauern, indes ihr bebender Leib auf das Werk der Liebe wartete. Aber in seliger Raserei wühlte der Kain ihre wilde Schönheit in den frostigen Marmor, daß dieser schier erwarmte. Der Kain bildete die feine Klugheit der zarten Füße, die liebliche Laune ihres Knies, rundete ihre Schenkel nach, die sich wie weiße Füllen aneinander schmiegten. Dann vollendete er das erhabene Gebet ihres Leibes, die köstlich schwellenden Früchte ihrer jungen Brust.

Li! rief er: Li! — In dir ist die Unsterblichkeit mein! All die Brünste und Inbrünste, die im Kerker meiner Mißgestalt schmachteten, feiern selige Befreiung. — — Und sie sank an seine Brust — wartete erneut auf das Werk der Liebe. Er aber betete sie an im Staub, trunken und schier sinnberaubt. Sein Leben war wieder reich, da Li ihn liebte, ihn, den Gottbedürftigen . . .

Seltener kam von nun an der Freund. Dafür lauerte er überall auf den Knaben, den Abel. Schmerzlich trug der Kain den Verlust des Freundes, und heimlich wuchs in ihm der Haß gegen den Bruder.

Hatte er ihm nicht alles geraubt? Den Ruhm — die Liebe der Mutter — nun auch noch den Freund?! Warum trug der Abel alle Seligkeit der Welt? —

Sorgfältig verbarg er dem Bruder die schöne Li, da er bei sich fürchtete: Ich könnte sie gleichfalls an ihn verlieren, dem alle Menschen und Dinge dienen . . .!

Und so geschah es eines Tages, als sich Li von ihm schlich. Da er sie nach langem, leidvollem Suchen fand, gestand sie ihm weinend: Ich bin schwanger!

Sag, wer mir das tat!! Er soll sterben!!

Da gestand sie, daß es der Abel gewesen sei. Und er sann auf seinen Tod. Er dachte an sein eigenes leidvolles Schicksal, an seine Einsamkeit. Ich will um des Schmerzes willen, den ich trug, den Weg über sein Leben gehen. Ich will gegen den ungerechten Gott kämpfen, indem ich seinen schönen Leib vernichte, daß fürder die Schönheit immer nur Sehnsucht sei! (So sprach er bei sich.) — Schönheit darf nur Sehnsucht sein, daraus sie gemacht ist! — Häßlich ist das Haben!!

Und er tat die Tat leidvollen Hasses.

V.

Hinter den Gitterstäben auf und nieder mit dem ewig gleichen Gedanken! — Morgen kam und Abend, Nacht und wieder Morgen. Der Kain sann im ewigen Ablauf der Stunden. Die Zeit wandelte sich wie eine Lüge.

Warum tat ich die Tat? so fragte er.

Und eines Tages kam die Antwort gleichsam durch die Gitterstäbe herein:

Weil ich das fröhliche Leben vernichten mußte, um die neuschaffende Sehnsucht zu haben — um meinen Wert zu wissen! — Dreimal seliger Abel, der du die Schönheit warst und das Licht und die Freude! — Aber du wußtest nicht darum! Hundertmal selig ich Kain, der ich das dumme Leben niederstach, um es tausendmal neu und herrlicher zu gebären!! Wer war Li? Nichts ohne mein Herz. Was war der Freund? Nichts ohne mein Hirn . . . Sieh auf Kain: Du Mörder und Lebenschöpfer . . .

Nach diesen Worten sank der Kain mit verklärten Zügen an den staubigen Boden des Kerkers. Als er nach Stunden erwachte, stand er aufrecht.

RANDBEMERKUNGEN

Das Nationalgefühl unter ästhetischem Betracht.

Patriotismus ist ein doppeltes Gefühl: sich gering fühlen vor dem Größeren, der Volksgemeinschaft; und deshalb ihr dienen, sich ihr opfern. Und: sich groß fühlen mit der Volksgemeinschaft, als ihr Glied; und als solches machtvoll auftreten, stolz, ja herausfordernd.

Dieser Doppelzustand aber: sich zugleich klein fühlen vor dem Großen und groß mit ihm, ist bekannt als der eigentümlich zweiseitige Affekt vor

dem Erhabenen. Der Patriotismus freilich hat, verglichen mit dem Erhabenheitserlebnis, dieses Besondere: Dem Erhabenen stehen wir gegenüber als einem Fremden außer uns. Zunächst, von uns aus, fühlen wir uns demütig klein vor ihm. Und erst durch Einfühlung, indem wir uns eigenmächtig in das so viel größere Erhabene versetzen, werden wir groß mit ihm. Von der Volksgemeinschaft aber sind wir selbst ja von vornherein ein Teil. So sind wir in erster Linie groß und mächtig mit ihr; klein nur, insofern wir uns ihr gegenüberstellen. Patriotismus ist also eine Art Erhabenheitsgefühl, und zwar sozusagen mit umgekehrtem Akzent. Es macht uns früher groß als demütig, während uns das Erhabene früher demütig als groß macht*).

Das Erhabene aber enthüllt sich im Patriotismus wie auch anderwärts als jene ästhetische Kategorie, die weit über das Reich der Künste hinausgreift ins Leben. Ja als die vielleicht verbreitetste ästhetische Kategorie außerhalb der Künste und im Leben. Denn das Leben ist ja allenthalben größer und mächtiger als wir: so als Gemeinschaft und Staat wie als Kosmos und Welt.

Das Erhabenheitserlebnis ist ein Gefühl, das nicht sowohl in erster Linie für den erhabenen Gegenstand als für uns selbst in unserer Brust schlägt. Wir erleben uns selbst, indem wir uns zugleich klein und groß vor dem Erhabenen fühlen. Das Erhabenheitsgefühl ist also Selbstgefühl, Selbstgenuß. So aber auch der Patriotismus. Er ist in erster Linie ein Gefühl der eigenen Macht und Bedeutung als Glied einer mächtigen oder zur Macht wollenden Nation. Daß wir Glieder eines mächtigen Ganzen sind, ist freilich nicht unser Verdienst. Und sonst berührt es wohl peinlich, wenn jemand sich selbst rühmt und spreizt um Verdienste, die er nicht durch eigene Anstrengung erwarb. Im Patriotismus aber ist nun der eigentümliche Fall, daß jemand mit dem besten Gewissen und ohne Peinlichkeit sich selbst zu rühmen vermag, weil es ihm selbst und den anderen verborgen bleibt, daß man in Wahrheit auch sich selbst rühmt, wenn man sagt: „unsere Nation", „wir", „unser Volk". Denn der Redende ist ja in dem „unser" und „wir" mit enthalten, aber allerdings verdeckt und gedeckt durch die Gemeinschaft, — gleichsam untergegangen in ihr. Dieses Mitenthaltensein des eigenen Ich wird jedoch gerade dort am deutlichsten, wo jemand sagt „wir marschieren", während er selbst vielleicht zu Hause am Tische sitzt; oder „wir haben den Sieg geschlagen", während er zur selben Zeit der Ruhe pflog. — Patriotismus ist Selbstgenuß des Ich, verschleiert und verborgen dadurch, daß man ja nicht sich, sondern das große Ganze im Auge hält und sich nur als dessen Bestandteil mit erhöht.

Der Patriotismus ist ein Selbstgefühl, wie das ganze Gebiet der Erhabenheitsgefühle. Das Selbstgefühl ist vielleicht das mächtigste Gefühlsmotiv, das über Hunger und Liebe hinaus überhaupt die Menschenwelt beherrscht. Alles Selbstgefühl aber wird erlebt entweder in der masochistischen Einstellung des Sich-klein-fühlens, oder in der sadistischen Einstellung des Überlegenheitsgefühls. Es charakterisiert die Erhabenheitsgefühle, daß in ihnen beide Seiten des Selbstgefühls, die masochistische und die sadistische zugleich lebendig werden. Und dieses Zugleich von Demut und Stolz teilt mit dem Erhabenheitserlebnis der Patriotismus.

*) Die Beamten einer Nation sind zugleich deren Herren und Diener. Aber ihr Titel betont bezeichnenderweise immer nur die Herrschaftsseite. Man denke an die Vorsilben „Ober" oder „Haupt"; während doch jeder „Ober" zugleich ein „Unter".

Der Rekord.

Was ist Rekord? Ein dem englischen Sprachschatz entnommenes Wort, das zunächst dazu dient, die deutsche Sprache zu verhunzen. Es deckt sich ungefähr mit dem Begriff Höchstleistung, es wäre also durchaus als fremdes Hilfswort zu entbehren. Doch das nebenher. Der Rekord hat als Schlagwort die Welt erobert und kennzeichnet in seiner Weise das unsere Zeit beherrschende Streben nach Höchstleistungen, allerdings und leider nur auf dem Gebiet des Sports, des Kinos und sonstiger Volksbelustigungen. Ein echter, rechter Kerl muß den Rekord halten, ein Kientoppstück den Rekord „schlagen". Mit dem Rekord ist alles gesagt, höchste Leistung und höchste Auszeichnung kulminieren in ihm. Darum scheint es mir ein höchst zeitgemäßes Beginnen zu sein, wie in Nr. 105 der „Acht-Uhr-Abendzeitung" in Vorschlag gebracht wird, eine Filmrekordliste zu schaffen, und zwar auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Rundfrage. Der launige Plauderer richtet u. a. an die göttliche

Fern Andra die Frage: „Können Sie noch die Zahl ihrer Entkleidungsszenen angeben?", an die große Henny Porten: „Wie oft haben Sie im Film gelächelt?", an den Schwerenöter Harry Liedke: „Wie oft haben Sie im Film geküßt?" u. s. f. Eine sehr reizvolle Angelegenheit, die das Entzücken jedes Backfisches auslösen dürfte. Aber noch andere Aufgaben harren der Lösung. Auch der Kientopp des Lebens müßte zur Feststellung des Rekords herangezogen werden, damit wir ein vollständiges Bild von den gewaltigen Leistungen unserer Zeit erhalten. An Herrn Wirth wäre z. B. die Frage zu richten: „Welchen Rekord glauben Sie in Ihrem Amt halten zu können?" Außerdem wäre es sehr ersprießlich, den Durchschnittsrekord unserer parlamentarischen Dauerredner festzustellen. An Herrn Adolf Hoffmann wäre die Frage zu richten: „Wie oft haben Sie in der parlamentarischen Redemühle zum Fenster hinaus gesprochen? Wie oft einen Heiterkeitserfolg erzielt?" Sehr interessant wäre es auch, zu erfahren, welchen Streikrekord jede Gewerkschaft in den Jahren nach der Revolution erzielt hat, und um was es sich dabei gehandelt hat. Ein gewissenhafter Rekordstatistiker hätte außerdem eine vergleichende Übersicht der Höchstleistungen auf diesem Gebiet in den deutschen Ländern aufzustellen. Zweifellos dürfte der Reichshauptstadt in dieser Hinsicht der Rekord aller Rekorde zufallen. Es ließe sich diese kulturell wertvolle Rundfrage noch auf viele andere Gebiete ausdehnen, nur auf einem, auf dem der produktiven, wirtschaftlich notwendigen Arbeit, gibt es keinen Rekord. Hier läßt man es sich in schöner Selbstgenügsamkeit an dem Normalrekord des Achtstundentages genügen.

Zum Kongreß der Alkoholgegner.

Die Alkoholgegner Deutschlands sind in Berlin zusammengetreten, um eine großzügige Propaganda für alkoholfreie Jugenderziehung zu entfalten. Ein durchaus einwandfreies Vorhaben, wenngleich im großen ganzen überflüssig, da die Jugend dem Alkoholgenuß im allgemeinen ablehnend gegenübersteht und außerdem bei der exorbitanten Preissteigerung aller Alkoholika gar nicht in die Lage kommt, in Baccho zu exzedieren. Darum dürfte es sich allein auch nicht handeln. Das Endziel der Abstinenzbewegung ist die Trockenlegung unseres unrettbar dem „Dämon Alkohol" verfallenen Vaterlandes. Erst wenn dies erreicht, beginne das Zeitalter der wahren Zivilisation und einer unbegrenzten Höherentwicklung der Menschheit! Der Abstinenzler ist nach dieser Doktrin der bessere Mensch und glaubt daher nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu haben, die noch im alkoholischen Entwicklungsstadium sich befindenden Zeit- und Volksgenossen nach seinem Bilde zu modeln. Die Mittel zu diesem Zweck sind mannigfacher Art. In erster Linie wollen die Abstinenzler durch das Beispiel wirken, in zweiter durch die Propaganda. Beides laß ich gelten. Wer seinen Mitmenschen etwas zu sagen hat, wer da glaubt, eine neue Wahrheit, eine neue Sittlichkeit, eine neue Lebensführung und dergl. entdeckt zu haben, der darf sich keinen Maulkorb vorlegen lassen. Er wäre ein schnöder Egoist, wenn er seine Weisheit für sich behielte, um sich unter Ausschluß der Öffentlichkeit an ihr zu delektieren. Insofern läßt sich gegen die Propaganda der Abstinenten nichts einwenden. Ich halte es genau so mit der mir gewordenen Erkenntnis. Wenn ich eine gute Marke — selbstverständlich Wein, nicht Wasser — entdeckt habe, kann ich nicht umhin, sie meinen Freunden zu empfehlen. Warum sollte also der Abstinent die Vorzüge des Wassertrinkens nicht aller Welt laut verkünden.

Etwas anders steht die Sache aber, wenn die Wassertrinker ihre besondere Diät ihren lieben Mitmenschen aufzwingen wollen. Das ist in Amerika geschehen. Ein Hundertmillionenvolk ist dort unter die Fuchtel des Abstinenzfanatismus geraten, ohne daß man es um seine Meinung, ob es mehr für eine „nasse" als für eine „trockene" Lebensführung inkliniert, befragt worden wäre. Das Biertrinken gilt nunmehr in dem „freiesten" Lande der Welt als ein Verbrechen, weil es gegen das Gesetz verstößt, und wer sich an den Gaben des edlen Königs Gambrinus ergötzt, fliegt ins Loch. So etwas ist natürlich nur in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten möglich. Man lacht, man macht gute und noch mehr schlechte Witze über das trockengelegte Amerika und freut sich, daß dergleichen bei uns nicht möglich ist. Aber wie lange noch! Die deutschen Abstinenzler läßt der Erfolg der amerikanischen Wasserfreunde nicht schlafen. Aus allen ihren Programm- und Propagandaschriften geht hervor, daß es ihnen mit

der Trockenlegung Deutschlands blutiger Ernst ist und daß ihnen jedes Mittel zu ihrer Durchführung recht ist. Sollen wir das ruhig hinnehmen? Sollen wir uns von Gesetzeswegen vorschreiben lassen, was wir zu genießen haben, was nicht? Ein Antialkoholgesetz nach dem Vorbilde Amerikas, das sich auf die Herstellung, den Konsum und Verkauf alkoholischer Getränke bezieht, wäre ein ungeheuerlicher Eingriff in unser Selbstbestimmungsrecht, der schlimme Folgen nach sich ziehen müßte. In Amerika ist für die Durchführung des Prohibitionsgesetzes die Kleinigkeit von 10 Millionen Dollar ausgeworfen, und dennoch gelingt es nicht, auch nur einen Bruchteil der Gesetzesübertreter zu fassen. Der bekannte deutschamerikanische Schriftsteller James G. Milner schrieb kürzlich in einem New Yorker Brief: „Wollte man alle Übertreter des Antialkoholgesetzes hinter Schloß und Riegel stecken, müßte man jeden New Yorker Häuserblock zu einem Gefängnis umbauen".

Die Abstinenzler, deren gute Absicht ich nicht verkenne, sind, wie alle Fanatiker, auf eine vollkommen verkehrte Psychologie eingestellt. Sie rechnen nicht damit, daß sich der Geschmack ebensowenig schablonieren läßt, wie die geistigen Bedürfnisse, und daß das Alkoholbedürfnis sich nicht aus der Welt debattieren läßt. Mögen einzelne mit dem Alkohol Mißbrauch treiben, so ist aus diesem Übelstande noch lange nicht das Recht abzuleiten, diese an sich gute Gottesgabe für die Gesamtheit zu verbieten. Mag jeder nach seiner Fasson leben und selig werden. Keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen, den Wassertrinkern ihr Lieblingsgetränk zu verpönen. Mit demselben Recht dürfen aber auch alle Nichtwassertrinker jeden gesetzlichen Eingriff in ihre Lebensgewohnheiten sich verbitten.

Unterhaltungsliteratur.

Die Unternehmungslust der deutschen Verleger wirkt geradezu fieberhaft. Trotz der enormen Materialpreise, die, zusammen mit den Sortimentsaufschlägen, unerschwinglich scheinende Ladenpreise bedingen, werden immer neue Veröffentlichungen angezeigt, und das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel erscheint jetzt regelmäßig als dicke Broschüre. Versuchen wir aus den Ballen, die den Büchertisch decken, einiges herauszusuchen und zu charakterisieren. Die sogenannte „hohe" Kunst verlegt Kurt Wolff, München, eine Kunst freilich, die vielen „zu hoch" sein dürfte. Der Ober-Dada R. Huelsenbeck veröffentlichte dort eine Erzählung „Doktor Billig am Ende", ein Buch, das sprachlich bemerkenswert einfach und schlicht gegeben ist und durchaus nichts „Dadaistisches" an sich hat. Natürlich ist bürgerliche Sphäre für Schriftsteller vom Schlage des Verfassers nicht anders als ironisch auffaßbar oder karikaturistisch wiederzugeben. Zu den Großautoren des Woll-Verlages gehört Rabindranath Tagore, ein feiner und stiller, in sich tief gekehrter Poet, der den Trara, den man in Deutschland um ihn herum macht, nicht braucht. Sein Novellenband „Die Nacht der Erfüllung" enthält Arbeiten, die gegenständlicher sind als die Prosabücher, die ich bisher von Tagore kannte. Hier lebt nicht nur die Mystik Indiens, die kosmischen Vorstellungen seiner religiösen Geistigkeit und seines Gottgefühls, hier berührt uns auch Indien, das Land, als geographisches und soziales Gebilde. So wird dieses Buch den Kreis Tagores in Deutschland erweitern. Schwärmerisch und phantastisch, aber in einzelnen Bildern dichterisch-edel ist Franz Werfels Phantasie „Spielhof", ein Büchlein, das Rätsel aufgibt. In ähnliche Gebiete führt uns der sehr begabte Friedrich Schnack, der (Habbel, Regensburg) eine Novelle „Traumfuge" veröffentlichte. Schnack erzählt, wohlgeordnet, wundersame, traumhafte Begebenheiten. In legendär anmutenden Erscheinungen erfährt der Erzählende Läuterung. Edel und bilderreich, aber frei vom Schwulst ist die Sprache. — Traumerzählung, aber in anderem Sinne, gibt Otto Soykas neues Buch „Die Traumpeitsche" (Ricolaverlag, Wien). Traum ist hier Machtmittel: Es hat einer die Fähigkeit, anderen Menschen Träume aufzuzwingen und sie dadurch zu beherrschen. Trotz aller Bravour der Darstellung neigt dieses Buch mit seiner Krampf-Psychologie gefährlichen Literaturgrenzen zu. Hinter ihnen liegt das Land der Sensationsmache um jeden Preis. Frühere Bücher Soykas hatten heißeren Atem. Der Ricolaverlag, die neue Wiener Gründung, brachte eine Fülle neuer Belletristik. Eine treffliche Cagliostronovelle von Leo Perutz, „Die Geburt des Antichrist", blendet in Technik, glänzend erzählt und ebenso interessant wie künstlerisch durchgebildet: Sie

handelt von den Eltern Balsamos, von seiner Geburt und den phantastischen Schicksalen seiner Kindheit. Gut ist auch Emil Luckas kleiner Roman „Fredegunde", ein Buch, das Menschen einer verschollenen Zeit (spätere Völkerwanderung) in dem ihnen eigenen Formate neu aufrichtet. Heldin ist eine herrische, von den schlechtesten Urtrieben des Weibes geleitete Frau, deren Weg Blut und Gewalt ist. Das Buch, eines Dichters Werk, erhebt seine geschehnisreiche Fabel zum Epos von Stil. — Amüsant ist das Büchlein „Die Films der Prinzessin Fantoche" von Arnold Höllriegel, eine Detektiv-, Abenteurer-, Verbrecher-Film-Geschichte von gutem Humor, die Geschichte einer großen Schiebung. Die ist, bei aller Operettenhaftigkeit der Aufmachung, mit Geist erfunden und mit Witz erzählt. — Sehr fleißig ist Robert Hohlbaum gewesen. Drei Bücher sind das Produkt dieses Schaffensjahres. In einem hübschen, kleinen Bändchen der Wila-Wien sammelte er („Fallbeil und Reifrock") Geschichten aus dem Paris der Revolution und dem Wien der Kongreßzeit. Ueberall erfreut der sichere Instinkt für die Wiedergabe ferner Zeiten, die im Ton und Stil sicher erfaßt werden. Das zeigt auch der im Ricolaverlag erschienene kleine Roman „Der tolle Christian", in dem das menschliche und dichterische Schicksal dieses ungebärdigen schlesischen Poeten mit einer schmerzlichen Liebe nachgezeichnet ist. Hohlbaum zeigt Günthers Entwicklung und erklärt sie aus dem Milieu. Ohne viele Mätzchen psychologischen Filigrans stehen die Menschen im festen Umriß vor dem Leser. Erschütternd, weil in hohem Sinne aktuell, ist der bei Staackmann, Leipzig, erschienene Roman „Grenzland", die Tragödie deutscher Irredenta (Sudetenland). HHier wirkt nicht tönender Hurrapatriotismus, sondern tiefe, aber schwergetroffene Liebe. Die deutsche Not fand in Hohlbaum einen Schilderer, der ergreift, weil er ergriffen ist. — Wie Christian Günther, so wurden andere, spätere Dichter zu Romanhelden jüngst erschienener Bücher. Bei Staackmann veröffentlichte Rudolf Heubner einen E. T. A. HHoffmann-Roman: „Der verhexte Genius", der hauptsächlich in der Bamberger Zeit des genialischen Schriftstellers spielt und, ironisch belichtet, Phantastisches, aber auch eine Menge realistisch gestalteten epischen Stoffes bringt. Seine Lenau-Trilogie vollendete Adam Müller-Guttenbrunn mit dem Bande „Auf der Höhe", der den Dichter nach seiner Amerikareise bis zum Wahnsinn zeigt. — Der neue Roman von Rudolf Hanns Bartsch heißt „Seine Jüdin" und schildert die Ehe eines österreichischen Offiziers und einer Rassejüdin. Die Unterschiede der Rassen führen zum Zusammenbruche. Das Buch gehört zu den weitaus schwächsten seines Verfassers. Es wirkt durch sein Theoretisieren oft geradezu langweilig und befremdet durch seine doktrinäre Lebensfremdheit. Die Bücher, die der Verlag Albert Langen, München, als Weihnachtsgaben bietet, erfreuen samt und sonders durch besondere Gediegenheit der Ausstattung. Alles ist auf gutem Papier gedruckt und in Ganzleinen gebunden. Wenig gibt Ernst W. Freißlers Roman „Junge Triebe", ein Jugendroman, der erzählt, wie Kinder sich gegen einen tyrannischen Vater behaupten müssen und wie der eine Sohn schließlich in die weite Welt kommt, nach Mailand und Kairo. Es fehlt dem Buche an straffer innerer Struktur und an einem richtunggebenden Grundton. Weit mehr zu empfehlen sind die blendend geschriebenen und herzreichen Novellen, „Die ernsthaften Toren" von Arnold Ulitz, die ihrer guten Erfindung wegen stofflich reizen, dabei an menschlichem Gehalte reich sind. Sogar die Kriegsnovellen des Bandes sind genießbar. Alice Berend hat mit ihrem neuen Buche einen guten Treffer gemacht. Sie läßt einen Dobermann „Bruder" sein „Bekenntnis" ablegen. Dabei ist ihr vieles eingefallen, und sie verstand es in der Erzählung des Dobermann die Schwächen der Menschen trefflichst zu kennzeichnen. Kater Murr, der unsterbliche Katerich, hat ein Gegenstück bekommen. — Sind wir nun bei der Besprechung humoristischer Neuerscheinungen, so sei auch gleich der neuen Bücher Roda Rodas gedacht. Der Verlag Eyßler & Co., Berlin, brachte frühere Veröffentlichungen in neuer (zumeist gekürzter) Bearbeitung. So „Schummler, Bummler, Rossetummler" und „Der Pascha lacht". „Junker Marius", das „Backfischbuch" aus der Pußta, fand bei Rösl & Cie., München, seine Auferstehung. Der gleiche Verlag brachte ein Buch, Münchner Schnurren, unter dem Titel „Schwabylon", das auf höchst umfassende Art seinem immer interessierenden Thema gerecht wird. Mit zu den treffendsten Geschichten Rodas gehören die Beiträge des Sammelbandes „Die sieben Leidenschaften" (Ricola-

Verlag, Wien). Immer wieder bewundert man die spielerische Art, mit der Roda die Anekdote „aufzieht" und die Treffsicherheit der ungezwungen wirkenden Pointierungen. Ein lustiges Buch geben auch die „Neuen Histörchen" Friedrich Freksas' (Rösl & Cie., München). Sie sind in behaglicher Art erzählt, geben Phantastisches gemütlich, Satirisches ohne Schärfe und sind eine freundliche, väterlich vergnügliche Verdauungskost. — Eine Blütenlese humoristischer Prosadichtung geben Gust. Herrmann und F. A. Hünich in ihrem „Lachenden Olymp" (Verlag der Freude, Wolfenbüttel). Die Herausgeber haben sich bei der Auswahl auf Schriftsteller unserer Zeit beschränkt.

BÖRSENSPIEGEL

Konjunktur und Börse.

Als der Dollar einen Stand von 150 hatte, waren die Effektenkurse teilweise erheblich höher als gegenwärtig, wo der Dollarkurs etwa doppelt so hoch, wenn auch unter ständigen Schwankungen, steht. Es wird behauptet, daß die Geldmarktverhältnisse die Schuld daran trügen; oder auch die Politik. Man kann nicht leugnen, daß am Geldmarkt eine gewisse Verteuerung, sogar eine ausgesprochene Knappheit eingetreten ist. Auch die politische Lage ist der Börse seit einer Reihe von Wochen schon nicht günstig gewesen, denn Genua hat eine Unruhe und Nervosität erzeugt, wie man sie seit langer Zeit nicht mehr gekannt hat. Aber all das erklärt nicht die Tatsache, daß die Kurse heute vielfach erheblich niedriger stehen als selbst im Dezember 1921, in den Tagen der Panik, als der Dollar unter 200 gewichen war.

Es handelt sich heute um das Konjunkturproblem. Man braucht nicht der Ansicht zu sein, daß unsere Industrie am Ende einer Hochkonjunktur angelangt sei; man braucht auch keineswegs zu glauben, wir seien nicht mehr wettbewerbsfähig am Weltmarkt; aber man muß sich heute sagen, daß die Preise bei uns nicht mehr allzuviel steigen dürfen, um bedenklich nahe an die gefürchtete Weltmarktsparität zu kommen. Ehemals hatten wir eine außerordentliche Exportüberlegenheit selbst bei einem Dollarstande von 100 Mark; jetzt, wo der Dollar ungefähr dreimal so hoch steht, fürchten wir um unsere bisherige Überlegenheit. Auf den ersten Blick ein Unding, und dennoch leider nicht ganz unrichtig. Unsere Exportüberlegenheit ist langsam totgeschlagen worden, und zwar traurigerweise von der eigenen Regierung im Verein mit unseren guten „Freunden", den Engländern. Auch diesmal haben wir den Feldzug verloren und wiederum durch eigene Schuld.

Vor ein paar Monaten schon begann der englische Feldzug gegen unsere Industrie. Ganz geschickt und planmäßig. Mit der Miene der Biedermänner erklärten die Engländer, und zwar nicht etwa englische Industrielle (denn das wäre aufgefallen), sondern vielmehr englische Bankiers und vor allem Regierungsleute, man stände der Frage einer englischen Anleihe an Deutschland grundsätzlich durchaus sympathisch gegenüber; denn man wolle den Deutschen gerne helfen; allerdings werde man uns nicht früher eine Anleihe gewähren, bis wir die Methode des „Dumping" aufgegeben hätten und unseren Reichshaushalt in Ordnung gebracht hätten. Das heißt, wir dürften nicht die Eisenbahnfrachten künstlich niedrig halten, wodurch die Eisenbahnen mit gewaltigem Defizit arbeiteten, und dadurch unsere Industrie in die Lage versetzen, auf Kosten des Reichs — dem ja die Eisenbahnen gehören — billiger zu produzieren und zu exportieren.

Man muß sich erinnern, daß Herr Groener die Erhöhung der Eisenbahntarife ausdrücklich mit diesem englischen Wunsche begründete, und daß wiederholt erklärt wurde, andernfalls würde England uns keine Anleihe gewähren. Auch wenn sie uns Geschenke bringen, muß man die Engländer fürchten. Die Eisenbahntarife wurden erhöht, und von der als Gegenleistung zu gewährenden Anleihe vernahm niemand mehr etwas. Darüber sind schon ein paar Monate verflossen. Der Appetit aber kommt beim Essen, und während vor etlichen Monaten die Erhöhung der Tarife der Eisenbahner noch mit den englischen Wünschen und als Bedingung für eine Anleihe (die wir leider nie erhalten haben) begründet wurde, nimmt Herr Groener seitdem ständig Tariferhöhungen vor. Zur größten Freude der Engländer, die es heute nicht einmal mehr nötig haben, mit dem Köder einer Anleihe für eine maßlose Verteuerung des Eisenbahnverkehrs in Deutschland zu

sorgen. Der Eisenbahnminister begründet — soweit er das überhaupt für nötig hält — seine ständigen Tariferhöhungen mit den steigenden Kohlenpreisen. Aber wer erhöht die Kohlenpreise? Ebenfalls der Fiskus. Die Kohlensteuern sind nach Ansicht der Regierenden eine so herrliche und einfache Sache. In anderer Hinsicht kann man sich manchmal einschränken. Aber im Kohlenverbrauch nicht. Denn ohne Kohle kann die Industrie nicht produzieren. Ein Minderverbrauch ist also nicht zu erwarten, und also wird die Kohle mehr und mehr verteuert. Ebenfalls zur größten Freude der Engländer, die auf diese Weise langsam, aber sicher die bisherige Exportüberlegenheit Deutschlands schwinden sehen.

Was wir augenblicklich treiben, ist wirtschaftspolitischer Selbstmord. Jedermann in Deutschland, ja vielleicht sogar die Regierungsmitglieder, wissen, daß unsere ganze Lebensmöglichkeit auf der Exportfähigkeit unserer Industrie beruht. Geht diese verloren, so ist es zu Ende mit Deutschlands wirtschaftlicher Kraft, so sinken wir auf das Niveau Österreichs oder Rußlands. Der Unternehmer, der Fabrikant, der Ingenieur, sie alle sinnen nach über arbeitsparende Methoden; sie suchen den ganzen Fabrikationsprozeß rationeller, einfacher, billiger zu gestalten; man erfindet, man kartelliert, man vereinigt sich, man macht erfolgversprechende Versuche aller Art. Aber die Regierung macht alle diese Arbeit vergeblich, indem sie immer neue Steuern und Lasten der Volkswirtschaft aufbürdet. Die alten Steuern werden ständig erhöht und neue werden hinzugefügt. Niemand aber denkt daran, den Arbeitsprozeß zu verbilligen. Katastrophenpolitik unsinnigster Art. Selbstmord der Wirtschaft.

Es könnte jemand einwenden, an alledem sei der Versailler Vertrag schuld, der bekanntlich die großen Summen von Deutschland herauspressen wolle, und diese Summen seien letzten Endes nur durch Steuern aufzubringen. Allerdings, so denkt man — in Regierungskreisen. Und was man dort denkt, ist bekanntlich gewöhnlich verkehrt. Produktiv wirtschaften, das ist die Forderung des Tages, das Gebot der Stunde. Wie kommt es denn, daß die Reichseisenbahnen verkommen und mit ständigen Milliardenverlusten arbeiten, während die Privateisenbahnen, etwa die Lübeck-Büchener, die Blankenburg-Halberstädter und andere, schon im vorigen Jahre einen guten Nutzen abwarfen? Obwohl sie keine höheren Tarife und keine billigeren Kohlen hatten als die Reichseisenbahnen und sogar noch hohe Steuern zahlen müssen. Wie kommt es denn, daß die ehemals blühende Große Berliner Straßenbahn monatlich einige Millionen verschlingt, während die privaten Verkehrsunternehmungen, die früher nicht entfernt so gut rentierten, Omnibus-Gesellschaft und Hochbahn-Gesellschaft, mit guten Erträgnissen wirtschaften? Was nur unsere Herren Regierenden, ob in Reich, Staat oder Stadt, in die Hand nehmen, wird heruntergewirtschaftet und verkommt. Dort muß der Hebel angesetzt werden, nur auf diesem Wege kann die Heilung erfolgen. Aber man darf fest davon überzeugt sein, daß hier nichts geschehen wird.

Überhaupt, der Rettungswege gäbe es so viele. Zum Beispiel eine Verlängerung der Arbeitszeit; wenn auch nur um eine halbe Stunde täglich. Aber wenn man diesen Gedanken ausspricht, so heißt es, man sei ein Reaktionär und wolle die Arbeiterschaft „versklaven". Und was sollte der tote Marx dazu sagen, daß man in Deutschland nicht ganz genau nach seinen Dogmen und Theorien handelt? Lieber mag alles zugrunde gehen, als daß man gegen die marxistische Theorie etwas unternimmt.

Es könnte jemand einwenden, die deutsche Arbeiterschaft werde sich „nie und nimmer diese Errungenschaft der Revolution rauben lassen". Das käme auf den Versuch an. Es ist gewissermaßen eine Sache der Aufklärungsarbeit. Schön, wenn die Regierung bei einem solchen Versuche gescheitert wäre, so könnte man sagen, sie habe wenigstens das ihre getan, und mehr könne man nicht von ihr verlangen. Indessen denkt sie gar nicht daran, auch nur einen solchen Versuch zu unternehmen. Es ist ja so viel bequemer, die Steuern und Frachten und Postgebühren zu erhöhen, und nach diesem Prinzip wird ruhig weiter gewirtschaftet.

Wir könnten heute in Deutschland die größte Konjunktur haben, die jemals da war. Aber der Unverstand der Regierenden ist es, der das nicht zugibt. Und daher die Sorge der Börse um unsere Zukunft. Eine leider nicht ganz unbegründete Sorge, solange in Deutschland derartige Wirtschaftspolitik gegen die Wirtschaft getrieben wird. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

51. Jahrgang — Juniheft — 51. Jahrgang

Die Schuldlüge / Von Dr. Ernst Müller (Meiningen), ehem. bayer. Justizminister

Für die Alliierten ist die deutsche Verantwortlichkeit für den Krieg grundlegend; sie ist die Basis, auf der das Gebäude von Versailles errichtet worden ist." So lauten die weltgeschichtlichen Worte Lloyd Georges auf der Londoner Konferenz vom 3. März 1921, denen leider weder der damalige deutsche Konferenzvertreter, noch die Regierung nach ihm die gebührende Beachtung geschenkt haben. In dieser Gedankenfolge des englischen Premiers entstand wohl aus dem einfachen unbedeutenden Beleidigungsprozeß zweier politischer Antipoden der Monstreprozeß vor dem Schöffengericht in München, der die Aufmerksamkeit ganz Deutschlands auf sich zog. Seine Wirkungen nach außen werden leider mit dem den Deutschen eigenen krankhaften Optimismus wieder durchaus überschätzt. Seine Bedeutung hat der Prozeß zunächst und in erster Linie nach Innen: Er müßte bei einiger Ehrlichkeit und bei auch nur primitivem Verstand der Massen ein vorzügliches Mittel sein, um endlich den Kampf über die „alleinige Schuld" des Deutschen Reiches und seiner Vertretung innerhalb des deutschen Volkes selbst, der uns so tödliche Wunden seit dem 8. November 1918 geschlagen und den Bestand des Deutschen Reiches selbst in Gefahr gebracht hat, zu beseitigen oder doch wenigstens stark zu mildern. Die Feststellung des Urteils des Schöffengerichts München, dessen Diskreditierung seitens der Reichsregierung in der Frage der Entbindung von der Amtsverschwiegenheit im Falle des Fürsten Lichnowsky eine jener Merkwürdigkeiten bildet, an denen unser neudeutsches politisches Leben noch mehr leidet als das alte, geht klar dahin, daß jener unselige Bericht des Legationssekretärs v. Schoen vom 18. Juli 1914, den Curt Eisner, der revolutionäre Ministerpräsident von Bayern, als Graf Lerchenfeldschen Bericht herausgab, eine amtliche Fälschung im wahren Sinne des Wortes bildete. Sie wurde begangen, um die deutsche Regierung bloßzustellen. Diese Fälschung hatte auch den von Curt Eisner gesuchten Erfolg. Auch über die verhängnisvolle Wirkung der Fälschung kann nach dem Ergebnis des ausgedehnten Sachverständigenberichts kein Zweifel mehr bestehen. Ein hervorragender französischer Gelehrter, Mitglied der Pariser Sorbonne, Prof. Dujardin, nannte die Eisnersche Fälschung eine der ruchlosesten, die die Geschichte kennt. Die Mantelnote der Entente und das Ultimatum vom 16. Juli 1919 beruhen mittelbar auf der Fälschung Eisners. Curt Eisner darf daher als einer der Urheber der aus dem Artikel 231 des Versailler Vertrages sich ergebenden katastrophalen Wirkungen des Diktats, das den Weltfrieden für Generationen bedroht, gelten. Die deutsche Arbeiterschaft wird ihn für ein Meer von Tränen, Hunger und Not, Qual und Elend der Gegenwart und der Zukunft verantwortlich machen müssen.

Besonders interessant ist in dem Urteil die klare Herausschälung der Wahrung der berechtigten Interessen seitens der Beklagten, die von einer Fälschung Eisners und seiner Umgebung — hier seines Vertrauten und Privatsekretärs Fechenbach — sprachen. Zwar stützt sich das Urteil des Schöffengerichts auch auf die bisherige Rechtsprechung des Reichsgerichts und des hier als letzte Instanz in Betracht kommenden bayerischen Obersten Landesgerichts, daß die Vertreter der Presse nicht mehr Rechte haben, als jeder andere Mensch auch. Das Vorliegen von öffentlichen Interessen, von Interessen der Allgemeinheit genügt danach nicht allein zur Bejahung der Frage, ob Wahrnehmung berechtigter

Interessen gegeben ist. Es müssen eigene Interessen der Pressevertreter vorliegen, mindestens solche, die die Vertreter wie eigene infolge besonderer Verhältnisse berühren. „Die Angeklagten haben damit, daß sie gegen die Fälschung Stellung nahmen, öffentliche Interessen wahrgenommen, zugleich aber auch eigene Interessen von solcher Erheblichkeit, daß ihre Wahrnehmung auch gegenüber dem Anspruch des Klägers auf Achtung der Ehre als eine berechtigte Handlung angesehen werden kann." Es wird im Urteil dann ausgeführt, daß das Diktat von Versailles jeden einzelnen Deutschen am eigenen Leibe treffe. Jeder habe deshalb das Recht, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten zu versuchen, auf eine Änderung des Diktats hinzuwirken. Dazu gehört die Entkräftung des Grundes des Schuldspruches, der Urheberschaft Deutschlands am Kriege. Soweit das Urteil des Gerichts, das in seiner einfachen und klaren, gemäßigten Sprache sicherlich auch für das neutrale Ausland nicht ohne Wirkung bleiben wird.

Das Urteil hätte meines Erachtens noch einen Schritt weiter gehen dürfen und erklären können: „Jeder Deutsche hat nicht nur das Recht, sondern auch die moralische Pflicht, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten die Schuldlüge, die nicht nur gegen die alte Regierung, sondern auch gegen das revolutionäre Neudeutschland mit all ihren Schrecken angewendet wurde, und ihre Grundlagen zu zerstören." Für alle, die sich heute noch mit Recht Deutsche nennen, muß das Urteil des Schöffengerichts München vom 11. Mai 1922 die natürliche Plattform zum gemeinsamen Kampf gegen die Schuldlüge und seine Folge, dem Versailler Diktatfrieden, geben. Mußte unter der Wucht der Beweise, die wir mühsam zuerst im Laufe des Krieges von 1915 bis 1917 zusammengesucht und die mit jeder Öffnung eines neuen Archivs immer mehr zu unserer Entlastung und zur Belastung der Entente beigetragen haben, doch selbst der Vertreter des Privatklägers ausrufen: „Wenn Curt Eisner das Material, das wir jetzt kennen, seinerseits gekannt hätte, so müßte er ein Schuft sein, wenn er nicht sein damaliges Urteil ändern würde!" Und sogar Fechenbach erklärte, daß er seine Anschauung über die Alleinschuld Deutschlands nicht aufrecht erhalten könne. Er wäre ja aus dem Saulus ein völliger Paulus geworden und aus seiner Rolle als unentwegter USP-Mann gefallen, wenn er nicht die Klausel hinzugesetzt hätte, daß er an die Schuldlosigkeit Deutschlands nach wie vor nicht glaube. Sie ist hier nicht zu beweisen, — nicht einmal zu behaupten. Denn der Versailler Diktatfrieden beruht auf der These von der alleinigen Schuld Deutschlands, die heute nur noch ein kranker Fanatiker, ein Verleumder oder ein völliger Ignorant behaupten kann.

Sind aber heute die Verhältnisse so, dann hat endlich auch die offizielle Vertretung des deutschen Volkes nicht bloß das Recht, sondern die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, vor der ganzen Welt das Geständnis der Wahrheit abzugeben. Dann darf nicht jeder Versuch, die Schuldlüge als widerlegt zu erklären und an die Revision des Versailler Verdikts heranzugehen, durch die einfache Einwendung gelähmt werden: „Eure Regierung hat bis heute das Schuldgeständnis nicht zurückgenommen." Überlegt man denn auf seiten der Reichsregierung gar nicht, daß sich dieser Friede wie noch keiner vor ihm in den Formen eines förmlichen Strafprozesses vor dem Forum der Welt abgewickelt hat, dessen bizarre Prozeßführung freilich dem Sieger die Rolle des Anklägers, Richters und Vollstreckungsbeamten zugleich zugesprochen hat? Drei Advokaten haben diesen furchtbaren, raffiniert ausgeklügelten Frieden diktiert, standen an der Wiege dieses Unglückswurms, das an der Welt Mark zehrt. Bleibt das schon allzu lange bestehende Schuldgeständnis — mag es auch noch so ruchlos erpreßt sein — unwiderrufen von der demokratisch gewählten Regierung, dann trifft die Schuld dieses erlogenen Schuldgeständnisses mit der Regierung zugleich die Demokratie und den Freistaat — auch in den Augen von Millionen Schwankender, die bereit sind, sich durch gute Politik und reinliche Verwaltung der Demokratie überzeugen und für diese gewinnen zu lassen.

Alle anderen taktischen Momente der Außenpolitik müßten angesichts des sonstigen großen Odiums, das nun einmal — gleichviel ob mit Recht oder Unrecht — den deutschen Freistaat in manchen sogenannten Bürgerkreisen wegen der Ereignisse des Novembers 1918 belastet, hinter diesen einfachen Erwägungen zurücktreten. Nicht falsche Popularitätshascherei, sondern Teilnahme an der Pflicht des ganzen deutschen Volkes, die Quelle der Schmach

und des Unrechts zu verstopfen, aus der all unser moralisches und materielles Elend quillt, steht in Frage. Das Ausland wartet auf ein solches feierliches Pronunciamento „an alle". Beharrlich hören wir: „Was hilft euch eure Professoren- und sonstige Aufklärungsweisheit? Eure Regierung hat die Schuld eingestanden. Wäre sie nur der Not und dem Zwange gefolgt, dann müßte sie längst den Widerruf geltend gemacht haben." Diese Logik liegt in der Richtung der strafprozessualen Wertung des ganzen Problems, läßt sich vom Standpunkt z. B. des gutgesinnten Amerikaners nicht zurückweisen. Was erfährt er von den Gutachten der 24 Sachverständigen aus der ganzen kultivierten Welt? Die Presse der ehemaligen Feindstaaten, die den Krieg mit anderen Waffen heute fortsetzt, hat in dem Moment die Berichterstattung über den Prozeß in Münschen eingestellt, in dem Eisner als Fälscher entlarvt war und das Lügengebäude des Versailler Diktats wankte. Hier kann allein die offizielle Stellungnahme der Regierung, gerade dieser Regierung, die nach der Anschauung weiter, auch gut demokratischer Kreise die Grenzen des Möglichen und Zulässigen in der Erfüllung längst erreicht, wenn nicht überschritten hat — große Wirkung erzielen. Vermeidet die Regierung wiederum aus allen möglichen taktischen Erwägungen diese Stellungnahme, dann wird zum Unglück der deutschen Sache auch diese größte Frage Gegenstand der Parteispekulation, der Parteihetze und dient statt der Einigung der weiteren Verhetzung der einzelnen Teile des deutschen Volkes, vermehrt damit unser Unheil. Die Ansätze dafür haben wir bereits in dem Verhalten der bayerischen Konservativen. Statt einheitlichen Vorgehens aller Parteien einseitige parteipolitische Ausnützung, darauf neue Parteikämpfe, erhöhte Zwietracht! An dieser unseeligen Entwicklung wird eine Regierung, die selbst keine Initiative wagt, mit Schuld haben. Ganz ähnlich verhält es sich in der Frage der „Kriegsverbrecher", die mit der „Schuldfrage" im Auslande geradezu verkoppelt wird, und deren Bedeutung ebenfalls weder vom deutschen Parlament, noch von der deutschen Regierung auch nur annähernd richtig eingeschätzt wird.

Der Verfasser dieser Zeilen hat seit Ende 1914 d. h. von Anfang der Dinge an diesen beiden Fragen, deren Bedeutung mit dem Unglück vom November 1918 ins Ungeheure steigen mußte, ein gut Teil seiner literarischen und agitatorischen schwachen Kraft gewidmet. Er freut sich daher des Erfolges der Münchener Prozeßführung. Aber diese kann nur den Auftakt, nur den Impuls für Volk, Parlament und Regierung geben, wenn diese sich ihrer Pflicht bewußt sind. Wir haben die Schlußverhandlung in diesem großen Weltprozesse nicht zu fürchten, wenn sie in aller Öffentlichkeit geschieht, vor einem neutralen Weltschiedsgericht. Nur die geheime Wühlarbeit mit Anspachschen Lieferungen — die freilich Eisners Fälschungsleistungen noch weit hinter sich lassen — haben wir wirklich zu fürchten. Gegen sie sind wir bei dem schmachvollen Bespitzelungs- und Schweigesystem wehrlos! Wartet die Reichsregierung in materialistischer Überschätzung der sogenannten Reparationsfrage und trotz aller Fiaskos einer verständigen Verhandlungspolitik — à la Genua — noch länger mit der Flucht an das Licht, so lädt sie vor allem bei der kommenden jüngeren Generation ein schweres Odium auf Demokratie und Republik und erschwert damit in ungeahnter Weise den wirklichen Frieden im Innern, dessen wir zu gemeinsamer Arbeit so dringend bedürfen.

Das Beamteneinkommen / Von Otto Schuldt-Steglitz, M. d. R.

Es gehört nachgerade ein gewisser Mut dazu, über das Einkommen der Beamten öffentlich zu schreiben, nachdem die Öffentlichkeit so oft, leider zu oft, durch die Mitteilung beachtlicher Milliardenziffern auf diese Materie aufmerksam gemacht worden ist. Man darf es keinem Nichtbeamten übelnehmen, wenn er in Anbetracht der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage, in der sich weite Kreise der Arbeitnehmerschaft, besonders aber der Mittelstand, Gelehrte, Künstler, Studierende, die Rentner aller Arten und Kriegsbeschädigten, befinden, mit einer gewissen Abgeneigtheit die in schneller Folge sich wiederholenden Gehaltsaufbesserungen für die Beamten verfolgt. Sagt er sich doch mit Recht, daß diese Mehraufwendungen durch Steuer- oder Tariferhöhungen wieder eingebracht werden müssen, die seine Lebenshaltung nachteilig beeinflussen und auch ihn zu Mehrforderungen oder Einschränkungen drängen.

Soll diese Abgeneigtheit sich nicht zur Abneigung oder gar zum offenen Widerstand gegen das an diesen Erscheinungen völlig unschuldige Beamtentum auswachsen, so ist es nötig, etwas mehr Aufklärung über diese Vorgänge zu geben, als es durch die kommentarlose Wiedergabe von Riesensummen bisher geschehen ist. Natürlich kann hier keine Geschichte der Besoldungspolitik geschrieben werden; aber in der Wiedergabe und Gegenüberstellung von Tatsachen läßt sich manches zur Aufklärung beitragen.

Zunächst etwas über die Beamtenzahl. In der allgemeinen Reichsverwaltung werden rund 88 700 Beamte beschäftigt, die am 1. März d. J. einen Geldbedarf von rund 3,65 Milliarden Mark erforderten. Dieser Betrag ist durch allgemeine Steuern aufzubringen. Die Betriebsverwaltungen — Eisenbahn und Post — beschäftigen rund 654 600 Beamte, die zusammen eine Ausgabe von 20,58 Milliarden Mark erfordern, welche aus den Einnahmen dieser Betriebe selbst gedeckt werden. Zusammen ergibt sich eine Beamtenzahl von rund 743 300 mit einem Aufwand von rund 24,24 Milliarden Mark. Auf den Kopf entfallen somit durchschnittlich rund 32 600 M., ein Betrag, den man wohl nicht als übermäßig hoch bezeichnen kann. Er stellt mit der neuesten Erhöhung vom 1. Mai d. J. für die Gruppe III (Schaffnerklasse) das 30,8fache, für die Gruppe VII (Obersekretärklasse) das 18fache, für die Gruppe X (Regierungsräte) das 13,2fache des Friedenseinkommens dar. Nach den Calwerschen Berechnungen betrugen die Ernährungskosten nach der Reichsmeßziffer im Juni 1914: 15,81 M., im März 1922: 525,93 M., im April d. J. 688,43 M. Demnach sind die Ernährungskosten bis Ende April dieses Jahres um das 43,5fache gestiegen, das ist gegen den Vormonat eine Steigerung von 30,9 v. H.

Gemessen an dem Ernährungsaufwand ist das Einkommen der Gruppe III um das 12,7fache, der Gruppe VII um das 25,5fache und der Gruppe X um das 30,3fache hinter dem Friedensstand zurückgeblieben. Bei der im Mai noch weitersteigenden Teuerung wird sich Ende Mai das Verhältnis so gestalten, daß ein Beamter der Gruppe III nur noch $^3/_4$, der Gruppe VII $^1/_2$ und der Gruppe X $^1/_4$ seiner Friedensbezüge erhält. Noch schlechter als der Ernährungsindex ist der Hausratindex, der Ende April d. J. auf das 43,9fache, und der Kleidungsindex, der auf das 44,6fache der Friedenszahl (Juli 1914 gleich 1) gestiegen ist.

Was den schweren Ausfall am Einnahmesoll im Beamtenhaushalt in etwas mildert, ist der Wohnungsmietpreis und der Verzicht auf alle Aufwendungen für Kultur, Kunstgenuß, Liebhabereien, Weiterbildung, Erholung u. a. m. Krankheiten mit Arzt und Arzneien vernichten schon nach ganz kurzer Zeit das mühsam erhaltene Gleichgewicht. Von dem Elend der Wartegeldempfänger, der Pensionäre und Hinterbliebenen will ich lieber schweigen; es ist, mit einem Worte gesagt, erschütternd. Mannigfaltig sind die Versuche der Regierung, dem Übel zu steuern. Zu einer durchgreifenden Hilfe fehlte es im entscheidenden Augenblick immer an Mut und Mitteln. Man half sich, die Gesamtsumme beschränkend, mit der Verteilung nach dem Familienstand. Die Besoldung nach Leistung, ein Prinzip, das kaum entbehrt werden kann, soll Deutschland wieder emporkommen, wurde eingeschränkt zugunsten der Zahl der Versorgungsberechtigten. So kam man

zu den Kinderzulagen, so zu der Frauenzulage. Und weil auch örtliche Teuerungsunterschiede bestanden, sollte der Ortszuschlag, der Teuerungszuschlag und die Wirtschaftsbeihilfe ausgleichend wirken.

Wenn in Notzeiten auch manches als unabänderlich hingenommen werden muß, so hat die Art der Besoldungsgestaltung doch eine Verworrenheit, eine Unsicherheit in das Beamteneinkommen hineingetragen, die kaum noch erträglich ist. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß heute kein Beamter in der Lage ist, sein Monatseinkommen fehlerfrei zu berechnen!

Das Bestreben, das Einkommen nach Maßgabe der Dürftigkeit zu bemessen, hat noch andere bedenkliche Folgen gezeitigt. Nach dem Friedensstand war das Spannungsverhältnis zwischen den Gesamtbezügen der Beamtengruppen III, V, VII, X und XIII nach Steuerabzug im Endeinkommen wie 10: 13,8: 23,7: 37,4: 64,6. Es bezog also der Beamte der Gruppe VII das 2,3fache, der Gruppe X das 3,7fache und der Gruppe XIII das 6,4fache des Beamteneinkommens der Gruppe III.

Nach der letzten Regelung ab 1. Mai d. J. hat sich das Spannungsverhältnis wie folgt verschoben: 10: 11,1: 12,7: 26,2.

Wenn man auch zugeben will, daß überall ein gewisser Verelendungsfaktor in Rechnung gestellt werden muß, so ist das Herabgleiten vom sechsfachen auf das 2½fache doch sehr bedenklich, wenn man erwägt, ob unter solchen Umständen tüchtige Kräfte sich dem Staatsdienst ferner noch widmen werden. Eine allgemeine Verflachung der Einkommen zieht unweigerlich eine Verflachung der Leistungen nach sich; es fragt sich, ob der demokratische Staat gut dabei fährt.

Leider muß der Beamte, wie jeder andere Staatsbürger, erkennen, daß die Vermehrung seines Einkommens nicht auch eine Vermehrung seiner Kaufkraft bedeutet. Nach der Regelung im Januar d. J. ergab sich trotz Gehaltserhöhung folgende Verschlechterung:

Gruppe III 22668 M. (Nettoeinkommen in Papiermark),

Gruppe III 1860 M. (Nettoeinkommen in Goldmark).

Umgerechnet zum Umrechnungskurs von 1: 25 ergibt das ein Weniger von 906 M. Der Beamte bezog also am 1. Januar 1922 nur noch die Hälfte seines wahrlich nicht üppigen Friedenseinkommens, hervorgerufen durch die Verminderung der Kaufkraft.

Daß die Entwicklung zu diesen betrübenden Tatsachen in der Öffentlichkeit so wenig Beachtung gefunden und zu einer rechtzeitigen Hilfe der Regierung nicht geführt hat, ist bei dem Ausbruch des so bedauerlichen Beamtenstreiks stark ausschlaggebend gewesen. Es läßt sich schließlich kein Stand unter das Minimum des Erträglichen herabdrücken, ohne daß er sich dagegen wehrt.

Man mag zu diesen Dingen stehen, wie man will, man mag sagen, daß alle Aufbesserungen keine Erleichterungen bringen, trotzdem muß alles aufgeboten werden, auch der Republik einen integrenen, pflichttreuen und dienstwilligen Beamtenstand zu erhalten.

Der Abbau der Beamtenzahl muß tatkräftig in Angriff genommen werden; Beamtenzahl im weitesten Sinne gemeint. Denn das ist kein Abbau, wo nur die Beamtenzahl vermindert, die Angestellten- und Arbeiterzahl aber unverändert gelassen oder gar erhöht wird. Der schwankenden Teuerung ist durch Einführung eines gleitenden Gehaltsteils entgegenzuwirken, damit der Beamte aus dem Kampf um seine Existenz herauskommt, ein Kampf, der mit der Stellung des Beamten im Volksstaat völlig unvereinbar ist.

Alle Nöte, darunter alle deutschen Volksgenossen gleichermaßen leiden, haben ihre Quelle in den Drangsalen des Feindbundes. Wenn 75 Prozent aller Einnahmen des Reiches für Reparationsleistungen aufgewendet werden müssen, dann entfällt auf den einzelnen ein derart erdrückender Anteil, daß das Leben nur ein Weniges an Daseinsfreude behält.

Gleiches Leid fördert aber auch das gegenseitige Verstehen aller Leidenden; verstehe und würdige auch jedermann die Not der deutschen Beamtenschaft. Möge aus diesem gegenseitigen Verstehen Erkenntnis und Kraft kommen zur Betätigung des Gesamtwillens:

Aufwärts durch Arbeit.

Arbeitsgerichte / Von Dr. Hugo Nansen

Als im Jahre 1890 die Gewerbegerichte und im Jahre 1904 die Kaufmannsgerichte ins Leben gerufen wurden, kam der Widerstand gegen diese billige Laienrechtsprechung durch Sondergerichte von zwei Seiten her. Die Unternehmer sahen in ihnen Klassengerichte und hegten Mißtrauen gegen die Mitwirkung der gewählten Arbeitnehmerbeisitzer und noch mehr gegen die Unparteilichkeit der Vorsitzenden. Sie befürchteten außerdem eine starke Vermehrung der Klagen in Angelegenheiten des Arbeitsverhältnisses. Diese Beschwerden sind ganz und gar verstummt. Auch die Arbeitgeber haben die Schnelligkeit und Billigkeit der Rechtsprechung durch mit den gewerblichen Verhältnissen vertraute Laienrichter schätzen gelernt. Daß gegen die Unparteilichkeit der Entscheidungen Einwände nicht zu erheben sind, beweist schon die Tatsache, daß gegen kaum 8 Prozent der berufungsfähigen Urteile die ordentlichen Gerichte als Berufungsinstanz angegangen worden sind. Allmählich hat die Zivilprozeßordnung sogar vieles von dem Verfahren der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte übernommen. Die Zahl der anhängig gemachten Klagen war niemals übermäßig groß, und ist, nachdem sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer an die Praxis der Gewerbe- und Kaufmannsrichter gewöhnt hatten, wesentlich zurückgegangen. Aber eines ist immer wieder aus den Reihen des Berufsrichtertums bemängelt worden, daß nämlich diese Sondergerichte von der ordentlichen Rechtsprechung organisatorisch völlig abgetrennt worden waren. Das hatte keineswegs lediglich theoretische Bedeutung. Es brachte z. B. Zuständigkeitsunterschiede und Zuständigkeitsstreitigkeiten mit sich, indem für hoch oder niedrig bezahlte Angestellte oder Handlungsgehilfen ein ganz verschiedenartiger Rechtsweg bei gewerblichen Streitigkeiten in Frage kam. Die Kritik verdichtete sich immer mehr zu der Forderung der Angliederung der Sondergerichte an die ordentlichen Gerichte in Gestalt von Arbeitsgerichten. Sie wird keineswegs nur von den Juristen gestellt, sondern auch hervorragende Sozialpolitiker, wie der kürzlich verstorbene Professor Francke, der Herausgeber der „Sozialen Praxis", haben sie sich längst zu eigen gemacht und mit größter Entschiedenheit vertreten.

Im Reichsarbeitsministerium ist deshalb jetzt der Referentenentwurf eines Arbeitsgerichtsgesetzes ausgearbeitet und den Interessenten zur Begutachtung und Stellungnahme unterbreitet worden. Ziel des Gesetzentwurfs ist die Umwandlung der bestehenden Gewerbe- und Kaufmannsgerichte in einheitliche Arbeitsgerichte unter erheblicher Erweiterung ihrer Zuständigkeit und Angliederung an die ordentlichen Gerichte. Dabei soll der Kreis ihrer Wirksamkeit allerdings insofern wesentlich eingeschränkt werden, als das den bisherigen Gewerbegerichten übertragene Einigungswesen, das weniger eine richterliche als eine mit Sachkenntnis und diplomatischem Geschick vermittelnde Tätigkeit darstellt, auf die Arbeitsgerichte nicht übertragen werden soll. Aber das wäre auch ohne diesen Gesetzentwurf notwendig geworden, weil ja die bereits fertiggestellte Schlichtungsordnung das Einigungswesen besonderen Schlichtungsämtern überträgt. Für die Vorsitzenden und Beisitzer der Arbeitsgerichte wird aber die Beschränkung auf die rechtsprechende Tätigkeit, die sich aus der Angliederung an die ordentlichen Gerichte von selbst ergibt, im Interesse ihrer ganzen Stellung den Rechtsuchenden gegenüber nur vom Vorteil sein. Die Arbeitsgerichte erhalten dafür auf der anderen Seite insofern einen weit ausgedehnteren Wirkungskreis, indem auch das ganze Berufungsverfahren in ihre Hände gelegt wird. Damit kommt dieses ebenfalls unter den Einfluß von Laienbeisitzern, was die Sachverständigkeit und Volkstümlichkeit der Rechtsprechung sicher bedeutend fördern wird. Es sollen nämlich außer den Arbeitsgerichten ähnlich zusammengesetzte Landesarbeitsgerichte und ein Reichsarbeitsgericht ins Leben gerufen werden. Als eine wesentliche Verbesserung des Entwurfs wäre es freilich zu betrachten, wenn nach dem Vorschlage eines der bewährtesten Gewerbe- und Kaufmannsgerichtsvorsitzenden, des Berliner Magistratsrats Wölbling, die Arbeitsgerichte nicht an die Amtsgerichte, sondern an die Landgerichte angegliedert würden. Es ist zwar zugegeben, daß das in die allgemeine Gerichtsorganisation, die die Streitigkeiten geringeren Werts, mit denen es die Arbeitsgerichte in der Regel zu tun haben werden, nun einmal in erster Instanz den Amtsgerichten

überträgt, schlecht hineinpassen würde. Aber praktische Gründe sprechen um so dringender dafür. Die Amtsgerichte befinden sich zum größten Teil in kleinen Städten, in denen für Arbeitsgerichte gar nicht genug Tätigkeit vorhanden sein würde. Dagegen umfassen die Landgerichte einen größeren Wirkungskreis, und befinden sich fast stets an Orten mit zahlreicher Arbeiter- und Angestelltenbevölkerung, sodaß hier die Arbeitsgerichte voll beschäftigt wären. Die für uns heute so nötige Sparsamkeit empfiehlt allein schon eine solche Änderung des Entwurfs, trotz der damit verbundenen organisatorischen Schönheitsfehler.

Von diesem einen, freilich wichtigen Punkte abgesehen, wird man dem Entwurf des Reichsarbeitsministeriums restlos zustimmen können. Er verwirklicht vor allem die Ausdehnung der Mitwirkung sachlich vorgebildeter Laien auf die gesamte Rechtsprechung in Streitigkeiten des Arbeitsverhältnisses, und beseitigt den Charakter der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte als Sondergerichte, indem er die neuen Arbeitsgerichte in die ordentliche Gerichtsbarkeit organisatorisch einordnet. Daraus wird sich zweifellos eine wertvolle gegenseitige Befruchtung der Arbeitsgerichte und der anderen Gerichte ergeben. Die an den Arbeitsgerichten Mitwirkenden werden noch mehr als bisher das Gefühl erhalten, Recht zu sprechen und daher bei ihren Urteilssprüchen ausschließlich von ihrem Rechtsgefühl, nicht von irgendwelcher Sympathie für den wirtschaftlich Schwächeren oder gar für den Klassen- und Berufsgenossen sich leiten lassen. Es ist schon aus diesem Grunde eine übertriebene Forderung, wenn jetzt verlangt wird, daß der Metallarbeiter nur durch Beisitzer aus der Metallindustrie, der Kellner nur durch Beisitzer aus dem Gastwirtsgewerbe usw. in gewerblichen Streitigkeiten Recht erhalten dürfe. So wertvoll die fachliche Sachverständigkeit ist, es muß zu ihr auch die nötige richterliche Unabhängigkeit und Objektivität hinzutreten, und diese ist manchmal bei allzu enger Zugehörigkeit der Beisitzer zu dem Beruf der Rechtsuchenden nicht in wünschenswerter Stärke vorhanden. Auf der anderen Seite werden die juristisch vorgebildeten Richter aller Zweige aus der sachlichen und fachlichen Erfahrung der Arbeitsrichter sicher großen Vorteil ziehen. Die Klagen über die Weltfremdheit der Richter werden dann hoffentlich mehr und mehr verschwinden. Die gesamte Rechtsprechung wird sich nach dem Muster der Arbeitsgerichte den Bedürfnissen der Praxis anzupassen haben. Erst dann wird die Rechtsprechung auf allen Gebieten ideal sein, wenn alle Richter zwei notwendige Eigenschaften in möglichst hohem Grade in sich vereinen: praktische Sachkenntnis und richterliche Unparteilichkeit.

Relativisten überall / Von Gustav Eréнyi

Der Kampf um Einstein ist abgeflaut. Noch streiten die Herren vom physikalischen Fach über die Genauigkeit gewisser astronomischer Berechnungen, noch wird der Vergleich mit Galilei und Kepler von einem gewissen Teil der Presse in regelmäßigen Zeitabständen herangeholt. Doch im übrigen wird Albert Einstein wie alle streitbaren Größen vom Tage allmählich zur Normalerscheinung. Und das ist der richtige Weg der Dinge! Der wirkliche Aufstieg muß am Fuß des Berges ansetzen, von derselben Höhe, auf der die Mehrzahl der Zeitgenossen ohne besondere Klettergelüste lebenslänglich geruhsam vegetiert. Keiner wird als Genie geboren. Dasjenige, was man schon im Entstehen als solches anglotzt, ist zumeist bloß ein Hang zur Virtuosität, eine ungewohnte Gymnastik des Gehirns. Doch kommt es gar nicht auf das Noch-nicht-Dagewesene, auf den Rekord in der Darstellung an, sondern auf das Hervorbringen des Vorhandenen, auf die Fähigkeit, dem ahnungslos Drauflosirrenden die Fratze seines Stümpertums entgegenzuhalten. Der liebe Zeitgeist sieht sich aber ungern in natura gespiegelt. Er zieht die Schminke vor. Daher kommt es, daß der wahrhaftig Große so selten bei Lebzeiten verstanden wird. Um seiner Größe gewahr zu werden, muß man erst seines Normalwertes sicher sein. Und dazu braucht es Zeit ...

Einstein beginnt nun für den Betrachter an Stelle des Rekordphysikers einen solchen Re-

präsentanten des Zeitgeistes hervorzukehren. Gewiß arbeitet er aufs eifrigste mit Zahlen und Hypothesen, schrickt vor keiner mathematischen Deduktion, vor keinem noch so geringfügigen Detail zurück. Hier versuchen nun die erbittertsten Gegner vom Fache ihn zur Strecke zu bringen. Nachdem er in früheren Berechnungen von essentieller Bedeutung kleine Rechenfehler entdeckt haben will, und auf diese Abweichungen seine „allgemeine Relativitätslehre" baut, gilt es nun, die „neueste Note" mit der peinlichsten Sorgfalt jener ängstlichen Kunden, die sich nicht prellen lassen wollen, zu überprüfen. Als wenn sich Letztere oder Beweise, die auf einer neuen Grundlage fußen, überhaupt widerlegen ließen! Den zünftigen Naturwissenschaftler bezeichnet der feste Glaube an die Allmacht der Argumentation. Daß es eine unüberbrückbare Scheidewand zwischen Methode und Methode gibt, ist seinem methodischen Denken nicht offenbar. Auch nicht, daß es eine obere Grenze gibt, an der selbst die exakteste Materie anfängt, relative Umrisse zu erhalten. Mit seiner Relativitätslehre ist Einstein nicht der erste Relativist. Alle Verkünder sind es, die Widersprüche aufdecken, um auf eine neue Harmonie gewissermaßen nur im Gleichnis hinzudeuten. Christus war es ebenso wie Dante oder Kant.

Manche von Einsteins Analogien muten wie das Ei des Kolumbus an. So, wenn er als Beweis möglicher Sinnestäuschungen das Beispiel mit den beiden in entgegengesetzter Richtung fahrenden Zügen heranholt, oder wenn er sich auf den im fahrenden Schiff hochgeworfenen Ball beruft, der trotz fortschreitender Bewegung des Schiffes auf dieselbe Stelle niederfällt, auf die er in einem unbeweglichen Wohnraum fallen würde. Das will gleichsam die volkstümliche Hülle des streng methodischen Gerüstes sein. Aber hier wie dort glauben wir den unwillkürlichen Satyriker zu entdecken, der die landläufigen Begriffe mit unermüdlichem Berufseifer derart durcheinander rüttelt, daß konservativer Gelehrtenwitz nicht mehr weiß, wo ein und aus. Fehler, Differenzen, Ungenauigkeiten überall! Alles, was bisher gemessen und gewogen wurde, wird angezweifelt! Und zwar nicht so sehr durch einen überlegenen Rechner als durch einen überlegenen Denker, der gewisse aus dem Zeitstrudel hervorgeholte Denkergebnisse auf das physikalisch-mathematische Feld projiziert.

Im Praktischen ist nun weniger das zahlenmäßige Ergebnis als der psychische Effekt bemerkenswert. Nicht der Wert der alten Naturgesetze, sondern die Ueberheblichkeit der neuen auf absolute Erkenntnisse loszielenden naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung wird aufs empfindlichste getroffen.

*

Als ein Verneinender jener „absoluten Selbstverständlichkeiten", in deren Schoß sich ein selbstzufriedenes Geschlecht mit der größten Seelenruhe dem Weltkrieg entgegenschaukeln ließ, steht heute Einstein nicht allein. Ein Zeitabschnitt der Skepsis hat angesetzt. Jetzt erst, da so vieles zerstört wurde, sehen wir, was alles morsch war in der jüngsten Vergangenheit. Denn so viel Gesundes und Lebensfähiges auch im Einzelnen mit fortgeschafft werden mochte, im Reiche der Ideen und Institutionen bricht nun doch in erster Linie das Enervierte und Degenerierte zusammen.

Die Kluft zwischen der Gesinnung von gestern und heute ließe sich kurz dahin charakterisieren: wir sind vom „Evolutionsfanatismus" bei der „Untergangsphilosophie" angelangt. Dabei wird die schwerwiegende Frage, ob wir denn aufwärtssteigen oder abwärts gleiten, kein noch so tief furchender Geist entscheiden können. Aber der bigotte Fachgelehrtenglaube an einen unaufhaltsamen Fortschritt des Menschengeschlechts, der über neue Naturgesetze und ökonomische Einfälle zur „allgemeinen Aufklärung", zur „sozialen Verständigung" und zum „ewigen Frieden" führen soll, mußte zerstört werden, damit die große Glückseligkeit inmitten allerhand nützlicher Mechanismen schließlich nicht unerträglich werde. Ich entsinne mich, wie Wilhelm Ostwald, der bedeutende Chemiker und Gründer der „monistischen Zwecks- und Glaubensgenossenschaft", in einem Berliner Vortrag einige Monate vor Kriegsbeginn einen Hochgesang unserer geistigen Riesenentwicklung auf naturwissenschaftlicher Grundlage anstimmte uud „sonst so vorurteilsfreie Denker" wie Spinoza und Kant bemitleidete, weil sie noch nichts

von der Evolutionslehre wußten. Seitdem begann ich diese Evolutionslehre zu hassen!

Der große Irrtum des „Evolutionsfanatikers" bestand darin, „mechanischen" Fortschritt mit „geistigem" zu verwechseln. Wenn er die Einführung der drahtlosen Telegraphie oder die Eroberung der Luft als gewaltigen Fortschritt hinstellte, war er in gutem Recht. Der Unsinn begann, als man diese Fortschrittsgläubigkeit ins Soziale und insbesondere ins Literarische übertrug und jede erlösungsfrohe Weisheit vom Tage, jedes unsympathische Geschwätz, jede parteipolitische Gimpelfängerei, ja sogar jede neue Kunstströmung als eine besondere entwicklungsgeschichtliche Großtat anpries. Natürlich mußte zuguterletzt auch noch das Kino, mußten alle Abarten der Reformbühne bis zum „Zirkus Reinhardt" als Beleg für „geistige Evolution" angeführt werden.

Dem Evolutionsrausch hat als erster der Philosoph Bergson die gebührenden Grenzen gewiesen. Wohl aus diesem Grunde wurde er von den Männern der Detailforschung ein „Mystiker" genannt. Mit treffendem Scharfsinn umzirkelte er jene Sphäre, die durch physisch-chemische Untersuchungen nicht erschwinglich ist. Er legte plastisch jene Mechanisierungsvorgänge, jene Zersetzungsimpulse dar, die dem „Naturkundigen" bei allen stolzen Ansprüchen auf Vitalität und Aufbau immer wieder unterschlüpfen. Er zog eine scharfe Grenzlinie zwischen Naturwissenschaft und Leben oder genauer — zwischen Mechanik und Biologie, wobei er jedoch durchblicken ließ, daß wir von einer wissenschaftlichen Biologie auf vitalistischer Grundlage noch ebenso weit entfernt sind wie die primitivsten Forscher des Altertums.

Als ein ebenso natürlicher wie tragischer Abschluß der „Evolutionsepoche" stellt sich der Weltkrieg dar. Er ist nicht bloß ein Rückschlag, er ist auch eine Widerlegung. Er beweist, wie zweischneidig die Waffe des „Fortschritts" ist, wie sie nicht nur in Paläste, Fabriken und Bahnhöfe, sondern auch in Kasernen und Munitionsmagazine Einlaß begehrt. Man wurde großzügiger im Genuß und im Mord. Derselbe gelehrte Eifer schafft Rohre, die nach Sternen und solche, die nach feindlichen Divisionen gerichtet sind. Wo aber bleibt jener „Geist im Fortschritt", der den Erfinderwahn, wenn es um Schädlichkeiten geht, zu dämpfen weiß? Das große Morden und seine Folgen wirken gerade auf die überzeugtesten Fortschrittsfanatiker am meisten niederschmetternd, weil sie so etwas trotz allen Fortschritts der Kriegstechnik nicht kommen sahen. Sie bedachten nicht, daß sich jede technische Erfindung früher oder später auswirken will. Eine grenzenlose Ernüchterung meldet sich als Reaktion auf die Gestaltung der letzten Jahre. Das jähe Auftauchen von „Untergangspropheten" war die unvermittelte Antwort.

Auch Oswald Spengler ist Relativist. Auch er erteilt Antwort. Er sagt ungefähr folgendes: es widerspricht dem historischen Denken, sich aufzublähen, sein Zeitalter als das Resultat, die Summe und den Gipfel hinzustellen. Wir sind eine spezielle Daseinsform, eine besondere Kulturoffenbarung an sich, wie es vor dem schon hundert andere gegeben hat und wie es in Zukunft noch hundert weitere geben wird, sonst nichts. Der Refrain seiner Darlegungen ist eben das alte Lied: „Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergehen", und sie klingt gar nicht so besonders wehmütig, diese Dämmerungsmelodie, die mit der Umständlichkeit eines echt deutschen Professors eingeleitet wird. Eine Verstocktheit im Absoluten hat auch dieser sonderbare Heilige von „geschichtsphilophischer" Orientierung aus der naturwissenschaftlichen Halbvergangenheit geerbt. Er hat sich eine Sammlung von Etiketten angelegt, die für eine ganze Apotheke hinreichen würde. Auf der einen lesen wir die schöne Aufschrift „babylonische Kultur", die andere stellt uns die „assyrische", wieder eine andere die „ägyptische", die „griechische", die „abendländische" vor. Diese Kulturen haben mit einander gar nichts gemein. Das bißchen Flüssigkeit, das noch in den Systemen einzelner naturwissenschaftlicher Denker zwischen Glied und Glied vermittelte, erstarrt hier vollends. Und letzten Endes scheint Spengler in seinem Bestreben, den relativen Wert unserer Kultur zu verkünden, etwas vom Hang dieser Kultur zum Spezialistentum infiziert, wie sich auch Einstein in seinem innersten Drange, den absoluten Respekt vor der Zahl und dem Naturgesetz gebührend enzudäm-

men, durch eine ganz besondere Tüchtigkeit im Rechnen und Formulieren leiten ließ.

*

Einen „Fortschritt" bedeutet eben auch der Relativismus nicht. Tief sind wir in alle jene Bedingtheiten der letzten Vergangenheit verstrickt, die wir so forsch verneinen. Dasjenige, was der Relativismus durchfühlen läßt, ist das Eingekeiltsein zwischen zwei Welten, die Ohnmacht, über die Brücke hinwegzukommen. Wir sehnen uns nach einem neuen Leitmotiv und stecken bis an die Ohren in allerhand faulen Losungen. Wir suchen den neuen Geist und sehen vor jedem Haustor die Schildtafel von etlichen Spezialisten? Wir haben aus der Vergangenheit allerhand Rüstzeug und Raffelwerk herübergerettet und doch fühlen wir nur zu deutlich, daß neu angefangen werden muß. Und wiederum sind auch die Neuerer um jeden Preis, die Bolschewisten der Politik und der Kunst nicht im Recht.

Keine zweite Epoche eines ähnlichen Eklektizismus ist uns bekannt. Es gibt heute keine erdenkliche Geistesrichtung, die nicht ihre besonderen Zirkel hätte, doch trotz aller Reklame findet man so schwer den Weg zu dem Zirkel seiner Sehnsucht, infolge der vielen dazwischenliegenden Zirkel und der unzähligen Reklamen, die einander überbieten. Wir nennen uns „produktiv", weil wir einen Idealismus, der nichts einbringt, bei der ganzen Gliederung unseres Wirtschaftslebens nicht vertragen können und merken nicht, wie viele gut bezahlten Energien sich auf Nebengleisen und in unfruchtbaren Niederungen verausgaben.

Zu der allgemeinen Zerfahrenheit kommt nun noch als Kriegsfolge der mangelnde Glaube an eine Bestimmung. Der Erwerb ist zufälliger, die Zusammengehörigkeit lockerer, das Dasein zweckloser geworden. Und wie in allen Zeiträumen, in denen der alte Glaube verdunkelt ist, stellt die Menschheit aus Leistungsgründen die verzweifeltesten Anstrengungen an, um einen neuen zu stiften.

Nachdem der Naturphilosoph von der Sekte Haeckel-Ostwald hinlänglich die Absurdität und Ueberflüssigkeit jeder geoffenbarten Religion bewiesen und mit der überlegenen Gebärde des Aufklärungsphantasten ihr sicheres Dahinsiechen vorausgesagt hat, sind nun alle Schichten von dem unstillbaren Verlangen nach einer neuen Offenbarung erfaßt. Aber ach, sie will so schwer werden! Aus dem „okkultistischen" Schabernack, der ja mit seinen „Materialisations-Erscheinungen" als eine Art „naturwissenschaftliche Geisterlehre" bewertet werden muß, will der Aufstieg zu einem Reingebilde der religiösen Instinkte nicht gut gelingen. Auch hier wirkt die Sepsis von Seiten der Evolutionsdogmatiker nach. Schon werden die jungen Glaubenskeime mit allerhand „Ismen" aus der letzten Entwicklungsepoche geschwängert. Der Expressionismus hat den Heiligenkult in streng anatomischem Sinne neu erstehen lassen. Und schließlich wird aus solchen wackeren Ansätzen ein Reformglaube entsprießen, daß sich Gott erbarmen möge!

Arno Holz / Von Kurt Offenburg

Spricht man von großen Dichtern, die in der Literaturgeschichte ihres Volkes oder der Welt einen Namen haben, so flammen wie Blitzlicht ihre Werke und deren Wert in unserem Bewußtsein auf. Leider nicht so bei dem Manne, dessen grundlegendes richtungweisendes Wirken bis heute noch nicht in seiner tiefsten Bedeutung erkannt worden ist. In weiten Kreisen literarisch gebildeter Deutscher ist Arno Holz unbekannter als der durchschnittlichste Journalist; nur in spärlichen Zirkeln stiller Verehrer, die erkannt haben, was er für die deutsche Literatur bedeutet, hört man seinen Namen. Andere Männer, die uns weniger zu sagen haben, sind in aller Munde, und seit Jahrzehnten schläft in ununterbrochener Sorglosigkeit das Interesse des Publikums für diesen „größten deutschen Dichter seit Goethe", wie ihn O. E. Lessing nennt. Ich meine nicht das Publikum, das wahllos und urteilsunfähig den von

der Modelaune des Tages gefeierten Literaten auf den Thron hebt, und meine auch nicht die Masse derer, die heute Goethe und morgen Straß lesen, sondern jene Auserwählten mit wachen Sinnen und feinem Gaumen für alles Große, wahrhaft Echte und Unvergängliche in der Kunst.

„Die Lebensgeschichte eines Künstlers", sagt Arno Holz, „ist die Geschichte seiner geistigen Entwicklung". An ihrem Anfang steht bei ihm das „Buch der Zeit" (1885)*); der erste große Wurf, nachdem sein erstes Bändchen Verse „Klinginsherz" ziemlich unbeachtet blieb. Was diesem Buch auch heute noch seine Vorrangstellung verschafft unter allen Gedichtebänden der letzten 35 Jahre, ist nicht allein der Umstand, daß diese Strophen ein Dichter aus sich herausschleuderte, sprachgewaltig, formmeisternd und verschwendend im Bewußtsein seiner unerschöpflichen Fülle, sondern daß diese Verse zum erstenmale machtvoll zusammenklangen mit dem Rhythmus der Zeit! Holz war der erste Dichter, der nicht selig weiterduselte wie seine Vorfahren und ein Teil seiner Zeitgenossen, die noch immer die blaue Blume auf smaragdgrüner Wiese suchten; ihm ward Poesie in den dröhnenden Hallen der Fabriken, im Vorstadtquartier, ihn begeisterte alles das, was wir schon längst gewohnheitsgemäß und gedankenlos unter dem viel mißbrauchten Wort Großstadtlyrik verstehen. — Das rund 450 Seiten starke Buch erfuhr begeisterte Kritiken; sogar der alte Fontane, der nie verschwenderisch mit Lob war, schrieb in einer Besprechung den prophetischen Satz: „Sein Schaffen und Wirken unter uns bedeutet nicht mehr und nicht weniger als den Anhub einer literarischen Weltwende", kurzum, es regnete hymnische Erzeugnisse, und der Erfolg blieb aus!

Nach Ansicht der Literaturpäpste war Holz bis dahin ein Dichter, doch was er sich nach dem „Buch der Zeit" „leistete", zeigte nur noch den Dogmatiker und Theoretiker. Daß diese Auffassung so oberflächlich wie beschränkt ist, beweist schon allein der Umstand, daß alle die, welche glaubten den Dichter mit dieser Etikettierung erledigen zu können, nie begriffen haben, daß schon das „Buch der Zeit" ein Programm enthielt und Arno Holz auch der Mann war, dieses Programm durchzuführen! Durchzuführen trotz allem stupiden oder böswilligen Widerstand, trotz allen Leiden und Entbehrungen; Nationaltugenden, die aufzuweisen die deutsche Literaturgeschichte in keiner Epoche gerade Mangel hat. Nach der heute noch unumstößlichen Meinung aller Doktrinäre hat das „Buch der Zeit", diese „Lieder eines Modernen", „nur noch literarhistorischen Wert", ungeachtet der in ihm lodernden, unerlöschlichen Flamme, die bis zu dieser Stunde dieselbe Leuchtkraft und Wärme bewahrt hat wie in der Zeit seines Entstehens vor — 35 Jahren. Was nach Auftauchen und Vergehen so mancher literarischen Entwicklungsphase noch immer sich behaupten kann, ist wert, daß man es näher betrachtet und es nicht mit einer Handbewegung jener „Unfehlbaren" abtut, die glauben als verständnisreiche, anerkannte Literaturgeschichtsschreiber und -kapazitäten die endgültige Entscheidung über Wert oder Unwert eines Künstlers allein gepachtet zu haben. Doch die Tatsache, daß der Dichter seinem in allen Lobestönen anerkannten Werk selbst einen Fußtritt versetzte, um es so schneller ins vermeintliche Jenseits zu befördern, mag einigermaßen befremden. Was ihn jedoch dazu bewog, so zu handeln, erzählt er sehr ausführlich und, allen üblichen theoretischen Abhandlungen zuwiderlaufend, äußerst unterhaltend in seiner Schrift: „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetz". Ich lasse, zum besseren Verständnis, den Dichter selbst sprechen: „Alles in mir war in Trümmer gegangen, doch verran kaum eine Woche, in der nicht noch irgend etwas nachstürzte. Und was das Sonderbarste dabei war, das Tollste, ich empfand darüber jedesmal noch so eine Art zorniger Freude, etwas wie eine Genugtuung. Etwa jener ähnlich, die, wie ich mir denke, ein Mensch empfinden muß, der eben eine Million verloren und nun die letzten paar Pfennige, die ihm noch übrig geblieben, dem ersten besten Bettler zuwirft. Das einzige, das mir noch übrig zu bleiben drohte, war eine einzige ungeheure Skepsis. Gegen alles und in erster Linie gegen mich selbst! Ich fand mich wieder, nach einem Jahr mitten im Winter, in einem kleinen verschneiten Häuschen, das dicht an

*) Das Werk: Klinginsherz 1882; Deutsche Weisen mit Jerschke) 1884; E. Geibel, Ein Gedenkbuch, 1884; Buch der Zeit 1885; Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze 1890/92; Neue Gleise (mit Schlaf) 1891; Sozialaristokraten 1896; Zwei Hefte Phantasusged. 1899; Revolution der Lyrik 1899; Die Blechschmiede 1901; Aus Urgroßmutters Garten 1903; Dafnis 1904; Traumulus (m. J.) 1904; Frei (m. J.) 1905; Sonnenfinsternis 1908; Gaudeamus (m. J.) 1908; Bürl (m. J.) 1911;; Ignorabimus 1913; Sieben Hefte Phantasusged. 1916. Die Werke sind zum Teil bei Reißner, Insel und Bong & Co. erschienen. Als Orientierung: „Das ausgewählte Werk"; bei Bong & Co. erschienen.

der Heide lag, abseits, ganz einsam und ich der einzige Mensch in ihm, Berlin gut eine Meile weit hinten im Rücken." — Holz war mit sich ins Gericht gegangen und fand, daß „der erste, der vor Jahrhunderten auf Sonne Wonne reimte, auf Herz Schmerz und Brust Lust, war ein Genie, der tausendste, vorausgesetzt, daß ihn diese Folge nicht bereits genierte, ein Cretin. Brauche ich denselben Reim, den vor mir schon ein anderer gebraucht hat, so streife ich in neun Fällen von zehn denselben Gedanken. Oder um dies bescheidener auszudrücken, doch wenigstens einen ähnlichen. Und man soll mir die Reime nennen, die in unserer Sprache nicht schon gebraucht sind!" Doch die große Frage war nun: Was für den Reim? Es schien, als sollte der „freie Rhythmus" die ersehnte Lösung bringen. Aber dieser Ausweg wies keine neuen Bahnen, denn in freien Rhythmen dichtete schon Goethe und namentlich Heine, hielt man Holz entgegen. Jedoch der allseits hiebbereite Kämpfer leuchtete den etwas schwerhörigen Besserwissern heim: „Der geheime Leierkasten, von dem ich behaupte, daß er für feiner Hörende durch unsere ganze bisherige Lyrik klänge, klingt deutlich auch aus den sogenannten „freien Rhythmen". Sie mögen meinetwegen von allem frei sein, von dem man wünscht, daß sie sein sollen, nur nicht von jenem falschen Pathos, das die Worte um ihre ursprünglichen Werte bringt. Diese ursprünglichen Werte den Worten aber gerade zu lassen und die Worte weder aufzuputzen noch zu bronzieren oder mit Watte zu umwickeln, ist das ganze Geheimnis. Ähnlich die Strophe. Wie viele prachtvollsten Wirkungen haben nicht ungezählte Poeten Jahrhunderte lang mit ihr erzielt. Aber ebensowenig wie die Bedingungen stets dieselben bleiben, unter denen Kunstwerke geschaffen werden, genau so ändern sich auch fortwährend die Bedingungen, unter denen Kunstwerke genossen werden. Unser Ohr hört heute feiner. Durch jede Strophe, auch durch die schönste, klingt, sobald sie wiederholt wird, ein geheimer Leierkasten. Und gerade dieser Leierkasten ist es, der endlich raus muß aus unserer Lyrik. Was im Anfang Hohes Lied war, ist dadurch, daß es immer wiederholt wurde, heute Bänkelsängerei geworden!" Damit verlangte Holz nur, daß jedes falsche Pathos, jede gewaltsame Wortverrenkung fortfalle und dafür die tiefsten Werte der Sprache in ihrer vollsten Auswirkung zur Geltung kommen; statt bisheriger Rhetorik, naturgegebener, notwendiger Rhythmus: oder eine Lyrik, „die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet, und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt". Eine derartige Lyrik, die auf jedes althergebrachte Kunstmittel verzichtet, nicht deshalb, weil es eben althergebracht ist, sondern „weil sämtliche Werte dieser Gruppe längst aufgehört haben, Entwicklungswerte zu sein", gab Holz in seinem ersten Phantasusheftchen. Alle die, welche der Ansicht beipflichteten, daß die Holzsche Revolutionierung der Lyrik eine längst überwundene Sache sei — die sich von selbst allein schon dadurch erledigte, daß kein Mensch in Holzscher „Manier" dichtet —, haben nie begriffen, daß es ihrem Urheber überhaupt nie darauf ankam, schematische Vorbilder oder Zwangsjackengesetze zu schaffen, sondern, daß seine Dichtungen sowie seine gelarnischten theoretischen Ausführungen, die er ihnen als „Rechtfertigung" beigab, nur den potenzierten Ausdruck seiner künstlerischen Initution darstellen sollten. Daß es dem Dichter gelungen ist, mit seinem „Telegrammstil", d. h. mit so geringen technischen Mitteln wie nur möglich, die größten seelischen Wirkungen zu erzielen, wird folgendes Gedicht, das ich willkürlich herausgreife, beweisen:

So süß wob die Nacht!
Unter den dunklen Kastanien, gegen die mondhelle Wand,
lehntest du mit geschlossenen Augen im Schatten.
Wir küßten uns nicht.
Unser Schweigen
sagte uns alles!

Mit jedem neu erschienenen Phantasusheft entfaltete sich Form und Inhalt der Gedichte mehr, die in ihrer Gesamtheit die monumentalste Dichtung darstellen, die wir Deutsche seit den Tagen Walters von der Vogelweide aufweisen können. Wenn längst kein Mensch mehr der wortverkrampften Verse unserer Tage gedenkt, werden Arno Holz' Lieder, wie z. B. „Über die Welt hin ziehen die Wolken . .", so lebendig im Volke sein wie Goethes „Röslein, Röslein rot", Heines „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" oder Dehmels proletarische Lieder. — Es sei an dieser Stelle nicht vergessen, zu erwähnen, daß dem Insel-Verlag das große Verdienst zu-

kommt, in einem Bande alle sieben Phantasushefte dem Publikum zugänglich gemacht zu haben.

Was war selbstverständlicher, als daß die ganze literarische Welt kopfstand über diese Revolutionierung der Lyrik? Holz jedoch begnügte sich nicht allein damit, sondern dehnte seine Gesetze auch auf das Drama aus. Die ersten Resultate wurden in dem Buche „Neue Gleise" niedergelegt, an dessen Autorschaft Johannes Schlaf mitbeteiligt war. „Neue Gleise" enthält Erzählungen und das Drama „Die Familie Selicke". Was den Leser im ersten Augenblick an diesen Erzählungen stutzig macht, ist ein Ungewohntes, Fremdes, wie er es bei der Lektüre der besten Schilderungen noch nicht empfunden. Es wird hier zum erstenmale eine vollkommene Echtheit der Sprechweise, in Dialekt, Schnelligkeit und Rhythmus erreicht, die bei jeder einzelnen Gestalt auf das sorgfältigste abgestuft ist gegen die Sprachgewohnheiten der anderen. Nicht um eine Mode einzuläuten und das Publikum zu blüffen, kam diese Technik zur Anwendung, sondern sie wuchs aus der Notwendigkeit, eine scharfumrissene Charakterisierung der dargestellten Menschen zu ermöglichen. Durch die ungeheure Kleinarbeit, mit der Strich neben Strich gesetzt ist, wird ein Fluidum erzeugt, das um jede einzelne dieser kleinen Erzählungen weht, das den Leser so gefangen nimmt, daß er das Vibrieren der Nerven, Pulsschlag und Atem der agierenden Personen spürt. Der Dichter, der zwischen Objekt und Leser vermittelt, tritt völlig zurück, und somit haben wir den großen Künstler. Wie gering und armselig sind, im Vergleich zu der meisterhaften Darstellung, in diesen Erzählungen die Stoffe und Handlungen; kleinster Alltag im Bannkreis von vier engen Wänden, doch Holz-Schlaf gestaltete mit unglaublicher Sicherheit und hob das Nichts in Stoff und Handlung zu einer Höhe, die weder vor ihm noch nach ihm jemals erreicht wurde, selbst nicht im „Bahnwärter Thiel" Gerhart Hauptmanns. Diese neue, ungewohnte Technik, auf das Drama übertragen, mußte auf Widerstand stoßen, und „Die Familie Selicke", die 1890 bei Otto Brahm auf der „Freien Bühne" aufgeführt wurde, fand eine verblüffte, zum Teil gehässige Kritik. Auch wieder war es Fontane, der in einer Besprechung in der „Vossischen" sagte, daß das Drama in restlosem Gegensatz zu allen bisher aufgeführten Stücken stehe. Ja, sogar in Gegensatz zu Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" und Tolstois „Macht der Finsternis". Diese gaben, auf ihre Richtung und Technik angesehen, kein Neues, sondern ihre Autoren hatten lediglich den Mut, mit althergebrachten Formeln zu brechen, hatten die traditionell heilig gewordene Linie überschritten, doch hatten sie auf dem Gebiete der Kunst nicht reformiert. In der „Familie Selicke" war zum erstenmale „Neuland" und wurde zum erstenmale versucht, mit der bisherigen dramatischen Technik zu brechen! Der Erfolg des Stückes blieb trotzalledem ein geringer. Was die hintendreinhinkende Kritik an diesem Drama in sprachtechnischer Beziehung als „Tierlautkomödie" bezeichnete, war nichts anderes als der erste Versuch, die gespreizte, aufgeblähte, unnatürliche Theatersprache verschwinden zu lassen und an die Stelle der bisher generationenlang gehüteten Bühnenrhetorik die natürliche Umgangssprache zu setzen, eine Sprache, wie sie auf der Straße, im Wirtshaus oder im Salon gesprochen wird, die zugleich ein Charakteristikum jedes Individuums darstellt. — Um dieselbe Zeit herum, als „Die Familie Selicke" zur Aufführung gelangte und eine einseitige, kurzsichtige Beurteilung erfuhr, erlebte Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" seine Triumphe. Es würde zu weit führen, zu erörtern, ob die Handlungsarmut der „Familie Selicke" oder ihre restlos durchgeführte Technik an dem mangelnden äußeren Erfolg des Stückes schuld war. Keinesfalls sei jedoch vergessen, daß Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" die Widmung trägt: „an den konsequenten Realisten, Verfasser von „Papa Hamlet" in freudiger Anerkennung der durch ihn empfangenen, entscheidenden Anregung". Hauptmanns Technik war ganz durch Holz beeinflußt, jedoch scheute der Schüler, trotzdem er seinem Meister die Stärken des Werkes verdankte, vor der kompromißlosen Anwendung der von Holz geschaffenen Technik, vor der äußersten Konsequenz dieses anerkannten Prinzips. — Die „Familie Selicke" war die letzte gemeinsame Arbeit von Holz und Schlaf.

Während das deutsche Drama einen Aufschwung erlebte, war Arno Holz, sein eifrigster Pionier, der ihm in unermüdlicher Arbeit neue Grundlagen gegeben hatte, der in erster Linie an seiner Neugeburt beteiligt war, ziemlich in Vergessenheit. Da seines Schülers beifallsumlärmter Ruhm von Jahr zu Jahr wuchs, kämpfte der Meister in bitterster Not

um die notwendigsten Bedürfnisse sein nacktes Leben fristen zu können. Es sei nicht näher auf dieses schmachvollste Kapitel zeitgenössischer Indolenz eingegangen, unsere Nachfahren werden die deutsche Kulturhöhe mit einem anderen Ellenstabe messen als die sanktionierten Zivilisationsapostel auf Kathedern und Kanzeln! Nach einer Knechtsarbeit von fünf Jahren, in denen sich der um die deutsche Dichtung verdienstvollste Künstler mit der Fabrikation von Kinderspielzeug abquälte, gelang es Maximilan Harden, durch eine Sammlung Holzens Weiterschaffen zu bewerkstelligen. Erst im Herbst 1896 erschien ein weiteres Werk, die Komödie „Sozialaristokraten", die als erstes Stück einer Reihe gedacht war: „Berlin. Das Ende einer Zeit in Dramen"; dem später, viel später „Sonnenfinsternis" und „Ignorabimus" folgten.

Leider verbietet der enge Raum einer Zeitschrift die Dramen ihrem Inhalte nach zu skizzieren, doch selbst die sorgfältigste Anschaulichmachung der Personen, ihrer Charaktere, ihrer Handlungen würde nur eine verkrüppelte Vorstellung von dem geben, was der Dichter in seiner Meisterschaft der Sprache und Beobachtung vor uns hingestellt hat! Mag man den „Sozialaristokraten" auch den Vorwurf machen, daß es ihnen an dramatischer Spannung fehle, daß die Menschen des Stückes nur zufällig beisammen seien, daß Antrieb und Fortbewegung der Handlung sich leicht ohne den einen oder den anderen Teilnehmer denken ließe; so halten uns doch alle diese Menschen in ihrem Bann, weil wir sie vor uns sehen, wie wir selbst sind, in Sprache und Gebärde. Ja — wir sehen vielleicht zum erstenmale Menschen ohne jede Pose auf den Brettern. Die „Sozialaristokraten", die in ihrer Technik an die „Familie Selicke" anknüpften, führten das dort begonnene Werk, aus dem Theater allmählich das „Theater" zu verdrängen, mit unterdessen noch vollendeteren Mitteln durch. Aber trotz allen Vorzügen ist diese Komödie (ein grotesk-problematisches Resumé von Beobachtungen und Erfahrungen in intellektuellen Kreisen Mitte der achtziger Jahre in Berlin) nur Buch geblieben, denn zu seinem Verständnis und seiner Würdigung gehört ein „ästhetischer Feingeschmack, den das Publikum nicht besaß". Es klingt wie Ironie des Schicksals, wenn man daran erinnert, daß in diese Zeit die Triumphe der Pseudomodernen wie Otto Ernst, Sudermann usw. fallen, deren „verdichtete" Gestalten Leitartikel und die unmöglichsten Dialoge ins kunstbegeisterte, gunstspendende Parterre sprechen.

Abermals, wie 1895, sah sich der Dichter äußerster Not gegenüber. Wohl fiel in die Zwischenzeit die Entstehung von zwei Heften „Phantasusgedichte", die „Revolution der Lyrik", die unsterbliche Literatursatire „Die Blechschmiede" und „Des berühmbten Schäffers Dafnis sälbst verfärtigte, sämbtliche Freß-, Sauf- und Venus-Lieder". Aber da hochwertiges künstlerisches Schaffen bekanntlich in den seltensten Fällen seinen Mann zu ernähren vermag, mußte Holz wieder Fabrikarbeit leisten. Wenn er auch diesmal kein Kleinkinderspielzeug herstellte, so doch Spielzeug für große Kinder: Theaterstücke, die nach dem Geschmack des Publikums zugeschnitten waren. Auf irgendeine Art mußte sich der Mensch Arno Holz und seine Familie ernähren, da der Dichter mit seinen Werken nicht einmal soviel klingenden Erfolg hatte, daß er und die Seinen nicht verhungerten. Wenn der Dichter notgezwungen nach den Gaumengelüsten der Theaterbesucher schrieb, so sollte deshalb das Publikum noch lange nicht mit Schundwaren abgefüttert werden, „sondern durch zwar leichte, aber im Verhältnis zu den Dutzendstücken der Blumenthal immer noch literarisch anständige Kost befriedigt werden". Schiller fand es auch nicht unter seiner Würde, sich mit solchen Plänen zu beschäftigen; man lese unter dem 3 Januar 1798, was er an Goethe darüber schrieb. Aus solchen Erwägungen entstand der „Traumulus", den Holz mit seinem Jugendfreund Oskar Jerschke schrieb. Als Kassenstück war „Traumulus" gedacht, ragt jedoch weit über die gewohnten seichten Repertoireschlager üblicher Unterhaltungsstücke hinaus. Kadelburg und Genossen würden ihr Bestes gegeben haben, hätten sie diese tragische Komödie geschrieben. Obgleich sie nicht als Dichtung gelten wollte, verschwendete sie mehr Poesie, Schärfe des Intellekts, Güte des Herzens und hat größere künstlerische Bedeutung als jedes Stück der obengenannten „Dichter".

Der Traumulus ist, ebenso wie die Männerkomödie „Frei!" (ein Theaterstück ohne eine einzige Vertreterin des schönen Geschlechts!), das Studentenstück „Gaudeamus" (das Lindau mit „bestem und verbindlichstem Dank" zurückstellte, da er um Pferdelänge zuvor ein „anderes Studentenstück, einen liebenswürdigen Schmarren" an-

genommen hatte; betitelt „Alt-Heidelberg", das seinem Autor Meyer-Förster Millionen einbrachte) und die Kriminalkomödie „Bürl" — im Schaffen von Arno Holz nur als Zwischenstück zu betrachten. In den drei Jahren, die auf den „Traumulus" folgten, in denen Holz nicht mit materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, entstand die Tragödie „Sonnenfinsternis". Die Kritik schwieg sie damals tot. Vor ungefähr einem Jahr erlebte sie in Berlin wieder eine Aufführung. Es hat den Anschein, als wollte man dem Dichter doch etwas gerecht werden; von einigen Kritiken, die, genau wie früher, nur Verständnislosigkeit aufwiesen und deshalb Stumpfsinn mit banalem, seichtem Geschwätz umkränzten, ist nicht zu reden, denn in den Jugendwohnungen jener Herren werden wohl niemals die Scheiben hell und feurig von dem Licht einer Kunst geglänzt haben, das in ihre Tage fiel. Sollte es dennoch so gewesen sein, so ist es für die Mentalität dieser Dichtungsgendarmen ein bedauerliches Zeichen, daß sie sich so wenig in ihre spätere Zeit herübergerettet haben. Aber trotz alledem wird „Sonnenfinsternis" die „Tragödie in der Potenz" bleiben, der kaum ein anderer Dichter eine gleich tiefe, die Tragik des Schicksals und Menschenseins mehr aufwühlende an die Seite stellen kann.

Gelang es Arno Holz schon in der „Sonnenfinsternis", die Tragödie des um seine Kunst qualvoll ringenden Künstlers schlechthin zu geben, so schuf er in seinem letzten Werk „Ignorabimus" auf eine durch nichts mehr zu überbietende Art die Tragödie der Wissenschaft. Das Problem — Materialismus contra Spiritualismus — greift an die fernsten Horizonte menschlichen Wissens und Erkennens, und überrennt mit einer Stoßkraft sondergleichen die liliputanerhaft anmutenden psychologischen Experimente, die in Ibsens „Gespenster" oder Dostojewskis „Raskolnikow" vorgeführt werden. Den Inhalt dieser Riesentragödie hier zu explizieren, hieße nur der landläufigen Unsitte folgen, die glaubt eines Künstlers jahrelange Arbeit durch stümperhafte Reproduktion zu würdigen. Daß „Ignorabimus", das erschütternd wuchtigste Werk der Weltliteratur, noch weniger zur Aufführung gelangen kann als „Sonnenfinsternis", mag in zwei Faktoren seine Ursachen haben: das eine Mal, daß diese Tragödie eine Spieldauer von acht Stunden (!) erfordert (auf Leistung und Können der Schauspieler sowie Aufnahmefähigkeit der Zuhörer braucht wohl kaum hingewiesen zu werden), das andere Mal, daß sich in unserer Zeit nur in vereinzelten Fällen ein Publikum zusammenfindet das die nötige Schulung und Konzentrierungsfähigkeit besitzt die Gigantenarbeit des Dichters in sich aufzunehmen. Allen Einwendungen, die von Textkürzungen sprechen, ist zu erwidern, daß trotz der scheinbar überfließenden Fülle die größte Knappheit an Worten bereits vorhanden ist. So wenig sich an einer Beethovenschen Symphonie ein Satz wegstreichen läßt, ohne daß das ganze Werk in seinem organischen Wachstum verschandelt würde, genau so unmöglich ist es in diesem, sorgfältigst bis auf die feinsten Töne abgestuften Orchester einzelne Teile herauszureißen. Treu vereint schwieg die gesamte Kritik dieses Werk tot.

Unerreicht und einsam steht in steiler Höhe das Lebenswerk eines Mannes vor uns, der nicht nur der größte Künstler, sondern auch der unbeugsamste Mensch, der trotz Not und Schmähungen um keines Haares Breite von seinem Weg abgewichen und sich selbst treu geblieben ist. Vielleicht besinnt sich das deutsche Volk, daß es einmal duldete, daß ein Lessing verhungerte, ein Kleist sich erschoß. Vielleicht erinnert sich unser Volk, das Volk Luthers und Goethes an Arno Holz, „an dessen Wirken es bis heute vorbeilebt, als wäre die Summe seiner geistigen Arbeitsleistung gleich Null, als hätte er kaum erst begonnen, als existierte er überhaupt noch gar nicht"! Will man auch warten, bis er jubiläumsreif ist? Muß es weiterhin deutsches Reservatrecht bleiben, daß ein Künstler, der, nur weil er einmal nicht in die Schablone paßt, abseits vom Leben gedrängt wird, und somit zum Teil von seiner eigentlichen Arbeit? Hier hätte ein demokratisch regierter Staat Abhilfe zu schaffen, doch scheinen „die geistigen Grundrechte des deutschen Volkes", die im ersten Halbjahr der Revolution hin und wieder erörtert wurden, längst in Vergessenheit geraten zu sein.

Tolstojs Weg zur Wahrheit / Von Iwan Faludi

I.

Es ist sonderbar, zu denken, daß Lew Nikolajewitsch Tolstoj, ein Dichter, zugleich in ganz Europa anerkannter „Modeschriftsteller", erst in der zweiten Hälfte seines Lebens dort anlangte, wo jede russische Bewegung ihren Ausgang zu nehmen pflegt: bei der „Prawda", der Suche nach Wahrheit.

Gontscharow war nie ein Modedichter; Dostojewski wird immer nur von den Auserwählten verstanden werden, obwohl diese Russen von der heidnischen Ebene des Wolgaufers aus, aus der Atmosphäre des Goldenen Kreml; ihren Weg antraten. Tolstoj, ein Abkömmling deutscher Kaufleute und russischer Aristokraten, wird jedem Leserkreis, gleich welcher Richtung, stets etwas bedeuten. Alenjin in den „Kosaken" erreicht nach einem Leben voll oblomowischer Nichtstuerei, mit dem festen Entschluß eines Raskolnjikow, den Kaukasus, und legt dabei sein altes, krankhaft-romantisches Ich ab. Das Urbild des Alenjin Tolstoj erscheint vor dem westeuropäischen Leser, und sofort merkt man, daß hier ein Dichter sein romantisches Ich zum erstenmal offenbarte. Alenjin hofft, ein neues Leben, fern von den Menschen, in der Natur aufzufinden, während Tolstoj in seinem Stil dem romantischen Geschmack des Publikums entgegenkommt. (So, daß die „Kosaken" von jedem gern gelesen werden, den ein Walter Scott ergötzen kann!)

Fürst Andrej im „Krieg und Frieden" kommt auch dem denkenden Menschen etwas näher: er beobachtet den Muschik, erkannte die Ungerechtigkeiten der Gesellschaft und des Krieges. Aber schließlich sind die seelischen Hemmungen des Aristokraten in ihm viel stärker als der Wille zum neuen Menschen; der Fürst muß erleben, daß die Zwiebackkrümchen, die sein Zar vom hohen Erker fallen läßt, von Tausenden als himmlisches Manna begrüßt werden. Der unsicher herumtastende Fürst muß sterben .... aber der „Krieg und Frieden" wird überall begeistert aufgenommen, wo Naturalismus und historische Romane Anhänger haben.

Doch Tolstoj verläßt bald seinen toten Fürsten und verkündet die „Auferstehung", sein ernstestes Glaubensbekenntnis in der Form eines Romans, dessen Probleme bereits seit 20 Jahren im Pantheisten von Jasnaja-Poljana gärten und kochten ...

II.

Pantheismus — das wäre die richtige Bezeichnung für die ethisch-religiöse Auffassung, die Tolstoj bei sich als Nihilismus betrachtet. Dieser Nihilismus Tolstojs ist nicht der Kult des alles verneinenden, bombenwerfenden Anarchisten. Der Bauer-Aristokrat der 70er Jahre hätte den edelsten Willen zur theoretischen Wahrheit keineswegs mit dem Begriff „nihil" bezeichnen sollen. Tolstoj will die Befreiung von den Parteien, von evolutionswidrigen Sekten durch die Urkraft jenes russischen Bodens, der später die Heimstätte der selbstlosen Verneinung wurde. Dieser Boden hieß Jasnaja-Poljana. Eine Insel in der schmutzigen Flut des zaristischen Rußlands, eine stille Insel zwischen dem Petersburg der Streber und dem Kreml der Konservativen. Ein Meilenstein in der Geschichte des denkenden Menschengeschlechts.

(Jasnaja-Poljana blieb später von der bolschewistischen Gesetzgebung unberührt. Die besitzlosen roten Bauern pilgern heute noch zum Grabmal des Grafen Tolstoj. Tolstojs Werke werden mit den Propagandaschriften der Sowjets gedruckt und verbreitet.)

Er wäre heute kein Kommunist, denn nie vermochte er Parteien und Klassen in ihrer Gesamtheit zu rechtfertigen. Oft schildert er den Bauern mit einem voreingenommenen Optimismus; doch ließ er seine Habgier nie außer acht. Er zeichnet Porträts von Kindern, die größtenteils frühreife Idealisten sind; aber lächelt mit der Überlegenheit der Erwachsenen über die kleinen Petjas und Gruschas. Er schrieb einen Roman, in dem er die feudale russische Aristokratie in verhältnismäßig vorteilhaftem Lichte erscheinen ließ — dies ist der Roman „Anna Karenina". Auch ein Drama verfaßte er, in dem die extreme soziale Revolution verherrlicht wurde. („Und das Licht leuchtet in der Finsternis".)

Aber — (seine ganze publizistische und schriftstellerische Laufbahn birgt solche „Aber" und „Doch")

aber Tolstoj glaubte an das, was er schrieb, er glaubte an die augenblicklich empfundenen Wahrheiten auf dem Wege der Entwicklung, und nie wollte er in seinen Schmerzen durch ein „Mea culpa" die Vergangenheit mit der Gegenwart ausgleichen. Die Kosakenromantik des Alenjin, die Realität des Liebeslebens der Natascha Rostow und die beichtenden Helden der Auferstehung vertragen sich ganz gut im Gedächtnis des Dichters wie in der Phantasie des Lesers.

III.

Natascha Rostow ist die Verkörperung des Tolstojschen Realitätssinnes. Ein Typus, der liebt und betrügt, wie er lebt und ewig leben wird. Aber Tolstoi folgt nicht den Instinkten des schablonenhaften Sammlers; er nimmt einen Schatz, den er findet, nur einmal in die Hand. Dann verläßt er Natascha, und begibt sich wieder auf den unsicheren Pfad des Suchens, um der ewig unerreichbaren Wahrheit zuzustreben. Und hierin begegnen sich der ungeduldige Tolstoj und der ruhige Geist Dostojewskis.

Jedem, der über diese beiden Schriftsteller schreibt, drängen sich beim unwillkürlichen Vergleichen gewisse Gegensätze auf. Manche von diesen sind auch nach unserm heutigen Augenmaß unüberbrückbar. Was in ihren Bestrebungen gleichmäßig zutage tritt, das Suchen nach dem Menschen, dem gerechten Menschen, dazu kommt Tolstoj erst zu Ende seines Lebens, in der „Auferstehung". Dostojewski, der ewige Russe des Auslandes, hatte mit den Eindrücken des Elends den sichern Blick für die Unglücklichen im Moskauer Krankenhause erworben. Tolstoj kommt erst ist seiner „Auferstehung" zu diesem Blick fürs Düstere. Deshalb sind die Temperamentsunterschiede zwischen diesen beiden Männern während ihrer ganzen dichterischen Laufbahn so erheblich gewesen.

IV.

Tolstoj ist kälter. Er kann uns nur selten erregen. Er will uns selten erregen. In seiner Straßenhure gibt er uns in fast sachlicher Weise ein erzieherisches Beispiel, als sehender Mensch. Die Sonja des Dostojewski ist dagegen für jeden fühlenden Menschen ein nervenpeitschendes Erlebnis. Oder man braucht nur die Tragödie der Karenina zu beobachten. Wie rührend, wie trostlos traurig ist das Schicksal der armen Anna, als das sichtbare Fatum sie den Rädern des zermalmenden Zuges immer näher treibt . . . Man sieht schon die Lokomotive, ihre roten Augen leuchten grausam durch die Finsternis, die Sterbende ahnt hinter dieser Finsternis noch tausend wunderbare Farben — doch da kommt der Zug des Todes. Ein schriller Pfiff, ein blitzartiger Gedanke — und Anna geht aus dem Leben der Sinne in die übersinnliche Stille. Wir leiden mit der verlassenen, schönen Anna, aber — schon zwei Seiten weiter treffen wir die lebensgierige Glückseligkeit der Lewins, ein Kind, das stati Anna eine andere zur Welt brachte, den Mann, der statt Anna eine andere Frau mit demütiger Zärtlichkeit zur Mutter küßt; und die beiden Dissonanzen werden zu einer reinen Harmonie verschmolzen . . . Und jetzt . . . lesen wir von den Sterbenden Dostojewskis, von dem ewig betonten, wiederholten gleichen Unglück in den Karamasow: Der kleine Iljuscha in seiner Krankheit und das verstorbene Brüderchen des Starez Sossima sind ja beinahe Zwillinge. Die trostlose Düsterkeit des Todes, die schmerzlichen Nirvanagefühle der Kinder ergreifen den Nervenmenschen unserer Zeit. „Laufe in den Garten, spiele für mich!" — Das ist das traurige Motto der abschiednehmenden Kinder Dostojewskis. So ist das Suchen Dostojewskis nach dem Menschen . . .

Tolstoj hätte nach dem Tode des kleinen Iljuscha fast vergessen, mit welcher traurigen Miene er über ihn geschrieben hat. So wie wir die letzten Fieberphantasien unserer Sterbenden über das Jenseits wohl vergessen können.

V.

Tolstoj will keine Gefühlsduselei. Die Mörder des „Falschen Coupons" töten kaltblütig ihre Mitmenschen; die Schwierigkeit liegt immer nur in dem Ausspähen des Terrains und in der Organisation der Helfershelfer. Diese Romangestalten sprechen mit selbstbewußter Kühle über Mord, mit der Kühle, die dem Kind Tolstoj eigen war.

„Erinnere ich mich des Seelenzustandes meiner Kindheit, so kann ich sogar die größten Schandtaten verstehen, auch die, welche ein Mensch ohne Ziel und ohne irgendwelchen Anlaß vollbringt, nur aus

dem Instinkt des Augenblicks heraus ... Unter der Wirkung der augenblicklichen Finsternis der Gedanken sieht ein 17jähriger Bauernbursche ein unlängst geschliffenes Beil unter dem Tisch. Plötzlich schwingt er es über dem Kopf seines Vaters und sieht dann zu, wie das Blut aus dem Kopf des Alten rinnt. (Kindheit, Jugend.)"

Nach diesem Selbstbekenntnis kann man sich leicht denken, wie ein Held des „Falschen Coupons" seine Opfer unbedenklich hinschlachtet, denn der Vorgang der oben beschriebenen Mordtat wiederholt sich fast buchstäblich, als Stjepan an sein blutiges Werk geht.

„Der Kutscher war nicht zu Hause. Stjepan erklärte, daß er auf ihn warten wolle. Er ließ sich mit der Frau in ein Gespräch ein. Dann, als sich die Frau dem Herd näherte, ist ihm eingefallen, wie gut es wäre, diese Frau zu töten. Der Gedanke kam ihm etwas sonderbar vor, er schüttelte den Kopf; aber schließlich zog er doch das Messer aus dem Stiefel heraus, packte die Frau und schnitt ihr die Kehle durch. Die Kinder fingen an zu schreien; auch mit ihnen wurde er dann bald fertig ... Er verließ die Stadt, ging im nächsten Dorf in eine Kneipe und schlief sich gut aus."

Dieser leichtsinnige Gebrauch des Messers widerstrebt der russischen Natur. Auch sonst scheinen die Menschen in diesem Roman in einer Welt voll energischer Handlungen zu leben. Eine ewige Bewegung (die Bewegung von Marionetten, die an dem Faden des Schicksals gezogen werden) — so ist dieser kleine Roman: ein würdiger Zeitgenosse der literarischen Greuel in Andrejews Schriften. Eine kinoartige Schnelligkeit, ohne Ruhepunkt, ohne Atempausen. Ein Versuch, etwas „Bewegliches" zu schreiben.

Ein Gegenstück: das Werk „Die frühreifen Kinder", diese politisch-soziologischen Skizzen von den kleinen Menschen, die über das Leben keine Illusionen haben (es gibt ja welche, die das Leben bereits kennen!) Tolstoj dachte dabei an die selbstbewußte Philosophie seiner Kinderjahre, und von dieser Erkenntnis aus fragt er den kleinen Knaben über den Krieg, das kleine Mädchen über die Mutterschaft. Es sind keine Kinder diese frühreifen Jungen, doch hat jeder einen zarten Zug des Knaben Tolstoj an sich. Diesen jugendlichen Zug verliert auch der „Erwachsene" Tolstoj nicht; man findet ihn um den Mundwinkel des „Lebenden Leichnams", des leichtsinnigen Fedja, wie dieser dem schönen Zigeunermädchen in die Ohren raunt: „Wie schön das ist ... wie gut das ist ... wenn man nur so sterben könnte!" Als ob man dieselben Worte aus dem Mund des Helden der Auferstehung mit anderer Betonung vernehmen würde: Wie schön, wie gut wird das sein!

Tolstoj glaubt noch an die Entwicklung des Russen und überhaupt des Menschen. Vielleicht ist seine Dichterlaufbahn nicht so paradox, wie sie Mereschkowskij so gerne sieht; vielleicht hatte nur seine menschliche Evolution die verschiedensten Gefühlsausdrücke nötig. Das Kind sieht, der Jüngling entsagt, der Mann kämpft und der Greis glaubt an die Zukunft.

Um dieses Glaubens willen blieb Jasnaja-Poljana von den besitzlosen Bauern verschont, wegen dieses Glaubens wird der europäische Missionär Tolstoj der stets gelesene Dichter aller Russen sein.

Rheinisch-westfälische Dichter / Von Dr. Hans Benzmann

Unter den Titeln „Flugblätter rheinischer Dichtung" und „Die westfälische Dichtung in Flugblättern" führt der Salm-Verlag zu Köln eine Reihe jüngerer Dichter ein. Einen bedeutenden Eindruck hinterläßt diese Schar sangesfroher Poeten zunächst nicht. Die Verehrer des Kriegs- und Arbeiterdichters Heinrich Lerch werden natürlich auch dessen soziale Gedichte interessieren, die in dem Flugblatt „Vergiß du deines Bruders Not" gesammelt sind. Die Gedichte, die aus einer früheren Zeit herzurühren scheinen, muten im allgemeinen recht nüchtern an. Nur in einzelnen, wie in dem Gedichte „An die Arbeiter" („Was schafft dir deinen Schmerz, Prolet"), in dem wuchtig-plastischen „Erlebnis", auch etwa in „Der Tag verbraust" und in „Der Dichter" erhebt sich Form und Sinn zu

kühnerem Ausdruck und zu herzbewegendem Ergriffensein. Überrascht hat mich das dem ebenfalls bekannten Lyriker Leo Sternberg gewidmete Flugblatt „Ins Auge der Ewigkeit", das eine fein ausgewählte Sammlung wirkungsvoller sozialer („Im Menschenstrom", „Natur") und seelisch wie künstlerisch rein und tief gestimmter Gedichte bietet, die den Verfasser in diesem Streben nach einfacher Gestaltung bedeutsamer innerer Erlebnisse höchst sympathisch erscheinen lassen. Gedichte wie „Blut", „Nach dem Tod", „Der Blütenbaum" und „Ins Auge der Ewigkeit" wirken in ihrer zarten warmherzigen Empfindung und fast volksliedartigen Einfachheit sehr erfreulich in einer Zeit, die den Subjektivismus in der Kunst fast bis zum Nihilismus hintreiben sieht. Von Heinrich Zerkaulen, dem Sänger frischer und flotter Lieder, habe ich bessere, voller und gemütsinniger klingende Gedichte gelesen als die des Flugblatts „Liebe schöne Laute!" Ich hebe aber die schönen Gedichte „Stille Stunde" und „Heißer Sommer" hervor. Es fehlt uns an solchen Dichtern, die die Verbindung zwischen Volksseele und modernem künstlerischen Empfinden aufrecht erhalten; gerade ihnen aber wäre eine Vertiefung der ihnen sich mühelos bietenden Vorstellungen und Eindrücke zu empfehlen. Joseph F. Pontzen wirft in seinen persönlich gefärbten Gedichten „Die gekreuzigte Seele" noch wahllos und zumeist wirkungslos mit Bildern und blendenden Stimmungseffekten umher. Man weiß noch nicht, ob diese Niederschläge einer lebhaften Phantasie, einem wirklich eigenen Gestaltungsvermögen oder nur einem anempfundenen Aufbegehren entsprechen. Saubere, oft tiefer gestimmte Verse dichtet Karl Brand („Klänge vom Niederrhein"). Über so persönlich unbedeutende Erscheinungen aber wie Heinz Raymann („Der hohe Glanz") und Elisabeth Drügg („Der heimliche Garten") sind wir längst hinaus. — Leider läßt sich über die Gruppe westfälischer Dichter, Adolf Potthoff, Willi Lindner, Th. A. W. Schröder, Friedrich Gastelle nur wenig Rühmliches sagen. Keiner von ihnen hat eine eigene Note aufzuweisen. Es ist alles hübsch und gefällig geformte Durchschnittsware, wie wir sie von den vielen tausend Gedichtbüchern her kennen. Eine Zukunft versprechen alle diese wohl noch recht jugendlichen Dichter kaum. Dasselbe läßt sich auch von zwei weiteren Flugblättern „Goldene Stunde" von Irma Hartje-Leudersdorff und „Westfalen" von Johanna Baltz sagen. Es ist überflüssiger lyrischer Ballast. Das gilt ganz besonders auch von den balladenartigen Gedichten der zuletzt genannten Dichterin. Ebenso kann ich der inhaltlich recht dürftigen und dichterisch reizlosen lyrischen Novelle „Der Fliegerleutnant" von Carl Salm keinen Geschmack abgewinnen. Dagegen muß desselben Dichters lyrische Sammlung „Fülle des Lebens" ernst genommen werden. Salm ist unzweifelhaft ein begabter, nach feineren künstlerischen Wirkungen strebender Dichter. Auffallend ist die lichtvolle Durcharbeitung der Form, die im guten Sinne flüssig erscheint. Auch die geschmackvolle Behandlung des Bildlichen und Symbolischen wie die Geschlossenheit jeden Gedichts zeugt von künstlerischem Feingefühl und hebt diesen Dichter doch über den Durchschnitt. Ein lyrisches Schwingen hier, ein persönlicher Ton dort, eine tiefere Auffassung des seelischen Erlebens lassen aufhorchen (vgl. „Wir aber sehn zu spät erst . . ." und „Mühle am Abend"). Doch auch noch viel Angelesenes und Anempfundenes, Unausgeglichenes und Triviales steckt in den Gedichten. — Die bedeutendste Erscheinung in diesem Kreise ist allerdings Ernst Bowinckel („Seele und Zeit", Salm-Verlag). Neben lyrischer Empfindung ist auch ein entschieden eigener Ton vorhanden, und das Erfreulichste ist, daß sich hier, wenn auch nicht Kraft, so doch immerhin individuelle Eigenart in ganzer Unmittelbarkeit, in aller Einfachheit gibt, Bedeutsames in schöner beseelter Symbolik, in oft überraschend origineller Fassung und Prägnanz. Leise klingt das Volkslied nach, leise klingt ein besondres menschliches Gemüt hinein. Leise hebt ein mystischer Balladenakkord an und aus zarten Naturstimmungen tauchen die Sinnbilder menschlicher Schicksale in leichten Umrissen. Vgl. „Daimonion", „Der letzte Kreis", „Die Harfe", „Ballade in Weiß", „Die Flamme", „Der Wind", „Der Gottsucher", „Das abendliche Tal", „Hochzeit", „Blätter und Menschen" — eine Reihe schöner beseelter Gedichte (im Sinne K. F. Meyers oder Gottfried Kellers, wenn auch von leichterem Gewicht).

Einige andere rheinische Dichter haben sich in dem Volksvereins-Verlag in München-Gladbach unter der Herausgeberschaft des Sekretariats Sozialer Studentenarbeit zusammengefunden. Es sind zumeist Kriegsfreiwillige, und ihre dichterischen Ver-

öffentlichungen sind vom Gesichtspunkte der Kriegs- und Zeitdichtung zu bewerten, weniger vom reinkünstlerischen. Auch in dieser Reihe erscheint Heinrich Zerkaulen und zwar mit einem recht stattlichen Bande unter dem Titel „Wandlung". Dieser geborene Lyriker, der viel Gutes vom Volksliede übernommen hat, zeigt sich auch hier ganz als rheinischer Poet. Jungburschentum, Freude an Lenz und Liebe, an Jugenddrang und Sehnsucht in alle Weiten, an Wanderung, Lied und Laute, Weib und Wein, — von solchen Empfindungen beseelt, dichtet er frisch drauf los. Er erinnert in der volksliedartigen Unmittelbarkeit seiner Gedichte an den jungen Carl Busse, den einst Erich Schmidt so hoffnungsvoll im „Magazin für Literatur" begrüßte. Die Kluft zwischen Volk und Dichter wird immer breiter und tiefer. Daher wären gerade solche Dichter, die diese Beziehungen zwischen Kunst und Volkstum wieder aufnähmen, wie ich schon oben hervorhob, in unserer Zeit besonders zu begrüßen. Freilich müssen diese Dichter die ernsteste Selbstkritik besitzen, um nicht einem banalen Epigonentum zu verfallen. Zerkaulen ist eine starke Hoffnung in dieser Richtung. Möge er sich davor hüten, seine frische Kraft durch eine zu starke Hingebung an das Kleine und Kleinste, durch eine Verschwendung allzufrüh zu verausgaben. Seine Sammlung enthält eine ganze Reihe ansprechender Lieder, die zu den besten ihrer Art, soweit die Gegenwart in Frage kommt, gehören, die als Kriegslieder ungemein frisch und flott wirken, wie „Drauf!", „Der junge Husar", „Patrouille", „Der Heilige von Assisi", „Feldgrau" usw. — Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf zwei Sammlungen kleiner Prosadichtungen Zerkaulens nachdrücklich hinweisen, auf „Allerhand Käuze" (gesammelte Geschichten; Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis) und „Die Spitzweg-Gasse" (Ein Tagebuch aus Sommer und Sonne; Josef Kösel'sche Buchhandlung, Kempten). Beide enthalten feine, mit sicherer Hand hingezeichnete Charakteristiken kleinstädtischer Menschen, anmutige Milieuschilderungen voll Stimmung und Humor, scharfe Beobachtungen, nach Erinnerungen und Erlebnissen flott hingeworfen: ein zierliches buntes Arabeskenwerk voll Leben und Lebenslust, erinnernd hier und da an unsere besten Prosakünstler, wie etwa Timm Kröger. Doch alles haftet an der Oberfläche, und Vertiefung dieses Genre ist abzuwarten, auch epische Verbreiterung und Verdichtung.

Beachtenswert sind die in dem genannten Volksvereins-Verlag M.-Gladbach ebenfalls herausgegebenen Versbücher „Mein Kriegsliederbuch" von Paul Lingens, „Gewaffneter des Kaisers" von Hans Steiger und „Gedichte einer Deutschen" von Maria Weinand. Alle diese Dichtungen sind unter dem Eindruck der Kriegsereignisse der ersten Jahre entstanden und atmen die kampffrohe Stimmung jener Tage. Sie wollen zum Teil volkstümlich wirken — manches hübsche kräftige Lied ist besonders Steiger und Lingens gelungen, zum Teil geben sie persönliche Erlebnisse in einer mehr persönlichen Form, oft in impressionistischer Versprosa wieder. Vgl. z. B. Steigers Schlachtstimmungen „Im Streufeuer", „Das Geschoß", „Der Lebendige nach der Schlacht", „Der Horchposten" und Lingens „Herbstmorgen", „Krieg", „Heilige Heimat", „Weiße Nächte", „Der Herr der Welt". Den volkstümlichen gemütvollen Balladenton schlägt Maria Weinand an („Vier von der Garde und einer Husar"). Manches Beachtenswerte — auch im Hinblick auf die Mannigfaltigkeit des Stils der heutigen Kriegslyrik — dürfte sich in diesen Sammlungen finden.

Das Wesen des Expressionismus / Von Dr. Kurt Pieper

Heinrich Wölfflin hat das kunsthistorische Denken der Zeit geschult, zwischen den linearen und malerischen Perioden in der Entwicklung der bildenden Künste zu unterscheiden. Eine lineare Periode war die Zeit um 1500, in der Dürer und Rafael ihre klaren, zentral gedachten und scharfumrissenen Werke schufen, die immer darauf ausgehen, das Wesen des Modells möglichst rein auszudrücken. Es folgt von Michelangelos Ende an bis zu Goya eine malerische Periode, als deren wesentlichster Vertreter etwa Rembrandt erscheinen mag: nicht mehr Zentralität, klare Linie und wesenhafte Wiedergabe des Modells sind hier das Entscheidende, sondern das Modell wird reizvoll und launisch verschoben, die Linie aufgehoben zugunsten eines Halbdunkels oder hin und her spielenden Lichtes, das Modell in seiner Wesenheit tritt zurück vor dem Reiz und dem Zufallscharakter der Situation.

Im Klassizismus um 1800 entsteht wieder eine lineare Stilperiode, die dann wieder von der malerischen des französischen Impressionismus abgelöst wird. Der Impressionismus wollte nicht im Sinne des Klassizismus Wesenheit und Klarheit geben, sondern ging auf eine möglichst weitgehende Hingabe des Künstlers an die Zufälligkeit des Modells und seiner Situation aus (z. B. im Atmosphärischen — die Impressionisten haben eine ganz neue Darstellung der Luftstimmungen geschaffen), er will völlige Hingabe des Auges an die Außenwelt und restlose Objektivität des Künstlers.

Der Expressionismus, der sich bewußt als Reaktion gegen den Impressionismus betrachtet, geht dagegen zum Teil wieder auf die alten klassizistischen Forderungen zurück. — Bildende Künste und Literatur lassen sich im 19. Jahrhundert noch weniger trennen als früher, sobald man sie unter dem Standpunkt der Entwicklung betrachtet — so ist z. B. die impressionistische Malerei nichts als die Malerei des Naturalismus und Realismus, und der literarische Naturalismus nichts als die impressionistische Erscheinungsform der Dichtung. Auch in der neusten Entwicklung, die vom Impressionismus über Neoimpressionismus und Pointillismus zum Expressionismus führt, gehen Malerei und Literatur Hand in Hand.

Der Expressionismus ist Kunst des Ausdrucks, und nicht Kunst des Eindrucks, wie der Impressionismus, d. h. der Künstler soll sich nicht den Dingen hingeben, sondern er wahrt der Außenwelt gegenüber seine Stellung, beherrscht das Modell und gelangt schließlich dazu, es souverän umzuformen. Die Kunst befreit sich von naturalistischen, psychologischen und anderen Wahrscheinlichkeitsrücksichten; sie wird wieder Domäne der Willkür eines künstlerischen Subjektivismus — was an und für sich noch keinerlei Gefahr und Tadel bedeutet, allerdings leicht zur hemmungslosen Willkür ausarten kann.

Der Expressionismus will mit einem Wort nicht das Zufällige, Wechselnde, sondern das Wesentliche, Bleibende festhalten und wiedergeben. Er wendet in formeller Beziehung zu diesem Zwecke vornehmlich folgende Stilmittel an:

Die Folge oder das Nebeneinander von Vorstellungen wird in seinem logischen Zusammenhang aufgelöst, zersprengt — unwichtige Vorstellungen werden unterdrückt, oder sie werden in alogischer Weise mit den wichtigen verbunden. Der Zweck dieses Vorgehens ist, den aufnehmenden Beschauer oder Leser durch Unerwartetes fortwährend zu überraschen und zu fesseln — seine Aufmerksamkeit in eine ungewohnte Erregung zu bringen und so die einzelnen gegebenen Vorstellungen innerhalb des Kunstwerkes zu größerer psychischer Wirkungskraft zu bringen, sie also in ihrer Wesenskraft erhöht erscheinen zu lassen.

In starken und ungebrochenen Farben und Worten, in harten, ungebrochenen Linien sieht diese Kunst ein weiteres Wirkungsmittel: Sie übertreibt das Charakteristische, um das Wesentliche herauszubringen. Ihren Erzeugnissen haftet infolgedessen leicht etwas Plakathaftes an — einzelne Künstler wie z. B. Schmitt-Rottluff erstreben eine gewollte Roheit. Die zentrale Anordnung in der Malerei (Hodler) ist zur Erhöhung solcher Wirkungen ebenso beliebt wie der Satzparallelismus in der Literatur.

Andere Künstler wieder lassen, um das Wesen der Dinge und der Welt zu geben, nur eine Stimmung, die Extase zu, und kommen von hier aus zu einer vollständigen Sprengung der Form, wie z. B. Becher, dessen Gedichte einen gewollt

explosiven, chaotischen Eindruck machen. Auch Werfel ist reich an solchen Formlockerungen.

Doch kann man die gleiche Wirkung durch das gegenteilige Verfahren ebenso zu erreichen hoffen: nicht nur, indem man mit leidenschaftlich-gigantischer Wucht Form auf Form häuft und kühne, massige, Wortgipfelungen errichtet: dies ist häufig der Fall bei den bedeutsamen lyrischen Schöpfungen Theodor Däublers.

Der ekstatische, formlösende Schwung wird in hohem Maße durch die erquält wirkenden Prosaarbeiten von Edschmid vertreten, der das weiterbildet, was Heinrich Mann in seinen frühen Romanen begann — das Gegenteil hiervon, die Veränderung, Intensivierung der Form nicht aus Extase, nicht in Form einer Lösung sondern einer Kompression durch den Verstand wird von Sternheim in seinen rein intellektualistischen Werken gepflegt.

Schon oben deuteten wir an, daß die Macht, die der Expressionismus dem Künstler über Motiv und Modell einräumt, zu einer großen Gefahr werden kann — nämlich zur unkontrollierbaren Transformation des Außeneindrucks. Beispiele hierfür sind die Malereien von Chargall und Kandinsky, deren Sinn niemand außer dem Künstler selbst ganz nachfühlen kann.

Dieser Selbstherrlichkeit, ekstatischer Wucht und einseitiger Deutlichkeit der Form entspricht auch der Inhalt des expressionistischen Kunstwerkes. — Der Impressionismus verleugnet seine Herkunft nicht, wenn er im wesentlichen art pour l'art ist: er ist ein Kind des Materialismus, d. h. unphilosophisch, pessimistisch, unpolitisch, ethisch indifferent — er will überhaupt nicht über die Sphäre des Künstlerischen hinausgreifen. Ganz anders der Expressionismus, der optimistisch wie alle Aufklärungs- und Sturm- und Drang-Perioden, eine mächtige, positiv ethische, sogar politische Tendenz hat. Allgemein ist dieser neuen Literatur das Eintreten für Völkerversöhnung und ewigen Frieden, genau wie 1789; unsere neueste Dichtung ist zu einem nicht geringen Teil sozialistische Dichtung, und nicht wenige Holzschnitte usw. werden mit dem Nebengedanken einer quasi politischen Plakatwirkung entworfen. Die entschiedenste politische Ausprägung findet der Expressionismus wohl in dem Hillerschen Aktivismus (im Grunde ist Expressionismus immer Aktivismus), dessen Grundsatz ist „Der Geist muß zur Macht kommen" — wobei allerdings mit der typischen ideologischen Einseitigkeit der Revolutionäre übersehen wird, daß der Geist dann nicht mehr Geist zu sein pflegt.

Der Expressionismus ist die künstlerische Begleiterscheinung der großen politischen Umwälzungen Europas in der Gegenwart; Hasenclever, Becher u. a. sind halb politische Dichter.

Aber nicht nur an zeitlich politische Probleme wendet der Expressionismus seine Kraft, sondern es wohnt ihm ganz allgemein ein mächtiger ethischer Trieb inne. Dieser findet seine schönste Ausprägung, wenn er sich mit philosophischen Ideen verbindet. Es sind dieses nie Ideen des Pessimismus oder der Entsagung, sondern sie knüpfen an ein Ur-Problem der Religionen und philosophischen Systeme an: nämlich an das Problem der Erlösung. Die Überwindung der Entfernung und des Unterschiedes zwischen Mensch und Gott ist für viele der neuesten Dichter der wichtigste Vorwurf. Sie knüpfen dabei an die indisch-theosophischen Erlösungsgedanken ebenso an wie an die Vergottungssehnsucht der Mystiker des Mittelalters und die Spekulationen der romantischen Philosophie von der Selbstbewußtwerdung des Geistes. Hier sind vornehmlich Mombert, Werfel und Däubler zu nennen. Momberts Gedichte sind ein hymnisches Suchen und Finden himmlischer Allwonne; Werfel dagegen meditiert über die Unzulänglichkeit der irdischen Individualität und ruft nach seiner Erlösung, einem Ausgleich und Eingehen in Gott. Am großartigsten aber leben diese Erlösungsgedanken, die das Menschengeschlecht von Kindheit an begleitet haben, wieder auf in Däublers Hauptwerk, dem „Nordlicht". Hier wird die Geschichte der Welt und des Menschengeschlechts mit schöpferischer historischer Phantasie in den Läuterungsgang eines ewigen Weltprozesses eingestellt, und man wird dieses Werk einmal als die bedeutendste gedankliche Schöpfung der expressionistischen Dichtung bezeichnen.

Der Suchende / Novelle von Richard Rieß

Der Zug flog seinen Weg; vorbei an den Rücken der Häuser, die sich an den Fahrdamm lehnten, über die bunten Plätze dahin, auf denen das laute Leben der Weltstadt wogte. Aber alles ließ er hinter sich zurück und riß sich von der Stadt los, um in die Weite der Landschaft hinauszustürmen wie ein Schwimmer, der sich gewaltigen Ruckes vom Lande abstößt und schnellen Ruckes durch die Unermeßlichkeit der Fluten schießt.

Und längs der langen Kette der Wagen flog die Sonne, die kurz vor dem Zubettgehen noch einmal ihr schönstes Licht zeigen wollte. Hinter dem Walde, der die Strecke begleitete, flog sie und durchlohte die Bäume mit feuriger Glut, daß ein Flammengürtel den Wald zu durchzüngeln schien.

Der junge Dichter Walter Fürst saß allein in seinem Abteil. Solange der Zug durch die Stadt raste, hockte der Jüngling unbeweglich auf seinem Polster, als er aber die breiten, protzigen Rücken der Häuser nicht mehr sah, die Wohnungen der Menschen, vor denen er floh, da atmete er tief auf und blickte leichteren Herzens in die Landschaft hinaus. Jetzt hatte er ihn überwunden, den aufdränglichen Lärm der Großstadt, dem er einst so gerne gelauscht hatte — damals, als er aus dem fernen oberschlesischen Grenzstädtchen nach der Metropole gekommen war. Damals hatte er noch Größe, gewaltige Einheit im Brausen des Lebens vernommen; aber nun, da ihm lange Jahre inmitten dieses Trubels vergangen waren, nun hatte er gelernt, daß es nur die unzähligen Schreie der Kleinen waren, die zu dem gewaltigen Chaos des alles niederzwingenden Lebensrufes zusammenklangen. Und als ihm mählich klar geworden war, daß auch hier, wo er Fülle, Ganzheit, Einheit, wo er Rhythmus gesucht hatte, daß auch hier im letzten Grunde alles nur verwirrende und verworrene Zersplitterung sei — da hatte ihn ein nicht zu bekämpfender Ekel gepackt. Da hatte er sich aus der Weltstadt fortgesehnt. Aber er war an sie gekettet. Konnte nicht los von ihr; denn er hatte sich ihr verkauft. Sein Leben, das er als Ganzes leben wollte, wurde von ihr zersplittert; denn an jedes der kleinen Mosaiken, aus denen der Leib der Weltstadt gefügt ist, mußte er einen Teil seines Selbst hängen.

Nun hatte er sich von der Stadt losgerissen, hatte endlich dem Magnetismus widerstanden, der ihn stets wieder zu besiegen drohte. In die Einsamkeit flüchtete er, dorthin, wo ihn kein Nachhall des spätesten Atems der Weltstadt erreichte, wo er der Unermeßlichkeit der Natur gegenüberstand. —

Walter Fürst lehnte sich weit aus dem Fenster und genoß die Bilder der Gegend, durch die der Zug ratterte, freute sich der Beschaulichkeit der Menschen, deren Silhouetten er durch die Vorhänge der erleuchteten Fenster der kleinen Bauernhäuschen wahrnahm und trank in tiefen Zügen die Stille des Abendfriedens. Dann lehnte er sich wieder in die Polster seines Abteils und lauschte dem wechselnden Rhythmus des Wagenrollens. Und Melodien klangen ihm, die sich um diese Rhythmen schlossen. So gelang es ihm, die Stadt zu vergessen.

II.

Der große See war dicht zugefroren. Zwar gab es hie und da noch Stellen, an denen die Eisschicht dünner war; aber die Eispolizei hatte sorglich diese gefährlichen Punkte durch Warnungstafeln und Stangen kenntlich gemacht. So konnte man denn den ganzen See unbesorgt den Eisläufern preisgeben, die aus der Umgegend alltäglich herbeieilten. Heute aber war es schon spät, und der See lag fast vereinsamt. Nur hier und da probierte ein Unermüdlicher seine kunstvollen Bogen.

Walter Fürst stand am Rande des Sees. Der Jüngling hatte in einem kleinen Gasthofe des Dorfes Wohnung genommen und war dann sofort aus der Wirtsstube geflohen ... hinaus in den befreiend kalten Winterabend. Der hatte den Himmel wie ein dichtgemustertes Sternentuch über die Landschaft gebreitet und besuchte nun den See und die Weiden an den Uferrändern.

Walter Fürst stand am Rande des Sees. Er blickte in die unermeßliche Weite, und seine Blicke gesundeten, als sie kein jenseitiges Ufer fanden. Und er empfand die wenigen Menschen, die wenige kleine Teile des Spiegels bevölkerten, als schmutzige Warzen auf einem wundersam reinen Körper. Daß ihm auch hier, inmitten der Schönheit eines reinen Friedens,

Menschen begegnen mußten! Er hätte diese Menschen töten mögen.

Walter Fürst war einer von denen, in deren Augen der kleinste Makel jede Schönheit vernichtet. Niemals war er imstande, Zugeständnisse zu machen. Das hatte ihm schon oft in seinem Leben geschadet, hatte ihn mit seinem klugen, welterfahrenen Vater auseinandergebracht, mit ihm, der ihm eigentlich am nächsten stand von allen, die seiner Jugend Begleiter waren. Sein starres Beharren bei allen seinen Wünschen und sein niegebeugtes, weggetreues Menschenhassen hatte der Vater durch Erziehung mildern wollen, und dagegen hatte Walter sich mit der ganzen Kraft, mit der Individualität sich bis zum letzten verteidigt, gewehrt. Da kam ihm der „mißverstandene" Vater mit allgemeinen Wahrheiten, die den Jüngling schmerzten: „Jeder muß Zugeständnisse machen", oder „Wie du dich bettest, wirst du ruhen". Walter Fürst aber verdoppelte die Panzerplatten seines Trotzes, wenn er dergleichen hörte, und nur selten versuchte er in einer weicheren Stimmung seine Seele und sein Wollen zu verteidigen.

„Ich darf mich selbst nicht verlieren. Mich Künstler. Mich Werdenden." Dann wies ihn der Vater, der diese Äußerungen als Phrase oder als Anmaßung empfand, stets in die Schranken seines Schweigens zurück.

Mit der Mutter hatte er wenig Gemeinsames. Nur äußerlich sah man es, daß Walter der Sohn Frau Mathildes war. Er hatte ihr dichtes blondes Haar und ihre großen blauen Augen. Sie hätte ihn gern als Oberlehrer gesehen. Oder als Pfarrer. Und eine Frau hatte sie auch für ihn: Gymnasialdirektors Elfriede. Das hatte sie sich seit langer Zeit gewünscht, und sie glaubte auch an die Erfüllung dieses Wunsches, bis Walter eines Tages die Schulbank, die er über Gebühr lange gedrückt hatte, gegen den Willen seiner Eltern verließ und durch seine fluchtartige Fahrt nach Berlin alle ihre Pläne zerschnitt. Zurückhalten konnte man ihn nicht: er war mündig. Und wenn man trotzdem Gewaltmaßregeln versucht hätte, dann wäre es zweifellos zum vollständigen Bruche gekommen, und das wollten die Eltern vermeiden.

So war Walter Fürst dann völlig vereinsamt in die große Stadt gekommen, von der er sich alles versprach. Hier hoffte er, den großen Ton zu finden, das Gewaltige, nach dem er jahrelang gedürstet hatte... in der fernen Grenzstadt. Und daran sollte sein Leben und seine Künstlerschaft reifen. Aber mählich erkannte er immer deutlicher, daß er sich geirrt habe. Alles, was er geschaffen, als er zuerst, von den heißen Ekstasen des Weltstadtlebens gepackt, seine Kraft wachsen gefühlt hatte, dünkte ihn jetzt schal und leer. Den großen Ton wollte er finden; der sollte in seinem Werke klingen. Was nützte ihm der laute Beifall seiner Cafèhausfreunde, die seinem ersten Novellenbande zujubelten? Er selbst spürte, daß sein Werk aus schwächlicher, dem Verfalle entgegenreifender Seele geboren sei, fühlte, daß zuerst diese Seele gesunden müsse, ehe er etwas werde schaffen können. Deshalb verließ er die große Stadt, die ihn zerstörte.

Nun stand Walter Fürst am Rande des Sees, der in tiefer Einsamkeit vor ihm lag. Der junge Dichter trank diese Einsamkeit wie einen köstlich erfrischenden Trunk. Ziel- und planlos, als einsamer Schreiter, diese unermeßliche Weite durchstreifen zu können, Herr dieser Unendlichkeit zu werden — das dünkte ihm ein Ziel — die Befreiung.

Walter Fürst durchpirschte die Uferpfade, um den Zugang zum See zu finden. Als er ihn erreicht hatte, da geschah es zu seinem Leide, daß er dem Bauernwirt, bei dem er Wohnung genommen hatte, begegnete. Der redete ihn an und riß ihn aus seinem Glückstaumel in den Alltag zurück. Da glaubte der Jüngling, daß ihm die Weihe dieser Stunde zerstört sei, und kehrte mißmutig dem See den Rücken.

Er ging in das Wirtshaus.

Schlaflos wälzte er sich in seinen Kissen dem Morgen entgegen.

III.

Der andere Tag brachte Tauwetter und Nebel. Als Walter Fürst am Seeufer stand, lag die Fläche vor ihm, wie ein gewaltiges Bett, dessen riesenhafte Federdecke soeben geschüttelt wurde. Weiß-graue Nebel brauten über dem Spiegel. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. — Walter Fürst stand an der Zugangsstelle des Sees, am Billettschalter, in dem die Kassiererin saß, die stumpfsinnig strickte und, so gut es dabei ging, in einem Detektivromane las. Der Jüngling blickte in den Nebel,

der vor ihm lag. Nur wenige Schritte weit konnte er sehen. Minutenlang starrte er in die gewaltige Einöde, die das Werk einer einzigen Nacht war. Das bunte, lebendige Bild des menschenfrohen Eisspiegels war verschwunden.

Mit weit geöffneten Augen sah Walter Fürst in den Nebel, der sich ihm zu beleben schien. Bilder formten sich vor seinem geistigen Auge. Die Wolken sah er lebendig..., die Nebelschwaden schienen ihm Gedanken, die durch die Windungen eines Gehirns kriechen..., dann wieder glaubte er in der Wirrnis die zu Karikaturen verzerrten Gesichter seiner Berliner Freunde zu erkennen. Er faßte sich an den Kopf... „Fiebere ich?" durchschoß es seinen Sinn. Und die Bilder wichen von ihm, und nun sah er die gleichgiltig-feuchten Nebelschwaden, die die Ferne verhüllten. Ihn fröstelte.

Ein Wind erhob sich. Der trug die Dunstwolken über das Eis, wie ein Riese das Elfenkind. Schließlich stand Walter Fürst selbst ganz von Nebeln umschlossen. Kein Vorwärts gab es für seinen Blick, kein Zurück. Er versuchte das Düster zu durchdringen. In der Ferne konnte er die Umrisse der Häuser durch den Dunst wie durch einen Vorhang ahnen. Neue Massen... und auch das verschwand. Er war allein. In seiner Kehle drängte ein Schreienwollen; und Walter Fürst schrie... schrie, so laut er konnte, in den Nebel... Keine Antwort kam ihm. Nur eine leichte Erschlaffung fühlte er nach der gewaltigen Spannung. Und er spürte auf seinen feuchten Wangen die Kühle der nassen Nebel...

Zum ersten Male in seinem Leben glaubte Walter Fürst sich der großen Einheit gegenüber zu stehen, nach der sein Leben sich sehnte. Die wurde ihm lebendig, als er am Ufer des Sees stand.

Verschwinden können in diesem All!! Aufgehen in dieser Unendlichkeit! Er fühlte das Bedürfnis, sich zu bewegen, zu rennen, dahinzustürmen. Mit dem Wind um die Wette laufen, das wollte er.

Walter Fürst stürmte auf den See hinaus, hinein in die Nebelmassen, die über ihm zusammenschlugen, wie Wasserwogen über einem Ertrinkenden. In bacchantischem Taumel raste er dahin. Raste durch die schmutzigen Pfützen, mit denen eine einzige Nacht den Eisspiegel geschändet hatte. Das graue Wasser zischte, wenn der Fuß des Eilenden durchschoß. Walter Fürst aber stand nicht unter dem Eindrucke des Häßlichen, Verwesenden des tauenden Sees, sondern unter dem des Gewaltigen. Nein! Hier war keine Zersplitterung... in dieser Einöde, in dieser Nebeleinsamkeit. Und der Dichter glaubte zu spüren, wie sich seine Menschlichkeit von ihm löste, wie er selbst zu einem faunischen Naturwesen wurde, glaubte, die Seele des Sees in sich zu spüren, und es war ihm, als ob er selbst atmend Nebel entsende, er und das All, das ihn umgab — ein Wesen. Lange Zeit durcheilte er die Eisfläche. Wohin er ging, das war ihm gleich. Er wußte nicht, ob er an den Uferrändern entlang hastete, oder ob er die Breite des riesigen Sees durchraste. Der Gedanke an ein Ufer kam ihm nicht, er fühlte sich der der Erde und den Menschen entrückt. Lieder klangen ihm. Sie drangen in ihm empor und schnürten seine Kehle zusammen, und als er sich mit der ganzen Kraft, deren er fähig war, Luft schaffen wollte, gebar er einen lautgellenden, mächtigen Schrei, der sich dem Chaos vermählte, an den Nebel widerklang und schließlich in den dichten Windungen der grauen Wirrnis sich verlor. Und dieser Schrei klang Walter Fürst wie ein Urton.

Weiter rannte er... ohne je Mattigkeit zu verspüren. Er empfand im Gegenteil eine fast körperlose Leichtigkeit. Die Nebel, die sein Gesicht netzten, hatten für ihn nichts Unangenehmes. Er merkte es nicht, daß sich seine Schuhe schon durch und durch mit Wasser gefüllt hatten, das bei jedem Schritte aus ihnen herausquoll. Er verspürte kein Müdigkeits- und kein Hungergefühl. Weiter raste er... Und er hörte nicht das Knirschen des Eises, ließ sich nicht durch die immer größer werdenden Pfützen warnen und achtete nicht auf die Stangen, die als mahnende Male hier und da in die Höhe ragten... bis er schließlich das Eis unter seinen Füßen bersten fühlte und spürte, daß er mit dem zusammenbrechenden Boden in die Tiefe sank. Das riß ihn auf einmal in die Wirklichkeit zurück. Aber all dies kam ihm so plötzlich, daß er sich der Bedeutung des Geschehnisses nicht sogleich klar werden konnte. Eine Sekunde lang blickte er sich verängstigten Blickes um; als er aber langsam tiefer glitt, da wurde er sich der Gefahr bewußt und schrie, so laut er konnte, um Hilfe. Aber keine Stimme antwortete ihm. Unwillkürlich griff Walter mit heftigen Händen nach dem Eise... es bröckelte weiter... Der Jüngling trat das eiskalte Wasser mit schnellen Bewegungen; so konnte er verhindern, daß er noch tiefer

sank. Seine Hände suchten nach einem Halt, ohne ihn zu finden; denn die dünne Eisschicht brach, sobald Walter sie berührte. Mit großer Anstrengung gelang es ihm schließlich sich umzudrehen... nach der Richtung, aus der er gekommen war: Hier hoffte er, einen sicheren Halt zu finden. Und endlich bekam er auch eine Stelle zu fassen, an der die Decke noch stärker war. Dort hing er nun zwischen Leben und Tod. Seine Füße begannen in dem eisigen Wasser zu erstarren, seine Hände, die das Eis fest umkrallt hatten, schienen in die Eisdecke hineinzufrieren. Er versuchte sich in die Höhe zu ziehen, aber seine Kräfte versagten... Nur schreien konnte er, schreien..., nach Menschen rufen, aus deren Nähe und Gesellschaft er sich fortgesehnt hatte sein ganzes Leben lang... nach denen rief er nun. Er fühlte, daß er sterben werde. Und er, der jahrelang mit dem Selbstmord kokettiert, den Tod ersehnt hatte, er spürte eine heftige schluchzende Angst vor dem Ende, das ihm schier unentrinnbar bevorzustehen schien.

Sein ganzes Leben zog vor seinem Geiste in fliegender Hast vorüber; die Kindheit und seine Jugend daheim in Oberschlesien, sein Leben mit Eltern und Geschwistern. Und — sonderbar — auf einmal kam ihm eine Bangigkeit nach seinen Angehörigen. Dann dachte er an sein Schriftstellerheim in Berlin, an den jauchzenden Beifall, den sein erstes Buch gefunden hatte, und alles — mochte es auch Talmi sein — alles erschien ihm auf einmal erstrebenswert. Nur leben, leben! schrie es in ihm. Leben..., er spürte, wie seine Glieder langsam erstarrten. Instinktiv erkannte er die Notwendigkeit, sich Bewegung zu machen. Mühsam lockerte er seine, die Eisschicht umkrampfenden Finger, die vom Wasser umspült waren. Nun glitt er an der Eismasse entlang. Mit den Beinen machte er die Schwimmbewegungen..., immer weiter glitt er..., aber langsam begann seine Kraft zu erschlaffen..., er spürte, daß er es nicht mehr lange aushalten werde! — und seine Augen füllten sich mit Tränen: Er schluchzte. Da plötzlich... stieß er mit den Füßen an etwas Festes an. Hastig stieß er danach. Denn er dachte, es sei ein Stück Treibeis..., aber nein! Die feste Masse gab nicht nach..., es war Boden..., Land. Walter Fürst hatte das Seeufer erreicht. Seine Hände lösten sich von der Eisdecke, und langsam erreichte er das feste Land, den Pfad, der um den See rings herumführte. — Bewußtlos brach er zusammen.

IV.

Vierzehn Tage lang schwebte Walter Fürst zwischen Sein und Nichtsein. Ein Bauer hatte den Bewußtlosen gefunden und in sein Haus getragen. Hier wurde er gepflegt, bis sich die Krankheit an seiner Jugend brach. Eine Notiz in seiner Brieftasche hatte die Adresse des alten Herrn Fürst vermitteln helfen. Auf die Nachricht Dr. Hoffmanns war der Vater sofort gekommen. Nun leitete er selbst die Überführung seines Sohnes.

Auf das Polster gebettet, fuhr Walter Fürst durch dieselbe Gegend, durch die ihn vierzehn Tage vorher der Zug getragen hatte. Der junge Dichter spähte in die Gegend hinaus. Über dem Lande glühte der Mittag. Die Sonne erzählte von einem frühen Lenze.

Als der Zug endlich in die Halle des Schlesischen Bahnhofs eindonnerte und, Eisen in Eisen, die Stadt bezwang, da klopfte das Herz Walters, als wollte es zerspringen. Wie alte Freunde grüßt er die Häuser. Das lärmende Getöse der Stadt klang ihm wie langentbehrte Melodie. Und während er ruhig genießend das heiße Wogen der Weltstadt mitfühlte, da kam ihm neue Erkenntnis, eine Wahrheit voll jauchzender Köstlichkeit: daß die wahre Einheit, die Ganzheit nicht in der Welt zu suchen sei... nicht in der Natur..., er hatte sie in sich selbst zu finden, in der großen Seele des kampfüberwindenden Menschen.

Die Rodya / Indische Skizze von Max Grühl

Drei Jahre hatte Edward in den Bergwildnissen bei Peschawar zugebracht. Dort, wo sich Himalaya und Hindukusch vermählen, hatte er während dieser Zeit als Offizier seines Königs seine Pflicht getan, tagein, tagaus nicht nur im Kampf mit den Gefahren der Berge, sondern auch mit wilden Stämmen, die oft auf heimlichen Pfaden herüber und hinüber wechselten von Afghanistan ins englische Gebiet. Dunkle indische Ghurkas waren ihm die einzigen Gefährten gewesen, und nur hier und da war ein Kamerad gekommen, der die Post brachte oder andere Kunde. Und dann hatte man ihm endlich den Befehl gebracht, der ihn heimwärts rief, zurück zur Kultur ins Menschenland.

In eilender Fahrt, für seine Sehnsucht kaum schnell genug war er im Schnellzug an den Herrlichkeiten Indiens vorübergebraust, und jetzt wartete er in Ceylons Hafenstadt auf den fälligen Dampfer und zählte die Tage, die ihn noch von der Heimat trennten. Ziel- und planlos bummelte er durch die Straßen der weißen Tropenstadt, schlenderte zum Hafen oder zum einsamen Strand und lauschte dort der ewig gleichen Sprache des Meeres oder sah den Menschen zu, wenn sie die bronzenen Leiber im Spiel der Wellen tummelten.

Eines Tages war sein Weg weiter gegangen bis hin zu den Gewürzplantagen am Fuß der Berge, und erst spät kehrte er zur Stadt zurück, als schon der Tag sich neigte. Da stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, ein junges Weib vor ihm, eine Angehörige der Rodya, wie der erste Blick ihn lehrte. Sie hob mit flehender Gebärde die Hände und bat mit demütiger Stimme:

„Herr, ich habe Hunger; gib mir zu essen."

Edward war betroffen; einmal, weil sie, ein Glied der verachtetsten Kaste, es wagte, ihn, den Europäer, anzusprechen und dann, weil sie so schön war, ach, schöner wie alle Frauen, die er bisher in diesem Lande sah

Und wieder flehte sie: „Gib mir zu essen, Herr."

Da nahm er sie mit sich und sättigte sie und freute sich der Anmut, mit der sie aß. Dabei schweiften seine Gedanken hin zu ihrem Volk, dem ausgestoßenen, das seine Tage in der Wildnis lebte, verachtet wie ein Tier und doch so viel Schönheit in sich barg. Und er stellte sich vor, daß wohl auch jene Königstochter, die um ihrer Liebe willen verstoßen und im Urwald die Ahnfrau dieser Kaste wurde, an Schönheit dem Mädchen geglichen habe, das da im schwindenden Licht des Tages vor ihm saß.

Wieder klang die bittende Stimme: „Laß mich bei dir, Herr", und bevor er noch eine Antwort geben konnte, „ich kann tanzen; willst du es sehen, Herr?"

Er lag auf seinem Divan und sah zu, wie sie aus leichten Hüllen langsam die Glieder löste und in nackter Schönheit vor ihm stand.

Und wieder wanderten die Gedanken...

Da hatte er irgendwo in diesem Märchenland einmal das Bild einer Göttin gesehen, der Lakschmi, der Schönheitsgöttin. Er erinnerte sich, wie er damals voll Sehnsucht vor der wunderbaren Statue gestanden und wie er dann vergeblich unter den Frauen des Landes das Ebenbild der Göttin gesucht hatte, lange, lange... Jetzt stand sie vor ihm, leibhaftig, Lakschmi, seiner Sehnsucht Traum.

Er genoß die wunderbare weiche, ebenmäßige Schönheit der Linien ihres Leibes, er sah das Schimmern der Bronzehaut, und wie aus ihr in zartschwellender Rundung die Brüste sich dem Licht entgegenhoben.

Dann begann der Tanz.

Leise wiegende Schritte, zuerst zaghaft schüchtern, dann ruhig und sicher... Dann plötzliches Verweilen... leichtes, schreckhaftes Zittern... ihre Augen scheinen irgend etwas zu erblicken, vor dem sie flüchten möchte und es doch nicht kann... Duckende scheue Bewegungen... Langsam biegt und windet sich der braune Körper im Rhythmus des Tanzes, gleich einer zierlichen Palme, die mit ersten Schauern der Sturmwind küßt... Näher kommt das Unsichtbare... Entsetzen liegt in ihren Augen, krampfhaft ballen sich die Hände... Jede Fiber des Leibes schwingt in zitternder Angst... Entsetzter werden die Bewegungen... Das Unsichtbare scheint mit Fangarmen nach ihr zu greifen, sie zu umklammern... Sie entwindet sich... einmal... zweimal, im zuckenden Tanz... und dann... vorbei.

Welle um Welle geht in wilden Krämpfen durch den Leib, wieder und wieder, wie im Kampf auf Leben und Tod... Der Widerstand wird matter und matter, das Ende naht... Plötzliche Stille... Der Körper streckt sich und wird starr, minutenlang, nur die Augen blicken in unendlichem Weh ins Nichts, bis auch der Blick zu erstarren scheint... Noch ein letztes Zucken, dann sinkt sie hin.

Schon längst hatte Edward sich emporgerichtet. Das, was er sah, war kein gewöhnlicher Tanz, das war mehr; das war Erleben, war Erkenntnis: es war das Schicksal ihres Volkes, welches die Rodya in rhythmische Formen goß in höchster Kunst.

„Wer lehrte dich diesen Tanz?"

„Niemand, Herr, ich kann ihn... ich kann noch mehr. Soll ich tanzen, Herr?" Und wieder wogten die geschmeidigen Glieder im Tanz...

Sie zieht geheime Kreise... webt einen Zauberbann... Ihr Auge sucht das seine... lauernd... fragend... unverwandt... Immer enger werden die Zirkel... immer leidenschaftlicher der Rhythmus... In bacchanalischer Lust tanzen die Arme... die Brüste... die Hüften... der Leib... Es tanzt das Weib... Es sieht der Mann... Das Auge blickt sinnliche Glut... bei ihr... bei ihm... Sie zieht ihre Kreise in wirbelndem Tanz, in höchstem Triumph... Dann steht sie vor ihm, das Weib vor dem Mann... Ein Zittern fliegt durch ihren Leib... weit öffnen sich die Arme... dann sinkt sie hin... Er fängt sie auf... Küsse brennen auf rotem Mund auf braunem Hals... auf brauner Brust...

Zwei Tage blieb sie bei ihm und diente ihm. Dann kam das Ende; er mußte fort.

„Du gehst, Herr, nimm mich mit dir. Ich sterbe ohne dich!"

Sie umklammert seine Knie. Ihr Körper zuckt in wildem Weibesschmerz...

Er riß sich los und ging.

Sie folgte wie ein Hund zum Landungsplatz, und immer wieder flehte ihre Stimme: „Nimm mich mit dir, ich sterbe ohne dich..."

Als das Boot vom Ufer stieß, war sie verschwunden...

Langsam setzte sich der Dampfer in Bewegung.

Als Edward nochmals den suchenden Blick über die schöne Stadt und die Menge am Ufer gleiten ließ, sah er die Rodya...

Sah, wie sie mit einem Europäer stand und mit flehender Gebärde die Hände hob. Er meinte ihre Stimme zu hören:

„Gib mir zu essen, Herr..."

Die Mitreisenden wandten erstaunt den Blick zu dem Passagier, der da plötzlich laut auflachte...

Fort, fort...

RANDBEMERKUNGEN

Jugendmißbrauch.

Die Elternbeiratswahlen in Groß-Berlin haben mit einer so vernichtenden Niederlage der drei sozialistischen Parteien geendet, daß selbst der „Vorwärts" sich an die Brust schlug und die Frage aufwarf, ob nicht im sozialistischen Lager schwere Fehler begangen worden sind, die dieses überraschende Wahlergebnis herbeigeführt haben. Wenn selbst in den Arbeitervierteln des Berliner Nordens, im Osten und in Neukölln die christlich-unpolitischen Listen weitaus mehr Stimmen auf sich vereinigten als die der drei sozialdemokratischen Parteien, so muß das seine ganz besonderen Ursachen haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß die großen Massen der Wählerschaft durch ihre Stimmabgabe für die unpolitischen Listen in erster Linie zum Ausdruck bringen wollten, daß sie des Hineintragens der Politik in die Schulen und in die Jugenderziehung überhaupt, wie es von den Sozialdemokraten aller Schattierungen systematisch gefördert wird, gründlich müde sind. Zahlreiche politische Sozialdemokraten müssen für unpolitische Listen gestimmt und dadurch sich zu der Forderung bekannt haben, daß die Jugend der Politik ferngehalten werden muß. Wird diese Stellungnahme nunmehr die Führer der Sozialdemokratie endlich veranlassen, in sich zu gehen und zu erkennen, daß die Jugend zu schade ist, um als Mittel zum Zwecke parteipolitischen Stimmenfangs dauernd, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mißbraucht zu werden?

Als kürzlich im preußischen Landtag über Erziehungsprobleme im Anschluß an die Fürsorge-

anstalten diskutiert wurde, haben es die Redner der Unabhängigen nicht verschmäht, auch aus dieser Blüte Honig für ihre Parteiagitation zu saugen. Anstatt zuzugeben, daß hier in der Tat eine überaus schwierige und vorsichtig zu behandelnde Aufgabe vorliegt, deren Lösung durch die heutigen wirtschaftlichen und moralischen Nachkriegsverhältnisse noch wesentlich erschwert ist, haben sie nichts Besseres zu tun gewußt, als sich ganz einseitig zu Schutzpatronen der Fürsorgezöglinge aufzuwerfen und gegen alle disziplinarischen Strafmaßnahmen, ohne die nun einmal heute in solchen Anstalten nicht auszukommen ist, zu Felde zu ziehen. Wenn die Redner der Unabhängigen das lediglich aus idealistischer Verkennung pädagogischer Notwendigkeiten getan hätten, so könnte man es vielleicht noch mit Weltfremdheit und Unkenntnis entschuldigen. Aber jeder, der diese Reden anhörte, mußte zu der Überzeugung kommen, daß es sich hier nicht um ethische Anschauungen handelte, sondern einfach um Stimmenfang für den politischen Radikalismus. Weil die Zahl der Fürsorgezöglinge größer ist als die ihrer Erzieher, weil ihre Stimmen leichter für die Partei zu gewinnen sind, vertritt die „unabhängige" Sozialdemokratie blind und einseitig die Interessen der jugendlichen Erziehungsbedürftigen und erhebt ohne zureichende Begründung die schwersten Vorwürfe gegen die Lehrer und Erzieher. Das ist es, was wir parteipolitischen Stimmenfang und Mißbrauch der Jugend zu politischen Zwecken nennen, und wofür die Sozialdemokratie bei den Elternbeiratswahlen eine so deutliche und scharfe Quittung erhalten hat. Vielleicht zieht sie hieraus nunmehr die Folgerung, daß Erziehungsfragen wichtig genug sind, um als Selbstzweck behandelt zu werden, und daß sie wenig geeignet sind zur Hetze gegen die politisch nun einmal in ihrer großen Mehrheit nichtsozialdemokratischen Lehrer und Erzieher. Die Fürsorgezöglinge sind zwar die „Mehreren", aber diejenigen unter ihnen, bei denen die Erziehung überhaupt noch Erfolge aufzuweisen hat, werden sich im späteren Leben selbst von dieser Unterstellung der Erziehungsfragen unter parteipolitische Gesichtspunkte abwenden. Die anderen aber, bei denen auch die Fürsorgeerziehung erfolglos bleibt, darf man schließlich den Unabhängigen gönnen. Auch sie werden wenig Freude an ihnen haben.

Kunst und Enthaltsamkeit in Amerika.

Der amerikanische Radierer Joseph Pennell, der sich auch in Europa einer hohen künstlerischen Schätzung erfreut, hat nach einem Bericht der „Times" die bemerkenswerte Äußerung gemacht: „Wenn eine Bande von Fanatikern den Menschen ein Adelsrecht, wie das Privilegium des Weines, nimmt, so entflieht nicht allein die Freiheit, sondern auch die Grazien folgen bald. Ohne Getränk kann es weder gute Kunst noch gute Literatur geben. Es ist absolut unmöglich. Wenn nichts geschieht, das Antialkoholgesetz zu verbessern, geht die Kunst in Amerika zum Teufel." Pennell hat sich, wie viele Intellektuelle Amerikas, die sich nicht durch den Wortschwall der Abstinenten berauschen lassen, durch sein Bekenntnis zum freudespendenden Gott Bacchus in die erste Reihe der Prohibitionsgegner gestellt. Wie er weiter ausführt, sei die Dekadenz des gesamten intellektuellen Lebens und der schöpferischen Kräfte Amerikas das Ergebnis der Reglementierung des Privatlebens, welche die prohibitionistischen Fanatiker zuwege gebracht haben. Zweifellos ist Amerika, das Land eines platten Rationalismus, den Musen nie hold gewesen. Das hat ja schon Lenau, der auszog, um eine neuere schönere Welt zu entdecken, am eigenen Leibe erfahren. Was nützt uns eine „zwecklose" Kunst, eine Kunst, deren Rentabilität man nicht berechnen kann, wie die eines Wolkenkratzers oder einer Oelgrube? Die Quäker, die den Grundstein zur materiellen Größe Amerikas gelegt haben, waren durchaus kunstfeindlich, selbst den harmlosen Freuden des Lebens, dem Tanz und Spiel, den besonderen Genüssen der Küche und des Kellers, abgeneigt. Dieser amusische Geist, der nur des Lebens Notwendigkeiten Rechnung trägt, ist es, der auch dem heutigen Amerika trotz einer glänzenden Außenseite sein Gepräge gibt. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sich ein Hundertmillionenvolk, das sich seiner „freien" Einrichtungen rühmt, in die Zwangsjacke der Abstinenz hat stecken lassen, ohne auch nur den Versuch zu unternehmen, seine vom quäkerischen Geist beherrschten Vertreter im Kongreß eines andern zu belehren. Nach der Auffassung der Quäker ist der Alkohol in jeder Form ein Geschenk des Teufels. Der Quäker hat kein Verständnis für den Stimmungsgehalt, der im Weine steckt, kein Verständnis für die Wirkung, die ein

frisches Glas Bier auf den abgespannten Organismus ausübt. Also muß das Teufelszeug restlos vom Erdboden vertilgt werden.

Kunst und Alkohol stehen in einer gewissen Wechselwirkung zueinander. Beide wirken auf die Sinne und bereichern, in vernünftigen Gaben genossen, unser Leben. Kunstgenuß wie Alkoholgenuß versetzen uns in einen euphorischen Zustand, der uns über den Alltagskram erhebt und von der Erdenschwere erlöst. Daher fehlen in keinem religiösen Kult diese großen Anreger und Befreier. Die klassische Tragödie ist aus dem Dionysuskult geboren. Wo Apollo sein Lager aufgeschlagen hat, ist Bachus nicht fern. Joseph Pennell konnte mit Recht sagen: „Kein Volk schuf oder förderte je eine Kunst ohne die Freiheit des Gedankens, wie sie Bacchus gewährt". Und Goethe, der uns auch in dieser Beziehung Meister und Vorbild ist, bringt seine Ansicht in der Alkoholfrage auf die knappe Formel: „Wenn man getrunken hat, weiß man das Rechte". Goethe hätte allerdings noch etwas ganz anderes geleistet, vielleicht hätte er sein Leben gar um ein Jahrzehnt verlängert, wenn er nicht so gern zum Becher gegriffen hätte — diese und ähnliche Betrachtungen werden uns durchaus ernsthaft in abstinenzlerischen Zeitschriften vorgesetzt. Das ist derselbe alkoholfreie „Geist", der aus den Schriften der Quäker zu uns spricht, denen das Leben ein Zahlenproblem ist und der Mensch eine Arbeitsmaschine, deren Leistungen man ziffernmäßig feststellen kann. Amerika hat auch einen Mr. Taylor und das nach ihm benannte Taylor-System hervorgebracht, das auf dem Prinzip der Arbeitsteilung beruht und aus diesen die höchstmögliche praktische Nutzanwendung zieht. Jeder Handgriff im Arbeitsprozeß ist hier mit mathematischer Genauigkeit, gemessen nach Zeit- und Kraftaufwand, festgelegt. Von einem so rationalistisch orientierten Lande wie Amerika kann es uns daher nicht überraschen, daß schließlich die gesamte Lebenshaltung der Reglementierung unterworfen wurde. Man muß sich diese Zusammenhänge vergegenwärtigen, um eine so ungeheuerliche Maßnahme, wie die Prohibition, zu begreifen. Selbst wenn es gelänge, was allerdings zu bezweifeln ist, durch ein Zwangsgesetz den Alkoholismus zu beseitigen, so sind die Schäden, die es in kultureller Hinsicht ausübt, nicht wieder gut zu machen. Jede Reglementierung der Lebensgenüsse muß notwendig zur Stagnierung des geistigen Lebens führen. Und zurück bleibt der menschliche Arbeitsautomat, ein Typus, an dessen Vollendung Amerika seit einem Jahrhundert mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit schafft.

„Lewisit".

Was ist Lewisit? Ein Giftgas, über dessen Wirkungen wir im „Manchester Guardian", einem im allgemeinen gut informierten Blatte, folgende anschauliche Schilderung lesen: „Lewisit brennt wie Leuchtgas, ist aber viel wirksamer als Phosgan, das bisher wegen seiner schnellen Verbreitungstendenz bei Luftangriffen aus Flugzeugen bevorzugt wurde. Es ist noch nicht möglich, die Ausbreitungsfläche des Lewisits richtig zu schätzen, doch könnte es bei geschickter Anwendung sicherlich die Bevölkerung einer Stadt in kurzer Zeit vernichten. Es werden nur Bomben von einem Gesamtgewicht von 4300 Pfund hergestellt. Jede Bombe enthält 2000 Pfund der stärksten Explosivstoffe und eine gleiche Menge giftiger und brennender Gase. Große Flugzeuge, die mehrere Bomben und Spritzmaschinen mitführen, aus denen das Lewisit direkt verteilt werden kann, wären imstande, die größten Städte in Brand zu setzen und ihre Bevölkerung auszurotten."

Nun wissen wir, was es mit dem geheimnisvollen Lewisit auf sich hat. Diese Erfindung, die eine Revolution der Kriegstechnik von ungeahnter Tragweite bewirken dürfte, befindet sich im Besitz der Vereinigten Staaten. Wie wir aus derselben Quelle erfahren, befindet sich in Edgewood, eine halbe Stunde von Baltimore entfernt, die größte Giftgasfabrik der Welt. Das Geheimnis der Herstellung wird dort so vorzüglich gewahrt, daß jeder „unlautere Wettbewerb" auf diesem Gebiet ausgeschlossen sein dürfte. Die Vereinigten Staaten befinden sich somit im Besitz eines Kriegsmittels, das ihnen die Überlegenheit in einem zukünftigen Kriege garantiert — vorausgesetzt, daß in keinem anderen Lande ein noch wirksameres Giftgas erfunden wird. Denn der Menschengeist rastet bekanntlich nicht, namentlich wenn ihm Aufgaben gestellt werden, die auf Vernichtung des Menschengeschlechts gerichtet sind. Einen besonderen Reiz erhält aber die Hochproduktion von Giftgasen in Amerika dadurch, daß es die Vereinigten Staaten waren, die auf der famosen Abrüstungskonkurrenz in Washington den Antrag auf Abschaffung der giftigen Gase als Kriegsmittel gestellt hatten. Dieser

„humanitäre" Gedanke fand die Zustimmung der Vertreter Großbritanniens, Frankreichs, Italiens und Japans. Ob die Zustimmung von einem Augurenlächeln der ehrenwerten Vertreter des Völkerbundes, der bekanntlich die Utopie des ewigen Friedens auf diesem arg strapazierten Planeten verwirklichen will, begleitet war, wurde in dem Verhandlungsbericht leider nicht gesagt. Es ist aber wohl anzunehmen, daß jeder Staat sein eigenes „Lewisit" auf Lager hält, um im gegebenen Augenblick den ergiebigsten Gebrauch davon zu machen. Wissen wir doch aus den Geschehnissen des Weltkrieges, daß alle internationalen Verträge und Abmachungen außer Kurs gesetzt werden, sobald eine kriegführende Macht sich dadurch in ihrer Aktionsfreiheit behindert fühlt. Die Regierungen, die in Washington den Pakt geschlossen haben, wissen nur zu gut, daß im Kriege alle Vernunfterwägungen ausgeschaltet sind und alle menschlichen Gefühle schweigen, daß sie sich eben alles erlauben können. Hatte der Weltkrieg schon mit allen chevaleresken Bräuchen in der Kriegführung gründlich aufgeräumt, so dürfte ein zweiter Weltkrieg, dem die Chemie vorwiegend die Waffen liefert, unserer vielgerühmten Kultur ein grausiges Ende bereiten und unausdenkbares Elend über die Menschheit bringen.

BÖRSENSPIEGEL

Valuta und Industrie.

An der Berliner Börse hatte man Jahre hindurch nicht von Konjunktur und industrieller Lage gesprochen. Eigentlich seit den Augusttagen 1914. Was nun beinahe 8 Jahre her ist. Seit jener Zeit galt es als die natürlichste und selbstverständlichste Sache von der Welt, daß die Industrie ständig soviel zu tun habe, wie sie nur wolle. Zuerst hieß es, während der langen Jahre des Krieges Granaten, Flugzeuge, Automobile und anderes Heeresgerät in möglichst großen Mengen herzustellen, und die Hauptfrage war die, wie man nur die Anlagen schnell genug vergrößern könnte, um den gewaltigen, an die Industrie gestellten Anforderungen gewachsen zu sein.

Nachher war die Lage nicht viel anders. Ein paar weniger gute Monate des Übergangs begannen, aber bald darauf machte sich der ungeheure Bedarf des Inlands bemerkbar, der in den Jahren des Krieges nicht hatte befriedigt werden können. Wiederum hatten die Werke ungeheuerlich zu tun und abermals herrschte eine Hochkonjunktur. Inzwischen war die Reichspapiermark im Kurse gewaltig gesunken und nun erst recht entstand für die Industrie eine glänzende Zeit. Das Ausland machte die Entdeckung, daß man in Deutschland alles zum halben Preise kaufe, und je mehr die Mark sank, um so billiger konnte man alle Artikel erwerben, so daß abermals die Börse aller Konjunktursorge ledig war.

Jetzt zum ersten Male seit einer ganzen Reihe von Jahren zeigen sich Wolken am industriellen Himmel, und die Börse, die so lange nichts von Konjunktur gehört und gesprochen hat, ist plötzlich in die höchst unerwünschte Lage versetzt, sich mit diesem Problem ernstlich zu befassen. Sie hätte gerne, sehr gerne sogar, darauf verzichtet, aber es gewinnt den Anschein, als müsse sie im Laufe der kommenden Monate noch sehr oft die Konjunkturfrage erörtern. Woher auf einmal dieser Wechsel der Konstellation gekommen ist? Denn warum sollten wir bei einem Dollarkurs von 250 bis 280 auf einmal nicht mehr exportfähig sein, wenn wir es doch bei einem solchen von 100 und darunter waren? Unsere eigene Regierung ist es, die in ihrer Ahnungslosigkeit, in ihrem Unverständnis für wirtschaftliche Dinge und ökonomische Zusammenhänge die schwierigen Verhältnisse verschuldet hat, in die wir jetzt geraten sind; und das ist natürlich doppelt bedauerlich.

Hätte man vor den letzten unheilvollen Erhöhungen der Kohlenpreise, der Eisenbahnfrachten und so weiter ein paar Männer der Praxis, aus der Industrie, aus dem Handel, aus dem Bankierstande, hinzugezogen und sie um ihre Meinung befragt, so hätten diese Sachverständigen fraglos eine ernste Warnung vor einer solchen Politik ausgesprochen. Aber bei uns zieht man allenfalls die Gewerkschaften zu Beratungen über die wichtigsten Fragen hinzu, jedoch unter keinen Umständen Männer aus der in höchsten Kreisen sehr unbeliebten Industrie.

Und so kam denn alles, wie es kommen mußte. Die Preise für Kohle und Eisenbahnfrachten wurden so sinnlos hochgeschraubt, daß der Produktions-

prozeß sich in einer bisher beispiellosen Weise verteuerte. Auch wurden noch schnell, weil es ja in einem hinging, die Sätze der Umsatzsteuer bedeutend erhöht, und wenn unsere größten Konkurrenten und Gegner auf wirtschaftlichem Gebiete irgend etwas hätten ersinnen können, um unsere Konjunktur zu erschlagen, so hätten sie im Grunde gar nichts anderes und nichts Wirksameres tun können, als die eigene Regierung in ihrer hohen Weisheit ebenfalls getan hat. Die deutsche Industrie ist heute gezwungen, die höchsten Preise für das wichtigste Produkt zu zahlen, nämlich für die Kohle; sie ist gezwungen, die höchsten Frachtsätze zu bezahlen, was natürlich bei Schwer- und Massengütern ebenfalls sehr erheblich ins Gewicht fällt; sie ist endlich gezwungen, die höchsten Steuersätze zu zahlen, und andererseits hat sie die kürzeste Arbeitszeit. Nicht etwa, weil keine genügende Arbeit vorliegt, sondern weil Herr Karl Marx einmal geäußert hat, er halte den Achtstundentag für eine erstrebenswerte Sache. Ferner, weil am 9. November 1918 Herr Barth, Herr Landsberg, Herr Ebert und noch ein paar große Männer den Achtstundentag nach reiflicher Überlegung von drei Minuten für ein unabänderliches Gesetz erklärt hatten.

Müssen in Wirklichkeit die Eisenbahntarife und die Postgebühren so hoch sein, um diese Staatsbetriebe ohne Defizit arbeiten zu lassen? Keineswegs. In Württemberg ergeben sich schon jetzt Überschüsse aus der Postverwaltung, und man sollte meinen, was in Württemberg möglich ist, müsse es auch im übrigen Reiche sein. Ebenso zahlen die in Deutschland noch bestehenden Privateisenbahnen schon für 1921 ganz annehmbare Dividenden, obwohl sie natürlich keine höheren Tarife haben als die Reichseisenbahn. Indessen ist es gewissermaßen Ehrensache, daß alle Staatsbetriebe am teuersten arbeiten, und infolgedessen wird der sparsam arbeitenden Industrie gewissermaßen die schlechte Verwaltung der Staatsbetriebe tarifmäßig und in der Form der Steuern aufgebürdet. Es ist eine geradezu tragische Erscheinung, daß die deutsche Industrie in ihrem schweren Kampfe um die fremden Absatzgebiete nicht nur keine Unterstützung bei der eigenen Regierung findet, sondern im Gegenteil noch aus schwerste behindert und drangsaliert wird. In allen Ländern sieht man, wie die Politik dahin geht, der heimischen Industrie den Wettbewerb am internationalen Markte zu erleichtern und durch niedrigere Eisenbahntarife, durch Ausfuhrerleichterungen und ähnliche Maßnahmen die Exportmöglichkeiten zu heben. In der deutschen Republik aber steht man auf dem Standpunkt, daß die Industrie selber zusehen solle, wie sie fertig werde, und im übrigen müsse man, solange sie überhaupt noch lebensfähig sei, soviel wie möglich aus ihr herauspressen.

So kommt es denn, daß die Börse das solange nicht gekannte Konjunkturproblem ebenfalls wieder zu erörtern gezwungen ist. Unsere Zukunft aber hängt von der Gestaltung der Valuta ab. Wir sind heute dank verfehlter Verwaltungsmaßnahmen soweit gekommen, daß ein Produkt wie Kohle, also ein inländischer Rohstoff, zu dessen Gewinnung auch nicht die mindeste Einfuhr aus dem Auslande erforderlich ist, in Deutschland selbst bereits ebenso hoch im Preise steht wie englische Kohle; und das bei einem Dollarstande von 280! Wie soll es da erst werden, wenn einmal die Devisenkurse zurückgehen? Dann wird die englische Kohle halb so teuer sein wie die deutsche, und gerade das, eine Besserung des Markkurses, ist es ebenfalls, was die Regierung erstrebt, obwohl sie geradezu ruinös für die deutsche Ausfuhr zu werden droht.

Immer mehr nähern wir uns den österreichischen Verhältnissen. Auch dort ist man schon lange über Weltmarktpreis mit allen Erzeugnissen des Landes angelangt. Die Devisenkurse haben in Wien eine phantastische Höhe erklommen, aber an der Börse geht es trotzdem sehr still zu. Wird Deutschland den gleichen Weg gehen? Innerlich notwendig wäre es nicht. Im Gegenteil; wir könnten heute eine blühende Industrie, eine gewaltige Ausfuhr haben; aber anstatt dessen haben wir einen im Verhältnis zur Einfuhr viel zu geringen Export und unser Hauptexportartikel dürfte infolgedessen die Papiermark werden, solange sie noch jemand im Auslande an Geldes Statt annimmt. Wenn aber der Kurs der Mark immer mehr entwertet sein wird, vielleicht wird dann eine neue Ausfuhrtätigkeit beginnen können und vielleicht wird alsdann auch an der Börse ein neuer Umwertungsprozeß, eine neue Markflucht einsetzen. Mehr als jemals hängt alles von der Valuta ab, und ihre Gestaltung ist heute entscheidend für die Zukunft der Industrie, der gesamten Konjunktur und nicht zuletzt der Börse.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

51. Jahrgang | Juliheft | 51. Jahrgang

Die Krise / Von Erwin Steinitzer

Am Anfang war die kleine Koalition und das Kabinett Wirth in schöner schwarz-roter Mischung mit einem demokratischen Minister. Am Ende war wieder die kleine Koalition und das unveränderte Kabinett Wirth. Dazwischen gab es viel aufgeregtes Getue, viele alarmierende Zeitungsartikel und viel verschwiegenes Feilschen in Fraktionszimmern und Couloirs. Es war ein Pokerspiel mit starken und verwegenen Bluffversuchen aller Partner. Die Sozialisten meinten, wenn sie laut und hartnäckig versicherten, daß sie alle Trümpfe besäßen, würden die bürgerlichen Spieler ihre Karten wegwerfen. Die Bürgerlichen warfen ihre Karten nicht weg, und die Sozialisten waren schließlich gezwungen, die ihrigen aufzudecken. Da zeigte sich, daß sie gar nicht so besonders gut waren.

Zuerst machten die Mehrheitssozialdemokraten den Unabhängigen einen Verlobungsantrag (mit soliden Absichten). Ein Teil der Unabhängigen Partei und Fraktion möchte ja schon ziemlich lange geheiratet werden. Seit dem Winter der Revolution hat im Reiche und in Preußen kein Unabhängiger ein Ministerportefeuille bekommen, während die Größen der SPD. schön der Reihe nach auf den kuruli schen Stühlen Platz nehmen durften. Außerdem ist es aber für die Dauer doch ein zweifelhaftes parteipolitisches Geschäft, platonisch für die Räterepublik zu schwärmen und praktisch im Parlament für die halb oder dreiviertel bürgerliche Reichsregierung einzuspringen, wenn solcher Succurs im Augenblicke gerade nötig ist, um das Haupt des Reichskanzlers kanzlers zu retten. Die Arbeiter, die mit dem ganzen Bürgerpack, mit der Demokratie und mit dem Kapitalismus auch heute und morgen nicht paktieren wollen, laufen folgerichtig den Kommunisten zu. Die anderen besonneren, die von den Moskauer Rezepten nicht viel halten, bleiben schließlich bei der Mehrheitssozialdemokratie oder kehren zu ihr zurück. Denn die Mehrheitssozialdemokratie gebärdet sich ja in ihrer Presse und in ihren Versammlungen auch sehr radikal, und sie kann am Ende immer wieder darauf hinweisen, daß sie durch ihre Teilnahme an der Koalition und an der Reichsregierung dies und jenes erreicht oder verhütet habe, während die USPD. draußen steht und protestiert, aber nicht den Mut besitzt, zu rebellieren. Solange die Kommunisten noch ein Haufen von Verschwörern und Aufrührern waren, keine richtig organisierte Partei, und solange man den demokratischen Parlamentarismus in Deutschland noch als Experiment mit sehr ungewissen Erfolgsaussichten — ungewiß selbst für eine recht nahe Zukunft — betrachten konnte, hatte die unabhängige Sozialdemokratie neben der von Anfang an parlamentarisch-demokratischen Mehrheitssozialdemokratie noch eine grundsätzliche und agitatorische Existenzberechtigung. Heute ist diese Konjunktur vorüber, und es ist Zeit, daß der verlorene Sohn ins wohlgeordnete, demokratische Vaterhaus zurückkehrt, wenn er sich nicht zu den Moskauer Briganten in die Büsche schlagen will.

Auf der bürgerlichen Seite liegen ja die Dinge ganz anders, weil die Mentalität ganz anders ist. Die Deutsche Volkspartei, die platonisch monarchistisch ist, gern an den Glanz der alten Zeiten erinnert, die trübe republikanische Gegenwart mit Vorliebe kritisiert und des öfteren auch lästert, im Ernste aber gar nicht an Gegenrevolution und Restauration denkt, sondern im Parlament tüchtig mitarbeitet, wenn es gilt, sozialistische Vorstöße abzuwehren und die Gefahren einer radikalen Wirtschaftspolitik zu mildern — diese Partei, die prinzipiell ebenso auf der Grenzscheide zwischen einer

toten Vergangenheit und der Gegenwart steht wie die Unabhängigen auf der Scheidelinie zwischen der Gegenwart und einer unmöglichen, dialektisch konstruierten Zukunft, blüht und gedeiht, weil ihre Taktik und ihre Agitation der geistigen Einstellung und den Bedürfnissen des heutigen deutschen Bürgertums am allerbesten entspricht. Die Erkenntnis dieser Tatsache hat ja die Haltung der bürgerlichen Koalitionsparteien in der eben überwundenen Krise entscheidend bestimmt. Je dringlicher die Sozialdemokraten forderten, daß die unabhängige Freundin als legitime Braut anerkannt werde, um so eifriger versuchten Zentrum und Demokraten, die ehrbare und etwas konservative bürgerliche Dame Volkspartei in ihren Regierungszirkel zu bekommen. Die Sozialdemokraten höhnten: was wir vormachen, macht ihr nach. Laden wir die Unabhängigen zum Eintritt in die Koalition und in die Regierung ein, so schreibt ihr flugs einen ähnlichen Werbebrief an die Deutsche Volkspartei. Schließen wir mit den Unabhängigen eine Arbeitsgemeinschaft, so beginnen bei euch sogleich Erwägungen und Beratungen über eine Gegenarbeitsgemeinschaft mit der Deutschen Volkspartei. Äußerlich hatte man ja in der Tat den Eindruck einer nicht sehr originellen und nicht sehr geistvollen Anpassung jedes taktischen Gegenzuges der bürgerlichen Koalitionsparteien an den Schritt, den die Sozialdemokraten unmittelbar vorher getan hatten. Aber diese Imitation hat ihre innere Logik. Wie die Unabhängigen zu den Mehrheitssozialdemokraten gravitieren, weil diese wieder der gegebene Mittelpunkt der nichtkommunistischen politischen Arbeiterbewegung sind, so kreisen bei jeder Gefahr stärkeren Abrutschens nach links die bürgerlichen Mittelparteien um die Volkspartei, deren sehr gemäßigt republikanische und sehr ausgeprägt kapitalistische Melodie der Masse der groß- und mittelbürgerlichen Zuhörer am besten gefällt. Man mag diese Mentalität des heutigen deutschen Bürgertums beklagen, man mag sich ihrer freuen; aber man wird sie schwerlich so bald ändern.

Die Verschmelzung oder vielmehr die Wiedervereinigung der beiden sozialdemokratischen Parteien wird wohl in diesem Herbste erfolgen. Einige von den Unabhängigen werden nur schweren Herzens oder gar nicht herüberkommen. Herr Ledebour, der mit — gelegentlich ganz witzigen — oppositionellen Übertreibungen alt geworden ist, hat schwerlich noch den Ehrgeiz und die Aussicht, Minister zu werden, und er wird sich in einer Partei kaum wohl fühlen, in der man auf alliierte bürgerliche Fraktionen und auf die eigenen Genossen im Kabinett immerhin eine gewisse Rücksicht nehmen muß. Auch Herrn Adolf Hoffmann dürfte es schwer fallen, seinen kräftigen und urwüchsigen Jargon der absoluten Verneinung ein wenig zu mildern, und er kann wohl auch nicht darauf rechnen, in einer Koalition mit dem Zentrum wieder einmal Minister für Kultus und Unterricht zu werden. Vielleicht wird es gelingen, diese alten Kämpfer in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen. Etliche andere, die noch tatenlustig sind und sich nicht vorstellen können, daß man „Politik" anders treiben könne als Herr Koenen, werden eben zu Herrn Koenen gehen müssen. Auf ein paar Kommunisten mehr oder weniger kommt es nicht an, wenn sie nach der rechten Seite hin dichter isoliert sind als jetzt.

Die „vereinigte" Sozialdemokratie bekommt also einen starken linken Flügel. Daß sie darum in Zukunft — nicht in der Geste, sondern in der Praxis — radikaler sein wird als bisher, kann man nicht ohne weiteres sagen. Manche Herren vom neuen linken Flügel werden sich vielleicht sehr rasch nach der rechten opportunistischen Ecke hin bewegen; nach dem praktischen Grundsatze: wenn ich schon mitstrabel bin, will ich es ganz sein. Die übrigen wilden Männer wird man zweckmäßig in der Agitation draußen verwenden oder im Parlament an Tagen, an denen man es für nützlich hält, heftige Oppositionsreden halten zu lassen. Denn die bequeme agitatorische Gewohnheit, sich als Regierungspartei gelegentlich recht oppositionell und recht radikal zu gebärden, wird wohl auch die neue Sozialdemokratie in absehbarer Zeit schwerlich aufgeben.

Der Wiederanschaffungspreis / Von Gustav Schneider

Vorsitzender des Gewerkschaftsbundes der Angestellten

Von vornherein sei zugegeben, daß in Zeiten schwankender Wechselkurse zutreffende Preiskalkulationen außerordentlich schwierig sind. Zugegeben sei auch, daß viele Gewinne, die dem großen Publikum als ungewöhnlich hoch erscheinen, in Wirklichkeit gar nicht so hoch, sondern nur Tribute an den gesunkenen Geldwert sind. Bedenklich aber muß es schon stimmen, daß die Warenpreise regelmäßig nur die Aufwärtsbewegung des Dollars mitmachen, das Fallen aber vornehm übersehen. Merkwürdigerweise befinden sich in allen Lägern, wenn der Dollar steigt, nur „neue" Waren; fällt der Dollarkurs, dann ist nur „alte" Ware vorhanden, die zum hohen Dollarkurse eingekauft ist. Dieses muntere Spiel der Preise hat sich in der Kriegszeit eingebürgert zur Freude der Warenverkäufer, aber zum starken Mißvergnügen des Verbrauchers.

Alle gegen dieses Spiel erlassenen Wucherbestimmungen sind im großen und ganzen wirkungslos gewesen. Immerhin aber hatten sie eine moralische Wirkung, nämlich die, daß die übermäßigen Gewinne von den Warenbesitzern als illegal empfunden wurden. Man möchte auch dieses letzte Feigenblatt beseitigen und läuft deshalb gegen die Wucherbestimmungen Sturm. Das Losungswort heißt: „Der Wiederanschaffungspreis". Der Warenverkäufer soll berechtigt sein, seine Ware, ohne Rücksicht auf den Einstandspreis, zu dem Preise zu verkaufen, den er selbst bei der Wiederanschaffung der Ware zu bezahlen hätte. Hat also ein Kaufmann einen Posten Ware mit 1000 ℳ eingekauft, und der gleiche Posten würde zur Zeit des Wiederverkaufs im Einkauf 3000 ℳ kosten, so soll der Kaufmann berechtigt sein, diese 3000 ℳ und den üblichen Handelsgewinn zu verlangen, ohne deswegen des Wuchers angeklagt zu werden. Würde diese Geschäftsmethode handelsüblich werden, so würde sie einen starken Anreiz zur Zurückhaltung der Waren ausüben. Es gäbe ja dann gar nichts einfacheres, als Ware zu kaufen, sie hinzulegen und so lange aufzubewahren, bis der „Wiederanschaffungspreis" einen ungewöhnlich hohen Gewinn verspricht. Daß Gegenstände des täglichen Bedarfs jetzt schon in erheblichem Umfange zurückgehalten werden, ist eine bedauernswerte Tatsache. Es wäre aber durchaus verfehlt, für diese Zurückhaltung noch eine besondere Prämie auszusetzen.

Kürzlich hat der Herr Reichstagsabgeordnete Dr. Kulenkampff in der „Bremer Zeitung" die Berechtigung solchen Geschäftsgebarens an folgendem Beispiel nachzuweisen versucht:

Ein braver Mann hatte ein Geschäft, in dem er in jedem Frühjahr 10000 Kilo einer Ware einkaufte, die er im Laufe des Sommers absetzte. Die Ware war Gegenstand des täglichen Bedarfs. Der Mann ging in den Krieg; die zu Hause lagernden Gegenstände des täglichen Bedarfs zu 1,70 ℳ das Kilogramm blieben liegen. Im Jahre 1918 kam der Mann nach Hause und las gewissenhaft alle Wucherverordnungen. Damit war er im Frühjahr 1919 fertig, und nun ging er wieder an das alte Geschäft. Der Preis der Ware war inzwischen auf 20 ℳ für das Kilo gestiegen; aber er rechnete zu seinem Einstandspreis 20 % Verdienst und erlöste für die 10000 Kilo 20500 ℳ, nahm dazu ersparte 3000 ℳ, die er noch hatte, und kaufte 1920 für das Geld wieder neue Ware. Da der Preis der neuen Ware inzwischen auf 30 ℳ gestiegen war, bekam er nicht mehr 10000, sondern nur 700 Kilo. Der Erlös aus diesen 700 Kilo reichte gerade aus, um 330 Kilo neuer Ware zu kaufen, und wenn er das Geschäft in derselben Weise weitergeführt hätte, würde er in absehbarer Zeit nichts mehr haben kaufen können und würde verhungert sein.

Dieses „Lied vom braven Mann" bezeichnet der Herr Reichstagsabgeordnete Dr. Kulenkampff selbst als ein „Märchen". In der Tat hat es alle Bestandteile eines Märchens: Die blühende Phantasie, die Unwirklichkeit des Vorganges und die löbliche — oder unlöbliche? — Tendenz. Über die Phantasie wollen wir nicht weiter reden. Nur das eine sei bemerkt, daß der brave Mann gar nicht so „brav" war, denn wer vier Jahre lang Gegenstände des täglichen Bedarfs dem Verkehr entzieht, hätte eine empfindliche Strafe verdient. Unwirklich

ist die Schilderung deswegen, weil sie einen Geschäftsvorgang annimmt, der im Geschäftsleben überhaupt nicht vorkommt. Kein Kaufmann, der diesen Namen verdient, wird erst sein Warenlager vollständig ausverkaufen und dann an die Anschaffung neuer Waren denken. Er wird vielmehr fortlaufend sein Lager durch neue Einkäufe ergänzen und für die zu höheren Preisen eingekaufte neue Ware dementsprechend höheren Gewinn erlösen und damit seine Betriebsmittel stärken. Der Märchenerzähler hätte mit seinem Märchen also nur bewiesen, daß ihm das Wesen kaufmännischer Geschäfte nur unvollkommen aufgegangen ist. Der Kern des Streites, ob die Forderung des Wiederanschaffungspreises berechtigt ist oder nicht, liegt eben darin, daß man kaufmännische Geschäfte nicht schematisch oder mechanisch erklären darf. Vom Kaufmann wird man verlangen dürfen, daß er zu disponieren versteht. Nun wird aber kein Mensch behaupten können, daß von geschäftlicher Disposition geredet werden kann, wenn irgendwer seinen Warenbestand völlig ausverkauft und sich erst dann nach der Marktlage zwecks Anschaffung neuer Ware erkundigt. Das ist die Praktik des Schiebers, der sich auf eine bestimmte Ware stürzt, von der er glaubt, daß sie knapp sei, um durch ihre Zurückhaltung die Knappheit künstlich fühlbarer zu machen und dadurch die Preise in die Höhe zu treiben. Der ordentliche Kaufmann aber verfährt anders, wie jedermann sich durch den Augenschein überzeugen kann.

Wenn die Forderung des Wiederanschaffungspreises als berechtigt anerkannt wird, dann muß man diesen Grundsatz selbstverständlich auch für die Angestellten, Arbeiter und Beamten gelten lassen. Wenn durch die Anerkennung des Wiederanschaffungspreises alle Warenpreise in ganz ungewöhnlicher Weise in die Höhe getrieben werden, so wird natürlich den Festbesoldeten die Wiederanschaffung solcher Waren wesentlich verteuert. Es muß also auch bei Festsetzung der Löhne und Gehälter der Wiederanschaffungspreis als Maßstab des Arbeitsentgelts genommen werden. Davon ist aber merkwürdigerweise in den Kundgebungen der Kreise, die sich für den Wiederanschaffungspreis einsetzen, keine Rede. Eines aber bedingt das andere. Wird den Kaufleuten und Industriellen gestattet, jedes Geschäftsrisiko auf die Verbraucher abzuwälzen, dann muß auch den Verbrauchern, soweit sie festbesoldete sind, durch Erhöhung der Gehälter die Möglichkeit gegeben werden, die so im Preise gesteigerte Ware kaufen zu können. Damit würde die Inflation aber ins Ungemessene wachsen. Wo dann der selbständige Mittelstand und die Rentner mit ihrem nicht steigerungsfähigen Einkommen bleiben sollen, ist nicht abzusehen. Die Folgeerscheinungen einer solchen Entwicklung würden katastrophal sein. Nimmt man dem überwiegenden Teil des deutschen Volkes die Möglichkeit der Bedarfsdeckung, dann wird er zur Verzweiflung getrieben. Wer nichts mehr zu verlieren hat, kann alles wagen!

Wenn also die Forderung des Wiederanschaffungspreises abgelehnt werden muß, so wird man andererseits nicht verkennen dürfen, daß der gesunkene Wert des Geldes sich in dem Unterschiede zwischen Einstandspreis und Verkaufspreis auswirken muß. Hat der Kaufmann die Ware in einem Zeitpunkt eingekauft, in dem die Kaufkraft der Mark größer war als in der Zeit des Verkaufs, so wird man billigerweise zugestehen können, daß er den Unterschied der Kaufkraft mit einkalkuliert. Er macht ja dann keinen besonderen Gewinn, sondern geht nur mit der allgemeinen Entwertung mit. In Anrechnung gebracht werden kann aber immer nur die Kaufkraft der Mark in Deutschland, nicht aber der Wechselkurs. Die innere Markentwertung ist Folgeerscheinung allgemeiner wirtschaftlicher Vorgänge, während die Steigerung der Warenpreise bei der augenblicklichen Warenknappheit überwiegend spekulativer Natur ist. Besonders augenscheinlich zeigt sich die Spekulation bei Gegenständen des täglichen Bedarfs, die alle brauchen und die niemand entbehren kann. Gäbe man die Freiheit, ungestraft den Wiederanschaffungspreis zu verlangen, so würden wir es bald erleben, daß viele Waren vom Markte verschwinden und erst dann wieder auftauchen, wenn der „Wiederanschaffungspreis" einen großen mühelosen Gewinn verspricht.

Askese / Von Johannes Gaulke

Unter Askese versteht man die freiwillige Verzichtleistung auf alle Dinge, die eine Steigerung des Lebensgenusses bedingen. Das Asketentum ist so alt wie die geschichtliche Menschheit überhaupt. Immer hat es Eigenbrötler gegeben, die anders sein wollten als die andern und daher jede Lebensgemeinschaft mit ihren Mitmenschen ablehnten. Die Askese ist meistens mit religiösen Ideen auf das engste verknüpft. Wer auf die Freuden der Welt verzichtet und alle sinnlichen Begierden unterdrückt, tut es in der festen Überzeugung, daß ihm dafür ein besseres Leben jenseits des Grabes gewährt wird. In den drei Mönchsgelübden, Armut, Demut und Keuschheit, also in der Verzichtleistung auf Reichtum, Macht und Nachkommenschaft, ist das asketische Ideal mit festen Strichen umgrenzt. Geschichtlich betrachtet, ist die Askese kein Kind des Christentums, sondern sie ist erst in späteren Jahrhunderten unter dem Einfluß älterer Kulten von diesen übernommen. Indien, das Land der Wunder, das außer einer tiefgründigen, in ihrem Wesen pantheistischen Philosophie unter den sengenden Sonnenstrahlen auch einen an Wahnwitz grenzenden religiösen Aberglauben ausgebrütet hat, ist das Vaterland der Büßer und Einsiedler. Ist doch selbst der Buddhismus in seiner reinsten Form auf eine asketische Note abgestimmt. Der Königssohn Gautama wurde erst zu einem Buddha, nachdem er der Welt entsagt und alle Schauer der Einsamkeit empfunden hatte. Das Sicheinsfühlen mit der Gottheit, das restlose Aufgehen in die Urkraft ist der hohe Lohn, der dem Asketen für die Verzichtleistung auf das individuelle Leben winkt.

Das klassische Altertum war ausschließlich auf das Ausleben der Persönlichkeit eingestellt, das apollinische „Erkenne dich selbst" sein Leitmotiv. Erst in späterer Zeit wurde die asketische Geistesrichtung von den Neuplatonikern aufgenommen, doch nicht in ein geschlossenes System gebracht. Dies war dem Christentum, das die einheitliche Weltanschauung des Altertums sprengte und den Gegensatz von Fleisch und Geist konstruierte, vorbehalten. Dieser Dualismus, der die auf die Erhaltung und Fortpflanzung der Art gerichteten sinnlichen Begierden mit den spirituellen Bedürfnissen der Gläubigen nicht in Einklang zu bringen vermochte, begünstigte das Asketentum und seine Organisationsform, das Mönchstum, das bis auf den heutigen Tag einen starken Einfluß auf die katholische Kirche ausgeübt hat. Auch die protestantischen Religionsgesellschaften, die das Mönchstum prinzipiell ablehnen, haben die Askese nicht ganz verworfen, sondern sie, wenn auch in abgeschwächter Form, ihren Anhängern empfohlen. In dieser Beziehung ist der Pietismus, der stark zu einer Abkehr von der Welt tendiert, beachtenswert, ebenso wie die Theosophie, die, obgleich ihr jede katholisierende Tendenz fernliegt, sich dennoch zur gemäßigten Askese bekennt.

Am konsequentesten verfahren jedoch die Quäker, die im Gegensatz zu den Pietisten und Spiritualisten sich zu einem rationalistischen Christentum bekennen. Die Religion ist ihnen weniger Herzens- als Verstandessache, weil sie den Menschen, der ihre Gebote peinlich befolgt, vor sündhaften Gedanken und bösen Taten bewahrt. Aber nicht nur die Gebote muß der Quäker befolgen, sondern darüber hinaus alles meiden, was ihn in den leisesten Gewissenskonflikt führen könnte. Man muß die Versuchung, die einem auf Schritt und Tritt auflauert, überhaupt aus dem Wege gehen. Sinnliche Genüsse, die man nie kennengelernt hat, haben nichts Verführerisches an sich. Darum muß vor allem im Erziehungsplan ausschließlich den Lebensnotwendigkeiten Rechnung getragen werden. Der junge Mensch darf überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, daß es etwas wie einen Lebensgenuß gibt und daß er über die Erfüllung der ihm von der Familie, vom Staat und von der Kirche auferlegten Pflichten hinaus ein Eigenleben zu führen berechtigt ist. Jede Beschäftigung mit der „zwecklosen", wenn nicht gar sündhaften Kunst, jede durch sinnliche Betätigung ausgelöste Lustempfindung, jede Erhöhung des Lebensgefühls durch narkotische Mittel ist eine Sünde wider den Geist. Die Quäker haben das Kunststück fertiggebracht, das Leben auf eine asketische Note abzustimmen ohne dem Menschen einen Ersatz für den Verzicht auf den Lebensgenuß zu bieten.

Es ist nicht zu verkennen, daß vom Quäkertum ein großer Einfluß auf die Lebensführung der angel-

sächsischen Völker ausgegangen ist. In Amerika hat es den Boden für das neue Asketentum, das sich als Abstinenzbewegung organisiert hat, gut vorbereitet. Der Abstinent ist zwar kein Asket im Sinne des religiösen Fanatikers, der sich von der Welt emanzipierte, um sich nicht in ihren Fußangeln zu fangen, aber er ist, weil er es auf eine Verallgemeinerung seiner Grundsätze, möglichst mit Hilfe der Gesetzgebung, abgesehen hat, bei weitem gefährlicher als dieser. Die neue Askese, die sich einstweilen auf die Enthaltsamkeit von Alkohol in jeder Form beschränkt, hat sich kein geringeres Ziel, als die Eroberung der Welt gesetzt! Wollten die Asketen von heute es sich an der eigenen Enthaltsamkeit genügen lassen, läge kein Grund vor, sich über sie aufzuregen. Es ist das unbestrittene Recht eines jeden Menschen, sein Leben nach seinen Grundsätzen einzurichten, sich von der Welt zurückzuziehen, sich Entbehrungen aller Art aufzuerlegen und selbst den Körper zu kasteien, nur darf er sein Asketentum nicht zur allgemeinen Richtlinie machen und in diesem Sinne einen Zwang auf andere ausüben. Die Askese ist an sich weder eine gute, noch eine schlechte Übung, sondern lediglich Sache des Temperaments. Der Asket kann daher mit einem ethischen Maßstabe nicht gemessen werden. Wer in irgendeiner Beziehung Verzicht leistet, verdient weder unsere Mißachtung noch unsere Hochachtung. Viele sind erst zur Askese gelangt, nachdem sie den Freudenbecher bis zur Neige geleert haben und die vergewaltigte Natur ihnen ein gebieterisches Halt geboten hat. Andere, die ihre Natur richtiger einschätzen, haben die Askese von vornherein als eine prophylaktische Maßnahme auf sich genommen. Ein lobenswerter Entschluß, der aber keineswegs zur Nacheiferung zu empfehlen ist.

Den Typus des vollkommenen Menschen repräsentiert der Asket jedenfalls nicht, man könnte ihn als eine Entartungserscheinung registrieren. Die Askese ist in den meisten Fällen ein Angsterzeugnis, zugleich auch die Auswirkung eines hochgeschraubten, irregeleiteten Egoismus. Der Asket gefällt sich gern in der Rolle des Bußpredigers und schildert die Verderbtheit der Welt in den grellsten Farben. Dadurch, daß er die eingeborenen Triebe unterdrückt, jede Lust verneint und selbst den harmlosen Lebensfreuden aus dem Wege geht, kommt etwas Disharmonisches in sein Wesen, das sich oft bis zur vollständigen Narrheit steigert. Es ist der Grundirrtum aller Askese, anzunehmen, daß das Triebleben zur Erstarrung gebracht werden müsse, während die Natur auf eine möglichst weitgehende Differenzierung aller Triebe hinarbeitet. Die Folge davon ist, daß jeder, der sich im Bann solcher Zwangsvorstellungen befindet, und weil er glaubt, die eingeborene Natur überwunden zu haben, für sich — als den Ausbund aller Tugenden — eine besondere Moral beansprucht. Ja, er brüstet sich nicht selten damit, daß er die „wahre" Moral überhaupt erst entdeckt hat, woraus er dann weiter das Recht ableitet, über die Moral und die Weltanschauung der anderen den Stab zu brechen. So gesellen sich zum Egoismus auch noch Hochmut und Unfehlbarkeitsdünkel als Kennzeichen des Asketentums.

Der neuen Askese, die sich als Abstinenzbewegung organisiert hat, haften diese Merkmale unverkennbar an. Der Abstinent blickt mit Verachtung auf alle Andersgearteten herab, auf alle, die sich nicht zu seiner Anschauung bekennen und den Alkohol als Genußmittel schätzen. Es ist in diesem Zusammenhang nicht angebracht, die Vorzüge und Nachteile des Alkoholgenusses zu einander abzuwägen, wir haben nur zu untersuchen, ob die propagandistische Tätigkeit der Abstinenten eine sittliche Berechtigung hat. Ich will zugunsten der Abstinenten annehmen, daß sie es ehrlich meinen, daß sie von der Notwendigkeit ihrer Mission, nämlich die Menschheit vom Alkohol zu befreien, durchdrungen sind. Es fragt sich nur, ob die Menschheit von ihnen „bekehrt" sein will. Diese Frage ist mit einem glatten Nein zu beantworten. Wäre es anders, müßten die Abstinenten ganz andere Erfolge in ihrer Bekehrungstätigkeit erzielt haben. Die vielen Versuche, die etwa seit einem Jahrhundert von abstinenzlerischer Seite unternommen worden sind, um Einfluß auf die Massen zu gewinnen, haben wenigstens in der alten Welt mit einem kläglichen Fiasko geendet. In Amerika, wo die Quäker, wie schon bemerkt, eine dominierende Stellung im Staats- und Gesellschaftsleben einnehmen, liegen die Verhältnisse für die Ausbreitung abstinenzlerischer Ideen günstiger. Aber auch hier ist die Masse des Volkes keineswegs auf eine abstinenzlerische Note gestimmt. Die Trockenlegung der Vereinigten Staaten ist nicht durch Volksabstimmung, sondern durch einen unter dem Druck der sehr einflußreichen abstinenzlerischen Organi-

sationen herbeigeführten Parlamentsbeschluß zustande gekommen. Es ist dies eine der vielen Unmöglichkeiten im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten.

Die Abstinenten begnügen sich nicht, wie alle Fanatiker, mit Teilerfolgen, sondern ihr ganzes Streben ist darauf gerichtet, die Welt nach ihrem Bilde zu kneten und ihre Lebensführung allen Menschen aufzuzwingen. Eine neue Tyrannis ist im Anzuge, die das noch von keiner Zeit und von keinem Staate bestrittene Selbstbestimmungsrecht des Bürgers in Sachen der persönlichen Lebensführung aufheben will. Die amerikanischen Abstinenten haben es in einer Heilsbotschaft schon verkündet, daß sie das Prohibitionsgesetz nur als eine Etappe zur Verwirklichung ihres Programmes betrachten. Dem Alkoholverbot soll ein Nikotinverbot folgen, fernerhin soll sich die prohibitionistische Gesetzgebung auf alle Genuß- und Anregungsmittel, die vom Standpunkt einer asketischen Ernährungsweise als entbehrlich gelten, erstrecken. Wahrlich, weiter kann die Bevormundung kaum betrieben werden! Wenn auch nur ein Teil des abstinenzlerischen Programms sich erfüllen sollte, können wir die persönliche Freiheit, ohne die es eine Kultur des Geistes nicht geben kann, als eine Reminiszenz aus längst vergangenen Tagen buchen. Wie jammervoll wäre es um die Menschheit bestellt, wenn dem Einzelindividuum der Grad seiner Lebensintensität von Gesetzes wegen festgelegt würde, wenn jede „Versuchung" von ihm ferngehalten würde! Es ist schon richtig, daß der Alkohol und die anderen „Kulturgifte" Gefahren in sich bergen und, wenn im Übermaß genossen, artverschlechternd wirken. Was hat aber diese bei weitem übertriebene Gefahr gegenüber der weit größeren, die wir durch ein asketisches Bevormundungsgesetz auf uns laden, zu bedeuten! Ein solches Gesetz würde gewiß nicht den Grund zu einer höheren Sittlichkeit, sondern zu einer Sklavenmoral legen. Darum ist die Askese in jeder Form, sofern sie uns Richtlinien für unser Tun und Denken aufzwingt, als eine kulturfeindliche Geistesrichtung abzulehnen und zu bekämpfen.

Herbert Eulenbergs Roman / Von Franz Dülberg

Das bisherige Leben des niederrheinischen Dichtersmannes Herbert Eulenberg gliedert sich mit schöner Symmetrie in zwei Abschnitte von je 23 Jahren. In dem Alter, in dem Schillers „Don Carlos" es unliebsam zu empfinden beginnt, noch nichts für die Unsterblichkeit getan zu haben, war Eulenberg durch das bei Johann Sassenbach in Berlin geschehene Erscheinen seiner ersten Dramen und durch eine Berliner Vereinsaufführung seines „Münchhausen" bereits eine bekannte Persönlichkeit: Kritiker von Gewicht wie Maximilian Harden traten eifrig für ihn ein und veranlaßten hierdurch auch den damals die Literatur nur als Nebenfach betreibenden Schreiber dieser Zeilen, sich durch Erwerbung der Eulenbergschen Bucherstlinge ein heute bereits ansehnliches Wertobjekt zu sichern. Seitdem ist es ein wenig postwagenmäßig bergauf und bergab, in der Gesamtsumme aber doch wohl bergauf mit dem Dichter gegangen. Otto Brahm holte sich mit einigen Stücken des seiner intimen Sachbescheidung eigentlich fernliegenden himmelstürmenden Poeten seine ruhmvollsten Theaterskandale, Paul Wegener durfte bei Reinhardt das greifliche Gespenst des „natürlichen Vaters" verkörpern, auch München, Dresden und manche kleinere Bühne holten immer wieder den Dichter hervor, von dessen wohl über zwanzig Theaterstücken immerhin drei oder vier, die schillerpreisgekrönte „Belinde", das früher bei Reclam für 20 Pfennige erhältliche Lied vom ungetreuen Ritter „Leidenschaft" und die bitterphantastische Komödie „Alles um Geld" zu den kostbaren Puppen gehören, die von ehrgeizigen Theaterleitern und Regisseuren immer wieder hervorgesucht und abgestaubt werden. Mehr als diese relativ erfolgreichen Stücke sagt mir der an einer großen Bühne durchgefallene „Frauentausch", dessen erste drei Akte zum Berauschendsten an Jugendüberschwang und menschlichem Eigenwillen gehören, was ich kenne. Als Grundzug der Eulenbergschen Dramatik läßt sich vielleicht angeben, daß sie wertvolle, aber an irgendeiner Stelle hartnäckig mit dem Universum zusammenstoßende, etwas schrullige Menschen hinstellt, die bis zur Selbstvernichtung in die Wahrung und Pflege ihres überströmenden Herzens versessen

sind; es kommt dem Dichter durchaus nicht darauf an, die irdische Existenz seiner Helden und Heldinnen auf eine mitunter raffiniert grausame Weise zu beenden, worauf er dann doch wieder über die verlorene Schönheit klagt und am liebsten der marmornen Urne des von ihm hingeopferten Menschenlebens die ganze Auflage seines Dramas widmet. Eine stoßweise und stürmisch vorwärtstrabende lyrische Dramatik, deren heiligster Ernst durch bisweilen gut erfundene, mitunter auch etwas verstandesmäßig verzerrende Zwischenbilder heftiger Komik unterbrochen wird.

Neben der reichhaltigen, fast niemals auf die reine Bucherisstenz beschränkten Theaterproduktion brachte der schnelle Leser und rüstig schaffende Arbeiter eine recht stattliche Menge beschreibender Prosa hinter sich: Dramaturgisches, Auseinandersetzungen mit großen Mitstrebenden wie Ibsen und Raimund und mit Theatergrößen, öffentliche Reden, Polemik und Journalismus tragen nebst einem wertvollen und farbenreichen Novellenbändchen und einem psychologischen Tierroman dazu bei, das bisherige Gesamtwerk des Sechsundvierzigjährigen hinter der runden, stattlichen und in jeder Hinsicht vertrauenerweckenden äußeren Erscheinung des Dichters nicht zurückstehen zu lassen.

Tun wir dem reich beschenkten und uns reich beschenkenden Poeten einen Gefallen, wenn wir seinen soeben bei J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart in recht ansprechender Ausstattung erschienenen ersten größeren Roman, dessen Titel „Auf halbem Wege" leis an die frühere Bezeichnung eines in fridericanischer Zeit spielenden älteren Eulenberg-Dramas anklingt und dessen Seitenzahl sich genau mit den Tagen des Schaltjahrs deckt, als einen Wendepunkt und Prüfstein seiner Kunst betrachten? Die Tatsache, daß Eulenberg hier, wie es beginnende Romandichter so gern tun, eine Reihe von Ansichten und Gedanken, die ihm offenbar selbst sehr am Herzen lagen, untergebracht hat, soll uns nicht auf diesen Weg verführen: der Dichter kann in seinem Gesamtwerk groß bleiben, und die Gedanken können richtig sein, auch wenn sie nicht in das romanmäßige Seelenbild seiner Gestalten aufgelöst, sondern ein wenig wie die Kleie im Brot in unverarbeiteten Stücken stehengeblieben sind. Am allerwenigsten wollen wir den Irrtum begehen, der dem Poeten sicherlich selbst ferngelegen hat: von vornherein anzunehmen, daß der, welcher die enggebundene und aufgespitzte Form des Dramas meistert, darum auch mit der loser angelegten und sich gewissermaßen von selbst abwickelnden Romanarbeit ohne Schwierigkeit fertig werden müsse. Gewiß führt das Drama seinen Verfasser vor die schwierigsten Klippen und verlangt von ihm die äußerste Konzentration und Selbstbeherrschung, dafür ermöglicht es ihm aber eine Gestalt oder eine Situation mitunter nur von der einen gerade beleuchteten Seite zu sehen und sich für die weitere Ausgestaltung einer augenfällig hingelegten Skizze auf den Schauspieler zu verlassen. Wenn mir ein vielgespielter, nach seinem fünfzigsten Geburtstage mit einem reichen und umfänglichen Roman hervorgetretener Dichter einmal sagte, wie herrlich sei doch diese neue Beschäftigung, bei der man alles selbst mache und wo einem durch unfähige Darsteller und Spielleiter nichts mehr verdorben werden könne, so gebe ich ihm gerne recht, aber auch zu bedenken, daß der Dichter im Roman eben auch alles restlos selber machen, Gestalten und Szenen bis in die letzten Hintergründe deutlich erleuchten muß. Wer eine Landschaft nicht bis in ihren geologischen Unterbau hinein schildern, eine Volksschule, ein Krankenhaus, ein Wettrennen, einen vielhundertköpfigen Fabrikbetrieb mit statistischer Genauigkeit und doch in jeder Sekunde ans Ohr des Unkundigen schlagendem Leben vor uns hinstellen kann, der wird als Romandichter sicher, als Dramatiker bei reichem Kunstverstand, warmer Phantasie und glühender Sprachgewalt vielleicht nicht unbedingt scheitern.

Ehe wir der Frage nähertreten inwieweit Eulenberg als Könner und Maler auf dem ihm neuen Gebiet alle unsere Wünsche befriedigt, werden wir gut tun, in Kürze die Hauptgeschehnisse des Romans, der in Deutschland kurz nach dem verlorenen Weltkrieg beginnt und seine Hauptgestalten durch etwa anderthalb Jahrzehnte ihres Lebens hindurchführt, also wie ein guter Konfirmationsanzug etwas auf das Nachwachsen der Leserwelt berechnet ist, vor uns vorbeiziehen zu lassen. Wir sehen einen als Ruine aus der wilhelminischen Zeit auf einsamer Burg hausenden pensionierten General, der abseits von seiner ihn nicht verstehenden, der schwärmerischsten Form des Pietismus zugewandten Gattin über ein wenig kindlichen Plänen zur Vernichtung Frankreichs brütet und trotz der

für eine militärische Laufbahn nicht eben glänzenden Zeitaussichten darauf besteht, daß der sich mehr zum Denker und Menschenbildner als zum Strategen berufen fühlende Sohn den Lehrgang und die Zucht einer Kadettenanstalt bis zum Ende durchmacht. Eine heftige Auseinandersetzung über den von dem Knaben mit allen Seelenkräften angestrebte Berufswechsel führt infolge der starren Weigerung des Gatten zum Selbstmord der Mutter, die nach Hinterlassung eines lyrisch überschwellenden Testaments sich unter die Räder der Eisenbahn wirft. Erst die Drohung des Sohnes, denselben Weg wie die Mutter zu gehen, bestimmt den Vater — eine der etwas grauschwärzlichen, scharf umrissenen Eulenbergschen Vätergestalten —, es geschehen zu lassen, daß Gebhard das Internat verläßt und bei dem Bruder der Mutter, einem in seiner Jugend rosenkreuzerischen Bestrebungen, neuerdings aber einem poetisch gehobenen Freidenkertum ergebenen Sonderling, für eine akademische Ausbildung erzogen wird. Der Jüngling begegnet in dieser „pädagogischen Provinz" einem leidenschaftlich satyrischen Denker, dem Sohn eines germanisch reckenhaften verbummelten Genies und einer verkümmerten, aber tüchtigen und treusorgenden Jüdin. Gebhard, dessen mit verbissener Energie durchgehaltenes Lebensziel es wird, die deutsche Menschheit zu unbedingter Friedensgesinnung und zum Verzicht auf jeden Revanchekriegsgedanken zu bewegen, schließt mit dem trotz glänzender Begabung und früher Erfolge über sein Mischlingsdasein trauernden Halbjuden eine echte und rechte Männerfreundschaft, die die Spuren früherer gleichgeschlechtlicher Anwandlungen, wie sie aus dem Schlafsaaldunst der Internate ja nur allzu leicht emporsteigen, rasch beseitigt. Eine zweite Gefahr droht dem Gleichgewicht seiner Seele aber von der stellenweise die Grenzen der Blutschande streifenden leidenschaftlichen Neigung zur eigenen jüngeren Schwester, die mit den Jahren auch das rauhe Adlernest des Vaters verläßt und, wenngleich ohne dauernde seelische Befriedigung, sich der Bühnenlaufbahn zuwendet. Es wiederholen sich also auch hier Klänge aus Dramen Eulenbergs, der in der frühen „Anna Walewska" sich an das Problem der sinnlichen Liebe zwischen Vater und Tochter herangewagt hatte; auch Gebhard und Gisa wiederholen dasselbe Spiel, das bereits zwischen Gebhards Mutter und ihrem Bruder, dem er seine Erziehung für den gewählten Beruf verdankt, angeklungen war. Mehr in einer Flucht gesunder Instinkte zum Natürlichen als aus gebietender Neigung gibt sich Gisa dem scharfgeistigen Freunde des Bruders hin; Samuel Söchting aber, der in seinem Namen bereits den Widerstreit zweier Rassen beklagt, vermag sich nicht zu entschließen, sein Geschlecht durch einen Ehebund mit der Generalstochter entschiedener ins Germanische hinüberzupflanzen und gibt sich, nachdem Gebhard in einer Volksversammlung das Opfer seines schrankenlosen Rednerfanatismus geworden ist, nach feierlichem und prunkvollem Lebensabschied den Tod durch freiwillige Gasvergiftung. Es bleibt, nachdem ein erstes Kind der Beiden als Symbol der lebensunmutigen Zeit sich gleich bei der Geburt an der Nabelschnur der Mutter erwürgt hat, um das Jahr 1940 Gisas Tochter, eine Samuele von Echter, übrig, die dem mürrischen Großvater Blumen reichen will in dem Augenblick, wo dieser auf dem Grab seines Sohnes und dessen jüdischen Freundes vom Schlaganfall erstarrt.

Schon die Tatsache, daß man einen Roman mit solchen äußersten Kraßheiten der Handlung überhaupt zu Ende lesen kann, spricht für den Dichter und würde ihn, wenn es dessen noch irgendwie bedürfte, als solchen legitimieren. Die Verführung des dreizehnjährigen Kadetten durch einen sich später von dem pazifistischen Wanderredner gehässig abwendenden Stubengenossen, die Liebesszene zwischen Bruder und Schwester, das Unglück bei einer Filmaufnahme, das dem Vater Samuel Söchtings das Leben kostet, endlich die Versammlungsszene und der Tod Gebhards unter den Stiefelschäften irregeleiteter Arbeiter sind mit voller Deutlichkeit, aber nirgends mit den Grellheiten des Panoptikums ausgesagt. Es war, wo an so gesteigerte Stoffe herangegangen wurde, vielleicht eine wahre Wohltat, den ganzen Fluß der Erzählung in eine Art Wahlverwandtschaften-Stil zu bändigen; unvermeidlich geht in dieser Gangart freilich die höchste sinnliche Farbigkeit verloren. Als Einwand gewiß nicht sittlicher, aber rein ästhetischer Art bleibt das Abseitsliegende mancher Hauptvorgänge bestehen. Daß heranwachsende Jünglinge und Mädchen mit gleichgeschlechtlichen Neigungen zu kämpfen haben, ist eine allbekannte, bisher aber noch lange nicht hinreichend öffentlich eingestandene Tatsache, für deren zartgeistige Betonung jeder vor sich selbst aufrichtige

Beurteiler Eulenberg nur Dank wissen wird. Etwas anders steht es für mein Gefühl mit dem ja auch von Thomas Mann, aber dort mit klarerer komödischer Überlegenheit behandelten Motiv der „Wälsungenleidenschaft" zwischen Bruder und Schwester. Wagners Siegfried und Sieglinde wußten eben vor dem höchsten Aufschäumen ihrer Leidenschaft noch nicht, wie nahe die Natur sie beieinandergestellt hatte. Es mag vielleicht an meinem nicht hinreichend stark entwickelten Familiensinn liegen, daß ich mich nicht ganz in die Gefühlswelt der beiden dem Dichter doch wichtigen Gestalten hinüberspielen kann. Um deutlich abzugrenzen: der Dichter hat natürlich das Recht, alles darzustellen, was in der Welt geschieht oder geschehen kann; wenn ein Poet aber seine schönste Schilderungskraft an einen Menschen wenden würde, der als kräftiger Jüngling nur für 70jährige Greisinnen in Liebe erglüht, oder der an der Welt verzweifelt, wenn er nicht jeden Morgen angefaulte Seepferdchen zum Frühstück verzehren kann, so würde ich leise den Einwand nicht ganz fruchtbringend aufgewandter Bemühung erheben.

In einer kühleren Denksphäre verweile ich, wenn ich mir gestatte, die Gründe, aus denen Samuel Söchting die Welt verläßt, nicht völlig stichhaltig zu finden. Wie viele Menschen können im dritten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts sich noch mit einiger Wahrscheinlichkeit auf ihre Reinrassigkeit berufen? Mischehen, bei denen der Vater Christ, die Mutter aber Jüdin war, haben im neueren Deutschland zum mindesten ein schaffenskräftiges Genie — Hans von Marees — und ein sehr ertragreiches und lebensfreudiges Talent — Paul Heyse — zuwege gebracht. Der erschwerende Umstand, daß der Vater ein Trinker war, reicht für den Selbstmordentschluß Samuels nicht aus, da dieser ja stets als ein überlegener, seine Genüsse und selbst seine Leidenschaften mit Zucht verwaltender Mensch geschildert wird. Überhaupt scheint mir Eulenberg das Judenproblem etwas dramatisch zu übersteigern; wenn er vollends an einer Stelle Juda als „ein Volk" feiert, „das sich nicht wehrt", so verkennt er meines Erachtens den — durchaus gesunden, erfreulichen und berechtigten — Makkabäergeist, der im „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" und in so mancher jüdischen schlagenden Studentenverbindung lebt.

Aber vielleicht gehört diese Betrachtungsweise mit in das Gesamtbild des Eulenbergschen pazifistischen Ideals, das ich ebenso wie das Freidenker-Evangelium des erziehenden Oheims zu den nicht ganz zu romanmäßiger Anschauungsfülle gewordenen, etwas im Gedanklichen steckengebliebenen Teilen des reichen Buches rechnen möchte. Bekennen will ich, daß auch das Gedankliche mich hier nicht völlig zwingt. Daß Deutschland, will es den in der Goethe- und Humboldtzeit von ihm eroberten Platz in der Reihe der geistig führenden Nationen wieder einnehmen, bei seinen politischen Zukunftswünschen nicht nur an sein eigenes Ergehen, sondern auch an das Gesamtheil der Menschheit denken muß, daß es zudem auf lange Jahrzehnte hinaus schon physisch zu jeder Kriegführung außerstande wäre, und daß das ungeheure Schwergewicht eines Kriegsentschlusses gar nicht innig genug und nicht ohne tiefste Vereinigung religiöser und kühl denkerischer Betrachtungsarten vorgeprüft werden kann, bedarf für den, der die fünf furchtbaren Jahre mit ihrem Nachtrab von Herzen erlebt hat, wohl keiner Darlegung; ob dem ganz langsam sich mehrenden Ansehen Deutschlands und seiner schon leise wieder im Rat der Völker erklingenden Stimme aber durch die Züchtung einer hemmungslosen und unbedingten Friedensgesinnung gedient sein würde, möchte ich bezweifeln.

Doch hier entlasse ich den schon über Gebühr von mir festgehaltenen und an der Lektüre des Buches, auf das ich ihn hinweisen wollte, verhinderten Leser. Es ist schon gut, wenn Ihr tüchtige Kauwerkzeuge und fast möchte ich sagen, gutes Kampfgerät mitbringt: als Gewinn tragt Ihr davon, nach der stellenweise harten Auseinandersetzung mit einem reinen Menschen, Eure eigene Wesenheit gesteigert wiederzufinden.

Eine Theaterpassion / Von C. F. W. Behl

Es läßt sich schwer etwas Verlogeneres und Geschminkteres vorstellen als der landläufige Theaterroman. Das Bedürfnis des Bürgers, einen verständnisvoll-neugierigen Blick hinter die Kulissen zu tun, sich von dem „Hauch der Bühnenromantik umwittern" zu lassen, seine von eingebildeten Sensationen bestimmte Erwartung befriedigt zu sehen, übt einen schier unwiderstehlichen Reiz auf die Schreibenden aus, etwas noch Magischeres, noch Unwahreres vorzutäuschen. Es kommt wohl auch vielfach Eitelkeit und die Sucht, um jeden Preis den holden Zauber des Milieus zu erhalten, hinzu. So finden sich immer nur wieder, wenn nicht zufällig einmal ein Dichter die Welt der Bretter wie mit einem Blitzlicht grell und unerbittlich durchleuchtet, der bewußte Hokuspokus, die Geheimnistuerei halber Enthüllungen, die gar keine sind, und die anreißerische Sentimentalität, die den Theaterroman unerträglich machen.

Man nimmt solche Bücher nicht ohne Vorurteil zur Hand — und um so tiefer darf man darum erfreut sein, stößt man gelegentlich doch auf einen Ausnahmefall.

Dora Wentschers Geschichte einer Theaterpassion, die den Weg der „Barbara Velten"*) aus Bürgerlichkeit über die weltbedeutenden Bretter bis zur Entsagung begleitet, ist ein solcher — und ein besonders glücklicher! Denn hier ist aus dem Erlebnis der Theaterleidenschaft, die schließlich Leiden ward, ein Roman geformt, der nicht nur eine Menschenentwicklung gibt, sondern den ernsten strengen Willen zur Selbsterkenntnis, das Reifen eines starken Gefühlswesens zu bewußter Lebensgestaltung offenbart. Der autobiographische Charakter des Werkes ist kaum verschleiert und erhöht dessen Wert durch die beinahe objektive Einstellung, die die Verfasserin mit der innerlichen Überwindung der Theaterwelt selbst erlangt hat. Darin nur — und nicht in der Enthüllung ruht der persönliche Reiz des Buches. Man nimmt teil an dem Leben eines Menschenkindes, das in frühester Sehnsucht und mit bald erwachender Leidenschaftlichkeit sich dem Theater hingibt, das mit jener zähen und unvergleichlichen Energie, die jugendlichem Wunschvollen eigen ist, seinem Ziele zustrebt, um dann, zwischen Erfüllungen und Enttäuschungen schmerzlich hin und her geworfen, aus dem Erreichten herauszuwachsen und in sich eine jenseits des Theaters liegende Berufung zu entdecken.

Ohne verlogene Schönfärberei wird hier das Leben einer Schauspielerin gegeben, wie es ist, mit all seinen Erregungen und Aufschwüngen, seinen Nüchternheiten und Niederbrüchen, seinen Alltäglichkeiten und Nöten, mit den peinvollen Abhängigkeiten von Zufall und schlimmeren, erniedrigenden Erfolgsbedingungen, mit seinen jähen Glücksräuschen und schließlich auch mit seiner Romantik, die nur so ganz und gar nicht „romantisch" im bürgerlichen Sinne anmutet. Barbara Velten muß, einmal verstrickt in jene Welt, die ihrer Kindheit und Jugend höchster Zauberreiz war, durch all das hindurch, und sie erträgt, tapfer kämpfend und aus manchem Straucheln immer neu sich aufrichtend, was ihr das heißbegehrte Leben im Rampenlicht auferlegt. Sie erträgt es bis hart an die Grenze des Zusammenbruchs hin, bis zur zerstörerisch drohenden Hysterie, als sie längst an sich selbst erlebt hat, daß ihr Auserwähltheit und Aufstieg zu den Großen des Theaters nicht beschieden sei. Aus dieser Erfahrung heraus findet sie endlich doch die Kraft, sich ein anderes Los zu schmieden, der Bühne zu entsagen und — einem aus spielerischen Anfängen bald zum Ernst erwachsenen Können sich gebend — Bildhauerin zu werden.

Weil dieses Buch ein ehrliches „Gerichtstaghalten über das eigene Ich" bedeutet, vermittelt es einen tiefen menschlichen Eindruck, und man gleitet gerne über das Zuviel hinweg, das die Verfasserin auf den beinahe 600 Seiten von ihren Lebenserfahrungen niedergeschrieben hat. Denn noch fehlt ihr freilich die große Kunst der Abbreviatur, und der Bekenntnischarakter dieses Erstlingswerkes gab ihm tagebuchhafte Breite. Einzelheiten jedoch zeugen in Fülle von unbedingter Gestaltungskraft — wenn sie etwa das frühe Erlebnis der Duse schildert oder ihr eigenes Auftreten als Medea oder das rastlos

*) Verlag Ed. Strache, Leipzig.

die Nerven zermürbende Zigeunerdasein der Wandertruppe. Äußeres Geschehen berichtend, weiß sie den Leser zur Tiefe des seelischen Eindrucks hinabzuführen. Und so ergab sich aus dieser Begegnung eines Menschen mit dem Theater, die ihm im zwiefachen Sinne „Passion" bedeutete, eine Spiegelung des Bühnenlebens von seltener Eindringlichkeit und Wahrheit. Die Überwindung der Leidenschaft durch das Leiden fand hier Ausdruck in einer Weise, die Hoffnung gibt, daß Dora Wentschers Können auch zu anderen, nicht von so unmittelbarem Erleben getragenen Werken hinlange. Dafür zeugt auch ein Satz in diesem Buche, dessen bescheidener Ernst das Bekenntnis eines echten Künstlermenschen umschließt, der aber auch deshalb hier stehen möge, weil er den Ursprung jener Kraft offenbart, der die Verfasserin die dichterische Bewältigung ihres persönlichen Schicksals verdankt: „Mensch sein ist das Erste, das einzig Wichtige. Der Beruf ist nur eine Form, in die man sein Menschentum gießen soll!"

Erlösung

Von Grete Ziebolz

In den ersten Tagen des neuen Jahres schnürte er seinen Ranzen und fuhr in die Berge hinein. Stieg auf und wollte sich in die Einsamkeit verkriechen, die ihn wie mit einem Zaubergewölk umspann.

Sein Häuschen lag abseits aller Wohnstätten auf einem Wiesenplan, der im Frühling einem buntfarbigen Duftmeer ähnelte. Durch die Wellen der auf- und abwogenden Gräser glitten Heere dünnflügliger Insekten. Schmetterlinge verloren ihren Mehlstaub in heimlich durchliebten Juninächten und flatterten am Tage trägmüde von Blüte zu Blüte. Zierlich feine Libellen trugen ihre sonnenumglitzerten Kleidchen anmutig zur Schau und ließen dem Winde die Freiheit des Kosens. Ihre zarten wonnigen Leiber jauchzten vor sinnlicher Lust und suchten Kühlung im Schatten großblumiger Pflanzen.

Am Rande der Wiese lief über Steingetürm ein Bach. Ein bandschmales Wasser, das sich an seinen Rändern Mooskissen zum Anschmiegen gerichtet und Farren als Schutzständer gegen zu heiße Sonnenstrahlen aufgebaut. Sträuße lichtblauen Vergißmeinnichts prangten an seiner Brust.

So war es im Frühling! — Jetzt aber lag der Plan in dichtem, dickem Schnee eingehüllt. Der Weg bestand in Fußtapfen, die durch die schwere Einsenkung des menschlichen Körpers gebildet wurden. Irgendeiner war gekommen und gegangen.

Doch nur einer! Und darin lag für ihn das Glück. Er war allein! — Endlich! — Endlich durfte er wieder ein Mensch sein. Das Leben der Großstadt versank ihm, zerflatterte, zerstob. Der Lärm verlor sich in belanglosem Geklingel und gebar die hörbare, unergründlich tiefe, wundervolle Einsamkeit. Er rollte einen Schneeball zusammen und warf ihn bubenhaft gegen eine hochstrebende Tanne. Mit dumpfem Anschlag zersprang er, zerbarst zu Pulver und zerstarb.

Eisgraue lange Bärte hingen an den Bäumen. Plötzlich erschienen ihm die Stämme wie jahrtausendalte Riesen, die stumm in das Leben blickten und doch weltweise ihre Häupter bewegten, wenn sie die Luft verspürten, eine Regung zu zeitigen.

Er mußte der kleinen flimmernden Waldwurzelchen gedenken, die heuer ein Menschlein sich anzumalen vermaß. In bunter Lustigkeit mit getupftem Gold. Was für eine Dummheit, wenn man hier draußen die Bedeutung erkannte, mit der die Wurzeln ihre Lebenskraft für diese Riesen aus dem Erdboden sogen.

Menschen! — Er schüttelte sich im plötzlichen Grauen. Was war aus ihnen geworden, seit Noah mit seiner Arche allein auf den Wassern schwamm? Wie hatten sich die Geschöpfe eines großen Herrn und Meisters umgebildet? Wie waren sie klein geworden seit der Zeit, da der Ölzweig ihnen die Trockenheit eines Landes kündete? Heut malte ein Dummer den Waldwurzeln in spielerischer Tändelei bunte Gesichter auf. Ein Kluger würde ihnen Fratzen aufdrücken. Fratzen, die ihm tagtäglich in den Straßen begegneten. Fratzen, die sich hinter spitzmündigem Lachen verbargen, Fratzen, die sich in der Geldgier in sich selbst zerschnitten, in der Sattheit aufschwollen und in der Gemeinheit zerwühlten.

Ach, wer lehrte ihn die Menschen so erkennen, wie er sie immer und nun auch im Augenblick wieder vor sich sah? Wer legte jene Kraft der tieferen Erforschung in seine Seele? War das ein göttlicher oder teuflischer Einschlag? Mitten im karnevalistischen Trubel hatte es ihn gepackt, an ihm gezerrt, ihn förmlich herausgerissen und hier heraufgetrieben. Willenlos und doch einem fremden Willen preisgegeben.

Lachte da jemand? — Wohl war es zum Lachen, wenn sich die Menschen maskierten und in diesen Masken sich selbst zum Opfer brachten. Sie stellten ihr Fleisch bloß und klebten sich eine Erkennungsmarke an, die, wie sie meinten, ihre Individualität bedeutete. Darum würden sie in Wahrscheinlichkeit Feste verneinen, in denen sie sich in Tiergestalten verwandelten. Denn es wäre gewissermaßen gleichbedeutend mit einer Herausforderung und sehr dazu geeignet, Persönliches zu verraten. —

Solche und ähnliche Grübeleien ließen ihn wieder einmal die Zeit vergessen. Die Dämmerung war bereits derart stark in Dunkelheit übergegangen, daß er sich nur

mühsam zurechtfand. Ein durch die letzten Stürme stark zerbrochener und halb über den Weg geworfener Zaun zeigte ihm, wo er sich befand. Nur noch wenige Minuten, und er stand vor seinem kleinen stillen Haus. Er dachte an das vielverästelte Rehgeweih, das im Giebel angebracht war, und fühlte von neuem den Stolz, den das Tier besessen haben mochte, wenn es majestätisch durch die Wälder schritt. Er dachte an den Stolz, den die Menschen in und nach den Wirrsalen des Krieges so ganz verloren. Eine unendliche Kette von Demütigungen sprangen tagaus, tagein durch das Leben und machten das Gefühl stumpf. Hingen sich an sie und zwangen sie in die Kniee.

Da sah er sein Märchenhaus aus dem Schnee sich hervorheben. Sah das Licht durch die weißen Vorhänge wie durch eine Mattglasscheibe schimmern. Und sah einen Schatten sich hin- und herbewegen. Wahrscheinlich rückte der gute Hinzpeter zum soundsovielten Male die Tasse auf dem Tische zurecht. Und schob immer von neuem einen Kloben Holz in den Ofen, obgleich dessen Leib vor Hitze gewiß schon auseinanderplatzen wollte.

Du lieber alter Hinzpeter! Wer deine Treue doch zu lohnen verstände! —

Ein Flackern des Lichtes, ein Bewegen des Vorhanges, und der Schatten verschwand. In der Tür erschien Hinzpeter und sichtete den Weg. Da lagen sie sich auch schon am Halse und schüttelten sich die Fäuste. Der Alte nahm ihm den Ranzen ab, griff nach seinem Stock, stieß ihn förmlich ins Haus hinein, krachte das Tor zu und strich sich in seiner bekannten Verlegenheit die grauen Haare aus der Stirn. Stix, der Hund, umwedelte ihn. Er war geborgen. Gott sei Dank! Die Welt blieb draußen. Irgendwo in der Ferne. Er aber streckte seine Arme aus, spannte seine Brust an und sog die heißersehnte Einsamkeit in sich hinein.

„Schön, daß Sie wieder zu uns gekommen sind, Herr. Der Schnee gibt gute Bahn. Schlitten und Hölzer sind zurechtgestellt. Übermorgen steht der Vollmond am Kamm."

„Dank, Hinzpeter. Für alles. Aber noch bin ich müde. So unsagbar müde von der Stadt und den Menschen, daß ich schlafen muß. Viel schlafen. Bis mich die Erfrischtheit aus den Federn wirft und die Muskeln nach Betätigung verlangen."

„Schlafen Sie, Herr, und ruhen Sie sich aus. Es soll und darf Sie keiner stören. Ich will schon machen. Dieses elende Stadtleben! Ich bin froh, daß ich nicht dort zu sein brauche. Hab' schon genug, wenn uns der Sommer all die bleichen Gesichter bringt. Kraftloses Volk! Wollen die Berge umreißen und sind schon schlapp, wenn sie die nächste Spitze ersteigen. Ist nichts für unser einen. Ich mach' drei Kreuze hinter ihnen drein, wenn sie endlich im Herbst davonziehen."

„Du hast recht, Hinzpeter! Sehr recht. Das alles aber rührt von der Sünde her. Von der Sünde, die gegen sich selbst und gegen andere wütet. Von Vergangenem und Gegenwärtigem. Und daran sind unsere erbärmlichen, unglückseligen Verhältnisse schuld. Verhältnisse, die wir nicht zu zwingen imstande sind, weil wir uns in ihnen verloren haben. — Doch, was rede ich. Bringe heißes Wasser herein. Wir wollen einen Grog brauen und alles zu vergessen suchen, was sich uns beschwerend an die Kleider hängt Lauf', guter Alter, lauf' und eile Dich. Im Alkohol lieg Wahrheit! Im Rausch und im Traume umgaukeln uns di Bilder, die wir uns oft zu sehen wünschen."

Die letzten Worte sprach er zu sich selbst, denn Hinzpeter hörte man bereits in der Küche herumhantieren Seine wenigen Habseligkeiten, die er mitgebracht, waren bald verstaut und er gerade im Begriff, sich seine Pfeife z stopfen, als sein Blick auf einen Brief fiel, der seine augenblickliche Herzensfreude erstarren ließ. Seine Einsamkei wurde brutal zerrissen. Ein grenzenloser Ekel packte ih und würgte ihn im Halse. Was wollte diese Frau noc von ihm? Hatte er nicht klar genug gezeigt, daß ihn das Spiel zuwider ward? Besaß sie denn kein Schamgefühl Ging ihr denn jegliches frauliches Empfinden ab? Wa sie schlimmer als jene Dirne, die Tag um Tag unter seinen Fenstern in Geschäften auf und ab lief? Was bedeutet dieser Brief? Woher wußte sie, daß er hier war? Waren die Gedanken im eigenen Hirnskasten so undicht, daß sie sich dem anderen zu offenbaren vermochten? Dann stand e vor einer jener Sinnenübertragungen, die er so hundertma abgeschworen, weil er nicht an sie geglaubt. Er hatt keinem verraten, was er zu tun beabsichtigte. Oder schrie sie auf gut Glück in dieses Haus, weil sie seine Liebe z den Bergen und seine Sehnsucht nach der Einsamkei kannte? Müde lehnte er gegen den warmen Kachelofen Warum mußte das alles so und durfte nicht anders sein War das Weib sein ihm aufgeschriebenes Verhängnis? E haßte sie und fühlte in diesem Haß das Erkennen de elementarsten Wahrhaftigkeit. Aber er wollte sie nich mehr hassen, er wollte still werden und an der Gleich gültigkeit absterben.

Hinzpeter trat ein und zerriß seine Gedanken. E legte den Brief beiseite. Er mochte jetzt nichts mit ihn gemein haben. Am liebsten zerriß er ihn in tausend Fetzen und würfe ihn ins Feuer Da meldete sich die Feigheit! Also später.

Hinzpeter brachte dampfendes Wasser, Stix trottet hinterdrein, und unter vielerlei Geschwätz von Neuem und Altem verann der Abend. Hinzpeter aß mit ihm, legte neue Scheite auf, die zusammenkrachten und im knisternden Funkengeglimm erloschen. Einmal ging e hinaus, um seinen heißgewordenen Körper der kalten Luf preiszugeben. Da schaute er das Tal in einem Meer von zuckenden Liliputlichtern, schaute die zitternden Stern über seinem Kopfe und fühlte die Größe und Allgewal der Natur gegenüber der Winzigkeit des Menschentums

Hinzpeter merkte, daß er nun allein sein wollte. Merkte es mit seinen wachen Sinnen, die keiner Verbildung Raum gaben. Er wünschte ihm gute Träume, während er den Tisch abtrug, nahm Stix mithinaus und schritt zur Haustür um diese zu verschließen. Sein etwas latschender Gang wurde von dem Zurückbleibenden wahrgenommen, bis er die knarrende Bodenstiege hinaufkletterte, seine Kleider ablegte und sich in sein Bett warf. Dann hörte er nichts

mehr als die Stille, die sich brausend auf seine beiden Ohren legte. Selbst der Wind war zur Ruhe gegangen. Nur die Einsamkeit wuchs, steilte sich empor, spannte sich zwischen die vier Wände, hängte sich an ihn, zerrte an ihm und zog ihn gewaltsam zu dem Briefe, den er in ein Buch gelegt hatte.

Und plötzlich war es ihm, als stände das Weib, das ihn gefesselt hielt, mitten in dem kleinen Zimmer, in dem sich die Balken dick und vorrechtig breit machten. Unwillkürlich schloß er die Augen und preßte die eine Hand gegen das Herz, um sich von dem geisterhaften Phantom zu befreien.

Nerven! Nichts weiter. Denn das Gebilde zerstob, sowie er es zu haschen versuchte.

Nerven! Und er griff nach dem Briefe.

„Geliebter! — Warum fliehst Du vor mir? Fühlst Du nicht, wie Dein Blut von dem meinen aufgesogen wird? Wie wir ineinander fließen und eins sind? Du — ich und ich — Du? Fühlst Du nicht, wie meine Sinnlichkeit sich in der Deinen zerschneidet? Warum kämpfst Du gegen das Göttliche, das uns zur Fortpflanzung eines neuen Geschlechtes ausersehen hat? Warum willst Du nicht das Geschlecht der ewig Liebenden, ewig Zeugenden, ewig Gebärenden emporblühen sehen? In Deinem und meinem Körper verbinden sich die Ingredienzen und strömen weihrauchgleich ins Weltall auf. Und wenn Du bis an das Ende der Welt gingest, ich würde Dir nahe sein, denn ich will die Mutter der Neuen werden, will sie durch Dich sein, der im Ekel an dem Alten erstickt. In der Sinnenlust ungebändigter Triebe soll sich das Blutkorn entwickeln, das in meinem Schoß getragen, aufkeimt und das Erste in den Gefilden der Seligen sein wird. Komm, mein Geliebter, lasse mich von Dir erlöst werden. Rufe mich zu Dir, damit die Weihe Deiner Einsamkeit das Bett des Neuen erbauen helfe. Ich warte auf ein Zeichen, Dich in meinem Körper aufzunehmen. Denn Du und ich, wir sind zwei Auserkorene. Heil Dir, heil der Liebe, heil uns! Die Tage drängen zur Erfüllung. Ich fühle die Vorbereitung zum Fruchtbarwerden in mir. Gib mir Deinen Teil, und die Bäche werden es zu Tal tragen, das gewaltige Ereignis von der Menschwerdung des Erlösers. In dienendem Magdtum und jauchzender Königsart grüße ich Dich und küsse ich jedes einzelne Deiner Glieder. Küsse Dein Blut, das jetzt in Strömen erbraust, küsse Dein Herz, das in ungebändigter Wildheit klopft, und küsse Deine Seele, die in Göttlichkeit Posaunen erschallen hört."

Masch a.

Er ließ den Brief sinken und sann dem Gelesenen nach. Sann dem Leben nach, spürte in dem Schatten des Todes, schaute in seine Kindheit zurück und dachte an das Weib, das sich ihm in schrankenloser Hingabe schenkte, um ihn, wie es in seiner perversen Überspanntheit schrieb, zum Urvater eines neuen, heißblütigen Geschlechtes zu machen. Er grübelte und fand viel Seltsames um sich aufblühen. Seine Kindheit zerschlug an der Eigenart seines Einsamkeitsbedürfnisses. Wer war er eigentlich? Wer waren seine Eltern? Er hatte sie nie gekannt. Taumelte wie ein losgelöstes Blatt von einem herbstlich gefärbten Baume. Wo konnte er Blutsverwandschaft finden? Wo nach Vererbungen suchen?

Als wilden Jungen sah er sich mitten im Spiel dieses abbrechen und müde beiseite schleichen. Hörte sich verhöhnt und sah sich außerhalb seiner Kameraden stehen. Und fühlte das Weh, das ihm schon damals die Brust zerriß. Und hätte doch das nächste Mal nicht anders handeln können. Er sah sich über etwas freuen, was er sich brennend gewünscht und zum Geschenk erhielt, und wünschte sich im tiefsten Innern seines Herzens schon wieder etwas anderes. Wildes Blut kreiste in seinen Adern und stieß ihn aus der Menge immer wieder in das Alleinsein.

Da er ein Kind war, drängte es ihn zu Kindern, und doch lief er davon, wenn sie ihn in ihren Kreis zogen. Er ward ein Knabe mit erwachendem Ehrgeiz und konnte nicht satt werden an der Erfüllung des Wissens. Er brauchte seine Mitschüler zur Bewunderung, und er mochte sie nicht, wenn sie mit ihrer Kleinlichkeit seinen Rat suchten. In dunklen, einsamen Nächten rieb er sich die Hände wund, um Freunde zu haben, die ihm ihr Mitleid zeigten, und er haßte sie und drängte sie fort, wenn sie ihm bedauernd helfen wollten. War er denn ein wirklicher Mensch? Ein Mensch wie die anderen auch? Oder hatte der Satan mit seinem Pferdefuß bei ihm zu Paten gestanden, als der Zeugungsakt vonstatten ging?

Zeugungsakt? Wer waren denn die, die ihn einst gezeugt? Lebten sie oder starben sie mit einem Fluch, den sie hinter ihm herschleuderten und der ihn jetzt in diesem Weibe treffen sollte?

Zum Manne herangereift, liebte er mit der ganzen ersten kraftvollen Impulsivität, deren er fähig war. Er gab sich vollkommen und restlos aus und ging in jenem jungen Ding so bedingungslos unter, daß er Zeit und Ewigkeit darüber vergaß. Er legte alle Schönheiten in das Seelchen hinein und wob so viel Ideale um ihre kleine Person, daß er eines Tages grausam aus seiner Extase aufgerüttelt wurde, als er merkte, daß ihr die Süßigkeiten, die er ihr mitbrachte, mehr galten als seine Verliebtheit. Ja, daß sie manchmal fast mitleidig lächelnd über seinen Kopf strich und ihn wie ein Kind zu beruhigen suchte. Ihn, der alle Wonnen rückhaltlos zu erleben glaubte. Und der urplötzlich erwachend aufflammte, um in vollständiger Abkühlung glutlos zusammenzusinken.

Seine Seele schrie nach Einsamkeit. Er floh in die Natur hinaus. Da fand er das Übergehen seines Ichs in die ewige Verjüngung des Weltalls. Da fühlte er sich eins mit der gewaltigen Größe und Erhabenheit, die, nie lügend, ihm Wahrhaftigkeit offenbarte. Nicht Menschenlaunen oder Sinnenlust hatten ihm das Leben geschenkt, sondern irgendein Geist mußte herabgestiegen sein, ihn zu bilden. Er war etwas Zweiteiliges. Etwas anderes als die anderen. Das Bedürfnis nach den Glanzseiten des Lebens mischte sich mit der Bedürfnislosigkeit einer weltabgewandten Einsamkeit. Es raste der Trieb nach

Erforschung der Wissenschaften in ihm und kämpfte mit dem Ehrgeiz des Anerkanntwerdens und Dochnichtheraustretenwollens aus der Allgemeinheit. Alles Halbheiten und Unmöglichkeiten, die sich zugrunde richten mußten, wollten sie nur zum Teil auf ihrem Recht bestehen.

Kopfüber stürzte er sich in neue Erlebnisse. Allerdings nicht mehr mit der Art des reinen Toren. Nun er wissend geworden, saßen seine Sinne lauernd sprungbereit, jeden unerwünschten Gegendruck zu parieren. Damit begab er sich aller Schönheiten, aller Genüsse, aller Göttlichkeiten. Er schwelgte nur noch in dem reinen Sinnentrieb und unterschied sich durch nichts von dem Tier.

Er arbeitete fieberhaft und fand die Erfüllung nur insoweit, als er etwas vollendete. Bei der Vollendung selbst war seine Sehnsucht bereits auf neuen Wegen. Unruhvoll in sich, beraubte er sich des Erfolges, zerkrümelte sein Leben in Nichtigkeiten und stand allein und suchend auf dem Meere des Alltags, ohne das Licht eines Leuchtturms als Wohltat zu empfinden.

An Weihnachtstagen zog es ihn zu den Toten. Er suchte Kirchhöfe auf und schmückte unbekannte Gräber mit frischen Blumen. Oftmals glühten sie auf der weißen Schneedecke zu ihm auf und berauschten ihn mit ihren vergehenden Treibhausdüften. So begrub er durch Jahre hindurch seine Eltern. Sich immer von neuem Wunden aufreißend, an denen sein Gemüt hilflos verblutete. Er liebte die Kinder! Liebte sie in ihrer Unschuld und mied sie in dem Augenblick, da ihr Ihnerkennen erwachte. Er liebte sie nur solange, als sie traumumfangen in ihren Bettchen lagen, und er ihnen ein Nichts bedeutete.

Einmal hatte er einen Freund. Glaubte einen gefunden zu haben. Er teilte alles mit ihm. Seine Wissenschaft und seinen Geldbeutel. Er überschüttelte ihn mit allem, was er aufzubringen imstande war, und beging den gleichen Fehler wie bei seiner ersten Liebe. Er kannte kein Maß und kein Ziel und legte sein persönliches Fühlen in den anderen hinein. Wohl war der Wiederhall vorhanden, verstarb aber bald an der eigenen Schwachheit. Er erkannte seinen Irrtum und löste mit einem Schnitt das Band, das sie beide nur lose zusammenhielt. Dieses Band erstarkte zu einer harten Schnur, die sich tief in sein Fleisch einharschte und eine bedeutende Narbe hinterließ.

So rannen die Jahre davon! Stumpf, müde, inhaltlos. Nur durchrissen von dem eigenen Schaffen. Ohne äußeres Erleben. Die Kriegsfanfaren bliesen wilde Lieder durch das Land. Er hörte sie kaum. Er stand dagegen, weil er dieses Morden und Hinschlachten haßte. Er ging, um als Arzt den Verwundeten zu helfen. Er war ihnen zur Seite, wenn sie im Fieberwahnsinn Wahrheiten offenbarten. Zerklüftete Wahrheiten, die das Klirren von Ketten hörbar machten. Er kühlte ihnen die heiße Stirn und entnahm ihren Schmerzensschreien, wie wenig ihnen das Leben gewesen war, und wie sehr sie den Krieg verfluchten.

Das Märchen vom mutvollen Sterben für Kaiser und Reich zerstob märchenhaft in alle Winde. Wenn einer bei vollem Bewußtsein in den Tod hinüberglitt, galten seine letzten Gedanken seinen Kindern, wenn er die besaß. Denn dann wurde der Fortpflanzungstrieb noch einmal neu erweckt. Eine logische Folgerung, die sich in der Natur wiederfindet. Und war einer ledig, dann sandte er Grüße in seine Heimat, sandte sie an seine Angehörigen, an sein Mädel. Und als er selbst von der Fleckseuche ergriffen wurde und sich die Diagnose „Sterben" kategorisch stellte, da fühlte er wieder jene Einsamkeit, die ihn zeit seines Lebens umgeben hatte und auch jetzt in diesem Augenblick zu Häupten seines Bettes stand. Fühlte die Leere, die von ihm Besitz ergriff, und versank in eine Finsternis, aus der ihm erhoffend nie mehr ein Erwachen werden sollte.

Aber er hatte sich getäuscht. Die Krise ging vorüber. Durch die Finsternis wallte das Licht, und er sah den neuen Tag ohne persönlichen Willen. Ohne Glücksempfinden. Gleichgültig. Müde. Zerschlagen. Nur mit dem einen Gedanken, in die Einsamkeit entfliehen zu dürfen. Weitab von all den Menschen, die mit Wundmalen zerbrochen und mutlos auf ihren Pritschen lagen und unter halbgeöffneten Lidern ihre Schmerzen hinausstöhnten. Oder ihre Klagen verängstigt in den Raum riefen.

Endlich gab man ihn einem Transport bei, der ihn auf Umwegen nach der Heimat brachte.

An der Einsamkeit des Meeres genas er. Die junge Mönchsguterin sang ihm Inselleder, die die Schwerblütigkeit der Bevölkerung in sich trugen. Stundenlang saß er am Strande und schaute auf das Meer hinaus. Auf das Meer, das ihn so seltsam in Bann schlug. Das ihn beruhigte und erregte, das ihn beglückte und ihm die Tränen in die Augen drängte. Stundenlang saß er und trank die verglühenden Strahlen der untergehenden Sonne in sich hinein. Weiße und rote Segler kreuzten an ihm vorüber. Seine Lippen grüßten sie, und seine Lippen wünschten ihnen gute Fahrt. Möwen flogen auf, hockten auf grünumwachsenen Steinen, die aus der See emporragten, tauchten suchend nach Nahrung und sahen im Verschwinden wie glänzende Silbervögel aus. Nichts regte sich. Nur sein Herz klopfte hörbar laut, und ein kleines Wellchen lief zuweilen dem Strande zu nahe. Dann vernahm er sein melancholisches Anschlagen und starrte ihm sinnend nach, wenn es seine Unachtsamkeit büßte und sich im Meerwasser auflöste. Manchmal auch spielte ein feiner Windhauch mit dem Gras der Dünen und brachte Kunde von der Lebendigkeit der Natur.

Zuweilen tobte der Sturm und zerrte an den Bäumen, die Jahrhunderte hindurch der Insel beigegeben waren. Dann brüllte das Meer wie ein wildes, aufgepeitschtes Tier, und verschlang in seinem Rachen, was sich leichtfertig auf seine Oberfläche hinauswagte. Aufschäumender Gischt riß an dem Erdboden, zerklüftete den Strand und zerfetzte in Tollkühnheit, was Menschenhand erbaut. Mit wachen Sinnen starrte er in das rasende Element, das, wenn es sich ausgetobt hatte, sich kindsgut heranschob, um unschuldsvoll und unbewußt seiner Dämonie mit den weißrosa Muscheln zu spielen.

So glitten die Tage zu Monden. Der Herbst hielt seinen Einzug. Rotglühende Malven und späte Rosen

nahmen das buntblättrige Weinlaub auf, das taumelnd auf sie herunterwirbelte.

Die Revolution kam. Schlug ihm den Degen aus der Faust und verkündete das goldene Tor der Freiheit. Der Krieg war zu Ende. Die Menschen jubelten. Jetzt brach eine neue Zeit an. Er kehrte heim und begann zu arbeiten. Vergrub sich in Dinge, die er vergessen zu haben glaubte. Ging unter in dem Strudel und wandte sich, wenn triviale Ideen ihn entzauberten.

Eines Tages traf er das Weib, das ihm das Blut aus den Adern sog. Traf er Mascha! Eine Verschmachtete, die der Krieg fast zu Boden geschleudert. Sie gab vor, ihn zu lieben, liebte ihn vielleicht auch wirklich. Mit jener großen Leidenschaft, die das Wissen vorschrieb, und der die Kunst des Liebens offenbar wurde. Er geriet in einen Taumel. In einen Strudel. In eine Hochspannung und in einen Tiefstand. Er stöhnte unter der Extase chaotischer Wildheit, erstarb unter der Weichheit ihrer Berührungen und wehrte sich trotz allem und allem gegen die vollständige Besitzergreifung seiner Person. Fieberheißen Glutnächten folgten erschlaffte Dämmerzustände. Im Kesseltreiben der aufgejagten Sinnengluten geriet er in die grenzenlose Verödung des Nichtsmehrvonsichselberwissenwollens. Er kämpfte gegen sich, wenn er allein war, und schwor, dieses Leben abzubrechen. Aber er wurde wieder zum Hörigen, wenn sich die weißen Hände jenes Weibes um seinen Hals schlangen und ihre Lippen seinen zuckenden Mund umspielten.

In Zeiten vergaß er seine Wissenschaft. Selbst ausgedorrt und ausgehungert am Weibe, ließ er sich stromabwärts treiben. Verband sich mit Menschen, die er verachtete, und verachtete Gleichgesinnte, weil er in der Lethargie, in der er sich befand, sie nicht erkannte. Möglich, daß ihm auch die Kraft fehlte, sie im Wirklichkeitswert zu erschauen. Er liebte das Weib nicht. Und doch fühlte er sich ihm willenlos geworden und gefesselt. Gefesselt durch die Übermacht des femininen Satans, der bewußt oder unbewußt in jedem weiblichen Geschöpf schlummert.

Die letzte Narretei war jenes Maskenfest gewesen, zu dem sie ihn hinriß, und aus dem er sich lossprengte kraft seiner wiedererwachten Männlichkeit. Mit einem einzigen Peitschenhiebe, den er sausend durch die Luft zog, zerschnitt er jegliche Gemeinsamkeit mit ihr. Er starrte ihn aus furchtgewordenen Blicken und mit weitaufgesprengten Augen wildverzweifelnd an. Er aber wandte sich, verließ den Saal, das Haus, die Stadt und floh in die Einsamkeit. . . . . .

Erwachend rieb er sich die kalten Hände. Der Hauch seines Mundes stand im Raume. Die Uhr zeigte vier in der Frühe. Die Lampe war heruntergebrannt und schwelte etwas. Der Docht hatte den Zylinder einseitig angeschwärzt. Die Glieder waren ihm klamm. Beim Aufstehen verschob er den Tisch mit quietschendem Geräusch. Er trank einen Kognak. Fühlte Erwärmung, löste die Kleider, löschte das Licht und fiel in Schlaf.

* * *

Als er am Morgen die Augen aufschlug, glitt sein Blick vom Bett aus zum Walde hinüber. Rauhreif hatte sich über Nacht in den Forst gestohlen und die grünen Gewänder in verkrustete Eisrüstungen verwandelt. Die Telegraphendrähte spannten sich wie dicke Flockenschnuren durch die Luft, und das niedre Buschwerk hockte grotesk an die Steinmauer angelehnt.

Hinzpeter klopfte. Ob der Herr schon wach sei.

„Aber natürlich, mein Alter." Und mit Holzscheiten beladen, trat dieser herein, um Feuer anzumachen. Stix schweifwedelnd hinterdrein.

„Schöner Morgen", brabbelte Hinzpeter.

„Schön", sagte traumverloren der Doktor. Und nach einer Weile: „Bring' Kaffee und was zu essen. Ein derbes Stück Brot. Und dann geht's in die Berge hinauf."

„Das dachte ich mir, daß Sie heute nicht hierbleiben würden. Ich kenne den Herrn Doktor schon recht. Habe auch alles sauber gemacht und bereitgestellt. Die Bindung an dem linken Holz war etwas locker geworden. Ich habe sie wieder festgezogen. Es ist alles in Ordnung."

„Bist doch ein famoser Kerl, Hinzpeter. Schade, daß Du kein Weib bist. Dir würde ich mich anvertrauen."

„Na — na", lachte der Alte und stapfte in die Küche.

Nun sprang er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett, badete sich in eiskaltem Wasser, richtete sich her und stockte eine Sekunde, als er des Briefes gedachte, der ihm mehr als eine halbe schlaflose Nacht gekostet hatte. Unwillig steckte er die Tasche, in der er sich befand, in seine Joppe. Mochte er dort bleiben. Er fühlte keine Neigung, jetzt diese Schwülstigkeiten in der reinen Atmosphäre des Schnees zu beantworten. Er wollte vergessen. Unbedingt. —

Nach dem Frühstück band er sich die Hölzer an und stieg langsam aufwärts. Stix begleitete ihn. Immer. Sein stiller Kamerad. Und doch ein lebendiges Wesen, dem er sich zuwenden konnte, wenn es ihm danach verlangte, seine Lippen auseinanderzunehmen.

Der Himmel hing in Schneewolken. Dick und schwer. Die Haare seines Kopfes setzten Reif an. Der Atem stand wirblich vor seinem Munde. Die Hölzer schürften. Der Wald war einsam. Schneepulver löste sich von den Zweigen und zerfiel in die ungeheuer dichte Masse, die ringsum lagerte. Er hörte sein Herz klopfen. Fühlte seine Pulse arbeiten. Fing an, warm zu werden, und lockerte den Schal, der sich um seinen Hals schlang. Ein Reh stob plötzlich über den Weg. Lichterte ihn an. Sprang abseits. Verlor sich im Dickicht.

So stand er auf dem Sonnenplan. Atmete tief und lange. Stützte sich auf seine Stöcke und fühlte den Eiseshauch, der aus den zerklüfteten Teichrändern zu ihm herüberdrang. Das rote Dach der Einsiedlerbaude tauchte aus dem Grau des Steingerölls auf. Blauer Rauch schwang sich empor. Dort gingen noch Menschen. Immer noch. Und er suchte doch die Einsamkeit.

Weiter führte der Weg zwischen hohen Bäumen, die reifglitzernd in der hervorbrechenden Sonne wie in Glas

verwandelte Seltsamkeiten dicht nebeneinanderklebten. Kürzer wurden die Stämme und lichter die Kronen. Zerzauster die Äste und verwegener die Konturen. Stix schnubberte mit seiner Schnauze im Schnee. Leckte die Kühlheit und wedelte mit dem Schweife, wenn er ihm Wortbrocken zuwarf.

Klingelnd kam ein Schlitten angesaust. Noch im letzten Augenblick konnte er zur Seite springen. Er sank tief in den Schnee. Er befand sich in einer Kurve.

Mühsam buddelte er sich wieder heraus. Auf dem Schlitten hatte ein farbiges Etwas gesessen. Hatte ihm „Ski-Heil" zugerufen und war wie ein Teufelsspuk vorübergeglitten. Jetzt stand er und starrte der Fahrtrichtung nach. Wie fern schon klangen die silbrigen Töne. Es kam ihm kein Erfassen der Persönlichkeit.

Oben am Einsiedlerhaus machte er Rast. Band die Hölzer ab, nahm sie in den Arm und betrat den schneevereisten Vorraum. Irgendwoher drang das Schlagen einer Uhr. Viele Male. Also mochte es wohl Mittag sein. Stix hielt den Schwanz eingezogen. Die Fremdheit machte ihn unsicher.

Es war ganz still. Unheimlich beängstigend. Und er kannte doch den Greis, der hier oben hauste, und der den Groll auf die Menschen vergessen hatte. Kannte doch den Mann mit den tiefliegenden dunklen Augen, die in ihrem Wahrhaftigkeitsfanatismus aufloderten wie in Brand gesteckte Scheite.

Da öffnete sich die Tür und Oswinkaja trat in seinem langen lichten Schafspelz heraus.

„Willkommen, Doktor! Endlich einmal wieder. Wie weit ist die Zeit hinübergegangen, seit wir mit einander plauderten. Ich habe oft an Sie gedacht. Kommen Sie — kommen Sie herein. Machen Sie es sich bequem. Wir wollen einen Festtag halten. Und Stix ist mitgekommen. Immer noch Stix." Bei diesen Worten streichelte Oswinkaja den Hund, der sich nun schweifwedelnd und erkennend an seinem Gewande rieb.

Die beiden Männer betraten den Raum, der dem Greis zur Wohnstätte diente. Ein Raum, wie man sich ihn nach faustischem Muster vorstellen mag. Regale mit Büchern, Gläsern, Retorten. Von dem alten geschnitzten Schrank mit dem großen in Eisen getriebenen Schloß grinste ein Totenschädel herab. An der Wand ein Weihwasserbecken. Im Hintergrund ein buntbemalter Marienaltar. In der Mitte ein Tisch, der keinen Platz für ein Staubkorn bot, so dicht lagen Folianten, alte Pergamentrollen, Meßinstrumente u. a. m. nebeneinander. In dicken schwarzen Leuchtern steckten weiße Kerzen, die zur Hälfte vertropft waren. Vor dem Tisch ein hoher Lehnstuhl. Wassereiche geschnitzt. Das Geschenk des Grafen, dem das Haus zu eigen.

Oswinkaja trug Milch herzu, die er seinen beiden Ziegen abgenommen, legte Klötzer in den Ofen und erwärmte die Mahlzeit. Im Winter lebte er von Milch, Brot und gedörrten Gemüsen. Im Sommer suchte er sich den Wald für seine Lebensbedürfnisse dienstbar zu machen. Fleisch und Fische mied er. Aber er sah frisch und gesund aus.

„Rauchen Sie, Doktor. Ich stopfe mir inzwischen meine Kräuterpfeife. Sie kennen ja meine Gepflogenheiten, und erzählen Sie mir dabei, was es draußen gibt." Und während er den Tabakersatz in seinen Pfeifenkopf eindrückte, setzte er noch etwas langsamer hinzu: „Nicht viel Gutes. Ich weiß — ich weiß. Die Menschen verlieren sich an sich selbst. Vergessen an ihre eigentliche Bestimmung. Fühlen sich als Etwas und sind doch nur armselige Pilger, die auf ihrer weiten Reise auch einige Jahre auf der Erde zu weilen gezwungen sind."

„Sie haben recht, Oswinkaja. Aber davon später. Was haben Sie Neues erforscht, Neues geschaffen? Wie weit sind Sie in Ihren Beweisführungen vorgedrungen?"

„Sie fragen zu viel auf einmal, Doktor. Wo kann ich Neues schaffen, wenn mir das Alte noch verborgen blieb? Was sind die Jahre, die ich zu meiner Arbeit benutze? Sie sind wie Regentropfen, die wieder aufgesogen werden und sich verflüchtigen. Noch stehe ich am Anfang der Menschwerdung. Wer aber gibt mir die Lösung, wie der Mensch in Wirklichkeit sich bildet? Was sind mir alle anatomischen Zergliederungen? Rein körperlich kann ich mich wohl damit abfinden. Wo bleibt die Seele? Wie und in welchem Augenblick tritt sie zu dem Menschen? Geschieht das noch zu jener Zeit, da wir ein Teil des Mutterkörpers sind, d. h. im Abhängigkeitsverhältnis zur Mutter uns befinden? Ist Seele Geist oder unser Geist die Seele? — Antworten Sie mir, Doktor! Ich komme über diesen Anfang nicht hinaus. Ist unsere Seele der Teil eines Verstorbenen, der vom Jenseits zurückkehrt? Wie aber vollzieht sich dann der Vorgang, und wie kommt diese Seele wohl zu ihrem Besitzer?"

Und seufzend sprach der Doktor: „Ja, wer das ergründete, wer das wüßte!"

Oswinkaja setzte die Schalen mit warmer Milch zurecht und reichte auch Stix seine Teil. Beide Männer tranken und sahen dem Rauch nach, der sich im Zimmer zu verdichten begann. Zuweilen hörte man das Meckern der Ziegen im Stall, zuweilen auch tobte augenblicklang ein kurzer Sturmvorstoß um das Haus.

„Und Sie, Doktor? — Was treiben Sie außerhalb Ihrer Medizin?"

„Ich? — Nichts! — Ich verstumpfe allmählich. Ich stehe auf, esse, trinke und lege mich in die Klappe. Kaum, daß ich noch ein Buch anrühre."

Oswinkaja goß neue Milch zu. „Ist noch immer keine Aussicht vorhanden, sich ein Weib zu nehmen, eine Familie zu gründen . . . . .

Und unterbrach ihn der Doktor: „Kinder zu zeugen, in die Welt zu setzen und in Familienphilistrosität unterzugehen? Nein, wahrhaftig, dazu fehlt mir jegliche Neigung."

Oswinkaja strich sich bedächtig den langen weißen Bart und paffte eine so dichte Wolke Kräutertabak in die Luft, daß dem Doktor die Tränen in die Augen

traten. „Sie sind schon nicht mehr jung genug, um mit Idealen in die Ehe zu treten."

„Oder sagen wir ruhig, schon zu alt und vernünftig geworden, grübelnder Oswinkaja. Das Weib war vor dem Kriege Weib, lebte auch noch im Anfang des Krieges, danach aber starb es an seiner Selbständigkeit. Zu idealistischen Anschauungen gehört die Jugend. Die ganze wunderherrliche, frohgesinnte, lebensbejahende Jugend."

„Mag sein," erwiderte Oswinkaja, „mag schon sein. Und doch werden Sie mir nicht vorzureden imstande sein, daß Sie das Weib in Ihrem Leben ausgeschaltet wissen wollen. Sie brauchen es wie all die andern. Schöpfen aus ihm und verdanken ihm trotz allem und allem die Hochspannung in Ihrem Dasein. Ist es nicht so?"

„Es könnte so zugegeben werden, wenn das Weib eben das Weib wäre, nach dem meine Seele verlangt. Aber wo es finden, weiser Alter? Ich habe gesucht und stehe heute vor dem negativen Resultat. Soll ich von vorn anfangen? — Heute lasse ich mich vom Schicksal treiben. Wie gleichgültig sind mir die Erlebnisse geworden, über die man am Biertische wispert. Wie gleichgültig die Erotik, die um der Erotik willen genossen wird. Es gab eine Zeit, da zitterte ich, wenn ich ein Weib im Arme hielt, da jagte sich das Blut in meinen Adern, wenn ich süße Lippen im Gegendruck auf den meinen fühlte. Da hätte ich in der Raserei meiner Wonnen kaltblütig einen Mord begangen. Heute? — — Heut werfen sich einem die Weiber wie Dirnen an den Hals. Wollen einem den Heiland gebären und verfallen in Hysterie, sofern man nicht grob wird und ihnen schließlich den Rücken kehrt."

„Aber doch nicht alle, Doktor, doch nicht alle! Sie, der Sie doch ein kluger Mensch sind, Sie werden sich doch nicht in solche Verkrampfungspolitik verlieren wollen. Sie sind abgespannt. Müde. Erholen Sie sich in den Bergen. Lernen Sie in der Einsamkeit wieder sich selbst finden. Sie gefallen mir nicht. So nicht, Doktor!"

„Möglich, Oswinkaja. Doch brennt mich in meiner Brieftasche ein Schreiben wie satanisches Feuer. Ich ersticke unter den Schwülstigkeiten eines Weibes, das mir die letzte Zeit zu einer wahren Hölle gemacht hat, und ich war zu schwach, einen endgültigen Bruch heraufzubeschwören. Ich floh. Floh hierher in die Einsamkeit, um mich in der Reinheit der Natur gesund zu baden. Um wieder Macht über mich zu gewinnen. Um wieder Herr sein zu können vor mir selbst."

„Gut so, lieber Doktor. Damit sind Sie auf dem rechten Wege. Verbrennen Sie den Brief dort im Ofen, dann wird er Sie nicht mehr belästigen. Was hinter uns liegt, gehört der Vergangenheit, dem Nirwana, an. Hören Sie, wie sich der Sturm erhoben hat. Saugen Sie seine gewaltige Kraft in sich ein, so werden Sie gesunden. Sie dürfen nicht in Weichlichkeit und Stumpfheit versinken. Auf, die Hölzer angebunden und hinaus in den Schneewirbel, der vor kurzem eingesetzt. Lassen Sie sich durchblasen, durchwehen, und kommen Sie wieder, wenn das Herz Sie zu mir treibt. Ich habe Sie liebgewonnen wie mein eigen Fleisch und Blut. Sie gehören dem Leben! Ich will Sie glücklich sehen, soweit wir Menschen eines Glücksempfindens fähig sind. Auf, Doktor, bevor die Dämmerung hereinbricht und sich Ihnen der Weg erschwert. Heut treibe ich Sie fort, um Sie doch bald wiederzusehen. Ich warte und weiß, daß Sie kommen werden."

Fast automatisch hatte er sich erhoben und sich zurecht gestellt. Oswinkajas Worte brausten wie Sturzbäche über ihn hin. Plötzlich brach ein greller Schein in das Zimmer, dem unmittelbar ein gewaltiger Schlag folgte.

„Ein Wintergewitter", sagte Oswinkaja. „Eine Seltenheit. Wollen Sie da nicht noch ein wenig warten?"

„Weshalb? — Ich finde den Weg, und dieser Aufruhr dort draußen wird mir unsagbar wohl tun. Haben Sie Dank, Oswinkaja, und behalten Sie mich im guten Gedenken."

Bei diesen Worten schüttelte er dem Greise die Hand. Dann band er sich im eisigen Vorraum die Hölzer an und glitt zur schmalen Türöffnung, die ihm Oswinkaja hielt, hinaus, gefolgt von Stix, den der Wind sofort mächtig in die Scheren nahm.

* * *

Der Abend war früh hereingebrochen. Das Gewitter hatte sich mit einem Schlage entladen und führte einen Wirbelsturm in seiner Gefolgschaft, der, von rasender Gewalt erfüllt, Bäume wie Streichhölzer brach. Schneeflocken, dick und dicht, begruben in kurzer Zeit alles Wesenhafte und schufen glatte weiße Flächen. Unentwegt irrte er umher. Den Pfad hatte er längst verloren. Stix keuchte und versank bis fast zum Halse in der losen Masse. Mühselig wieder herausgearbeitet, klemmte er seinen Schwanz zwischen die Hinterbeine, während seine Augen seltsam grün aufflunkten. Die letzten Brocken vertrockneten Brotes, die ihm der Doktor reichte, verzehrte er ohne irgendwelche Anzeichen von Freude.

Er selbst trank den Rest kalten Tees, den er in seiner Feldflasche mitführte. Dann wischte er sich den tropfenden Schweiß von dem glühenden Gesicht und umwickelte die Hölzer mit dem festen Stück Bindfaden, den er noch in seiner Tasche fand. Wielange er die Schier schon hinter sich herzog, war ihm völlig unmöglich zu beurteilen. Ebenso, wo er sich befand. In wahnsinniger Anstrengung wühlte er sich aus Löchern heraus, in die er beim Springen von Stein zu Stein geriet. Fallendes Geäst streifte sein Gesicht und hinterließ Blutschorfe, die er sich mit Schnee kühlte. In wildem Jagen rasten Schneelawinen an ihm vorüber, daß ihm das Herz stillstand und der Tod ihn bedeutsam grüßte. „Der weiße Tod in den Bergen!" Und plötzlich erinnerte er sich einer Geschichte, die er irgendwo einmal mit Grauen gelesen. Im Lazarett war ihm das Buch unter die Hände gekommen.

Müde lehnte er sich gegen einen dicken Stamm, der dem Sturm trotzte. Der Tod bedeutete ihm nichts. Nur der Hund tat ihm leid. Der Hund . . . . und Oswinkaja . . . . . und Mascha . . . . . und das farbige

Etwas . . . . . und die Menschen . . . . . Er war ja so müde. So müde! — —

Mascha aber strich jetzt über seine erhitzte Stirn und beugte sich tief zu ihm hernieder. Weiß und verführerisch leuchteten die Glieder aus dem schwarzen perlenübersäten Tüllkleide.

„Lege dich, Geliebter, strecke dich aus. Ruhe dich und höre mir zu. Ich will dich küssen, küssen, wie du es gern magst, und ich will dir eine Geschichte erzählen, die sich in Wahrheit wandeln soll. Die auferstehen und uns zu Trägern unnachahmlicher Geschehnisse machen wird. Wie weich deine Lippen sind und wie süß mich dein Atem umkost. Fühle mich, Einziger, und durchdufte mein Fleisch mit der Heiligkeit deines Odems. Weihrauchwolken hüllen dich und mich ein, denn das Leben ist ein einziges, jubelndes Hosianna."

„Das glaubst du mir nicht, du Auserkorener? Wohl, stehe nicht an, daran zu zweifeln. Nicht ich werde dir den Messias gebären, sondern du selbst bist zum Heiland der Welt ausersehen. Oswinkaja nahm mir meine satanische Seele und legte sie in Spiritus und stellte sie auf den bunten Marienaltar. Mir selbst aber opferte sich eine Taube. Ihre himmlische Reinheit wurde mir zur Führung, als ich dich suchte, um dir die Messiasbotschaft zu bringen, um dich zu erlösen. Oswinkaja hat seine Forschungen abgeschlossen. Auf dich aber harret die ganze Welt. Millionen Menschen knien in Kirchen und Tempeln. Bringen Opfer dar und lassen Blumendüfte aufsteigen in dem Gedenken an dich, den sie erwarten."

„Was du unter ihnen sollst, du Gebenedeiter? Du, der in der Einsamkeit das Leben fand? Du, der die Menschen in ihrem Jammer erkannte und der sich in sich selbst verschloß, weil ihm das Elend die Sprache raubte?" —

„Du fragst noch? — Weißt du nicht, wie die Erde unter Feindschaft und Friedlosigkeit erzittert? Wie sich die Menschen in Gegenseitigkeit bekämpfen, in Neid überlisten, in Ehrlichkeit betrügen? Wie sie zu Gaunern werden an sich, ihrem Bruder, ihrer Heimat, ihrem Vaterlande? Wie sie zu Verrätern werden an dem Einzelnen und an der Allgemeinheit? Stürze dich mitten unter sie, erscheine ihnen in dem blassen Strahl des Himmelslichtes und erleuchte ihre Herzen, auf daß sie in Frieden miteinander leben. Bringe ihnen die Liebe in tausendfältiger Gestaltung, damit aus dem Wirrsal der Not das Land der blühenden Schönheit aufwachse, aufrage wie ein Dom mit Türmen, aus denen rosenrotes Licht hervorquillt."

„Oswinkaja hält deine Seele mit Silberfäden gefesselt. Durch seine Hände läuft das Geschick der Welt. Du wirst seine Wünsche ausführen, die sein Wille dir vorschreibt. Ich küsse dich zum letztenmal in Andacht. Denn schon höre ich den Wagen kommen, der dich aus meinen Armen hinwegführt in das Land, da die Sonne sich in Liebe dem Monde vermählt, da die Sterne in blinkenden Gewändern über blühende Wiesen dahinschreiten."

Und Mascha glitt wie von Unsichtbarkeit getragen in die Unendlichkeit des Raumes. Der Doktor aber tastete an sich herum und fühlte kühle knisternde Seide. Eine Tür öffnete sich unwillkürlich, und Männer in scharlachroten Mänteln mit Korallengeäst auf den Köpfen hoben ihn auf und trugen ihn in einen Wagen, der federnd in das Weltall hineinfuhr. Neben ihm saß Oswinkaja in einen Königstigerpelz gehüllt. Vor ihm ein junges blondes Weib, das Blumen über die Erde warf. Unten reckten sich Tausende von Händen hoch, um nach den Blüten zu haschen, die der Erlöser ihnen in seiner unbegrenzten Liebe aus dem Füllhorn seiner allumfassenden Güte spendete.

Langsam hielt das Gefährt, das von milchweißen Seevögeln gezogen wurde. Oswinkaja half ihm aussteigen, und die Türen des Domes sprangen weitauf, und die Menschen konnten nur mühsam im Bann gehalten werden. Orgelklänge schwangen durch die Luft, und der singende Ton einer Geige einte sich mit der klingenden Stimme einer Flöte. Extase erfüllte die Luft. Frauen und Männer in lichten Gewändern lagen sich in den Armen und weinten Tränen, die sich in Diamanten verwandelten und von Kindern, deren rosiges Fleisch leuchtete, in Perlmutterschalen aufgefangen wurden.

Diese Diamanten wuchsen und wuchsen und wurden der Wohlstand des Volkes. Oswinkaja berührte, sich selbst hingebend, seine Seele und zauberte Millionen von Tauben herbei, die ihre Reinheit auf die Menge ausgossen und in dem blauen Meere ihr Leben aushauchten. Weiße Wogenkämme brachten Kunde von der Vergöttlichung zwischen Menschen und Tieren.

So war die Liebe zu den Menschen gekommen! Der Doktor aber hielt das blonde Weib um die Hüften gefaßt und wandelte mit ihm zum Altar des Domes. Dort stand Oswinkaja und reichte ihnen den Wein aus goldenem Becher, über dem eine purpurne Flamme lohte. Dann gab er beiden einander zu eigen und sandte sie mit einem Orangenzweig auf den Berg vor die Stadt. So sollen sie im Fackelglanz der Nacht den Heiland begrüßen, der sich zu seinem Vater zurückfand.

Von der trunkenen Menge begleitet stiegen sie hoch und immer höher. Ihre Füße berührten kaum noch die Erde, ihre Lippen begegneten sich in seliger Vereinigung, und ihre Körper vermählten sich in innigster Hingebung. Oswinkaja folgte ihnen. Er führte die Scharen, die willig und selbstvergessen seinen Anweisungen nachkamen. Sie waren froh, den einen gefunden zu haben, der für sie dachte und sie lenkte. Sie, die in Kampf und Wutgeheul erstickten, die sich ineinander zerrissen und gegeneinander das Schwert aufhoben, sie zogen jetzt singend und tanzend ihre Bahn. Der Leib war zu seinem Recht gekommen, und der Geist ruhte aus.

Da drehte sich der Doktor rückwärts. Oswinkaja erschien ihm so klein wie ein Erdmännlein, das sich unter einem Farrenblatt ausruhen wollte. Und die Menschen waren gleich Ameisen, die beweglich hin- und herkribbelten und in ihrem Nadelberg verschwanden. Plötzlich löste sich das blonde Weib von seinem Munde, strich sanft über seine Stirn und er . . . . . er schien irgendwo in einem Abgrund zu versinken. Tief und immer tiefer. . . . .

* * *

Hinzpeter saß nun schon eine Woche lang am Lager des Doktors, ohne daß dieser zur Besinnung gekommen wäre. Acht Tage waren vergangen, seit damals Stix in keuchendem Jagen den Berg heruntergesprungen kam und ihn verbellte. Da wußte der Alte, daß ein Unglück geschehen war. Hurtig holte er die Rettungsmannschaft mit der Tragbahre und allem Rüstzeug zusammen und labte den Hund mit heißer Milch. Dann gingen sie seinen Spuren nach, die sich in wildes, zerklüftetes Steingeröll führten. Weitab des Weges fanden sie ihn endlich nach langem mühseligen Suchen tief im Schnee eingebettet, friedlich liegend mit nur noch wenig Herztätigkeit. Die Hölzer waren ganz verschneit. Stix raste in Freuden.

Vorsorglich hüllte man den beinahe Erfrorenen in Tücher und Decken und trug ihn langsam in Hinzpeters Häuschen. Dort wartete bereits der Doktor aus dem Sanatorium drunten an der Lichtung, und nun begann die Behandlung, die sich bis auf den heutigen Tag in immer gleichförmigem Hoffen, Harren und Pflegen hinzog. Wilde unruhige Träume schreckten das Innenleben des Kranken. Oft bedurfte es aller Gewalt von Hinzpeter und der Pflegerin, ihn im Bett zu halten. Zweimal war der greise Oswinkaja aus seinem Einsiedlerheim herabgestiegen mit Kräutern, die er auf glühende Kohlen schüttete und die wunderfeine Düfte verbreiteten. Jedesmal danach wurde der Fiebernde ruhiger und verfiel in stillen Schlaf. Auch Säfte in goldgelber Flasche, aus den Wurzeln heilkräftiger Pflanzen herausdestilliert, goß Oswinkaja seinem Schützling auf Zucker und reichte sie ihm in Augenblicken des scheinbaren Erwachens.

Eine Menge Post hatte sich angesammelt, die Hinzpeter sorgfältig in den obersten Schubkasten legte. Täglich, früh und abends, schaute der Arzt nach seinem Patienten-Kollegen. Des Morgens häufig von seiner blonden Schwester begleitet. Gestern hatte sie einen Busch künstlich herangezogener Weidenknospen mitgebracht und sie während der Untersuchung, die ihr Bruder vornahm, draußen bei Hinzpeter in der Küche vorsichtig abgeschält, so daß sie fein und zart in ihrem Silberkleidchen prangten und in der großen Bunzlauer Kruke zum Schmuckstück des kleinen Zimmerchens wurden.

Stix lag fast den ganzen Tag vor dem Ofen und schlich nur zu seiner Schüssel hinaus, wenn ihn der Hunger ansprang. Bei jeder Drehung und Wendung des Kranken hob er seinen Kopf, spitzte die Ohren und schaute treuherzig aus seinen Augen zu der Lagerstatt hinüber, als begriffe und verstände er menschliches Leid.

Die Pflegerin aber versank in Andacht, wenn sie still am Tische saß. Sie war nicht mehr jung, und das Buch der Erbauung wurde ihr zum Inhalt ihres Lebens. In ihrem Gesicht standen Strenge und Verantwortlichkeit. Und das Gefühl, einen Arzt zu betreuen, gab ihrem Tun erhöhtes Pflichtbewußtsein.

Schon wurden die Tage länger. Wenigstens bemerkte man hier oben auf der Höhe das Anwachsen des Lichtes recht deutlich. Oswinkaja kam über die Halde geschritten, und wo er ging, fing sich das Sonnenlicht in seinem weißen Haar. Er trug keine Kopfbedeckung und ließ dem linden Tauwinde freies Spiel mit seinem Gelock.

Als er das Häuschen betrat, stürzte Hinzpeter heraus. Freudentränen liefen ihm über die zerknitterten Wangen. „Er hat mich erkannt, Oswinkaja. Er hat zu mir gesprochen. Leise. Sehr leise. Ich habe mich ganz dicht über ihn beugen müssen, um ihn zu verstehen. Aber er hat mich „Hinzpeter" genannt. Und dann ist er in einen festen Schlaf verfallen. So fest, daß mir zuerst himmelangst wurde; aber die Pflegerin hat gemeint, nun gehe es vorwärts, und ist gerade hinunter zum Arzt, um ihm zu berichten."

Da stand Oswinkaja hochaufgerichtet und sah zu den Spitzen der Berge hinüber, sah weiter hinauf und immer höher. Und ein Leuchten brach aus seinen Augen, und seine Hände krampften sich ineinander, und seine Seele erglühte in Dankbarkeit. Dann wandte er sich, bückte sich, ging durch die kleine Tür und freute sich an dem „Salve", das, mit Bauernblumen umkränzt, über dem Eingang geschrieben stand.

Drinnen tickte die alte Uhr, die Hinzpeters Urahn aus Böhmen mitgebracht hatte. Sonst lag Stille über dem Raum, der in Wärme gehüllt, sonnendurchspült, Altertumshausrat preisgab.

Oswinkaja strich über die Kätzchen, die förmlich aufblühten.

„Kinder des Frühlings!"

„Die hat dem Arzt seine Schwester hergestellt. Sie kommt alle Morgen mit ihrem Bruder und streichelt immer den Doktor", berichtete Hinzpeter mit verhaltener Stimme.

Oswinkajas Kräuter hüllten das Zimmer in stärkende Duftwolken. Er hielt viel von ihrer Heilkraft. Gerade bei Erfrorenen.

„Weihrauchdüfte." — Wie ein Hauch drang das Flüstern zu des Einsiedlers Ohr.

„Doktor, lieber Doktor, hören Sie mich? Sehen Sie mich? O, gesegnet die Stunde, die ich hier verbringen darf, um ihr Wiedererwachen mitzuerleben! Wie geht es Ihnen? Wie fühlen Sie sich?"

„Blumendüfte, Oswinkaja! Blumendüfte wie dort in dem fernen Lande, wo jenes blonde Weib von Dir gesegnet ward. Ach, Blumendüfte . . . . ." Und schwer fielen die Lieder von neuem über die nun fieberfreien Augen des Kranken.

Oswinkaja aber war herzensfroh, setzte sich an das Fenster und schaute auf den Wald, der dicht über der Wiese angrenzte, sich hochstellte und mit seinen Spitzen fast den Himmel zu berühren schien. Dann holte er seinen geliebten Faust und suchte sich die Weihe des Tages aus seinen Blättern. Las und grübelte und schaute verloren in das Gelände, das an einzelnen Stellen das Grün offenbarte.

Und schaute ein farbiges Etwas sich heraufmühen. Grüne Jacke mit maisgelben Aufschlägen. Eine grüne Mütze mit einer seitlich angebrachten, lustig nickenden gelben Troddel. Und schaute ein blondes Mädel, dessen Haar windzerzaust um das Gesichtel herumfiel. Rüstig

stieg sie bergan, den festen Gebirgsstock tüchtig einhakend. Kam näher. Bog ab. Verschwand, um bald darauf ganz dicht vor dem Haus zu stehen. Die Wiese machte dort einen regelrechten Katzenbuckel.

Dann vernahm Oswinkaja die Begrüßung durch Hinzpeter, hörte das freudig erregte Geflüster der zwei, hörte den leisen, zaghaften Klopfton gegen die Tür und sah in ein lieblich erglühtes, offenes frisches Mädchengesicht, dessen Ausdruck ersichtlich mit Befangenheit kämpfte, aber doch tapfer vorwärtskam und Oswinkaja die Rechte zum Gruß darbot.

„Sie sind Oswinkaja aus dem Einsiedlerhaus. Hinzpeter sagte es mir. Und ich bin Ruth Dirks, die Schwester des Arztes, der den Herrn Doktor behandelt."

„Das genügt vollständig, um uns gegenseitig zu verstehen", sagte Oswinkaja, dem die bejahende Lebensauffassung dieses Blondkopfes gefiel.

„Ich habe soeben und auch bereits von der Schwester gehört, daß es heute besser ist. Ich war so froh darüber, daß ich es nicht erwarten konnte, bis mein Bruder mit mir ging. Augenblicklich hat er noch zu tun. Ach, ich bin ja so glücklich, daß der Doktor bald wiederhergestellt sein wird. Denn jetzt geht es schnell, sagt mein Bruder."

Und Oswinkaja lieh dem leisen, sprudelnden Geplauder sein Ohr und vermeinte, einen Bergquell dahinfließen zu hören. Er hatte seine helle Freude an dem ungezierten, natürlichen Benehmen des jungen Mädchens, dessen Blicke auf den Doktor gerichtet waren und mehr verrieten, als wie der Mund da plauderte. Er fühlte, wie übrig er jetzt hier war, stand auf, neigte sich zärtlich über den Kranken, strich väterlich über seine Stirn und wandte sich der Tür zu. Nicht, ohne dem Mädchen herzlich die Hand zum Abschied gedrückt zu haben.

„Pflegen Sie mir den Doktor gesund, kleine Ruth. Gesund an Leib und Seele. Denn das Letzte ist ihm besonders not. Sie allein werden es können! Besser, als Ihr Bruder und ich es vermöchten. Bleiben Sie bei ihm, bis er erwacht, und seien Sie ihm der erste Strahl, der ihn in dem neugeschenkten Leben begrüßt. Wollen Sie mir das versprechen, Sie liebes Mädelchen?"

Oswinkaja sah zwei blaue Sterne, die voll und groß zu ihm aufblickten, tief in seinen Augen versanken, und einen blonden Kopf, der sich über seine Hand beugte. Er fühlte zwei heiße, zuckende Lippen, und erkannte die Größe des Geschehens einer Liebe, die sich über Welten hinwegschwang, um Glück zu bringen.

Und als er schon eine Strecke weit nach oben gewandert war, winkte er noch einmal zurück zu ihr, die am Fensterchen stand und ihm nachblickte.

Dann drehte sie sich um, kniete am Bett des Doktors nieder, legte sich seine eine Hand an ihre Stirn und schaute auf das blasse, schmale Gesicht, das so geistverklärt in den Kissen ruhte. Stix war schweifwedelnd herangeschlichen und leckte die herabhängenden Finger der anderen Hand.

* * *

Das ganze weite Gebirge lag im Neuschnee. Das Thermometer zeigte drei Grad Kälte. Der Aufenthalt im Freien war herrlich. Die Fernsicht bis in alle Einzelheiten hinein klar und scharf markiert.

Seit Tagen saß der Doktor in einem alten hohen Lehnstuhl, den Hinzpeter vom Boden heruntergeschafft hatte, und der mit vielen weißen Nagelkappen bespickt war, am Fenster, und schaute still versonnen in die lichte Märchenwelt. Wie einem Kinde war ihm zumute. Einem Kinde, dem man eine Landschaft aufgebaut, die ihm allein gehörte, und in der niemand etwas gegen seinen Willen anzuordnen hatte. Er sah zu dem verschneiten Forst hinüber und konnte nichts denken als die Gnade, die ihm trotz allem zuteil geworden war, hier zu sitzen und dergleichen Schönheit von neuem in sich aufnehmen zu dürfen. Er fühlte sich noch sehr schwach, und manchmal schien es ihm, als müsse er sein Gedächtnis aus einer anderen, fernen Welt zurückholen. Dann vermischten sich Träume mit Wahrheiten, und er stützte verzweifelt seinen Kopf auf, weil er keines von beiden mehr klar zu unterscheiden vermochte. Er litt unter Wahnvorstellungen, die ihn quälten, beunruhigten und seine Temperatur dermaßen steigen ließen, daß der behandelnde Kollege unzufrieden mit dem Kopfe schüttelte.

Er sah sich mitten in einer Menschenmenge stehen, die die Hände bittend zu ihm aufhob und Erlösung von ihren Leiden von ihm forderte. Von den Leiden, in die sie der Krieg und die eigene Unvernunft hineingepreßt hatte. Er hörte ihr Jammern und Wehklagen, spürte die Nähe Oswinkajas, fühlte das Anschmiegen eines jungen blonden Weibes, erblickte Mascha in ihrer wilden, hemmungslosen Extase und schritt durch einen Dom, der in Dunstwolken eingehüllt war.

Wie kam er zu diesen Bildern? Sie hatten sich seinem Begriffsvermögen vollkommen plastisch eingeprägt. Wo waren sie ihm begegnet? Waren es Ausgeburten seiner überhitzten, krankhaften Phantasie?

Mascha! — Da blieb er hängen. Er hatte nichts mehr von ihr gehört. Und den Brief, den er doch beantworten sollte, den verbrannte er damals bei Oswinkaja im Ofen. An jenem Tag, der ihm beinahe das Leben zum Ziel gesetzt. Ja, Mascha! Was wohl aus ihr geworden! Über einen Monat weilte er nun hier oben. Demnach mußte es Anfang Februar sein. Da feierte man wohl dort unten in der Stadt den Fasching. Jetzt wußte er ganz genau, daß seine Erlebnisse Traumerscheinungen gewesen.

„Hinzpeter?" —

„Ja, Herr Doktor, was soll's?" — Hinzpeter trat ein mit allen Zeichen der Freude. Es war das erstemal, daß die Stimme seines lieben Kranken so helltönig klang.

„Hinzpeter, ist keine Post für mich gekommen?"

„Und ob, Herr Doktor. Eine ganze Menge. Ich habe sie in den obersten Schub gelegt und selbst daran vergessen." Dabei öffnete er das Fach und übergab dem Doktor Briefschaften, Zeitungen und ein Buch.

„Danke!" —

„Soll ich dem Herrn Doktor jetzt die Milch bringen?“
„Tu' das, Hinzpeter, und dann lasse mich allein.“ —

Rasch versorgte ihn der Alte mit dem Gewünschten. Dann trollte er sich davon. Leise, wortlos, als wüßte er, daß es so und nicht anders sein sollte.

Lange saß der Doktor vor den Briefen, aus denen ihm ein durchdringender Parfümgeruch entgegenschlug. Er kannte Maschas Vorliebe für Wohlgerüche. Also war ein Schreiben von ihr dabei. Er wußte es, noch ehe er es gesehen. Und es lähmte seine Willenskraft. Ihr Bild stand greifbar deutlich vor ihm. Sie war ebenso schön und verführerisch wie heißblütig und launenhaft. Sie war ein Weib, das stets einen versteckt gehaltenen Dolch mit sich führte. War eine Dämonin voll toller Einfälle. Haßte und liebte, koste und beleidigte. Wie es gerade der Augenblick ergab. War Geliebte und Kamerad. Geistig bedeutend, und doch nicht geistig groß genug, um über die Kleinlichkeiten im Leben hinwegzuschreiten. Ja, es war sogar zu erwarten, daß mit dem Alter eine gewisse Philiströsität Platz greifen würde.

Bei all diesen Vorstellungen hielt der Doktor seine Augen geschlossen und seinen Kopf in die Polsterlehnen geschmiegt.

Er mußte die Kette restlos zerbrechen, wollte er wieder ein freier Mensch mit eignem Selbstbestimmungsrecht werden. Mascha würde nicht daran zugrunde gehen. Das wußte er. Sie besaß eine ausgeprägte Lebensbejahung. Und was ihr bei dem einen nicht wurde, konnte ihr ein anderer bringen. Ihr war nichts unersetzlich. Damit tröstete er sich.

Und er selbst? — Leidenschaften verfliegen. Mascha hatte ihn erotisch stark gefesselt, hatte immer von neuem gewußt, ihn an sich zu reißen. Durch kleine Künste. Oft durch plumpes Machwerk. Er merkte es wohl und war doch zu willensschwach gewesen, ihr zu widerstehen.

Sie konnte ihm auch Kameradin sein. Das waren vielleicht die besten Stunden, die sie miteinander verlebten. Dann nahm sie teil an seinem Schaffen. Half ihm über Zweifel hinweg und brachte ihn zeitweilig in eine gehobene Stimmung. Bis es ihr plötzlich einfiel, alles fortzuwerfen, alles aufzulösen und aufzuhören, weil es ihr unverständlich und langweilig dünkte. Wie er sich damit abfand, war ihr gleichgültig. Ja, sie erwog vielleicht nicht einmal, wie er ihren Umschwung beurteilte, oder ob sie ihn gar tiefer damit verletzte.

Ideale waren ihr fremd, und wenn sie von ihnen redete, berauschte sie sich an hohlem Phrasengeklingel. Sie liebte schöne Worte und badete sich förmlich in ihnen, sofern sie sie zur Anwendung bringen konnte. In der ersten Zeit ihres Zusammenseins verließ er sie manchmal in einer Trunkenheit, die Wonnen in sich barg. Er hätte sie in einen Sternenmantel hüllen, ihr die Wünsche von den Lippen küssen mögen. So ganz tauchte er in ihrem Wesen unter. Später merkte er die Absichtlichkeit, sah das Kitschige, das brutal Oberflächliche, erschrak über sich als einen Hansnarren, der sich in Weiberröcke schmiegte und Weibersinn für ernsthaft nahm. Es kamen Stunden, in denen er sich von ihr wandte, und Stunden, in denen seine ganze Sinnenlust nach ihr schrie. Dann verkroch er sich vor sich selbst in hohle Ausflüchte, ging zu ihr und riß sie so wild verzweifelt in seine Arme, daß ihnen beiden das Blut auf den Lippen stand und die Wollust satanische Triumphe feierte.

Fast suggestiv faßte jetzt der Doktor nach ihrem Brief. Kurz entschlossen öffnete er den Umschlag, aus dem eng beschriebene Blätter herausfielen. Sie schrieb:

Lieber! Nun müssen wir uns doch trennen! Carma. Schicksal. Nenne es, wie Du willst. Du hast mir nicht mehr geantwortet. Es war mein letzter Ruf nach Dir. Ich wußte, daß Du in die Berge gingst, um mich nicht wiedersehen zu müssen. Das konntest Du doch leichter haben. Eine Aussprache, und es war alles erledigt. Oder fürchtetest Du Gewalt von meiner Seite? Das wäre geschmacklos gewesen. Eine Mascha aber ist nie geschmacklos!

Du magst mich nicht mehr. Was ist dabei? Wir trennen uns, grüßen uns höflich, wenn wir uns treffen. Erkundigen uns gegenseitig nach unserem Befinden. Ist das so schwer? Ich glaube doch,. Du bist ein wenig altmodisch und behängst Deine Seele mit unnötigem Schwergewicht. Schau um Dich, und Du greifst in das lachende Leben, wenn Du nur willst. Ich liebe das Leben in seiner buntschillernden Mannigfaltigkeit. Ich liebe es, weil es vulkanisch impulsiv jeden Augenblick zu explodieren vermag. Ich liebe es, weil es Kostbarkeiten in sich birgt, die nur Auserlesene zu heben imstande sind. Und ich will zu jenen Glücklichen gehören. Will den Quell austrinken, an dem ich geboren bin. Folge nach auf dem Wege, den ich Dir vorzeichne. Wenn unsere Gemeinsamkeit auch zerbrach, eine neue wird aufblühen und wird Dir vielleicht das Heil zutragen, nach dem Du Dich sehnst. Vielleicht, mein Lieber. Ich wünsche es Dir jedenfalls von ganzem Herzen. Es lebt kein Groll in mir. Denn jeder, mit dem ich ein Stück wanderte, brachte mir neues Erkennen und hauchte meinem Dasein neues Wollen und neues Wünschen ein.

Und ehe wir denn letztmalig miteinander schwatzen, sei es Dir verraten, daß ich mich am Faschingstage mit einem langjährigen Verehrer von mir, dem Geheimen Oberlandesgerichtsrat Willmann verloben werde. Ich habe ihn gern, weil er mir mit seinem Alter eine Würde und einen Titel verleiht und mir letzten Endes die Mittel in die Hand legt, ohne die ich nun einmal nicht leben möchte. Er ist zwar nicht so geistvoll wie Du; aber er wird mir viel Freiheit und viel Willen lassen, was beides sehr viel Wert für mich hat. Dich habe ich in meiner Art wirklich lieb gehabt. Daß ich mich gerade zum Fasching verlobe, soll Dir als besondere Narretei erscheinen und Dir mit Pritschenschlag und Schellengeklingel über etwaige Bedenken hinweghelfen. Wenn Du in Deiner Einsamkeit an mich denken solltest, dann trinke ich meinen schäumenden Sekt und bade mein Gesicht in duftigen Blüten.

Die Erinnerung wird uns immer aneinander binden.
— Mascha.

„Hinzpeter! — Hinzpeter!"

Und als der Alte auftauchte, um dem Doktor zu Diensten zu sein, fand er ihn wieder hilflos im Sessel liegen.

* * *

Rückfälle sind immer schwierig. Der Doktor mußte fest das Bett hüten. Das Fieber hatte stark eingesetzt. Die Pflegerin blieb auch in der Nacht im Haus. Oswinkaja war benachrichtigt, und Ruth Dirks erschien nun täglich von neuem an der Seite ihres Bruders, um nach dem Kranken zu sehen. Hinzpeter war unglücklich und machte sich Vorwürfe, den Doktor zu viel allein gelassen zu haben. Stix aber lag vor dem Ofen und blickte, wenn er nicht schlief, grünäugig mit gespitzten Ohren nach dem Bett, in dem sich sein Freund unruhig hin- und herwarf.

„Wer mag diese Mascha sein, von der der Doktor immer spricht", fragte Ruth ihren Bruder, als sie zusammen bergab stiegen.

„Was geht das dich und mich an, Kind, von wem die Patienten in ihrem Fieberwahn reden. Oft wissen sie nichts von alledem, wenn sie wieder gesund sind."

„Weißt du, ich glaube aber, diese Mascha ängstigt ihn. Er tut mir leid. Ja, ich glaube sicher, daß dieser Rückfall auf jene Frau zurückzuführen ist. Hinzpeter erzählte mir von Briefen, die der Doktor in der Hand hielt, als er ihn so zusammengesunken fand."

„Seltsam, was für eine Anteilnahme du dem Doktor bezeugst. Kleinchen, Kleinchen, du wirst doch nicht etwa?" Drohend erhob er seinen Zeigefinger. Ruth Dirks aber erglühte und bückte sich nach einem Tannenzweig, den die Schneelast zu Boden gerissen hatte. Und schweigend legten die Geschwister ihren Weg zurück.

Nach Stunden erwachte der Doktor. Die Pflegerin trat rasch an das Bett und fragte nach seinen Wünschen. Er hatte keine, fühlte sich ganz wohl und wollte plötzlich wissen, von wem der Busch Kiefernnadeln sei, der dort drüben auf dem Schube stand. Und von wem die Weidenkätzchen auf dem Tisch. Standen die schon all die Tage von dem er sich keine Rechenschaft ablegen konnte.

Er setzte sich hoch. Ließ sich die Kissen hinter dem Rücken aufbauen, schaute sich im Zimmer um, als käme er von weither. Freute sich an den weißen Vorhängen und an der alten Uhr. Liebkoste mit Blicken den hohen Lehnstuhl, rief Stix heran und fühlte ein heimliches Wohlbefinden, dort? Er hatte sie noch nicht gesehen.

„Von der Schwester des Arztes, sagten Sie? Kommt denn die Dame mit hier herauf?"

„Aber gewiß, Herr Doktor. Das junge Mädchen hat oft an Ihrem Bett gesessen. Es ist ein liebes Mädel. Hinzpeter und ich mögen sie riesig gern."

„Ist sie blond?"

„Wie kommen der Herr Doktor zu der Frage? Sie sahen doch Ruth Dirks noch nie mit wachen Augen?"

„Ist sie blond?"

„Ja, sie ist blond."

„Dann ist alles gut. Mascha war dunkel. Sie ist blond. So war sie jenes blonde Weib .... Doch was schwatze ich. Bringen Sie mir bitte etwas Kaltes zu trinken, Schwester. Ich habe Durst. Großen Durst." Da ging die Pflegerin kopfschüttelnd hinaus. Vom Gesundsein war der Doktor noch eine gute Weile entfernt.

Er aber, um den sie sich sorgte, suchte seine Gedanken zusammen und ging bis auf den Tag zurück, da er zu Oswinkaja hinaufstieg. Plötzlich hörte er das ferne Geläut eines kleinen Schlittens, sah ihn bald darauf an sich vorüber sausen, erblickte ein farbiges Etwas und hörte ein „Ski-Heil", das ihm galt. Ihm, der auf seinen Hölzern von der Bahn in den Schneewall getreten war. Dieses farbige Etwas mußte Ruth Dirks sein! Oft gaukelte es durch seine Fieberträume. Er sah es greifbar deutlich vor sich. Und es mußte blond sein. Es mußte nicht. Es war! — Da erkannte er schemenhaft seine Erlöserin.

Erlöserin? Von wem und von was? Er war ja frei! Ganz frei. Ohne Ketten. Ohne Vorwürfe. Frei! — Er schloß die Augen und kostete dieses Freisein bis in alle Einzelheiten aus. Jetzt würde er gesunden. Leiblich und seelisch. Jetzt mußte er gesunden, um selbst Erlöser zu werden. Jetzt wußte er, daß alles im Leben eine Bestimmung hatte. Und seine Bestimmung war es, in Fiebergesichten Wirklichkeitswerte aufzusaugen. Diesen wollte er Erfüllung geben. Die Einsamkeit hatte ihn für die Welt auserseh'n. Nicht für jene Menschen, in deren Reihen er die letzten Jahre verbracht. Nicht für jene Menschen, die im Mummenschanz und Leidenschaftsrausch ihr Glück zu finden glaubten. Sondern dem Volke wollte er gehören! Mit seiner ganzen Kraft, mit seiner ganzen sehnsuchtsvollen, unerfüllt gebliebenen Liebe. Sein Beruf war ihm sein stärkster Helfer. Würde ihn mitten in das Elend führen. Die Seelen der Menschen sollten zur Höhe gebracht werden. Die Nachwirkungen der ungeheuerlichen Kriegszeit sich in friedlichen Schönheiten auflösen. Oswinkajas Tauben opferten sich zu Tausenden. Was war da einer, der alles hinter sich warf und allen lebte. Oswinkaja, der Weise, der Abgeklärte, mußte ihm beistehen, ihm helfen. Immer würde er ihn oben auf dem Berge sehen. Im Schein der Sonne, die all die Menschen umspann, die knieend vor Inbrunst auf ihren Gesichtern lagen. War er denn tot, gestorben gewesen? Ach, daß er die Jahre zurückzuholen imstande wäre! Jene Jahre der Verelendung, des Nichtseins, der Vergeudung.

Da brachte die Pflegerin den Trunk. Das Geräusch zerriß die Fäden, die der Doktor zu einem Gewebe verknüpfte. Er öffnete die Augen und griff nach dem Fruchtwasser, das er dürstig schlürfte.

„Wo ist Hinzpeter?"

„Im Walde. Holz holen. Die Schlittenbahn ist gut." Während dieser Worte zog die Pflegerin die kleinen Vorhänge zusammen. Es war dunkel geworden.

„Wollen Sie schlafen, Herr Doktor?"

„Schlafen? — Aber liebe Schwester, habe ich denn noch nicht genug geschlafen? Ich will wach bleiben. Jetzt und die kommende Zeit. Wach bleiben und hören, was

mir die Welt zu sagen hat. Wir schlafen und träumen viel zu viel im Leben und verbringen das Wesentlichste, das uns zugehört. Wir vergessen, daß wir Pilger sind."

„Ich möchte nun das Fieberthermometer einlegen."

Da lachte er, lachte laut und übermütig. Denn er wußte, daß die Pflegerin den Ausbruch neuen Fiebers fürchtete. Er aber fühlte sich gesund und wagemutig.

— — — — — — — — — — — —

In den letzten Tagen hatte seine Gesundheit glänzende Fortschritte gemacht. Er war außer Bett, ging zu Hinzpeter in die kleine sauber gehaltene Küche, neckte sich mit Stix, las bereits in seinen mitgebrachten Büchern, und erwartete stets mit Ungeduld den Arzt, den er nach näherem Bekanntwerden schätzen gelernt. Hinzpeter war selig und suchte seinem Doktor die Wünsche fast von den Augen abzusehen. Die Pflegerin war gegangen und hinterließ keinerlei Lücke. Nur Ruth Dirks kam nicht mehr. Ihren Bruder nach ihr zu fragen scheute er sich. Überhaupt mit jemandem über sie zu sprechen, wäre ihm wie eine Entweihung seines Geheimnisses vorgekommen. Da sie selbst fortblieb, wünschte sie nicht mit ihm in Verbindung zu treten. Daß sie ihn umsorgt hatte, wußte er. Und dieses Wissen erstrahlte wie ein Rubin in seiner Seele. Er erhielt ihn in seinem ungetrübten Glanze, indem er ihm seine besten Gedanken weihte. Am Abend betete er wieder, wie er es in seinen Kinderjahren unbewußt oder auf Wunsch Erwachsener getan. Nur betete er jetzt in inbrünstigem Verstehen seines absoluten Willens. Er fühlte sich in dieser Zeit dem Kinde gleich. Ganz rein. Losgelöst von dem Wesen der anderen. Was vor dem Erfrieren im Schnee war, war für ihn die Vergangenheit. Wie die rauchdurchschwängerte Luft einer Industriestadt kam sie ihm vor. Alles lag in dickem Nebel. Und in diesem Häusermeer voll kalter Grauheit war er wie ein dunkler Stein gewesen, der rollte und sich rollen ließ. Ganz gleich, wohin. Heute hier und morgen dort. Ohne besondere Anteilnahme. Nur manchmal stieß sich der Stein eine Kante oder eine Ecke ab. Dann zerbröckelten die Ideale, und das Reale feierte Triumphe. Das Reale aber war wertlos, weil es nur dem Augenblick diente und jeden Ewigkeitswert ausschloß.

Ruth Dirks! Er formte sich aus den Erzählungen, die über sie an sein Ohr gedrungen, eine Gestalt. Er baute sich etwas auf und brachte es stets mit Farbigkeit in Verbindung. Wann und wie würde er sie sehen? Das beschäftigte ihn, wenn er über die bereits abfallenden Weidenkätzchen strich. Sie waren zu früh ihrer schützenden Hülle beraubt worden. Eigentlich grausam und doch für ihn. Da kam ein Freuen über ihn. Ein heimliches, stilles Freuen.

Lautlos wie immer war Oswinkaja eingetreten. Er hatte das Streichen über die Kätzchen beobachtet.

„Heil, Doktor."

„Heil, Oswinkaja." Mit einem Ruck ließ er seine Hand sinken. Dann trat er dem Alten entgegen und führte ihn zu dem großen Polsterstuhl.

„Dank, Oswinkaja, daß Sie gekommen. Wie oft machten Sie den Weg um meinetwillen. Sie kamen sicher ungern herunter unter die Menschen, Sie, der Sie die Einsamkeit über alles lieben."

„Ich kam, weil ich kommen mußte, lieber Doktor. Heute aber ist ein eigener Grund vorhanden. Die Notwendigkeit des Erlebens trieb mich an. Zwischen uns laufen geheime Fäden, über die ich mir noch keine Rechenschaft zu geben vermag. Sie schweben irgendwie im Raume und lassen sich von mir allein nicht fassen, nicht knüpfen und nicht entwirren. Ich habe alles versucht und stehe leer ohne Anfang und ohne Ende. Was soll das bedeuten? Ich bin kein Allwissender. Wohl aber ein Fühlender. Einer, der sensitiv veranlagt ist. Strömungen, die in der Luft liegen, teilen sich mir mit. Noch ehe sie die anderen wahrnehmen. Hier bei Ihnen ist Mutlosigkeit das Ziel meines Nachdenkens." — Und müde sah der Einsiedler in die Tannen, die ihr weißes Kleid wieder abgelegt hatten.

Da sprach der Doktor. Langsam erst. Ganz langsam. Wie Tropfen, die bei beginnendem Regen fast einzeln zählbar herniederfallen. Sprach mit leiser, weicher Stimme. Wie traumverloren. Sinnend. Wie aus weiter Ferne herholend. Wie etwas, was man zögernd preisgibt und doch in das Bewußtsein stellt, weil das Wesenlose das Werdende gebären muß.

„Ja, es laufen Fäden zwischen uns, Oswinkaja. Fäden, von Seele zu Seele gespannt. Straff. Nicht fortleugbar. Fäden, die wir nicht zu zerreißen vermögen, weil sie in fernen Regionen eingesetzt sind. In irgendeinen Webstuhl. Und fortarbeiten. Immerfort. Unentwegt. Anwachsen zu Tüchern, die uns umhüllen. Einspinnen in uns selbst. Es gibt ein Schicksal. Und dieses Schicksal ist wie ein Knoten, wie ein Punkt, in dem sich alle Fäden vereinigen. Sie und ich, wir stehen unter e i n e r Leitung. Wir sind zur Vollendung e i n e s Willens ausersehen. Dagegen können wir uns nicht wehren. In meinen fieberhaftesten Traumgebilden waren Sie mir zur Seite. Sie heiligten die Wünsche der Menschen, indem Sie ihnen die Erlösung durch mich und jenes blonde Weib brachten."

„Durch jenes blonde Weib?" gegenfragte Oswinkaja.

„Ja, durch Ruth Dirks!"

„War sie hier? Wie hat sie Ihnen gefallen? Was sagte sie? Sprach sie von Gegenwärtigem oder Vergangenem?"

„Nichts von alledem. Ich kenne sie noch gar nicht. Habe sie noch nie geschaut und weiß doch, daß sie blond ist und jene Frau sein muß, die sich in meine Arme schmiegte, meinen Leib umklammert hielt, und die Sie, Oswinkaja, segnend mir zu eigen gaben."

„Das ist seltsam und absonderlich, lieber Doktor! — Ich sah Ruth Dirks einmal. Hier bei Ihnen, und ich sah die Liebe in ihren Augen leuchten, sah die Sorge um ihre Leiden aus ihrem Herzen aufquellen, fühlte die Reinheit ihres Herzens und ward schwer in dem Gedanken, daß sie unnütz vertat, was einem anderen Heiligkeit bedeutet haben würde."

„Warum, Oswinkaja? Halten Sie mich nicht für fähig, diesem Menschenkinde alles zu sein?"

„Nein! — Denn alles zu sein, muß man alles besitzen. Und draußen im Leben bröckelte Ihnen manches Stück des Empfindens ab, ging manches verloren, was zum restlosen Seligsein notwendig ist. Und vor allem — dem jungen Mädchen zu eigen gehören müßte."

„Das ist bitter! Ich sollte wohl an mir verzweifeln, wenn ich nicht selbst fühlte, wie ich aus meinen Leiden geläutert hervorging. Was ich war, bin ich nicht mehr. Kein Höriger, der in des Weibes Röcken hängt. Frei bin ich und neuerstanden durch Schmerzen. Durch Träume. Durch Sie, Oswinkaja. Durch Sie!"

Bei diesem fast ekstatischen Ausbruch ergriff er des Alten Hand und legte sie an seine Stirn.

„Hilf mir auf meinem Lebenswege, du Weiser, du Guter. Hilf mir, daß ich aufrechtgehen lerne und die Liebe hinaustrage unter die Menschen. Die allumfassende Liebe von Volk zu Volk. Ohne Unterschied der Person. Hilf mir, daß ich ihre Schmerzen zu verstehen und ihre Wunden zu heilen vermag. Hilf mir, daß ich nicht in Kleinlichkeit verzage, wenn Fehlschläge mich zu entmutigen drohen. Die Seelen der Menschen sollen rein werden wie die Tauben, die sich für sie opferten. Hilf, Oswinkaja, hilf mir."

Unbewußt war das vertrauliche „Du" über seine Lippen gegangen. Die Not der eigenen Seele hatte es hervorgedrängt.

Still hatte der Einsiedler zugehört. So atemschlagsstill, daß das Ticken der Uhr fast zur Beängstigung wurde.

„Du verlangst viel! Sehr viel! Mehr, als ich geben kann. Aber du glaubst an mich. Und dieser Glaube reißt alles nieder, was an Ungläubigkeit dazwischen steht. In diesem deinem Glauben wirst und mußt du siegen. Nicht allein! Denn das wäre Anmaßung. Du mußt um deine Brüder und Schwestern werben. Mit ihrer Hilfe, mit ihrem Glauben und mit ihrem Dichverstehen werdet ihr zu Gemeinden anschwellen, zu Dörfern anwachsen, zu Städten euch ausbreiten, um endlich von Provinz zu Provinz, von Staat zu Staaten, von der alten zu der neuen Erde aufzuflammen und zu zünden. Du wirst dein blondes Weib freien, und dieses Weib wird dir Kinder gebären, die zu den Neuen gehören, zu denen, die schon in sich selbst siegreich sind. So werden auch die Frauen euch zur Seite schreiten, eine jede einzelne gekrönt zur Mutter des Entsühners. Eine jede einzelne mit dem Schwertstoß im Herzen und mit dem Heiligenschein um ihr Haupt."

So sprach Oswinkaja. Traumversunken. Fern mit seinen Gedanken. Prophetisch. Der Zeit entrückt.

Des Doktors Seele weitete sich und sog diese Minuten tief in sich hinein. Dann erhob sich Oswinkaja, griff nach seinem Stock und nahm Abschied von ihm.

„Nun komme ich nicht mehr herunter. Die Zeit, dir hier unten nahe sein zu müssen, ist umgegangen. Nun warte ich dein auf der Höhe."

„Ich komme, Oswinkaja, ich komme!"

* * *

Unter den Strahlen der Märzsonne war der Schnee zerflossen, hatten die Eiszapfen sich in tropfende Tränen aufgelöst. In den Wiesen, die in Feuchtigkeit erglänzten und die Fruchtbarwerdung in sich einsogen, standen und blühten die lichtgelben, süß duftenden Märzbecher. An versteckten Stellen ballten sich die Knospen der Sträucher zum Aufspringen zusammen. Fest standen sie an ihren Ästen und Ästlein, um selbst einem Sturmwind Trotz zu bieten.

Der Doktor schritt langsam bergan. Seine Zeit lief ab. Er mußte zur Stadt zurück. Mascha hatte ihm ihre Vermählungsanzeige gesandt. Gedruckt auf Bütten. Über diese frauliche Eitelkeit hatte er verzeihend gelächelt. Wie weit lag das alles hinter ihm. Er hatte es fast vergessen, daß er um dieser Frau willen seinen Ranzen geschnürt und sich in die Einsamkeit vergraben. Stix sprang in Sätzen um ihn her. Er schnupperte den Frühling. Und die Vögel zwitscherten lustige Geschichten und plusterten sich die Federn auf. Sie sehnten sich nach einem neuen Kleide, denn Junker Lenz bereitete sich allmählich zum Küren vor.

Da stand Ruth Dirks vor ihm. Zum erstenmal. Das Blut wich ihm vom Herzen und malte Bläße in sein Gesicht. Tief zog er seine Mütze. Sie trug ihre grüne Jacke offen und ließ ihr Blondhaar im weichen Winde wehen.

„Wie geht es Ihnen, Herr Doktor?"

„Gut geht es mir. Dank all der Pflege, die ich genossen."

„Das freut mich für Sie." Damit hatte das Gespräch ein Ende, und die beiden Menschen, die in übermächtigem Drange zueinander schäumten, standen stumm. Schließlich beugte sich das junge Mädchen zu Stix, der sie schweifwedelnd umsprang.

„Kennst du mich denn wieder?" — Da war der Bann gebrochen. Und es jagte ihm die Worte hervor. Brausend. Als hielte ihm jemand immer wieder ein Neues entgegen. Er sprach zuerst hastig. Zagend. Dankend. Wünschend. Forschend. Erzählend. Bittend. Er sprach von seiner

Krankheit, von Oswinkaja, von ihrem Bruder, von Hinzpeter und Stix. Er erzählte von dem Kriege und von den Menschen. Er warb um sie in dieser ersten Stunde mit seinem ganzen vollen Herzen. Denn sie war schön in ihrem blonden Haar, zu dem die farbige Jacke so prachtvoll paßte. Er liebte sie seit seinen Träumen und hatte dem Tage entgegengeharrt, der sie ihm zuführte. Er liebte sie in ihrer Güte, die in ihrem Blick zu lesen stand.

Gemeinsam wanderten sie weiter. Sie fühlte instinktiv mit der Seele des Weibes, was ihr hier zuströmte. Sie fühlte es mit wundersamer Glückseligkeit. Auch sie hatte ihn liebgewonnen in seiner Hilflosigkeit. Hatte ihn liebgewonnen durch Oswinkaja, zu dem sie gegangen, als sie von ihm hören wollte. — Vorzeitig blühte eine kleine Anemone im geschützten Walde. Sie nahm sie auf und reichte sie ihrem Begleiter.

„Der Lenz ist da."

„Noch nicht, Ruth Dirks. Aber er ist nahe."

Da flammte ein tiefes Rot über ihre weichen Wangen.

„Wo wollen Sie hin, Doktor?"

„Zu Oswinkaja will ich. Abschied nehmen. Denn meine Tage sind gezählt. Die Pflicht ruft mich in die Stadt zurück."

„Schade!" —

„Warum schade, Ruth Dirks?"

„Weil es jetzt schön geworden wäre!"

„Es ist schön, Ruth Dirks. Wunderbar schön. Gehst du mir nicht zur Seite? Bist du nicht endlich bei mir. Sind es nicht Tage und Wochen, seit ich auf dich gewartet habe?"

„Und ich auf dich! Törichte Menschen, die wir nutzlos die Zeit verstreichen ließen."

Das war Ruth Dirks! Ganz das Weib, das er suchte. Ganz und absoluter Naturmensch. Rein und unberührt von der gezierten Gespreiztheit der höheren Tochter. Das war das blonde Weib seiner Träume, das ausersehen war, die Stammutter eines neuen Geschlechtes zu werden. Ein Jubel erfüllte ihn in namenlosem Rausch. Mitten unter den hohen vielhundertjährigen Tannen riß er sie an sich und bedeckte ihre Lippen mit heißen, glühenden Küssen.

Ich liebe dich — ich liebe dich!"

Einem Schwur ähnlich flogen die Worte ins Weite. Der Wind nahm sie auf seine Flügel und trug sie hinunter zu den Menschen. Ein Klingen fing an und ein Singen und ein Rauschen in den Wipfeln der Waldbäume.

Eichhörnchen sprangen hurtig zum Reh auf der Wiese und plauderten lose Narretei.

Ruth Dirks aber sah fragend in des Mannes Augen.

„Und Mascha?" —

„Gewesen, du Liebstes. Vorbei."

Da küßte sie ihn von sich aus still und glücklich. —

So stiegen sie zur Höhe, Hand in Hand, wie in seinen Träumen. Stiegen zu Oswinkaja, daß er sie segne Ringsum lag Sonnenschein über dem Lande. Nur der Wolkenwagen stand droben am Firmament und kam nicht zu ihnen, um sie über Höhen und Tiefen zu tragen.

„Ich liebe dich", flüsterte Ruth Dirks ihrem Begleiter zu.

„Ich liebe dich", gab er zur Antwort und fuhr über ihr Haar, das wie Seide gesponnen schien.

Stix war unbemerkt von ihnen davongelaufen und hatte vor Oswinkajas Häuschen anmeldend gebellt. So fanden sie den Alten an der Türe stehen, als sie die letzte Krümmung des Weges zurückgelegt.

„Heil Oswinkaja!"

„Heil dir und Ruth Dirks! Heil euch!"

Und sich umschlungend haltend, schritten sie auf ihn zu. So wurden die Fäden geknüpft, die in Träumen sich spannen. Denn Oswinkaja geleitete sie zu sich hinein und half ihnen, den Anfang zu einem neuen Leben voller Tatkraft und Liebe zu finden.

RANDBEMERKUNGEN

Der Kieler Handelshafen.

Der Kriegsausgang hat Deutschland um seine stolze, in der ganzen Welt bewunderte Kriegsflotte gebracht. Was übrig geblieben ist, sind nur einige Trümmer. An die Wiedererrichtung der alten Flotte ist in absehbarer Zeit nicht zu denken. Aber die Kriegsmarine hatte nicht nur eine militärische, sondern auch eine wirtschaftliche Bedeutung. Städte wie Kiel oder Wilhelmshaven lebten von dieser Flotte und der für sie erforderlichen Bautätigkeit. Insbesondere die schleswig-holsteinische Hauptstadt war im wesentlichen auf Grund ihres großen Kriegshafens aus einer noch nicht 100 000 Einwohner zählenden Provinzstadt eine Großstadt von fast einer Viertelmillion Seelen geworden. Aber ein großer Teil dieser Einwohnerschaft hatte seine Existenz auf die Marine oder auf die für sie arbeitenden Werft- und Hilfsindustrien gegründet. Da die letzteren etwa 40 000 Arbeitern Beschäftigung und Brot gaben, läßt sich ihre Bedeutung für die Stadt Kiel leicht beurteilen. Da brach mit dem Ende der deutschen Flotte die ganze Grundlage für dieses blühende Leben völlig zusammen. Man mußte sich nach anderen Existenzmöglichkeiten, nach anderen Beschäftigungsgelegenheiten umsehen. Kiel ist heute wohl die einzige Großstadt, wo es keinen Wohnungsmangel gibt. Am naheliegendsten war natürlich die Umstellung der vorhandenen Industrie- und Verkehrsanlagen auf die Bedürfnisse des privaten Handels und Verkehrs. Die glänzende Lage Kiels als östlichster Nordsee- und westlichster Ostseehafen und an dem beide Meere verbindenden Nordostseekanal wies die in Bedrängnis geratene Stadt von selbst auf den Ausbau eines großen Handelshafens hin. War doch gerade wegen seiner einseitigen Entwicklung zum Kriegshafen Kiel trotz seiner bevorzugten Lage am Nordostseekanal gegenüber seinen Konkurrenten Hamburg und Lübeck auf dem Gebiete der Handelsschiffahrt weit ins Hintertreffen geraten.

Um diesen Vorsprung wieder einzuholen und den Hamburger Hafen zu entlasten, wurde die Errichtung eines Freihafens für den Umschlagverkehr zwischen der atlantischen und der Ostseeschiffahrt zur Notwendigkeit. Hilfesuchend wandte man sich an das Reich und an Preußen, denn die Stadt allein war natürlich in ihrer heutigen wirtschaftlichen Notlage nicht imstande, das große Kulturwerk eines neuen Handelshafens ohne finanzielle Unterstützung durchzuführen. Das Reich hätte dafür gesorgt, daß Kiels Entwicklung sich hauptsächlich auf die Bedürfnisse der Reichskriegsmarine eingestellt hatte. Das Reich hatte infolge des plötzlichen Zusammenbruchs der Stadt die Existenzgrundlage entzogen. Das Schicksal Kiels war mit dem des Reiches viel enger als das jeder anderen Großstadt verbunden. Das Reich mußte helfen. Bereits im Jahre 1919 stellte der Kieler Magistrat beim Reich den Antrag auf Genehmigung der Einrichtung eines Freihafens. Aber das Reich hatte zunächst leider andere Sorgen. Bis jetzt haben sich die Verhandlungen in dieser dringenden Angelegenheit hingezogen. Erst kurz vor den diesjährigen Parlamentsferien hat der Reichstag nunmehr in allen drei Lesungen diese Genehmigung erteilt. Aber gegenüber dem anderen Antrag des Kieler Magistrats auf finanzielle Unterstützung der Stadt Kiel für Hafenausbau und Industrieanlagen hat sich das Reichsfinanzministerium völlig ablehnend verhalten. Hier muß, trotz aller Geldnöte des Reichs, noch eine grundsätzlich andere Auffassung der maßgebenden Reichsstellen Platz greifen. Der Zusammenbruch des wirtschaftlichen Fundaments der Stadt Kiel ist allein durch den unglücklichen Ausgang des Krieges verschuldet worden, weil die Stadt sich so restlos auf die Bedürfnisse der Reichskriegsmarine eingestellt hatte. Deshalb muß auch diese Kriegsfolge von der Volksgesamtheit, also vom Reich getragen, mithin wenigstens ein Teil des Schadens auf Reichskosten gutgemacht werden. Das ist um so notwendiger, als ganz Deutschland ein großes Interesse daran hat, daß die Hauptstadt Schleswig-Holsteins wieder lebensfähig wird und möglichst in ihrer alten Blüte und industriellen Entwicklung erhalten bleibt. Zudem dient der einzurichtende Freihafen Handel und Industrie des gesamten Reiches. Er verbessert die

Grundbedingung für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands, das deutsche Verkehrsnetz.

Die städtischen Körperschaften Kiels haben vor einiger Zeit einen neuen Appell an die Reichsregierung gerichtet, die ablehnende Stellungnahme des Reichsfinanzministeriums einer Revision zu unterziehen. Es ist im Allgemeininteresse wie im Interesse der Deutschlands Wirtschaft tragenden Handels- und Industriekreise wünschenswert, daß der um ihre Existenz ringenden Stadt Kiel geholfen wird. Die Reichsregierung, die sich die Regierung der Erfüllung nennt, sollte nicht nur die Wiedergutmachungsforderungen der äußeren Feinde, sondern auch die Erfordernisse der Wiedergutmachung der inneren Kriegsschäden nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte und Mittel zu erfüllen bestrebt sein. Dazu gehört aber auch, daß das Versprechen endlich eingelöst wird, das der frühere Reichsfinanzminister Scholz bereits gegeben hat, als er den in ihrer Not beim Reich hilfesuchenden Vertretern Kiels in Aussicht stellte, „daß dem mutigen und zähen Kiel nicht nur Gott, sondern auch das Reich helfen werde". Die Genehmigung zur Errichtung des Freihafens ist nur der Anfang zur Erfüllung dieses Versprechens. Denn ohne finanzielle Reichshilfe können die Kieler mit dieser Genehmigung nicht viel anfangen.

H. R.

Der Geisterseher.

Aus den Papieren des Grafen O.

I. Teil. Herausgegeben von Friedrich v. Schiller
II. Teil. Herausgegeben von Heinz Hans Ewers (Georg Müller in München).

War die Vollendung des Schillerschen Fragments „Der Geisterseher" notwendig? Die Frage kann nur mit einem glatten Nein beantwortet werden. Gründe: erstens handelt es sich hier um ein literarisch unbedeutsames Erzeugnis, an dem Schiller selbst wenig Freude gehabt haben dürfte, sonst hätte er die Arbeit daran nicht abgebrochen; zweitens muß jeder Versuch, ein literarisches oder künstlerisches Fragment zu rekonstruieren, aus psychologischen Gründen, da jeder Autor nur aus sich heraus schöpfen und gestalten kann, notwendig mit einem Fiasko enden. Eine Vollendung des „Geistersehers" bietet aber schon deshalb ganz besondere Schwierigkeiten, weil der Roman nach Plan und Anlage verfehlt ist und die anfangs spannend einsetzende Erzählung sich später in einen zusammenhanglosen Briefwechsel auflöst. Trotzdem hat Hanns Heinz Ewers in frischem Wagemut das Werk unternommen. Es ist, wie nicht anders zu erwarten, eine Halbheit dabei herausgekommen. Kein Schiller, aber auch kein Ewers. Der zweite Autor wurde durch den ersten in seiner dichterischen Gestaltungskraft beengt, stets mußte er krampfhaft bemüht sein, die wenigen Fäden, die von dem Fragment ausgehen, weiterzuspinnen, wodurch die Geschlossenheit der Handlung gerade nicht gefördert wurde. Der Geschichte des zweiten Bandes liegt als Motiv der Kampf um einen deutschen Fürstenthron zugrunde. Der Prätendent ist Prinz Alexander (bei Schiller Prinz A.), den Ewers als Mann von großem Ehrgeiz, aber mangelnder Initiative geschildert hat. So oft er sich zu einer Handlung aufrafft, begeht er auch schon wieder eine Dummheit, die das Errungene in Frage stellt. Er kann überhaupt nicht folgerichtig denken und handeln, weil er ohne sein Wissen von einer hinter den Kulissen agierenden Persönlichkeit, dem geheimnisvollen Armenier (Cagliostro?) dirigiert wird. Weshalb dies geschieht, geht aus der Erzählung nicht hervor. Der große Unbekannte, der schon bei Schiller in vielerlei Gestalt auftritt, scheint ihn lediglich als Versuchsobjekt für seine teuflischen Künste, die auf einer in die Ferne wirkenden Willenssuggestion beruhen, zu benutzen. Das Weib kommt in seiner Rolle als Verführerin und Intrigantin auch nicht zu kurz. Konfliktstoffe sind in reicher Auswahl vorhanden und sie geben nicht selten Anlaß zu hochdramatischen, äußerst reizvollen Episoden. Schließlich erreicht der Prinz sein Ziel: er kann dank der unermüdlichen Tätigkeit des großen Unbekannten den vakant gewordenen Thron besteigen. Leider entgleitet die Heißgeliebte in demselben Augenblick seinen Händen, und er richtet in seiner Verzweiflung die

Waffe gegen sich. Ob er wirklich gestorben ist, verrät der Fortsetzer des Geisterssehers uns nicht. Denn hier bricht das Manuskript ab — wem es Spaß macht, der mag nach hundert Jahren das dritte Fragment auf das zweite pfropfen.

Unter Ewers' Romanen ist der restaurierte „Geisterseher" aus obigen Gründen der schwächste, bestechend daran ist nur die Form der Darstellung und die prächtige Wiedergabe des Lokal- und Zeitkolorits. Es setzt dies ein sehr eingehendes Studium der Zustände an Fürstenhöfen des 18. Jahrhunderts und ein Sichvertiefen in den absolutistisch-frivolen Zeitgeist voraus. Auch die Nebenfiguren, das Hofgeschmeiß und die Untertanen, sind mit größter Anschaulichkeit geschildert. Ein Vorzug, der mein Urteil über die Gesamtleistung nicht beeinflussen kann: im ganzen der Versuch an einem untauglichen Objekt.

F. G.

Auslandsrätsel.

Ein deutscher Gelehrter, Leiter eines physikalisch-medizinischen Universitätsinstituts, läßt in Briefen von köstlicher Frische und Unmittelbarkeit seine Reisen nach Nordamerika und Spanien miterleben. (Friedrich Dessauer, Auslandsrätsel. Geheftet 30 Mark, in Pappband 42 Mark, in Leinenband 55 Mark. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kommandit-Gesellschaft, Kempten.) Nächst einigen Finanzleuten besuchte der Schreiber der Briefe als die erste offizielle deutsche Persönlichkeit nach dem Kriege die Vereinigten Staaten, sprach den Präsidenten Harding und sammelte an den Zentren des amerikanischen Lebens eigene Beobachtungen und Informationen von führenden Männern. Anlaß zur Reise bot eine Einladung der amerikanischen Röntgengesellschaft zu ihrem Kongreß in Washington, auf dem Dessauer über seine bahnbrechenden Forschungen auf dem Gebiete der Krebsheilung Bericht erstattete. Aber der Gesichtskreis dieses Gelehrten reicht weit hinaus über den Bereich seiner Spezialwissenschaft. Er führt den Leser nicht nur in die amerikanischen Kliniken und Sanatorien, in die Riesenwerke der General Electrical Company und in das Laboratorium des berühmten Erfinders Coolidge, er fängt das ganze breite amerikanische Leben in seinem Spiegel. Bald bewegt sich der Leser im Gewimmel eines Wolkenkratzerhotels, das groteske amerikanische Theater und Kino flimmern vorüber, man erlebt die Spannung eines Baseball-Wettspiels im New Yorker Stadion, der Blutdunst einer Chicagoer Riesenschlächterei betäubt einen; — dann wiederum geht es im Auto durch das wildromantische Adirondackgebirge; vorüberrauschen die Niagarafälle. In Detroit wird man in den Arbeitsrhythmus der größten Automobilfabrik der Welt, der Schöpfung Fords, des zur Zeit reichsten Amerikaners, gerissen. Neben den exakten Beobachtungen des Technikers tauchen phantastische Bilder auf: unterm wechselnden Spiel der Scheinwerfer das nächtliche Chicago, hoch zum Himmel getürmt, und der Michigansee, von dem die Dampfsirenen herüberschrillen ins Gebrause der Großstadt.

Was aber diese Briefe weit hinaushebt über das nur Interessante und Stimmungsmäßige, das sind die politischen Folgerungen ihres Verfassers; er beobachtet den Amerikaner bei der Arbeit, auf der Straße, beim Spiel, im Gespräch mit Scharfblick und zugleich mit Sympathie. Es ist die Jugendfrische dieses Volkes und sein Solidaritätsgefühl, das diese beim Amerikaner so ausgeprägte Staatlichkeit, dieses Bewußtsein dem Staate gegenüber: es ist mein Staat — geht dem Deutschen ab. Dessauer gibt sich keinen Illusionen hin. Der Amerikaner denkt amerikanisch. Was schert ihn Europa! Also keine Hoffnung? Doch die eine, die in der Logik ihm Sympathien gewinnt. Hier werden die Briefe auch eine erzieherische Mission haben; denn gerade der Dinge selbst ruht. Es wird die Stunde kommen, da auch dem Amerikaner die Augen sich öffnen werden für die Schicksalsgemeinschaft seines Landes mit dem alten Kontinent. Dessauer glaubt an die Macht der Stunde. Darum alles laute Reden lassen, aber auch alles Betteln und Sich-Erniedrigen.

Wollen wir den Ring unserer Isolierung sprengen, so ist es in Europa Spanien, auf das sich unser Blick richtet. Von spanischer Gastfreundschaft und spanischen Sympathien für die deutsche Wissenschaft erzählen die Briefe aus Spanien, die mit den amerikanischen in einem Band vereinigt sind. Sie verdanken ihre Entstehung einer Reise Professor Dessauers nach Madrid, wo er auf Einladung der medizinischen Fakultät Gastvorlesungen hielt. Eine Reise durch Südspanien im Auto schloß sich an. Toledo, Sevilla, Cordoba, Granada werden besucht. Am reizvollsten aber ist die Schilderung der Reise, wo sie Gegenden berührt, in die nur das an keine feste Route gebundene Auto trägt. Landschaftsbilder tauchten dann auf, aus dem Tiefland und von der Sierra Nevada, die mit dem Auge eines Malers gesehen sind. Aber der Verfasser ist auch Volkswirtschaftler genug, um an dem erstaunlichen Aufschwung Spaniens lebhaften Anteil zu nehmen, und der Politiker zeichnet aufschlußreiche Gespräche über das französisch-spanische Problem, den Völkerbund und die Gestaltung der europäischen Zukunft auf.

Nur noch auf einen liebenswürdigen Zug dieser Briefe sei hingewiesen: auf ihren feinen Humor. In ihnen mischt sich ein gesunder Realismus, der sich über das Widrige nicht hinwegtäuscht, mit einem starken Optimismus, der vor allem ein Vertrauen in unser Volk ist, so warm, daß es sich dem Leser mitteilt.

Die verkehrte Welt.

Gesetze übermoderner Literaten.

An allem muß etwas ausgesetzt werden. Nur du selbst bist fehlerfrei. Wenn es darauf ankommt, nenne dich besser als Gott.

* * *

Bei unseren bisherigen sogenannten Großen belehren Alte und Weise die Jugend. Heute muß es umgekehrt sein. Das Wort: „Noch nicht trocken hinter den Ohren" ist anders zu verwenden, und zwar muß schon der Säugling in der Wiege zu seinem Vater sagen: „Du verstehst nichts, du bist ja naß."

* * *

Die Schönheit fängt erst dort an, wo sie beim Pöbel — umschließe damit alle diejenigen, die nicht deiner Meinung sind — aufhört. Ställe für Tiere, Männer und Frauen sind das herrlichste, was es gibt.

* * *

Mäuler bis an die Ohren und trommeldick erfundene Schimpfwörter ersetzen trefflich ein paar Gramm Gehirn.

* * *

Willst du als Philosoph angesehen werden, so sprich in Rätseln. Beispiel: Welt und Wissen vereinigen sich in Kalb und Klappstuhl.

* * *

Handlung? Vermeide sie, wo du kannst.
Reim und Versmaß — bist du blöde?

* * *

Nicht das Können, die Reklame ist der Weg zum Ruhm. Geh' in Schwimmhosen und dänischen Damenhandschuhen, trage Straußenfedern auf dem Hut, und du wirst sehen, wie sie sich um deine Werke schlagen.

* * *

Menschen nur ein Gesicht zu geben, ist verkehrt. Man könnte auf einen Charakter schließen — und das in der jetzigen Zeit! Um des Himmels willen!

* * *

Wenn du nicht weiter kannst, so versetze dein Stück ins Irrenhaus. Verrückte und die vierte Dimension finden immer einen Ausweg.

* * *

Nenne dich Prophet und verkünde, daß du von Baldriantee, Nüssen und Baumrinde lebst. Bald wirst du entdecken, wie leicht du Anhänger findest. Die Dummheit der Menschen ist ein festes Fundament.

Johannes Heinrich Braach-Duisburg.

BÖRSENSPIEGEL

Der Dollar und die Effekten.

Gerade vor Jahresfrist hatten wir die „große Zeit" an der Börse. Im Juli hatte der Dollar den Stand von 90 erklommen, und im August hatte er den Kurs von 100 zum ersten Male erreicht. Damals zuerst vernahm man etwas von einer „Katastrophenhausse"; denn vorher hatte niemand diesen Ausdruck gekannt. Vielmehr hatte man ursprünglich den Tiefstand der Mark als einen Grund betrachtet, auch die Effektenkurse niedrig zu bewerten. Denn erstens einmal lauteten sie auf Markwährung, und außerdem dachte man daran, welche Verluste sie etwa aus ihrem Besitz an Kriegsanleihen oder ähnlichen Markwerten erlitten. Daß ungeachtet dessen, daß die Aktien auf Mark lauteten, ihr eigentlicher Kern ihr Sachbesitz sei und nicht die zufällig auf dem Aktienmantel aufgedruckte Währung, war den meisten Leuten noch nicht zum Bewußtsein gekommen, und erst als man allmählich den Unterschied zu begreifen begann, bahnte sich der unvermeidliche Umwertungsprozeß an. Mit einem Male entdeckte man, daß die „Mark", mit der man die Aktien gekauft und bezahlt habe, eine unverfälschte Goldmark gewesen sei. Vor allem aber hatten die einzelnen Gesellschaften ihre Grundstücke, ihre Gebäude, ihre Maschinen, ihre ganzen Anlagen mit dieser vollwertigen Goldmark erworben, und man folgerte also mit Recht, daß sich das in dem Kurse doch irgendwie ausdrücken müsse zu einer Zeit, wo die Mark nur noch 25 Pfennige wert sei. So begann denn, wie man weiß, die große Katastrophenhausse des Jahres 1921, die ihren höchsten Gipfel im November erreichte, als der Dollar den vordem niemals für möglich gehaltenen Stand von 300 erklommen und sogar überschritten hatte.

300 Mark für den Dollar ist gewiß ein recht achtungswerter Kurs. War es wenigstens allgemeiner Ansicht nach damals. Inzwischen aber sind wir sehr verwöhnt geworden; wir haben einen Dollarkurs von 400, von 500, von 550 gesehen. Was wir aber nicht wiedergesehen haben, sind die Effektenkurse vom November vorigen Jahres. Also muß doch wohl die Rechnung, daß sich die Effektenkurse den Devisenkursen anpassen müßten, ein Loch haben. Oder nicht? Die Tatsachen beweisen jedenfalls, daß sich die Bewegung der Börsenkurse nicht automatisch und nicht parallel der Devisenbewegung vollzieht, und nur die Gründe dieser Erscheinung sind nicht ohne weiteres zu erkennen. Denn eigentlich sollte man meinen, daß derartige Gesetze ökonomischer Art sich nicht eines Tages ändern, nachdem sich einmal ihre Richtigkeit erwiesen hat. Aber man sieht, auch so etwas ändert sich bisweilen.

In der Theorie müßten heute alle Effektenkurse weit, weit höher stehen als im Herbst vorigen Jahres, als in den Zeiten der blühendsten Hausse. Daß es aber nicht so ist, könnte — rein theoretisch — auf verschiedene Ursachen zurückzuführen sein. Einmal etwa auf eine wesentliche Konjunkturverschlechterung; dann auf etwaige gesetzgeberische Maßnahmen, welche es den Gesellschaften nicht mehr ermöglichten, einigermaßen angemessenen Gewinne zur Ausschüttung zu bringen. Beides aber ist augenblicklich nicht der Fall, obwohl vorübergehend gewisse Konjunktursorgen in den Tagen der „Dollarschwäche", so etwa bei 250, aufgetaucht waren. Der wirkliche Grund aber für die niedrigen Kurse, die wir gegenwärtig haben, und für die jedesmal eintretenden Rückschläge, sobald sich wieder einmal eine stärkere Erholung angebahnt hat, ist nur der große, riesengroße Geldmangel, der heute in Deutschland herrscht. Es erscheint auf den ersten Blick sonderbar und unverständlich, daß bei einem Notenumlauf von etwa 175 Milliarden Mark in Deutschland ein Geldmangel herrschen sollte, aber es ist dennoch der Fall. Ein sehr störender und fühlbarer Geldmangel sogar. Denn erstens einmal sind es ja gar nicht 175 Milliarden richtige Mark, sondern nur 175 Milliarden Pfennige, und außerdem läuft diese Summe keineswegs etwa in Deutschland allein um, sondern zum sehr großen Teil im Auslande. Das Ausland ist heute mehr oder minder glücklicher Besitzer von etwa 75 Milliarden Mark deutschen Papiergeldes, das es zu allen möglichen Kursen, von pari an abwärts,

in immer größeren Beträgen gekauft hat, und es wird augenblicklich im deutschen Wirtschaftsleben andererseits ungeheuer viel Geld gebraucht. Jeder Rohstoffeinkauf, ob im Inlande oder Auslande, erfordert riesige Beträge. Jede Neuanschaffung im Betriebe, jede Vergrößerung oder Erneuerung ist mit ungeheuren Kosten verknüpft, und es werden dadurch so große Ansprüche an den Geldmarkt, an die Leistungsfähigkeit der Industriekonzerne und auch der Banken gestellt, daß für die Börse wenig Geld übrig bleibt.

Bliebe als Großkäufer das Ausland. Aber das Ausland hat in dem Erwerb deutscher Aktien leider ein Haar gefunden, und wenn es auch von Zeit zu Zeit immer wieder kleine Beträge kauft, so geht es doch sehr vorsichtig und mit strenger Auswahl vor. Nicht als ob es die deutschen Aktien nicht billig bekäme. Im Gegenteil; für ein paar Pfund kann man heute erstklassige deutsche Industrieaktien erwerben. Ebenso für wenige Dollars, und gegen die innere Qualität der betreffenden Papiere hat ebenfalls niemand im Auslande etwas einzuwenden. Nur die Valuta! Selbst wenn man am Kurse verdient, bedeutet das nicht einmal einen Nutzen. Wenn man nämlich zu gleicher Zeit an der Valuta verliert. Als der Dollar 100 stand, war daher das Ausland ein weit größerer Käufer deutscher Industriewerte als jetzt, wo er mehr als viermal so hoch steht. Hätten die betreffenden Auslandsinteressenten nicht damals in großem Maßstabe gekauft, weil sie ein weiteres, wenigstens nennenswertes Sinken der Mark nicht mehr erwartet hatten, so würden sie vielleicht jetzt als Käufer auftreten. Aber nachdem sie damals so wenig gute Erfahrungen gemacht hatten, haben sie die Neigung verloren, nochmals ihr Glück am deutschen Aktienmarkte zu versuchen. Was sie haben, behalten sie; aber von neuem zu kaufen, sehen sie augenblicklich wenig Veranlassung.

So sind wir also weiter auf unsere eigene finanzielle Kraft angewiesen, die leider nicht allzu groß ist. In den Tagen der allerstürmischsten Dollarhausse vom Anfang Juli schien es zwar so, als ob mit einem Schlage der große Umwertungsprozeß wieder einsetzen werde. Aber die Freude war von kurzer Dauer, und kaum hatte die Aufwärtsbewegung begonnen, als sie auch wieder zum Stillstand gelangte, weil die Börse kein Geld mehr hatte, weiter zu kaufen, und weil die Reserven des Publikums ebenfalls sehr schnell erschöpft waren. Der Bankier ist aber heute als Kreditgeber für Börsenzwecke ebenfalls ziemlich ausgeschaltet, und die Großbanken nicht minder. Was kann unter diesen Umständen eine Umwertung herbeiführen? Die Kurse bilden sich doch nun einmal letzten Endes nur auf Grund von Nachfrage und Angebot, und wenn die Nachfrage klein bleibt, so ist eine Aufwärtsbewegung nicht möglich, besonders bei dieser ungeheuren Effektenproduktion, wie wir sie im Laufe der letzten Jahre gehabt haben und auch weiter haben werden. Denn die Geldknappheit zwingt die Gesellschaften dazu, ihre Kapitalien immer weiter zu vermehren und neue Aktien auszugeben. Einstweilen haben sich auch die Neuemissionen immer noch unterbringen lassen. Aber nicht gerade zu steigenden Kursen.

Mit der Parität von Devisen- und Effektenkursen ist es also in diesem Jahre nichts, und die Effektenkurse werden einstweilen wohl noch unter Parität bleiben. Es erscheint zwar unlogisch, ist es auch fraglos bis zu einem gewissen Grade, aber die Geldmarktsverhältnisse sind nun einmal heute stärker als alles andere. Gewiß bedauerlich, aber vorerst eine nicht zu ändernde Tatsache. Daran wird sich auch zunächst nichts ändern.

In die spätere Zukunft kann man nicht sehen. Wenigstens nicht mit unfehlbarer Sicherheit. Anzunehmen ist aber, daß eines Tages auch wieder andere Verhältnisse am Geldmarkt herrschen werden. Geldknappheitsperioden gehen ebenso vorüber wie Perioden großer Geldflüssigkeit, und wenn alsdann der Dollar seinen hohen Stand oder einen sogar noch höheren einnehmen sollte, was man heute alles nicht wissen und beurteilen kann, so wird auch wahrscheinlich der unterbrochene Umwertungsprozeß wieder seinen Fortgang nehmen. Denn die Tatsache, daß die Effekten heute maßlos unterwertet sind, besteht weiter, und daß sie eines Tages wieder ungefähr Devisenparität haben werden, ist ganz gewiß nicht ausgeschlossen. Nur den Zeitpunkt dieser neuen Umwertung kann man schwer heute schon voraussagen, so lohnend dieses Wissen auch wohl wäre.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

51. Jahrgang | Augustheft | 51. Jahrgang

Der Völkerbund und wir / Von Dr. Hermann Pachnicke M. d. R.

Der Völkerbund hat bisher nicht das Vertrauen gewonnen, dessen er zur Erfüllung seines Lebenszweckes bedarf. Seine den Mehrheitswillen der Bevölkerung mißachtende Entscheidung in der oberschlesischen Frage mußte das Rechtsgefühl besonders stark verletzen, weil sie lediglich von französisch-polnischen Interessen diktiert war. Auch sonst hat er versagt, wenn es galt, ausgleichend einzugreifen.

Aber darum darf man an der Existenz und Tätigkeit des Bundes nicht achtlos vorübergehen. Je länger er besteht, desto größer wird seine Bedeutung. Ueberdies ist er einstweilen die einzige Grundlage, auf der sich der Zukunftsbau der Völkergemeinschaft errichten läßt. Wirtschaftliche, politische und humanitäre Aufgaben sind ihm gestellt, an deren Lösung die ganze Kulturwelt Anteil nehmen muß. In seiner Hand liegt die Durchführung wichtiger Bestimmungen des Friedensvertrages. Nur wer mit am Verhandlungstisch sitzt, vermag auf die Art der Durchführung und auf die notwendige Ausgestaltung des Statuts einen Einfluß zu gewinnen. Wer draußen steht, kann lediglich schriftliche Eingaben und Proteste einsenden, und jeder weiß, wie solche papiernen Aktionen behandelt zu werden pflegen.

Unter den humanitären Aufgaben ist es die Bekämpfung des Mädchen- und Kinderhandels, die dem Völkerbund obliegt. Eine Konvention hierüber wurde ausgearbeitet und unterzeichnet. Die Heimbeförderung der Gefangenen darf als abgeschlossen betrachtet werden. Eine Hygiene-Organisation wurde geschaffen mit einem medizinischen Direktor an der Spitze und mit dem Erfolg der Eindämmung des Typhus in Polen. Maßnahmen zur Regelung des Opiumhandels wurden ergriffen. Eine Verkehrs- und Transitkonferenz trat in Barcelona zusammen und redigierte zwei Konventionen über die Freiheit des Transits und die internationale Behandlung schiffbarer Wasserstraßen. Eine weitere wichtige Aufgabe ist der Schutz der Minderheiten in den einzelnen Staaten, der allerdings bisher nur sehr unvollkommen durchgeführt wurde und namentlich den deutschen Ansiedlern in Polnisch-Oberschlesien Anlaß zu Beschwerden bot.

Die wichtigste Schöpfung des Völkerbundes ist der ständige Internationale Gerichtshof im Haag. Ein vom Völkerbundsrate ernanntes Komitee von Rechtsgelehrten hat die Satzung ausgearbeitet, und die erste Vollversammlung des Völkerbundes hat sie angenommen. Was in den Haager Konferenzen 1899 und 1907 nicht oder nur unvollkommen gelungen ist, steht nun fertig da, eine oberste Gerichtsbarkeit für internationale Fragen. 11 Richter und 4 Ersatzrichter sind bestellt, die alle zu geloben haben, ihr Amt in voller und unbedingter Unparteilichkeit und nach bestem Wissen und Gewissen auszuüben.

So widmet sich der Völkerbund zugleich der Verwaltung und der Rechtspflicht und dehnt auf beiden Gebieten seine Tätigkeit immer weiter aus. Die allgemeine Beteiligung der Staaten liegt im gegenseitigen Interesse, das gleich groß ist für den Völkerbund als Ganzes wie für die Staaten als Einzelne. Nur wenn sämtliche Großmächte vertreten sind, kann der Völkerbund die überstaatliche Organisation der Menschheit werden, die er darstellen soll, und kann als solche dem Frieden der Welt wirkliche Dienste leisten. Deshalb war es für die Verwirklichung der Grundidee eine gefährliche Wendung, als die Vereinigten Staaten von Amerika dem Bund den Rücken kehrten. Ebenso unnatürlich war der Ausschluß Deutschlands und die

Ablehnung seines Zulassungsantrages, mit dem verletzenden Bemerken, daß Deutschland erst noch eine Bewährungsfrist durchzumachen habe. Auch Rußland kann nicht ausgeschlossen bleiben, wenn es sich dem Ideenkreis der europäischen Zivilisation wieder annähert.

Den Amerikanern war ein Sitz im Rate vorbehalten. Auch Deutschland kann nur beitreten, wenn es Mitglied des Rates wird. Die Zugehörigkeit zu der alljährlich nur einmal zusammentretenden Vollversammlung genügt nicht. Der Schwerpunkt der Tätigkeit liegt im Rat, der jetzt aus sieben Mitgliedern besteht und im allgemeinen alle drei Monate in Genf zusammentritt.

Aber noch weitere Bedingungen sind unsererseits an den Eintritt zu knüpfen und weitere Bestrebungen damit zu verbinden. Zur Zeit besteht die Vorschrift, daß im Völkerbund Beschlüsse einstimmig gefaßt werden müssen. Nur für die Zulassung neuer Mitglieder genügt eine Zweidrittelmehrheit. Das Erfordernis der Einstimmigkeit kann jede gedeihliche Entwicklung unterbinden und muß deshalb beseitigt werden. Ferner ist neben der Entscheidung von Rechtsfragen die Schlichtung von Interessenkonflikten zu erleichtern. Vor allem aber muß ein anderer Geist in den Völkerbundsrat einziehen, damit sich dessen Mitglieder nicht mehr als Vertreter ihrer nationalen Sonderinteressen und als ausführende Organe ihrer Regierungen fühlen, sondern als Sachwalter für die gemeinsamen Angelegenheiten der Staatengesellschaft. Das aber kann durch den Eintritt der drei genannten Großmächte geschehen, die ein Gegengewicht gegenüber der französischen Vormachtsstellung bilden.

Französischen Wünschen würde der Eintritt Deutschlands widersprechen. Aber auf die Dauer wird Frankreich einen Fortschritt nicht verhindern können, der im Interesse der Kulturwelt liegt. Die durch den Krieg hervorgerufenen Stimmungen klingen langsam ab, leidenschaftliche Wallungen weichen der ruhigen Überlegung, und so ist damit zu rechnen, daß erneute Anregungen zur Vervollständigung des Völkerbundes bei der Mehrheit seiner Mitglieder eine günstigere Aufnahme finden werden.

Vom bayerischen Partikularismus / Von Erwin Steinitzer

Als die regierende Partei Bayerns, die Bayerische Volkspartei, den offenen Widerstand gegen den Staatsgerichtshof und die Reichskriminalpolizei beschloß, den dann in ihrem Auftrage der Ministerpräsident Graf Lerchenfeld verwirklichte, wies sie auf die „ungeheure Erregung" hin, die sich des bayerischen Volkes bemächtigt habe. Diese „die Sicherheit des Staates bedrohende" Erregung hat dann bekanntlich auch in den verschiedenen Noten eine sehr beträchtliche Rolle gespielt, die die Münchener Regierung an den Reichspräsidenten richtete. Von nichtbayerischen und auch von oppositioneller bayerischer Seite ist später behauptet worden, die vielerwähnte Erregung sei teils eine Erfindung, teils ein Produkt planmäßiger Spekulation der bayerischen Volkspartei selbst; die Parteileitung habe die Versammlungen angeordnet, die überall im Lande entrüstete Resolutionen zu beschließen und Deputationen ans Münchener Ministerium des Innern zu schicken hatten. Der Bevölkerung sei die ganze Streitfrage ursprünglich ziemlich gleichgültig gewesen.

Zur Hälfte ist dieser Vorwurf sicherlich berechtigt. Die Probleme der Justiz und der Polizeihoheit sind für das Verständnis durchschnittlicher Bauern und Kleinbürger zu verwickelt, und es bedurfte schon übertreibender agitatorischer Verdeutlichung, um sie zur inneren Teilnahme und Auflehnung zu veranlassen. An solcher etwas grobschlächtiger Popularisierung hat es ja nicht gefehlt; Herr Heim beispielsweise übersetzt seinen Bauern den Sinn und Inhalt der republikanischen Schutzgesetze so: wenn ein Bayer über die Republik und die Reichsregierung ein freies Wort sagt, wird er nach Berlin geschleppt und in Plötzensee eingesperrt. Da man in Bayern gewohnt ist, sich über Reichsregierung und republikanische Staatsform sehr „frei" zu äußern, konnte diese Ankündigung immerhin ziemlich alarmierend wirken. Dennoch, mehr als räsonniert hätte man im großen und ganzen nicht, und die „Gefährdung der Staatssicherheit" war (wenn sie sich auf die allgemeine Volksstimmung, nicht auf Desperadopläne kleiner

rechtsradikaler Gruppen bezog) ohne Zweifel eine bewußte taktische Übertreibung.

Aber auf der anderen Seite kann kein Politiker, der in den letzten Wochen in Bayern selbst die Meinungen und Stimmungen erforschen konnte, ernstlich bestreiten, daß der Vorstoß des Grafen Lerchenfeld von der Zustimmung einer starken Mehrheit der bayerischen Bevölkerung begleitet und unterstützt wurde. Agitation steigert vorhandene Wünsche und Instinkte, sie erhöht die Lebhaftigkeit, mit der gewisse Ziele erstrebt oder abgelehnt werden, aber sie verändert selten die Richtung des Empfindens und Wollens derer, auf die sie wirkt und wirken soll. Auch jene Agitation der Bayerischen Volkspartei hat nur überscharf formuliert und herausgestellt, was die Mehrheit des bayerischen Volkes in der Tat empfindet und wünscht. Die Rolle, die die Taktik dabei gespielt hat, soll und kann nicht bestritten werden; wer aber nur diese Taktik sieht, wird sich leicht zu falschen und gefährlichen Schlußfolgerungen verleiten lassen.

Man pflegt den bayerischen Volkspartikularismus, der unzweifelhaft ein wirklicher Volkspartikularismus — nicht bloß ein Partikularismus der Bürokratie oder einzelner sozialer Schichten ist — auf historische Erinnerungen und auf Stammeseigentümlichkeiten zurückzuführen. Aber auch andere deutsche Länder haben eine alte und selbständige Territorialgeschichte, und die Unterschiede des Temperaments und der Wesensart sind zwischen Bayern und Rheinländern schwerlich größer als etwa zwischen Rheinländern und Ostpreußen. Zur Zeit der Reichsgründung besaß Bayern eine besonders selbstbewußte Dynastie, die vorsichtig behandelt werden mußte; ihr und dem Mißtrauen der maßgebenden katholischen Partei gegen das Reich mit protestantischer Spitze hat der zweitgrößte Bundesstaat die bekannten „Sonderrechte" zu verdanken, die die partikularistische Gesinnung lebendig erhielten und auch heute noch in höherem Grade lebendig erhalten als historische Reminiszenzen aus der Zeit der wirklich selbständigen Staatlichkeit Bayerns. Aber auch diese Sonderstellung Bayerns im kaiserlichen Deutschland, an die in der bayerischen Presse jetzt so oft erinnert wird, reicht nicht aus, uns die außerordentliche Kräftigung des bayerischen Partikularismus in der Republik zu erklären. Anderes, durchaus nicht Historisches, sondern sehr Gegenwärtiges kommt hinzu und gibt den Ausschlag.

Bayern ist das einzige große Land in Deutschland, in dem die Sozialdemokratie machtlos ist, machtlos nicht etwa durch gewaltsame Unterdrückung, sondern ganz „demokratisch", weil die Arbeiterschaft in der Masse der Bevölkerung zurücktritt. Die großen Städte mit sozialdemokratischem Einflusse zählen in der Landespolitik nicht; die Sozialdemokratie ist im Landtage stets in der Opposition, und bei keiner Änderung der Regierungskoalition, deren eigentümlicher Träger und Mitelpunkt immer die Bayerische Volkspartei bleibt, wird ihre Heranziehung ernsthaft erwogen. Der Gedanke des Bürgerblocks, anderswo ob seiner Unfruchtbarkeit verpönt und bekämpft, entspricht in Bayern so sehr der Zusammensetzung der Bevölkerung und der politischen Gesinnung ihrer Mehrheit, daß ihn auch die Demokraten nicht ablehnen können. Von der Teilnahme an Regierung und Regierungsverantwortung ausgeschaltet, ist die bayerische Sozialdemokratie naturgemäß radikaler als die des Reichs. Sie ist stets geneigt, bei der Reichsregierung, in der ihre Genossen Einfluß üben, Unterstützung gegen die eigene Landesregierung zu suchen. Dadurch verschärft sie selbstverständlich den Gegensatz zwischen dem Reich und Bayern noch mehr.

Dieser Gegensatz ist in erster Linie innerpolitisch; es ist der natürlichste Gegensatz einer bürgerlich-bäuerlich, konfessionell rechtsorientierten Politik gegen eine stark sozialdemokratisch beeinflußte, linksorientierte. Er überträgt sich aber ohne weiteres auch auf die äußere Politik des Reichs, die man in Bayern im wesentlichen auch als von der Sozialdemokratie (und von Juden) bestimmt betrachtet, für die man sich wohl nicht mit verantwortlich fühlt und deren Mißerfolge man deshalb mit besonderer Hemmungslosigkeit kritisiert. Der spezifisch kleinbürgerliche Antisemitismus, der in Bayern zur Volksgesinnung gehört, kommt hinzu und verschärft das Mißtrauen und die Feindseligkeit der Stimmung.

Ausrotten läßt sich der Gegensatz fürs erste nicht, denn er wurzelt in der elementaren Eigenart der Bevölkerungszusammensetzung und der Wirtschaft Bayerns. Man muß versuchen, mit Verständnis und gutem Willen über ihn hinwegzukommen. Und das ist möglich, denn der Partikularismus des bayerischen Volkes ist kein Separatismus.

Die vorläufige Arbeitslosenversicherung / Von Hugo Ranfen

Als die Revolutionsregierung durch die Verordnung über Erwerbslosenfürsorge vom 13. November 1918 die gesamten Lasten der Unterstützung Arbeitsloser auf die öffentlichen Körperschaften, das Reich, die Staaten und die Gemeinden, übernahm, glaubten die Anhänger der sozialistischen Theorie vielfach, damit das große Problem der Arbeitslosigkeit, das den Staaten mit bürgerlicher Regierung so ungeheuer viel Kopfzerbrechen bereitete, mit einem Schlage gelöst zu haben. Man gab den Arbeitern und Angestellten einfach ein „Recht auf Arbeit" und verpflichtete die Gemeinden, die Fürsorge für die Erwerbslosen auf Grund von Zuschüssen des Reiches und der Länder durchzuführen. So kam es dahin, daß zur Zeit der großen Arbeitslosigkeit im Februar 1919 nicht weniger als 1,1 Millionen Arbeitslose öffentliche Erwerbslosenunterstützung bezogen. Allerdings hatten die Väter der Erwerbslosenfürsorge-Verordnung diese vorsichtigerweise als eine Demobilmachungsmaßnahme bezeichnet und damit ihren provisorischen Charakter grundsätzlich festgelegt. Aber jedermann weiß, wie schwer es ist, eine solche Last von den öffentlichen Körperschaften wieder abzuwälzen, wenn sie von diesen erst einmal übernommen worden ist. So sind denn auch bisher alle Versuche, die Erwerbslosenfürsorge in eine Arbeitslosenversicherung zu verwandeln und die Kosten im wesentlichen auf die Versicherten und die Arbeitgeber zu überwälzen, gescheitert. Noch jetzt verweigern die radikalen Arbeitnehmerorganisationen grundsätzlich jede Teilnahme der Arbeiter und Angestellten an den Lasten der Arbeitslosenfürsorge, indem sie an der Theorie festhalten, daß jede Arbeitslosigkeit eine „Schuld" der Allgemeinheit sei und ihre Folgen daher allein von dieser getragen werden müssen.

Aber diese sozialdemokratische Theorie stößt heute hart auf hart mit einer Zwangslage der Praxis zusammen, die es der großen Mehrheit der sozialdemokratischen Führer und insbesondere den Gewerkschaften immer klarer werden läßt, daß der Erwerbslosenfürsorge in ihrer gegenwärtigen Gestalt kein langes Leben mehr beschieden sein kann. Sie wäre längst zusammengebrochen, sei es an der traurigen Finanzlage des Reiches, sei es an dem Widerspruch der Entente gegen die Verwendung sehr erheblicher deutscher Steuereinnahmen für eine Erwerbslosenfürsorge, die selbst das Siegerland Frankreich in diesem Umfange nicht kennt, wenn eben nicht durch die eigenartige Entwicklung unserer Wirtschaft die Arbeitslosenziffern und damit die Kosten der Erwerbslosenfürsorge außerordentlich stark vermindert worden wären. Wir leben in einer Zeit ganz anormal geringer Arbeitslosigkeit. Zu Beginn dieses Jahres hatten wir in ganz Deutschland weniger als 200 000 Arbeitslose, und seitdem ist deren Zahl noch sehr erheblich zurückgegangen. Nur infolge dieser ungewöhnlich günstigen Lage des Arbeitsmarkts sind wir im Jahre 1921 mit einer Aufwendung von insgesamt 1,3 Milliarden Papiermark für die Zwecke der Erwerbslosenunterstützung ausgekommen. Hätten wir auch nur mit der auch schon recht günstigen Arbeitslosenziffer des letzten Friedensmonats des Jahres 1914, in dem diese 2,9 Prozent sämtlicher Arbeiter betrug, rechnen müssen, so wäre unsere Erwerbslosenfürsorge längst infolge der Unmöglichkeit für Reich, Länder und Gemeinden, die ungeheuren Kosten weiter zu tragen, völlig zusammengeklappt. Nun dürfen wir uns aber keineswegs auf eine Fortdauer der jetzigen deutschen Arbeitsmarktlage verlassen. Sobald die Herstellungskosten sich in ihrer rapiden Aufwärtsbewegung den Weltmarktpreisen einmal stark angenähert haben werden, muß automatisch ein Stillstand unseres Exports und damit eine ungeheure Produktionskrise in Deutschland eintreten. Dieser Augenblick dürfte in jedem Falle dann gekommen sein, wenn die Mark auf ihrem Abrutsch in das Nichts einmal zu einem Stillstand beziehungsweise zu einer Erholung gelangt. Mit dieser Möglichkeit muß der deutsche Wirtschaftspolitiker heute rechnen, und er muß sich klar darüber werden, daß das jetzige System der Erwerbslosenfürsorge einer solchen schweren Belastungsprobe nicht gewachsen sein würde. Die Fortzahlung auch nur der heutigen ungenügenden Unterstützungssätze würde sich im Falle einer Arbeitsmarktkrise sehr bald als undurchführbar erweisen. Die Leere der öffentlichen Kassen würde die Zahlungseinstellung erzwingen, wenn es nicht vorher

schon die Entente tun würde, und die Arbeitslosenmassen würden, dem größten Elend ausgesetzt, in soziale Unruhen unvermeidlich hineingetrieben werden.

Die Reichsregierung hat also nur die Pflicht des vorsorgenden und vorbeugenden Hausvaters erfüllt, als sie dem Reichstage kurz vor dem Eintritt in die Ferien eine Vorlage zur Schaffung einer vorläufigen Arbeitslosenversicherung vorlegte, deren Wortlaut und Begründung im Reichsarbeitsblatt veröffentlicht worden sind. Der Zweck dieses Gesetzentwurfs ist wiederum die Umwandlung der Erwerbslosenfürsorge in eine Arbeitslosenversicherung, durch die die Last der Fürsorge für die Arbeitslosen von den heute zu schwachen Schultern der öffentlichen Körperschaften teilweise auf die tragfähigeren der Gesamtheit der Arbeitgeber und Arbeitnehmer abgewälzt werden soll. Eine solche Arbeitslosenversicherung war schon früher geplant worden, aber man hatte wegen der Unsicherheit der wirtschaftlichen Verhältnisse geglaubt, daß es in absehbarer Zeit nicht möglich sein werde, die rechnerischen Grundlagen für eine solche öffentlich-rechtliche Versicherungskasse zu schaffen. Dieser Einwand ist heute natürlich mit noch viel größerem Recht geltend zu machen. Die Regierungsvorlage bezeichnet aus diesem Grunde ihre Vorschläge von vornherein als „vorläufige Arbeitslosenversicherung", um damit zum Ausdruck zu bringen, daß sie bei den ungeheuren Schwankungen aller Geldverhältnisse in Deutschland eine endgiltige Arbeitslosenversicherung in absehbarer Zeit für undurchführbar hält. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, in der Regierungsvorlage überhaupt nicht von Arbeitslosenversicherung zu sprechen. Denn was sie verwirklichen will, ist eigentlich nur eine Umgestaltung der bestehenden Erwerbslosenfürsorge, deren Zweck in der Hauptsache der ist, die öffentlichen Kassen zu entlasten und Arbeitgeber wie Arbeitnehmer zur Zahlung eines erheblichen Teiles der durch die Erwerbslosenfürsorge entstehenden Kosten heranzuziehen. Die Regelung, die der Gesetzentwurf vorschlägt, besteht darin, daß je ein Drittel der Kosten durch die Arbeitgeber, die Arbeitnehmer und die öffentlichen Körperschaften übernommen werden soll. Von dem den öffentlichen Körperschaften zufallenden Kostendrittel entfällt wiederum die Hälfte auf das Reich, ein Viertel auf die Länder und das letzte Viertel auf die Gemeinden. Das Versicherungsprinzip wird aber schon dadurch durchbrochen, daß nicht etwa bestimmte Beiträge und Leistungen von vornherein vorgeschrieben werden. Das verbietet sich durch die Unsicherheit der Geldverhältnisse und durch die Abneigung, in jetziger Zeit große Geldmittel anzusammeln, um sie vielleicht weiterer Entwertung auszusetzen. Die erforderlichen Mittel sollen vielmehr durch ein Umlageverfahren aufgebracht werden, und zwar werden die Umlagebeiträge in jedem Jahre auf Grund der im Vorjahre erforderlichen Aufwendungen errechnet. Dabei wird das Reich natürlich sehr hohe Vorschüsse zu leisten haben, wenn der Geldwert weiter sinkt oder gar der Umfang der Arbeitslosigkeit wesentlich zunimmt. Doch könnten diese Vorschüsse ja durch entsprechend erhöhte Beiträge im Jahre darauf wieder eingebracht werden. Die Rechnung, die in der Begründung der Vorlage aufgestellt wird, nach der auf Grund der für 1921 erforderlichen Aufwendungen für 1922 ein Wochenbeitrag der Versicherten und der Arbeitgeber von nur 1,50 Mark notwendig wäre, ist praktisch wertlos, denn niemand kennt das Maß der durch die Geldentwertung notwendig werdenden Unterstützungssätze sowie das der Arbeitslosigkeit, die uns bevorsteht.

In mancher Beziehung versucht die Vorlage freilich einzelne Versicherungsgrundsätze besser als bisher durchzuführen und so den Übergang von der Arbeitslosenfürsorge zur Arbeitslosenversicherung wenigstens vorzubereiten, indem sie bemüht ist, Rechte und Pflichten der Versicherten in ein gesünderes Verhältnis zueinander zu bringen. Man wird dem im Prinzip ebenso zustimmen können wie dem Verzicht auf die Schaffung eines besonderen kostspieligen Verwaltungsapparates. Die Beitragseinziehung durch die Organisationen der Krankenkassen und die Durchführung des Unterstützungswesens durch die öffentlichen Arbeitsnachweisorganisationen scheinen in der Tat eine gute und billige Lösung des Verwaltungsproblems zu sein. Über Einzelheiten wird man natürlich noch sprechen müssen. Das Hauptziel der Regierungsvorlage ist ganz offenbar die Neuverteilung der Lasten der Erwerbslosenfürsorge angesichts der Möglichkeit einer herannahenden neuen Welle der Arbeitslosigkeit. Für die deutsche Volkswirtschaft

bleibt die Bürde freilich die gleiche, denn auch die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeiträge gehen letzten Endes in die Herstellungskosten der deutschen Waren über. Aber für das Reich sowohl wie für die Gemeinden, die wahrscheinlich im Falle einer kommenden umfangreichen Arbeitslast zuerst finanziell zusammenbrechen würden, bedeutet es eine sehr wesentliche Erleichterung, wenn jenes statt der Hälfte nur ein Sechstel, diese statt eines Sechstels nur ein Zwölftel der für die Erhaltung der Arbeitslosen notwendigen Aufwendungen aufzubringen haben. Ist es jedoch möglich, den sonst immerhin im Bereiche der Möglichkeit liegenden Zusammenbruch der Arbeitslosenfürsorge gerade in dem Augenblick, in dem sie am notwendigsten ist, auf diesem Wege zu verhindern und damit die Gefahr unabsehbarer sozialer Unruhen zu bannen, so wird der Reichstag und werden insbesondere auch die Mehrheitssozialdemokraten ihre Bedenken gegen die vorgeschlagene Umgestaltung der Erwerbslosenfürsorge überwinden müssen. Da darin wohl Übereinstimmung besteht, daß eine ideale oder auch nur eine befriedigende Lösung des Arbeitslosenproblems heute unmöglich ist, so sollte es nicht schwer sein, sich über einen Gesetzentwurf zu einigen, dessen ganzer Zweck es ist, die Aufrechterhaltung einer wirksamen Fürsorge überhaupt sicherzustellen.

Euckens Weltanschauung / Von Rektor P. Hoche

Wie im geistigen Leben überhaupt, so gibt es auch auf dem besonderen Gebiete der modernen Pädagogik eine Anzahl verschiedener Strömungen, die alle um die Oberherrschaft ringen und die doch alle, wenn sie den endgültigen Sieg davontrügen, zu einseitigen Bildungsidealen hinführten.

Da herrscht in unsern Schulen etwa seit einem Jahrhundert, seit der Begründung durch Hegel, der Intellektualismus, der die logische Schulung und das Gedächtniswissen zum Bildungsziele machte. Mit weniger Erfolg suchte die Sozialpädagogik den Menschen so zu erziehen, daß er sich in erster Linie als Glied der Gesamtheit fühlte; sie übersah dabei aber das eingeborne Recht der Persönlichkeit. Diesen Mangel suchte der Individualismus auszugleichen. Nur ging er den Irrweg; ausschließlich eine ursprüngliche Güte in der Menschennatur anzunehmen und zu glauben, es müßten die idealen Persönlichkeiten heranreifen, wenn man die Natur des jungen Menschen, seine Anlagen, seine Neigungen ohne jeden Zwang sich entfalten lasse. Seit dem philosophischen Begründer Nietzsche und seiner Interpretin auf dem Felde der Pädagogik, Ellen Key, hat der Individualismus einen wahren Siegeszug durchlaufen. Neben vielen Vorzügen hat er aber auch den großen Nachteil gezeigt, daß er zum Genußleben erzog, die Menschheit verweichlichte, die Auslebetheorie in ihrem berüchtigten Sinne vielfach verwirklichte.

Es tat daher eine Reaktion not. Dieser Rückschlag erfolgte mit der voluntaristischen Pädagogik der heutigen Zeit. Die heutigen Willenspädagogen, allen voran der treffliche Züricher Fr. W. Förster („Schulen und Charakter"), stellen den Primat des sittlichen Willens wieder auf, forderten mit Recht: weg mit der weibischen Verweichlichung, mehr Festigkeit und männliches Wesen in die Erziehung hinein! Um ein Extrem zu besiegen, ist es vielleicht zweckmäßig, den Gegensatz davon recht schroff, recht entschieden zu betonen; so verstehen wir auch die Herbheit, die in Försters Forderungen liegt, die fast zu große Feindschaft und Nichtachtung, die er dem Individualismus entgegenbringt.

Alle die hier angedeuteten pädagogischen Strömungen, und wir könnten als letzte und jüngste noch die heutige Bewegung für Körperkultur hinzurechnen, haben zur Einseitigkeit hingeführt. Obwohl alle großen Pädagogen das Ideal der harmonischen Ausbildung in ihr Erziehungsprogramm aufgenommen haben, wird in der Praxis eine unausgeglichene Bildung erstrebt, und die Gegenwart ist von einem einheitlichen Bildungsideal weiter entfernt als je. Da berührt es um so wohltuender, in dem Philosophen Eucken einen Pädagogen zu finden, der sich freihält von Einseitigkeit, der eine Weltanschauung begründet, der auch der moderne Pädagoge freudig zustimmen kann, ja muß. Sie tritt besonders hervor in seinen so anziehend geschriebenen

Schriften „Geistige Strömungen der Gegenwart" „Der Sinn und der Wert des Lebens" und „Vom Wahrheitsgehalt der Religion".

Eucken wendet sich insonderheit scharf gegen eine bloß naturalistische Weltanschauung, wie sie durch das Aufblühen der Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert veranlaßt wurde. Der Mensch ist ihm nicht nur bloßes Naturwesen. Das Geschehen der Natur verläuft in reiner Tatsächlichkeit, es kann über sein Dasein hinaus nichts bedeuten und erstreben, es lehnt alle Beurteilung, alle Wertschätzung von außen her ab, es kennt kein Gut oder Böse; hier gilt kein anderer Unterschied als der eines Mehr oder Minder der Kraft. Ist der Mensch auch nur ein Stück Natur, dann ist natürlich alles das, was wir als wirklich hohe Werte zu betrachten gewöhnt sind, wie Religion, das Gute, die Kunst hinfällig. Alles ist ohne Wert, was über den natürlichen Verlauf unseres Geschehens hinausgeht. Aber wir können doch denken; und im Denken stellt sich der Mensch der Natur gegenüber, sucht sie in ein Ganzes zu fassen und erwägt sein Verhältnis zu ihr; wer das tut, der ist mehr als bloße Natur, und der kann nicht zufrieden sein, ein Stück ihres Mechanismus zu werden. Und wie das Denken über das einzelne hinaus auf das Ganze geht, so stellt es vor den sinnlichen Eindruck eine geistige Tätigkeit, und von ihr aus verwandelt es alles, was von draußen dargeboten wird. Erhöbe sich der Mensch als Geisteswesen nicht über die Natur, so hätte nach Eucken die ganze Kultur gar keinen Sinn. Er ruft aus: So viel Verwicklung und Umständlichkeit in Erziehung und Bildung, in staatlicher Ordnung und sozialem Aufbau, und das alles nur, damit wir schließlich dasselbe erreichen, was das Tier so viel leichter erreicht?

Das ist eben der große Irrtum des Naturalismus, daß er eigentlich nur eine Außenwelt anerkennt. Demgegenüber betont Eucken mit größtem Nachdruck, daß es jenseits der natürlichen Vorgänge eine ewige und zusammenhängende *geistige* Welt gibt (eine geistige Substanz, ein seelischer Bestand); es ist hinter der Welt der Erfahrung eine höhere Wirklichkeit anzunehmen, in der das Geistesleben in der Form der Einheit und Ewigkeit fortbesteht. Entweder, so behauptet Eucken, hat man das Geistesleben als eine flüchtige Erscheinung, als Anhängsel der materiellen Natur zu betrachten oder man muß annehmen, daß es an sich schon eine große Totalität bildet und eins ist mit dem innersten Kerne des Daseins: Der Mensch muß entweder zur bloßen Natur zurückkehren und alles Streben eigentümlicher Art als einen schweren Irrtum bekennen oder er muß mutig vorwärtsgehen und dem neuen Streben auch eine neue Welt sichern.

Jedenfalls ist es klar erwiesen aus unserm Schicksal wie aus der Menschengeschichte, daß es eine selbständige Geisteswelt gibt, daß dem Seelenleben des Menschen eine sein Schicksal bestimmende Selbständigkeit zukommt. Wesentlich für die Bildung dieser Geisteswelt ist die Religion. Eucken hält sich selbst für einen religiösen Sucher, und er fühlt die Sehnsucht unserer Zeit nach der Religion, die aus der Kleinheit und Enge des Alltags den Blick in die Unendlichkeit eröffnet und doch auch wieder die Wirklichkeit der Gegenwart mit ihrer Weltüberlegenheit sieghaft zu überwinden weiß. Er ist davon überzeugt, daß es ohne Religion für das Geistesleben keine Wahrhaftigkeit und keine innere Größe für den Menschen gibt. Im Gegensatz zu universalen nennt er die historischen und positiven Religionen die charakteristischen. Auch sie weiß der Philosoph — und besonders die christliche — zu schätzen. Sie entspringen aus großen Persönlichkeiten und erheben sich über alle Volkskultur als eine unmittelbare Aeußerung des innersten Wesens des Geisteslebens.

Auch den Wert der Kunst für den Aufbau der Innenwelt weiß Eucken sehr wohl zu würdigen. Es ist die Phantasie, deren der Einzelne wie das Volk bedarf, die ihm Idealbilder seines Strebens schaffen muß, die ihn über die träge Routine des Alltags erheben soll.

Den rechten Maßstab zeigt der Philosoph auch, wenn er den Wert der Wissenschaft für das Leben betont, die imstande ist, gegenüber der Laune der Individuen sachliche Notwendigkeiten durchzusetzen. Trotzdem darf das Leben aber nicht im Erkennen und Wissen aufgehen. Wir müssen uns daher gegen den so herrschenden Intellektualismus wenden. Aber zu einem vollen Siege wird solcher Kampf schwerlich gelangen ohne ein Zurückgehen auf die Wurzel des Wissens und den Aufweis seiner Gebundenheit an das Ganze des Lebens. Durch solche Gebundenheit mag es scheinbar verlieren, in Wahrheit gewinnt es.

Euckens gesamte Philosophie hat einen starken ethischen Einschlag. Das zeigt er auch in seiner Stellung zum Individualismus. Eucken betont die Bildung des einzelnen zur rechten Persönlichkeit. Er denkt dabei aber nicht an die heutige neue, an die Freiheitsethik, spricht nicht der Auslebetheorie das Wort, sondern hat Persönlichkeiten im Sinne, die fest gegründet stehen in den sittlichen Werten der Geisteswelt. Ganz und gar im Sinne Euckens bemerkt Budde, ein begeisterter Interpret des Philosophen: Diese Persönlichkeitsbildung darf aber nicht auf Stimmungen und subjektiven, willkürlichen Launen sich gründen wollen — man lebt sich nimmer aus zur Persönlichkeit —, sie muß vielmehr wurzeln in absoluten ethischen Werten einer selbständigen Geisteswelt, in Normen, die der Lebensprozeß der Menschheit im Laufe von Jahrtausenden herausgearbeitet hat und die ihren Ewigkeitswert erwiesen haben gegenüber allem Wandel der Zeiten.

Aus der bisher angedeuteten Weltanschauung Euckens ist es nicht schwer, die Folgerungen zu ziehen, die sich für das Gebiet der Pädagogik ergeben. Wie schon erwähnt, erklärt sich Eucken mit Entschiedenheit gegen die heute in der Jugenderziehung so beliebte Freiheitspädagogik, die nichts wissen mag von der ernsten Zucht, die die Wörter „gehorchen" und „müssen" ganz aus dem Wörterbuche der Erziehung streichen möchte. Sehr richtig bemerkt der Philosoph in den Geistigen Strömungen: Nur ein grenzenloser, man möchte sagen, kindlich naiver Optimismus, den man liebenswürdig nennen möchte, wenn er nicht mit seiner die Halbgebildeten anziehenden Flachheit gefährlich wäre, kann wähnen, daß man den Menschen nur schrankenlose Freiheit zu gewähren brauche, um das Leben in seliger Harmonie zu führen. Gewiß eine scharfe Absage an die Extreme des Individualismus! Dabei ist auch Eucken für die Heranbildung von Persönlichkeiten. Aber ihre Wurzel muß in den sittlichen Kräften der Innenwelt ruhen, darf nicht in der Hauptsache durch Dinge der Außenwelt bestimmt sein. Wie einst Paulsen sich gegen die Entwicklung geradlinier Normalität erklärt, so wünscht auch Eucken einen maßvollen Individualismus, so will er die Eigenart des Schülers beachtet wissen, sonst erhalten wir leicht konventionelle Gestalten, typische Menschen, Exemplare einer bloßen Gattung, während die Ausbildung individueller Art unterdrückt wird und damit vor allen Dingen Wille, Gemüt und Phantasie ein etwas verloren geht, dessen die Aufrechterhaltung innerer Selbständigkeit dringend bedarf. Das sind Worte, die für die sittliche Persönlichkeitsbildung von Bedeutung sind und in einer Zeit Beachtung verdienen, die die Pflicht hat, nicht nur für die Schwachen so viel zu tun, sondern auch den gut oder einseitig Begabten mehr als bisher die Bildungswege zu ebnen.

Daraus, daß Eucken neben der Außenwelt eine besondere Innenwelt anerkennt, ja sie am höchsten wertet, geht hervor, daß der Einzelne so erzogen werden muß, daß sie bestimmend für sein Leben wird. Der Bildung dieser inneren Geisteswelt, diesem Lebenskern und Quell des Menschen, gilt daher die Hauptarbeit der Erziehung. Alle Kräfte der Seele müssen zu diesem Ziel hin mobil gemacht werden.

Damit sind auch gewisse Forderungen der Schulbildung festgelegt. Das Aufblühen der Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert hatte das Interesse für die Natur mächtig gehoben. Es wurde betont, die mathematisch naturwissenschaftlichen Fächer in den Vordergrund des Lehrplans zu rücken. Wenn der Geisteswelt des Menschen aber die höchste Bedeutung zukommt, dann geht daraus hervor, daß auch die Geisteswissenschaften die zentrale Stellung im Unterrichte einnehmen, daß die sogenannten Gesinnungsfächer in erster Linie gepflegt werden müssen. Weil der Naturalismus nur eine Außenwelt anerkannte, hielt er auch die Realien so hoch, spielte als weitere Folge das utilitaristische Prinzip eine so große Rolle. Gewiß können wir uns mit jenem Verlangen, alles, was keinen Lebenswert hat, aus dem Stoffplan auszuscheiden, nur einverstanden erklären; aber wir dürfen bei dem Begriffe Lebenswert auch nicht nur an den gemeinen Nutzen denken, sondern auch an die höheren Seelenwerte, die im letzten Grunde Erfolg und Glück unseres Lebens wesentlich bestimmen. Es ist daher gut, wenn in unserer materalistisch gesinnten Zeit wieder ein Prophet aufsteht, der uns ein Kompaß zu den ewig gültigen Bildungszielen ist.

Wie schon angedeutet, wendet sich Eucken auch entschieden gegen die einseitige Wertschätzung des Intellektualismus. Der Erkenntnis, dem Verstande darf nicht die erste Stelle im Leben eingeräumt werden, zum mindesten haben alle anderen Seelenkräfte,

Recht auf Ausbildung. Mit dieser Forderung geht Eucken einem Grundübel unserer Zeit an die Wurzel. Denn seitdem Hegel den Intellektualismus philosophisch begründete, ist dieser in unseren Schulen eingezogen und hat sie oft zu bloßen Stätten der Erkenntnis und des Wissens gemacht. In den Sprachen ging man weniger darauf aus, den Schüler in die Gedankenwelt anderer Völker und großer Männer einzuführen, als sie zum Gegenstande, zum Probierfelde formaler Bildung zu machen. Selbst die Fächer, die, wie Religion und Deutsch, in erster Linie gesinnungsbildend, gemütbefruchtend wirken sollten, wurden hauptsächlich der logischen Schulung, dem Erwerb von Wissen, dem Gedächtnisdrill dienstbar gemacht. Diesem Irrtum gegenüber betont Eucken, ohne die Verstandesbildung zu unterschätzen, daß Denken und Wissen doch nie allein die innere Geisteswelt aufbauen können, daß der einseitige Kultus des Geistes zu einer Bildungseinseitigkeit führt und daß das Ziel der harmonischen Menschenbildung ebensosehr die Berücksichtigung aller andern Seelenkräfte erfordert.

Es fehlt heute nicht an Männern, die der Erziehung ein heißes Interesse zuwenden. Auf keinem andern Gebiete versucht man ja so viel herumzureformieren wie auf dem der Schule. Aber man kann so häufig die Beobachtung machen, daß von den Neuerern der Blick auf irgendein einseitiges Ziel gelenkt wird, daß die beabsichtigten Reformen nicht selten in Übertreibungen und Irrtümer auslaufen. Da berührt es um so wohltuender, in Eucken nicht nur einen Philosophen, sondern auch einen Pädagogen kennen zu lernen, der den Blick aufs Ganze gerichtet hält, dem wir bei vernünftiger Prüfung eigentlich in allen Punkten zustimmen müssen, der einen hohen deutschen Idealismus vertritt und der im Wirrwar der vielen streitenden Meinungen der deutschen Erziehung gangbare und untrügliche Wege weist.

Ist die Anthroposophie das Band zwischen Religion und Wissenschaft

Von Dr. Neumann, Generalarzt a. D.

Unsere Weltanschauung besteht aus Religion und Wissenschaft, aus Glauben und Wissen. Sie sind die beiden Pole der Geisteswelt. Sie sind Geschwister und nur in ihren Karikaturen Gegner. Religion ohne Wissenschaft wird zum Mystizismus, während echte Religion echte Mystik ist. Wissen ohne Religion wird zur materialistischen Anschauung. Wir brauchen beides: Religion und Wissen. Die Metaphysik läßt sich nicht umbringen, es bleibt ein Rest, ein Winkel der Ohnmacht, der Abhängigkeit von höheren Wesen, die wir ahnen. „In Busens Reine wohnt ein Streben, sich einem höheren Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, enträtselnd sich den ewig Unbekannten." Das Wissen allein macht nicht glücklich. Es befriedigt nicht. Und weil es nicht befriedigt, brauchen wir die Religion. Von jeher hat man nach einem Bande gesucht zwischen Religion und Wissenschaft. Man hat den Okkultismus als Band betrachtet. Okkultismus ist nur ein Name, eine Richtung, welche das aufhellen will, was dunkel ist. Nun hat es von jeher Okkultismus gegeben, wie es Religion und Wissen gab. Aus dem Okkultismus entstand der Spiritismus. Mit Hilfe der Geisterseherei, heute sagt man Hellsehertum, wollte man die Geheimnisse lösen. Aus dem Spiritismus entwickelte sich die Theosophie, das Wissen von Gott, und die Anthroposophie ist der letzte Sproß der okkulten Wissenschaft, anthropozentrisch gesichtet, welche indisches Weistum in Verbindung setzen will mit westlichem Wissen. Wir denken hier an Rabindranath Tagore und seine östliche Sendung, an die Schule der Weisheit des Grafen Keyserling und an Rudolf Steiner. Noch ist die Anthroposophie durchsetzt von den Einflüssen des Okkultismus, des Spiritismus, der Theosophie. Sie läßt sich noch nicht rein herausschälen, weil es kein absolutes Wissen gibt. Die Grenzen der Erkenntnis stehen nicht fest. Die Festsetzung Kants wird durchbrochen, Hegel hat den Begriff des Wissens unbestimmt gelassen, und wir pendeln einher zwischen Wissen und Nichtwissen. Der Agnostizismus ist keine Weltanschauung. Vergebens sucht Rudolf Eucken die Grenzen festzusetzen, selbst Wilhelm Wundt erlag der Metaphysik, und alle großen Denker von Christus bis Einstein haben einen Erdenrest gelassen, zu tragen peinlich. Die ma-

terialistische Weltanschauung, von Marx genährt, den Massen nahegebracht, hat versagt, und nun stürzt sich die zermürbte und zerschlagene Menschheit auf die Anthroposophie, alte Ideen werden wieder hervorgeholt. So wird die alte Odlehre von Reichenbach wieder aktuell in Duvailles Theodallehre, man spricht vom zweiten Gehirn. Die Psychologie will im psychophysischen Parallelismus eine Verbindung sein zwischen dem Erkennbaren und Unerkennbaren, aber vorläufig haben wir nach R. Österreich nur eine Parapsychologie, einen Psychologieersatz.

Ist die Anthroposophie ein Band zwischen Religion und Wissenschaft? Was ist die Anthroposophie? Lassen wir die Geheimlehre hier außer Spiel, die Verwandtschaft mit der Freimaurerei zeigt, so handelt es sich um die Rudolf Steinersche Geisteswissenschaft. Die Erkennungen des hellseherischen Erotikers werden als ein Wissen hingestellt, so sicher wie die Naturwissenschaften. Die Erkenntnistheorie im anthroposophischen System soll objektiv gültig sein. Es enthält eine Kosmogonie, die aus der Akashachronik geschöpft ist, eine Darstellung des Planetensystems, die an das Phantastische grenzt und nichts als Jenseitsneugierde und Wunschhypothese ist. Hinter dem Schein sieht der Anthroposoph das Wesentliche. Das Geistesauge wird durch Meditationen geschärft, die an die alten eleusischen Mysterien und die Spiritualexerzitien des Loyola erinnern. Der Mensch besitzt ein bestimmtes zum Hellsehen geeignetes Erkenntnisorgan. Der Mensch lebt in drei Welten, der physischen, astralen und mentalen, der Weg zu Gott ist eine substantielle Evolution, ein transzendenter Darwinismus. Man muß schon den Dingen Gewalt antun, wenn man die Kette schließen will. Dies ist ein Riß im System, der nicht verklebt werden kann. Das diesseitige Nirwana ist Wunschmetaphysik. Goethe, auf den sich die Adepten Steiners berufen, war bescheidener. Ein anderer Riß im System ist bedingt durch die Unabhängigkeit des Körpers vom Geistigen. Körper und Geist sind aber eine Einheit. Der Dualismus ist nur ein scheinbarer. Mit dem Körper geht auch die Seele unter. Eine vom Körper loslösbare Seele ist ein Unding. Man mag den Karmagedanken ablehnen oder nicht, man mag sich zum Yogitum stellen, wie man will, es bleibt ein Rest, der unerklärbar ist. Die Bewußtseinsgrenzen stehen nicht fest. Unterbewußtsein, Bewußtsein und Überbewußtsein gehen ineinander über wie Normales in Abnormales und Psychopathisches als Mittelzustand. Das Übersinnliche läßt sich nicht in das Sinnfällige hinunterziehen. Der anthropozentrische Gedanke einer natürlichen Evolution hat metaphysische Begleiterscheinungen.

Noch sind wir nicht erhaben über Raum und Zeit. Dem Ich sind Grenzen gesetzt. Subjektive Intuition ist noch kein Wissen. Konstruktionen sind noch keine Wirklichkeit. Das Ichheitserlebnis verführt zu Spekulationen, die für das eigene Ich maßgebend sein können, das fremde Ich unberührt lassen und keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit bedingen. Die Gleichung Bewußtsein gleich Sein, Ich gleich Gott ist noch ohne restlose Lösung. Die Welträtsel sind nicht gelöst. Die Seltsamkeiten und Bizarrerien, die der Anthroposoph vom Universum und seinen Wundern, vom Pilgerweg des Geistes durch die Ewigkeiten zu erzählen weiß, sind keine objektive Wahrheit. Geschaute Wahrheit ist noch keine objektive Wahrheit. Das gesamte System dieses intuiven Wissens vom Übersinnlichen ist eine spekulative Konstruktion, kaum eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Sie ist eine „Neue Gnosis", ein Extrakt aus allen möglichen Anschauungen. Spricht doch Steiner selbst vom Hüter der Schwelle. Die Schwelle ist unübersteigbar. Unausgefüllt bleibt die Kluft zwischen Sinnfälligem und Übersinnlichem wie zwischen Anorganischem und Organischem. Das Geheimnis der übersinnlichen Welt ist nicht erklärt. Die Anthroposophie ist eine große Täuschung. Sie gibt subjektives Einfühlen als Wahrheit. Ganz gewiß hat es stets Hellseher gegeben. Die Propheten waren solche, die großen und die kleinen Propheten, aber den Schleier von Sais hob noch niemand. Eine „leibfreie" Erkenntnis gibt es noch nicht. Der „Erkennende ist noch nicht eins mit dem Erkannten". Die Deutung subjektiven Erlebens ist noch keine objektive Wissenschaft. Wir tappen ewig in Geheimnissen, sagt Goethe. Frank und Gogerlin sagen, daß dieser Anthroposophie die elementarsten Merkmale der Wissenschaft fehlen. R. Steiner ist nicht der Messias, für den ihn seine Adepten halten. Er ist wie Cagliostro ein Großkophta, den Goethe mit Recht verspottete. Ohne Steiners wissenschaftliche Arbeiten herabzusetzen, kann gesagt

werden, daß seine Religionsphilosophie noch keine Religion ist. Sie ist allenfalls ein Religionsersatz, aber kein vollwertiger. Religion ist das gefühlsmäßige Erleben transzendenter Wesenheit und befaßt sich mit Fragen, auf die keine Antwort von der Wissenschaft erfolgt. Alles was über das Leben nach dem Tode gesagt wird, ist Spekulation, Annahme, Hypothese. Noch kam kein Wanderer wieder aus der Welt, die jenseits ist. Die Unsterblichkeitsidee ist eine Hoffnung. Gott ist ein Wunschwesen. Wer weiß denn, ob im Jenseits andere Zustände herrschen? Magie und Telepathie sind Wunschmetaphysik. Selbst wenn wir den geistigen Entwicklungsgedanken zugrunde legen, können wir nichts aussagen, was der Wirklichkeit standhält. Die Zeit der Wunder ist vorbei. Die Materialisationen der Geister sind umstritten. Schrenck-Notzings Beobachtungen sind durch Frau Dr. v. Kemnitz wiederlegt. Wachträumerei mag eine Erlebnisform sein, die auch bei gesunden Menschen vorkommt, aber sie ist keine reale Wirklichkeit. Das kosmische Erleben ist noch keine Götterdämmerung. Wer kann die ganze rückläufige Welt, die Gegenwart und die Zukunft erleben? Wer hat sich zu dieser hohen Aktstufe erhoben? Antroposophie ist nicht Religion. Das reine Christentum wird gänzlich außer acht gelassen. Die Geheimlehre der Anthroposophen soll Universalreligion werden. Eine solche Universalreligion gibt es gar nicht. Es kann eine Menschheitsreligion geben, von der die Freimaurer sprechen, das ist die Religion, in der alle Menschen übereinstimmen, die Idee von der Denknotwendigkeit eines Gottesbegriffs, der mit dem Ethos zusammenfällt. Die anthroposophische Religion ist der schlimmste Dogmatismus und Orthodoxismus, den man sich denken kann. Er wird mit derselben Sicherheit behauptet, mit der Haeckel seine Ideen verfocht, er wird zum Plagegeist, weil er im exoterischen Verständnis die alleinige Existenzberechtigung sieht. Religion und Wissenschaft müssen, um vollgültig zu sein, exoterisch sein. Sie dürfen nicht das Besitztum vergeuden. In Religion und Wissenschaft gibt es keine Oligarchie. Die Anthroposophie stellt sich nach allen den vielen Zeugnissen, die wir von ihr haben, als ein Wissen dar. Religion ist kein Wissen. Sie ist das „Ergreifen des schlechthin Überweltlichen als fester Besitz durch die gesamte Persönlichkeit". Das Kernstück der Religion, sagt W. Bruhn, fehlt der Anthroposophie: das transzendente Moment des Überweltlichen. Der Kultus des gesteigerten Menschentums ist keine Religion, auch kein Religionsersatz.

Eine solche „Bewußtseinsapotheose und Naturvergötterung ist etwas anderes als das Gottleben des Frommen". Vielleicht ist es charakteristisch, daß die Theologen mit wenigen Ausnahmen die Anthroposophie ablehnen. Rittelmeyer, Geyer, Heisler haben sich für die Anthroposophie ausgesprochen. So wenig sich Religion auf subjektiven Visionen aufbaut, so wenig tut es die Wissenschaft. Was ich bisher von der Anthroposophie gelesen habe, und es ist nicht wenig, kann mich nicht bestimmen, diesen jüngsten Sproß aus der okkultistischen Retorte für ein Vereinigungsband von Religion und Wissenschaft zu halten. Auf die Ethik der Anthroposophie gehe ich nicht ein, auch nicht auf ihre Bedeutung als Gegenpol gegen den Materialismus. Die Kosmologie und Psychologie der Anthroposophen bietet nichts Neues.

Die Tuberkulose / Von Dr. Christian Bruhn

Eine Frage, welche dem Arzt oft vorgelegt wird, lautet: Ist Tuberkulose das nämliche wie Schwindsucht? Man fragt so, weil Schwindsucht der Name für ein Krankheitsbild ist, das jeder kennt, während der Begriff Tuberkulose sich nicht ohne weiteres mit Anschauungen verbindet. Schwindsucht kennt man seit Jahrhunderten, Tuberkulose erst seit Jahrzehnten. Der Kranke stellt die Frage eigentlich nur, um zu hören, ob er heilbar sei; Schwindsucht bedeutet ihm Unheilbarkeit, und das Wort Tuberkulose hat durch seine Verwandtschaft mit ihr einen Schreckensklang bekommen, den es nicht verdient.

Die Antwort sei in einem Bilde gegeben: Tuberkulose und Schwindsucht gleichen sich so viel und so wenig, wie ein Stückchen glimmender Kohle einem brennenden Hause gleicht. Der glühenden

Kohle und dem brennenden Hause ist gemeinsam die Tätigkeit des Feuers, das Gemeinsame in der Tuberkulose und der Schwindsucht ist die Tätigkeit der Tuberkelbazillen.

Wie verschieden können sich die Folgen gestalten, wenn ein Kohlestückchen aus der Ofentür ins Zimmer rollt! Das eine Mal ein wenig Geräusch, ein wenig Geruch, weiter nichts. Das Stückchen fiel aufs Ofenblech, fand nichts Brennbares, verzichtete und erlosch. Das andere Mal der gleiche, wenig alarmierende Vorgang, aber dann: Knistern, Rauch, Flämmchen, Flamme, Feuer! Not und Untergang. Alles verursacht durch ein gleiches kleines Stückchen Kohle, das aber bis auf den Teppich rollte und, von niemand bemerkt und bekämpft, die schlummernde Macht zur zerstörenden Herrschaft bringen konnte.

So ist es etwas Alltägliches, daß Tuberkelbazillen in menschliche Körper dringen. Aber im Vergleich zu dieser Häufigkeit ist die Schwindsucht etwas Seltenes; damit sie sich entwickele, müssen die Bazillen besonders günstigen Nährboden finden und ungestört bleiben.

Die wissenschaftliche Forschung hat feine und unschädliche Prüfungsmethoden gefunden, mit denen festzustellen ist, ob ein Mensch bereits von den Tuberkelbazillen befallen ist oder nicht.

Solche Probeimpfungen sind beim Militär, in Schulen u. a. massenhaft vorgenommen worden und haben ergeben, daß bei der Mehrzahl der Menschen eine Infektion nachgewiesen werden konnte, selten nur bei ganz kleinen Kindern. Sie haben also den Verdacht nahegelegt, daß vielleicht niemand ohne eine Infektion durchs Leben kommt, wenigstens in unseren Kulturverhältnissen; daß also vielleicht jedermann einmal im allerweitesten Sinne des Wortes „tuberkulös" wird. In diesem weiteren Sinne würde das schreckliche Wort aber überhaupt nicht mehr das bedeuten, was wir unter einer Krankheit verstehen. Denn diejenigen Soldaten, welche nach der Probeimpfung ein positives Resultat zeigten, waren natürlich durchaus nicht krank.

Zweierlei aber ist aus diesen Reaktionen bei Gesunden zu erkennen: erstens die große Verbreitung der Infektionen, also auch der Infektionsgelegenheiten; zweitens eine Widerstandsfähigkeit des menschlichen Körpers gegen die erfolgte Einwanderung.

Durch eine besondere Art der Forschung ist zuerst entdeckt worden, daß es außer der Schwindsucht gutartige Formen der Tuberkulose gäbe. Diese Aufklärungen gaben die zahlreichen Untersuchungen Gestorbener in den Krankenhäusern, und zwar solcher, welchen nicht etwa die Schwindsucht das Ende bereitet hatte. Als Nebenbefund neben der Todesursache, fanden sich unerwartet oft Tuberkuloseherde in allen Stadien der Entwicklung und Ausheilung, besonders in Lungen und Drüsen. Eingehende Fragen bei den Angehörigen hatten das Ergebnis, daß in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle weder die Verstorbenen noch die Angehörigen von dem Bestehen der aufgedeckten Krankheitszustände etwas gewußt haben.

So haben die Toten, denen die Wissenschaft so manche zuverlässige Aufklärung verdankt, auch in unserer Sache die Heilbarkeit der Tuberkulose ans Licht bringen helfen.

Es gibt Leute, denen der Gedanke, sie sollten vor der letzten langen Ruhe eine halbe Stunde lang der Wissenschaft und dadurch der Menschheit schmerzlose Dienste leisten, einen Schauder verursacht; sie empfinden wohl solchen Vorgang als einen Eingriff in die Unversehrtheit ihres Nachlasses. Den Kleingläubigen sei zu bedenken gegeben, daß es dem Wissenschaftler durchaus unmöglich ist, auch nur das kleinste Stückchen unseres Ich der großen Natur und ihrem Schöpfer zu unterschlagen.

Die Tuberkulose, seit Jahrhunderten als eine Geißel der Menschheit, aber erst durch Robert Kochs zielbewußtes Suchen als Infektion mit Tuberkelbazillen bekannt, hat also folgende Eigenschaften:

sie befällt den größten Teil der Kulturmenschen;

sie führt in der Mehrzahl der Fälle nicht zu einer ausgesprochenen Krankheit;

sie ruft in der Minderzahl der Fälle eine heimliche Krankheit hervor, welche trotz entschiedener Heilbarkeit zu Siechtum und Tod führen kann.

Wenn die Tuberkulose zu einer heimlichen Erkrankung führen, aber ebenso heimlich wieder ausheilen kann, so ist der Schluß zwingend, erstens, daß sie im menschlichen Körper auf heilende Kräfte stößt, an welchen ihre Macht auch ohne unser Zu-

tun scheitern kann; zweitens, daß auch in denjenigen Fällen, welche erkannt, behandelt und geheilt werden, diese Naturheilung eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat, vielleicht öfter, als angenommen wurde, die einzig entscheidende.

Naturheilung der Tuberkulose ist es, wenn Menschen zu berichten wissen, daß sie Jahre des Kränkelns durchgemacht haben, mit Husten, auch wohl mit Bluthusten, mit Auswurf, Stichen oder anderen Erscheinungen; jetzt seien sie aber seit langem ganz gesund, dank ihrer gesunden Natur. So sprechen und begründen einige, die Weiseren. Aber die große Mehrzahl berichtet anders: sie spricht nicht von der siegreichen Kraft der Natur, sondern von dem, was angewandt wurde, um die Gesundheit herbeizuführen. Dabei bekommt denn dasjenige Mittel, welches der Zeit nach zuletzt gebraucht wurde, den ersten Preis. Was alles hat diesen Preis schon erhalten und wird ein Leben lang gepriesen! Tee in jeder Zusammensetzung, einer noch immer unwirksamer als der andere, schlimme Tropfen, Honig, Bier, Schnaps, Grog, Teer mit Zucker, Hundefett; alles, was gut oder schlecht schmeckt, hat jemand gefunden, der es mit ernster Miene anpries; und alles hat schon geholfen, selbst der Magnetopath, der das gläubige Herz zu gewinnen weiß.

Es ist bezeichnend für die Anwendung der menschlichen Urteilskraft, daß so viele ihre Gesundheit ausgesucht Unsachverständigen anvertrauen, daß aber niemand mit seiner Uhr zum Tischler geht!

Fast immer wurde nebenher die Hygiene der Wärme beobachtet, denn der Husten bedeutet ja für viele immer noch das gleiche wie Erkältung, und obwohl die Tuberkulose nichts weniger ist als eine Erkältungskrankheit, wurde doch jede Verschlimmerung des Leidens als „neue Erkältung" angesprochen und veranlaßte, über die bereits vermehrte Zahl der Westen eine weitere zu ziehen; dies vornehmlich auf dem Lande, wo die Kälte mehr noch als in der Stadt als die Wurzel alles Übels gilt.

Die Sehnsucht nach Wärme, nach Wärme in der Sonne war es, welche in alter und neuer Zeit die wohlhabenden Kranken der nordischen Länder für den Winter über die Alpen ziehen ließ, so manchen zu seinem Verderben, als Opfer der unentwegten Verherrlichung des „sonnigen Südens" als Allheilmittel des Brustkranken, welche hartnäckig in den Schöpfungen romantischer Schriftsteller wiederkehrt. Die gleiche Sehnsucht bereitete den Boden für den heutigen Sonnenkultus in den Seelen der hilfesuchenden Kranken.

Es hat lange gedauert, bis die schädlichen Reisen ruhebedürftiger Kranker in die staubigen Kurorte Italiens ihren Nimbus verloren. Man entdeckte windgeschützte Hochtäler der Schweiz, welche im langen Winter durch die Schneedecke vollkommen staubfrei gehalten und mit angenehmer Beständigkeit durch die klare Sonne, sobald sie über den Bergen erscheint, auf Sommertemperatur erwärmt werden. Es wurde die Gedankenverbindung Tuberkulose—Hochgebirge für lange Zeit so selbstverständlich, wie früher die Empfehlung der Rivieren. Und daß sich die Kranken dort oben im Nichtstun der winterlichen Sommerfrische wohl und hoffnungsfroh fühlen müssen, das hat jeder begriffen, der diese Pracht einmal genießen durfte. Aber der Nachweis, daß diese Luft der sonnigen Höhe auf die Heilung der Lungentuberkulose einen entscheidenden, nicht zu entbehrenden Einfluß ausübe, ist nicht erbracht worden.

Durch Jahre galt das Hochgebirge als der einzige Zufluchtsort der Brustkranken, denen man sonst nicht zu helfen wußte. Bis der deutsche Arzt Brehmer an Ort und Stelle zu dem Urteil kam, daß nicht von einem spezifischen Einfluß der Höhenluft oder der Höhensonne das Heil der Lungenkranken zu erwarten sei, daß es vielmehr durchaus abhängt von der Lebensführung der Erkrankten.

Getrieben von der vorurteilslosen Wahrnehmung, daß von dem Maße körperlicher Bewegung, Ermüdung und Übung der Verlauf der Lungentuberkulose beeinflußt würde, stellte er als erster die Behauptung auf, diese Krankheit sei systematisch heilbar, und zwar ebensogut in Deutschland wie in der Schweiz. Er gründete in Görbersdorf die erste deutsche Lungenheilstätte. Als Schwerkranker kam ein junger Arzt, Dettweiler, zu ihm. Diesem Scharfblickenden wurde bei seinen Beobachtungen, auch am eigenen Leibe, in noch präziserer Weise der Zusammenhang zwischen Ermüdung und Krankheitsverlauf klar; so auch die große Bedeutung kleiner Erhöhungen der Körperwärme als Signal für „Gefahr im Verzug", und für die Notwendigkeit völliger Bewegungseinstellung. Er führte die Freiluft-Liegekur ein und stellte für ihre Anwendung

die Regeln auf, die noch heute, nach fast fünfzig Jahren, von keinem Arzt und in keinem Lungenkurort, und sei er der höchstgelegene, vernachlässigt werden. Sie erwiesen sich in Wahrheit als Bedingungen, unter denen die Naturheilung in entschiedener Weise unterstützt wurde.

Die Brehmersche Heilanstalt in Görbersdorf und das Sanatorium Falkenstein im Taunus, das Dettweiler nach eigener Genesung mit dem Kapital Frankfurter Bürger gründen konnte, wurden der Ausgangspunkt für die umwälzende Offenbarung, daß die Lungentuberkulose durch eine ganz systematische Behandlung ohne Nimbus und Phantasie in zuverlässiger Weise zur Heilung gebracht werden konnte. Dies System verlangte allerdings eine so genau geregelte Dosierung der Bewegung und der Ruhe, daß es nur unter der eingehendsten Mitwirkung des Arztes und unter Abhaltung aller gesellschaftlichen und beruflichen Ablenkungen durchgeführt werden konnte; daneben kräftige Verpflegung; vorsichtig, in langsamer Steigerung angewandte Hautreize durch Luft und Wasser; Tag und Nacht Genuß reiner Außenluft.

Wurden hierdurch beginnende und leichte Erkrankungen zur Ausheilung gebracht, so zeigten doch gerade die schweren Fälle mit besonderer Deutlichkeit, welcher bis dahin unbekannte Einfluß einer sachverständig vorgeschriebenen und peinlich durchgeführten Ruhekur zugeschrieben werden mußte.

Von hier ging die schwerwiegende Erkenntnis aus, daß lange vor dem Erlöschen der Krankheitsherde bei geeignetem Verhalten ein Aufblühen des Gesamtzustandes erzielt zu werden pflegt, das die Vernunft und die Ausdauer der Kranken auf eine schwere Probe stellt; wer bereits dem Scheinerfolg traut, wird rückfällig.

Und auch diese Tatsache von größtem Ernst stellte sich heraus: daß die wirkliche Ausheilung eines empfindlichen Tuberkulösen eine Aufgabe für Jahre sein kann, die Gesunderhaltung eine Lebensaufgabe!

Die Anstaltskur der Brustkranken erbrachte neues Wissen für die ärztliche Behandlung: neben ihr erwiesen sich die medikamentösen Beeinflussungen des Grundleidens als ebensowenig entscheidend, wie die klimatischen Wirkungen; sie waren Hilfsmittel, allerdings Hilfsmittel von großer Wichtigkeit, wenn es galt, schädigende Begleiterscheinungen sachverständig zu bekämpfen.

Solche Hilfsmittel können eben auch die verschiedenen Klimate darstellen, durch ihre verschiedenartige Wirkung auf das Gesamtbefinden, auf das Nervensystem und den Stoffwechsel. Ein anregendes, erregendes Klima kann den widerstandsfähigen Kranken fördern und den empfindlichen schädigen; aber gerade bei den Tuberkulösen hat es sich nicht als so ausschlaggebend erwiesen, wie es z. B. bei Nervösen der Fall ist. Es entstanden bald Heilanstalten in allen Provinzen, und alle haben die gleichen Erfolge, weil sie die wesentlichen Regeln zur Geltung bringen. Soll eines der vielen, untereinander so verschieden wirkenden Klimate Deutschlands zur Heilung herangezogen werden, so kann es nur dann mit Erfolg geschehen, wenn der Arzt es für den einzelnen Kranken auf Grund seiner Kenntnis der Gesamtkonstitution auswählt und verordnet. Ganz irrig ist es, wenn der Lungenleidende den Ort erstrebt, von dem er zufällig durch andere oder durch Reklame gehört hat. Und gar die Empfehlung eines einzelnen Klimas für alle Lungenkranken ist auf das entschiedenste zu bekämpfen.

Allen Kurorten gemeinsam sind die ausgezeichneten Wirkungen der frischen Luft auf den Organismus. Ihr ausgiebiger Gebrauch stellt eine Rückkehr zur Natur dar, für die jeder Körper sich dankbar erweist. Die Freiluft-Liegekur fügt zu der bekannten Wohltat des „Spazierengehens" die fast unbeschränkt auszudehnende des „Spazierenliegens". Diese heilkräftige frische Luft findet sich überall, wo nicht Staub, Rauch oder ähnliches sie verderben.

Neuerdings haben Veröffentlichungen aus Leysin in der Schweiz und Hohenlychen in der Mark über Erfolge mit Sonnenbestrahlung — Notabene: neben viele Monate lang durchgeführter Freiluft-Liegekur — bei Tuberkulose der Knochen und Gelenke den Glauben an die Heilkraft der Sonne der Lungentuberkulose gegenüber verstärkt. „Fleißig in der Sonne liegen" ist eine volkstümliche Verordnung geworden. Sie ist zu begrüßen, sofern sie für den Lungenkranken das Liegen einbezieht; sie ist gefährlich, wenn sie den Kranken bei trübem Wetter vom notwendigen Liegen abhält. Ohne weiteres ist einzusehen, daß die Sonne als angenehme

und wohltuende Wärmequelle, wo sie mit klugem Maße zugelassen wird, unschädlich ist und wohl geeignet, als Heilmittel beliebt und angesehen zu werden. Aber der Laie ist augenscheinlich durch unklare Gedankengänge der Annahme geneigt geworden, als ob die Strahlen, das Licht in seine Lungen gelangten und dort Heilwirkung ausübten, obwohl es auf der Hand liegt, daß das Innere des Brustkorbes stets im Schatten bleiben wird.

Bei der Lungentuberkulose hat die Sonnenbestrahlung des Brustkorbes gewiß Einfluß auf die Durchblutung der Lungen; bekannt und gefürchtet ist ihre begünstigende Wirkung auf Lungenblutungen. Aber bis zu einer zielbewußten Anwendung dieser schwer zu dosierenden Wärmestrahlung zugunsten einer Heilung der Lungentuberkulose haben wir es noch nicht gebracht. Es konnte bislang durchaus nicht festgestellt werden, daß die langsame Heilung bei Frischluft und Ruhe beschleunigt wurde durch Liegen in der Sonne, wohl aber, daß viele Kranke durch ihren Enthusiasmus zu Schaden kamen, nicht zum wenigsten durch ungünstige Folgen für die Nerven.

Aus der Verehrung der Himmelssonne als Heilinstrument entsprang der rasche geschäftliche Erfolg der industriellen, der künstlichen Höhensonne, die ihrem Vorbilde mehr durch die Bezeichnung als durch ihre Wesensart gleichkommt, ihm aber in der Beliebtheit ähnlich werden konnte, weil eine zielbewußte Reklame ihre Kraft erhöht und leider zu zahlreichen geschäftlichen Heilunternehmungen von seiten unwissender Krankenbehandler geführt hat. Gewiß kann auch die Licht- und Wärmewirkung dieser interessanten Erfindung ihr Gutes bewirken, aber nur bei sachverständiger, Erfahrung sammelnder Anwendung. Der rauschartige Erfolg hat nachgelassen, und so ist zu hoffen, daß jene Fälle seltener werden, in denen ein Kranker, obwohl er vollständiger Ruhe bedarf, sein Lager verläßt und zur Bestrahlung eilt, um dann unbemerkt aus der Klasse der Heilbaren in die der Unheilbaren hinabzugleiten.

Also: als entscheidend für die tuberkulösen Erkrankungen hat sich die Abwehrkraft der menschlichen Körpersäfte erwiesen. Diese Kraft der Abwehr, uns in verschiedenem Grade angeboren und aufrechterhalten, ist abhängig von den übrigen Kraftausgaben des Körpers; allgemeine Ermüdung setzt sie herab, in geschwächten Kranken kann sie durch jede kleine Anstrengung, Bewegung gelähmt werden. Gegenüber dieser ausschlaggebenden Abwehrkraft und ihrer systematischen Erhaltung und Stärkung durch Uebung und durch Beschränkung der anderen Kräfteausgaben sind die Medikamente, die verschiedenen Klimate nebst der Sonnenbestrahlung Hilfsmittel, welche bei sachverständiger Verordnung nützen können, aber allein, ohne die notwendige Regelung des Kräftehaushaltes, zu Mißerfolgen führen.

Dadurch, daß in einer bestimmten Regelung der Lebensweise der Weg zur Heilung gefunden wurde, ist mehr als bei anderen Krankheiten die Last der Verantwortung von den Schultern des beratenden Arztes auf die des Kranken (und seiner Angehörigen) gelegt worden. Darum mag die Wichtigkeit seiner Aufklärung diese Wiederholungen rechtfertigen.

Die vieltausendfältigen Erfahrungen über den günstigen Einfluß der rechtzeitig und angemessen auferlegten Ruhe sowie über die schädigende Wirkung der Ermüdung, Uebermüdung, Erschöpfung müssen wir übertragen auf das von niemand gesehene Bild jener so zahlreichen, gänzlich unbemerkt verlaufenen Tuberkulosen, von denen ein großer Teil ohne unser Zutun zur Heilung kommt. Auch bei ihnen, so müssen wir annehmen, konnte die Heilung deshalb eintreten, weil Ermüdungen schädlichen Grades, wenn auch ohne Vorsatz, vermieden wurden. Wir müssen dabei bedenken, daß Ermüdung keine feststehende Folge gewisser Verrichtungen ist, die man bei allen Menschen in gleicher Weise zu erwarten hätte, sondern nur ein Verhältnis bezeichnet zwischen Leistung und Kraft. Die Kraft aber ist verschieden, wie die Menschen verschieden sind, abhängig von Anlage, Uebung und dem Bestehen kraftverbrauchender Krankheit. Der Heilungsvorgang bei der Tuberkulose ist ein Kräftekampf; Angriff und Verteidigung wogen hin und her, wo artfremde Eindringlinge die Abwehrkräfte unseres Organismus wachrufen.

Die Humoristin Fanny Reventlow / Von Franz Graetzer, Berlin

Oft schon sind an die bloße Möglichkeit, daß eine Frau Humor betätigen könne, starke Zweifel geknüpft worden, und durchaus nicht immer von Ästhetikern nur, die, politisiert, in der antifeministischen Front fechten. Man hat geäußert, Weiblichkeit, als Hort grenzenloser Subjektivität, sei der, stets objektivierten, humoristischen Lebensauffassung, die eine Abklärung aller (in Liebe wie in Haß schwärmerisch schwelgenden) Leidenschaften bedinge, ebenso notwendig polar entgegengesetzt, wie ungereifte Jugend; und hat festgestellt, daß der Frauen gefühlgesättigte Einstellung zu allen Daseinsproblemen ewig dazu verurteilt bleiben müsse, einer Bändigung in lächelnde Überlegenheit fernzustehen. Recht schien den Vertretern solcher Doktrinen Vieles zu geben: insonderheit der Mangel eines lebendigen Gegenargumentes, der fortbestand, weil selbst ein hartnäckig Widerspruchfreudiger schwerlich wagen konnte, seine Leugnung auf vereinzelte humoristische Entscheidungen bei Selma Lagerlöf, auf gelegentliche humoristische Glossen bei Marien von Ebner-Eschenbach oder gar auf die grotesken Späße, die durch Else Lasker-Schülers tragödische Lyrik zucken, zu stützen. Immerhin gab es unter den neuesten Dichterinnen, auch oberhalb Kory Towskas, Ansätze, auf denen eine frische Bewegung hätte aufbauen dürfen, um das Ziel einer Bejahung von Beziehungen zwischen Weibtum und humoristischer Kunstübung zu erreichen. Betty Winter schrieb etliche lustige, und ein wenig mehr als bloß lustige, Erzählungen, von denen es, allzu früh, wieder still ward; und noch später begann man auf dieser Wienerin (oder Wahlwienerin) berlinische Gegenspielerin zu merken, auf Alicen Behrend, deren heiterer Epik sogar fontanische Altersweisheit nachgerühmt wurde.

Humoristinnen? Wohl kaum. Denn die österreichische Dichterin landete, endlich, doch — fast immer — wieder bei Verzerrungen der Wirklichkeit, die, unverbogen, echtem Humor und seiner Geste liebevollen Streichelns den besten, unerschöpflichen Vorwurf liefert; und die Realistin berlinischer Kleinwelten ermangelte, wo es auf letzte ethische Auswertungen eingefangener Menschenschwächen ankam, des großen, beherrschenden Weltgefühles und stickt, vorerst noch, ins Gewebe ruhig-roher Betrachtung satirische Arabesken, die von der spitzigwitzigen Unrast eines zersetzungenfrohen Verstandes zeugen, wo doch gerade erhärtet werden sollte, wie Gemütlichkeit aus Gemüt quellen muß, um, unvergällend, wirksam zu sein. Eher als diese beiden Frauen könnte*), jüdischer Überschärfe fern, eine andere Künstlerin dereinst, wenn ihr Ruf stärkeren Klang gewonnen hat, die These einer altbevorrechteten Mehrheit Lügen strafen: sie hat ihre fünf bunten Bücher als F. Gräfin zu Reventlow unterzeichnet und ist minder bekanntgeworden, als selbst deren unproblematische Fähigkeiten reinen Unterhaltens rechtfertigen können.

Der Name klingt wie Schwertgeklirr und Zornwogenprall: nach politisch garstigem Lied, chauvinistischer Brunst, betont eiserner Männischkeit, so dauerhaftem wie lärmvollem teutschen Gesinnungbekenntnis.

Aber die erste humoristische Ausstrahlung dieser, unleugbar, eigensäftigen Persönlichkeit ergibt die Tatsache, daß sie alle Vorstellungen, die gerade Kriegszeitgenossen an den bitter unerbittlichen Begriff „Reventlow" knüpfen, glatt auf den Kopf stellt, daß alle Schallassoziationen sich in Nichts auflösen. Ihr Werk ist nicht nur apolitisch, unchauvinistisch, eifer- und zornlos, unmännisch, unleitartikelhaft, sondern es scheint, wie von bewußtestem Willen zur umwerfenden Kontrastwirkung (des Humorismus), geradezu geschaffen, um die Anteilnahme an — vorgeblich — weltbewegenden Erderschütterungen, um Teutschtümelei, Völkerhaß, Gußeisernheit, Schlagwortberauschung zu höhnen und als unbegreiflichste Widersinnigkeit zu entlarven. Durch und durch ist es übervölkisch im leichten Sinn der (unsprengbaren) Internationale von skrupelloser Genußmenschlichkeit; ist vollkommen antimoralistisch; spottet jeglichen Bekehrerwillens und -unwillens; und stellt, ganz und gar, sich als Das dar, was der vom Namensanklang unwillkürlich angezogene Schreierkreis, reventlöwisch, „frivol" und „amoralisch" schilt, um es dem Abscheu sonderlich echt deutscher Frauenseelen schonunglos, Tag vor Tag, preiszugeben.

*) In Auguste Suppers prächtig-gesundem Schwabenhumor vermag ich eigentlich Weibliches kaum zu erkennen.

Waltet aber hier schärfste Bewußtheit empörten Einspruches? Keineswegs. Sondern wie der Tendenzwollust hochfeudaler Vorurteilssklaven, so war diese Frau allem Zelotismus weltenfern, und nicht einmal die Bekämpfung verhängnisträchtiger Leidenschaften erregte sie bis in laute Leidenschaftlichkeit. Sie rückte den bequemsten aller erreichbaren Klubsessel vor irgendeinen Sektor aus tollem Erdgetriebe, ruhte aus von (Gottes) Mühsal der Weltschöpfung und prüfte die vollendete: lorgnettierend, aber nicht aus eitler Altjüngferlichkeit, sondern weil Das wieder einen Anlaß zu behaglichem Kichern über die eigene, allzu menschliche Unzulänglichkeit hergibt. Sie schaut ins Begeben um landläufige Figurinen; erschwingt Augurenlächeln: und siehe da, es war Alles sehr schäbig, sehr lächerlich und fabelhaft belanglos. Räuspert sich; stutzt. Und sinnt; nur einen Augenblick. Dann faßt sie den Griffel; strichelt auf Papier, was vorgeht, vielmehr: vorliegt. Grimmig? Hohnvoll? Im Gegenteil: mitten aus einer überströmenden Heiterkeit gütigen Erstaunens über so viel Verkehrtheit. (Und, irgendwie, doch fast von der Warte des goethischen Türmers: „Ihr glücklichen Augen . . . .")

Bevorzugt sind die — weiblichen — Formen des Brief- und Tagebuch-Romans. Dennoch also unbeschränkte Subjektivismen? Aber der Gräfin Reventlow Briefe und Notizen lassen nur ganz selten einmal das Bild der klugen Schriftstellerin klar emportauchen, die da ihr eigenstes Erleben in kleine, höchst unterhaltsame Bücher goß. Völlig unaufdringlich, mit vorbildlicher Bescheidung, wird sie, je nach Bedarf, die lebenshungrige Liebesadeptin Ellen Olestjerne oder Herr Dame in Wahnmoching oder die Donna Juana, die „von Paul zu Pedro" pendelt, oder die Sanatoriumsinsassin, die am „Geldkomplex" laboriert. Hier ist wirklich einmal die Beziehung zu Fontane herstellbar: in der vereinzelten Fähigkeit, der Plauderballade — wie Ernst Lissauer das Gedicht des Wanderers um die schottische, dänische, märkische, bismärckische Anekdote bezeichnet hat — das vollkommene Plauderepos zu gesellen. Wie sie plaudert, das hätte Frau Fanny selbst kaum mit einem schalen Fremdwortersatz für das gut gallische „mondain" gekennzeichnet wissen wollen. Dem vollendeten Weltmann, der seiner Haltung Sigeln nicht erst einem lauen Lehrbuch des O. A. H. Schmitz zu entleihen braucht, stellt sie, als Erste, die vollendete Weltfrau gegenüber, die wieder nicht in ihrem tiefsten Wesen ergriffen wäre, wollte man sie nur als „Dame" einführen. Oft besteht ja gerade der größte Reiz von Frauen, die diese Dame schildert und durch Pointillismus gleichwohl plastisch umreißt, in ihrer ganz ausgesprochenen Undamenhaftigkeit, die dennoch niemals, mit der Grenze des — sozusagen — Schicklichen, die des erquickend Anmutigen nach unten hin, überspannt. Beispiellos kapriziös sind jene graziösen Vertreterinnen des ewig Weiblichen, frei von kleinlicher Scham, unbegrenzt genußfreudig, temperamentvoll, pikant, klug und immer, ohne je leer zu geistreicheln, geistreich. Sie hassen nur Eines: das Pathetische, das ewig Ernsthafte, antifontanisch Feierliche, das ihnen als das Lebensunberechtigt-Langweilige schlechthin gilt. Dem Mann begegnen sie weder als, vorzeitgemäß, seidenrauschende, ruchbar dämonische Verführerin noch als, neumodisch, lodenrockige oder gar lederbehoste Kameradin: sie machen kein Hehl aus ihrer harmlos natürlichen, freien Freude an gesunder Erotik, die bloß hinlänglich luxuriös fundiert sein muß, um heiteren Bestand und katzenjammerlosen Abschied zu gewährleisten. Ein wenig verschwenderisch geht es überhaupt ja in der Salonwelt dieser Aristokratin her, die borniertem Hochmut und häßlich, aufgeklärter Kleinbürgerlichkeit gleich fern bleibt: der Übel größtes sind die Schulden, weil sie den Grund zu schlimmer Laune legen, die wiederum verhindert, daß rechter Genuß der unzähligen Daseinsmöglichkeiten sich durchsetze. Und er allein ist ausschlaggebend.

Karikaturen? Nein, Frau von Reventlow ergreift sie nur dort, wo der Tageslauf sie, frisch zubereitet, ihr reicht; und mühlos findet sie sie in allen Lagern enghorizontiger, plattstirniger Vernünftler, die, zäh und unentwegt, an überjährigen Vorurteilen, vor Allen an jenem lächerlichsten: von der alleinseligmachenden Moralität, kleben. „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst", verkündigt sie etwa: mit Schiller, ohne von solcher erlauchten Übereinstimmung allzu erbaut zu sein. Denn ihre Angelegenheiten sind weniger der Menschheit große Gegenstände als die Dutzendwahrheiten und winzigen Weistümer der Epicuri de grege porci, in deren Formulierung sie, als einer Übersetzung Buschs in ungereimte Prosa, mit Alicen Behrend friedlich sich trifft.

„Das Logierhaus zur schwankenden Weltkugel" heißt die Titelnovelle ihres letzten Buches, und die behagliche Namengebung schafft sogleich die Stimmung, die über diesem, wie jedem, ihrer Werke liegt. Zu dem einzigen edlen Endzweck, sonderbare Käuze in ihr Skizzenheft zu sammeln, rastet sie, ein schillernder Kolibri (mit grotesker Verlarvung als deutsche Aristokratin), flüchtig in diesem und jenem Gemach besagten geräumigen, aber leicht baufälligen Gasthofes, und auch das ärmlichste stempelt, rasch die weltläufige Üppigkeit ihrer zwanglosen Gebärden zum Salon. Lorgnette klar zum Gefecht, und Schreibtafel her! Allenthalben waltet, mehr oder minder hübsch gefärbt, fauler Zauber, und jedes erstöberte Original darf nur auftauchen, um — alsbald — in seiner Pracht dahinzufahren, von wannen kein Lied, kein Heldenbuch Namen aufkündet. Das hochstapelt, liebelt, gaunert und fachsimpelt nach jeder anderen Richtung. Das tollt, koboldhaft, durch bunteste Verkettungen: ein Hexenkesseltreiben eigener Art, dessen Malerin nicht umsonst, nicht zufällig die internationalen Sammelplätze einer Welt, in der man, erfolgreich, um Verdrängung der Langeweile bemüht ist, zu Ateliers für die Aufnahme ihrer — doch pleinairistischen — Studien wählt.

Selbstverständlich hat, wie alle könnenden Künstler ihres Zeichens, auch diese Humoristin einmal todernst begonnen; und vielleicht zeugt für die Gewichtigkeit ihrer neidenswert schwerelosen Erzählbegabung Nichts besser als der Umstand, daß jener leibhaftige Entwickelungroman als zwar ihr schwächstes aber ein, noch heute, überaus lesbares und lesenswürdiges Buch geriet. Es führt, aus einem Stammschloß irgendwo im Storm-Land, hinab in Münchens Malerheimstätten, und die (scheinaktive) Heldin geht noch gänzlich als weiblicher Faust, mit den Ansprüchen von Wedekinds Franziska, auf die Durchforschung Dessen los, was sie für die Realität hält. Ähnlich auch Herr Dame, der, als Schreckenskammermusik, Aufzeichnungen über Wahnmochings ausgedehntes Kuriositätenkabinett herausgibt und nicht ahnen möchte, hier Schwabings vollkommene Natur-, Unnatur-Geschichte lückenlos niederzulegen. Anders aber, schon als dieser — noch ironisierte — Erkenntnisadept, die ironisierenden Briefschreiberinnen der beiden besten Romane, die Zwillingschwestern sein könnten, obschon, oder weil, es die Eine mehr mit dem ewig Männlichen als Selbstzweck holdester Art, die andere mehr mit dem leidigen Mammon und dem verfluchten Freudianismus hat. Fixe Ideen auch Dies; aber ohne ihresgleichen wäre der Weltlauf, auch der Halbweltlauf, erstickend öd, und wo blieben, gäbe es sie nicht, die Frauen, die, außer zur Schriftstellerei als Gelegenheitsarbeit, allseitig sich untauglich und verpfuscht wissen.

Es ist bedenklich viel Spottes gerade in diese Werke gespeichert, zumal in die entzückende, unwiderstehlich hervorgesprudelte Gassenbüberei vom „Geldkompler". Aber er ist, der Spott, niemals verletzend; ist ohne jeden galligen Beigeschmack selbst von Gütelosigkeit, weil er mit einer — unendlich behutsam ertasteten und dann, bruchlos, überzeugenden neuen Naivität vorgetragen wird. Die Gräfin Reventlow, deren sparsame Leidenschaft anscheinend, allerhöchstens, bis zur Zivilisation und zur freundlichen Verwertung ihrer Erreichnisse geht, gelangt, irgendwie geheimnisvoll, dazu, kleine Kulturdokumente zu schreiben; und Kultur, ererbte und — täglich — neu eroberte, ist die Voraussetzung sowohl ihrer wahrhaft freien Weltanschauung als auch ihrer hurtig-agilen, und doch so überlegt-überlegenen, Stilistik, die, Beide, bestehen, wie sehr immer die Eignerin ihre pathetische Begrifflichkeit würde ableugnen wollen. Ironie gibt den Grundton, aber sie ist die echt romantische, also, nach (dem noch zitierbaren) Eulenberg, allein realistische, weil sie vor dem eigenen, all in seiner Unzulänglichkeit zärtlich geliebten Selbst nicht nur nicht Halt macht, sondern gerade ihm gegenüber erst recht lustig sich losschnellt. Duldsam und gelassen geißelt, wohltätig und heilsam kitzelnd, eine Weltkennerin die unaufmerksamen Schüler ihrer fröhlichen Wissenschaft vom lachenden Leben: eine Humoristin. In verdunkelter, versperrter Welt erst, die letzte Bohémienne, heimatlos, entwurzelt. Sie war. Have, impia anima!

Emil Ertl / Von Viktor Wall

Verhältnismäßig spät begann sich das namhafte epische Schaffen des in der steiermärkischen Hauptstadt Graz als Regierungsrat lebenden Wiener Dichters Dr. Emil Ertl zu entwickeln, der am 11. März 1860 geboren wurde. Gegen die Mitte der Vierzig erst befruchtete es sich, aufs dankenswerteste gefördert durch die 1904 zustande gekommene Verbindung mit L. Staackmann, dem Verleger seines großen Freundes Peter Rosegger.

Dann aber trat Ertl alsbald gleich mit seinem epischen Hauptwerk hervor, der dreibändigen Romanreihe: „Ein Volk an der Arbeit. Hundert Jahre Deutsch-Oesterreich im Roman" (1912).

Schon in der Überschrift bekundet sich die Größe seines Wollens, der gegenüber es kleinlich wäre, an einzelnen Mängeln des Stils und des Romanaufbaus zu mäkeln. Sieht man, wie füglich, von diesen ab, so ist Ertls kühner Wurf restlos gelungen.

Ertl teilt seinen von vornherein schwer zu bewältigenden Stoff in drei für sich selbständige Abschnitte. Der Altwiener Roman: „Die Leute vom blauen Guguckshaus" (1906), nebenbei bemerkt der erste und bedeutendste seiner, eine ganze durch ihn erweckte Moderichtung überdauernden Gattung, umfaßt die Franzosenzeit des Jahres 1808/9 und endigt mit den Kämpfen um Aspern und Eßling gegen Napoleon. Der „Roman aus dem Sturmjahr": „Freiheit die ich meine" (1909) führt uns in den Vormärz und schildert das Ende Alt-Oesterreichs durch den Umsturz von 1848. Der Schlußband endlich: „Auf der Wegwacht" (1911), hebt an mit dem preußischen Einmarsch 1866 und behandelt die seitherigen schicksalsreichen außen- und innenpolitischen Vorkommnisse bis zur Rundung des Jahrhunderts. Nicht nur die weltgeschichtliche Rolle Oesterreichs in diesem Jahrhundert wird also hier verlebendigt, sondern zugleich in der anschaulichsten Art ein Einblick in das innerste Staatsgefüge eröffnet.

Durch die furchtbare Tragödie des Weltkriegs gehört die behandelte Zeit einer uns nun völlig fern anmutenden Vergangenheit an. Aber es ist fesselnd, sich in sie zu versenken, den Ursachen nachzuspüren, die auf unsre Gegenwart einwirken und die Lehre daraus für die Zukunft zu ziehen. Grade dadurch, daß sich Ertl während des Entstehens seiner Schöpfung ganz andre Ausblicke darzubieten schienen, ist er für uns heute ein gänzlich unbefangener d., h. um so wertvollerer Zeuge. Nicht sein vaterländischer Glaube an den Aufstieg Österreichs durch Bezwingung der es längst gefährdenden Wirren erfüllte sich leider, sondern die schmerzvolle Voraussage des als Anastius Grün der deutschösterreichischen Literaturgeschichte angehörenden Grafen Anton Auersperg, dem das Jahr 1866 das wehmütige Wahrwort entlockte: Finis Austriae! In der Tat leitete die damalige Loslösung aus der tausendjährigen Schicksalsgemeinschaft mit dem hernach durch 1870/71 zum Kaiserreich geeinten Deutschland das Ende Österreichs ein. Es folgte bekanntlich unmittelbar (1867) die Teilung in ein Österreich-Ungarn, und zugleich begann die so kurzsichtig geförderte Unterdrückung des Deutschtums in Österreich, die den dadurch unvermeidlichen Zerfall des Staates in seine Einzelteile und damit den Sturz des kaiserlichen Hauses bewirkte. Man verfolge mit Ertl den schweren Verteidigungskampf der Deutschösterreicher gegen die von oben künstlich großgepäppelten Slaven und man wird das bittere Leid jener über die dem Weltkrieg gefolgte Vergewaltigung empfinden, durch die sie selbst nach dem Zerfall des von ihnen geschaffenen und bis zum Ende aufrechterhaltenen Staatswesens von der endlichen Heimkehr ins große deutsche Vaterhaus ausgeschlossen bleiben.

Ertl zeigt uns aber auch diesen leidgeprüften, vom Mutterland abgesprengten tüchtigsten Volksstamm des ehemaligen Österreich in seinem Gewerbefleiß an der Arbeit. Es ist eine stolze Geschichte des Bürgertums, die Ertl geschrieben hat, indem er uns, selbst einem alten Bürgergeschlecht dieses Fabrikzweiges entstammend, fachkundig die Entwicklung der österreichischen Seidenweberei vom Hand- bis zum Maschinenbetrieb anschaulich schildert. Hierbei lernen wir den Bürgerstand nicht nur in den arbeitsamen großväterlichen und väterlichen Vertretern kennen, sondern auch in den bedenklichen Verfallserscheinungen jener Söhne, die, vom Gründungsschwindel des Weltausstellungsjahres 1873 verlockt, dem großen Börsenkrach zum Opfer fallen. Dieser Taumel verblendeter Genußgier — gleicht er

nicht der Zeit der Enkelkinder von heute? So bietet Ertl uns Nachfahren Vorbild und Mahnung zugleich!

Es ergab sich von selbst, daß Ertl in diesem Zusammenhang auch die Arbeiterbewegung von ihrem Entstehen her darzutun hatte. Wir sehen um 1809 noch das für beide Teile ersprießliche förmliche Familienverhältnis zwischen Fabrikherren und Arbeitern. Diese schließen sich durch den Umsturz von 1848 in einen selbständigen Stand zusammen, dessen sich zuletzt die Sozialdemokratie bemächtigt. Es ist eben gegenwärtig sehr lehrreich, deren Uranfänge zurückzuverfolgen und die Rolle zu prüfen, die sie im Leben des Einzelnen und des Staates zu spielen begann.

So gibt uns Ertl eine Fülle von Rückblicken, Aufschlüssen und Fingerzeigen, die besonders in der derzeitigen Schicksalslage des gesamten deutschen Volkes höchst zeitgemäß sind und unser aller Zukunft wegen ernsteste Beachtung verdienen.

Eine Art ungewollter Weiterführung bis in unsre Tage stellt gewissermaßen Ertls jüngster Roman „Der Antlasstein" (1917) dar. Dies insofern, als er sich sehr geistvoll mit dem Weltkrieg auseinandersetzt. Immer wieder finden wir in Ertls Werken den Gedanken von der läuternden Kraft des Leides entwickelt. Daraus ergibt sich auch Ertls Stellung gegenüber dem Weltkrieg, der ihm im Plan des „Weltenwebers" als Mittel zum Zweck erscheint, aus dem besten, darum stets aufs neue zu durchhechelnden Rohstoff, als den er das deutsche Volk betrachtet, das „edle Gewebe der Zukunft" zu weben. „Das ist der Sinn des immerwiederkehrenden Unglücks und der schweren Kämpfe, die unser Volk seit tausend Jahren durchzumachen hat. Und das ist auch der Sinn dieses furchtbaren Weltkriegs... Aus dem Webstuhl der Weltgeschichte wird die reinste und gediegendste Webe fließen, die die Zeiten je sahen. Denn Leid und Not sind die zuverlässigen Lehrmeister und Erzieher der Völker." (S. 397/98).

Im übrigen gibt der Krieg selbst nur den zeitweilig begleitenden Unterton in Ertls Roman ab. Einen ausgesprochenen Kriegsroman zu schreiben, war Ertl ja auch gar nicht berufen, da es ihm im Hinterland an dem hierzu unerläßlichen Erlebnis der Frontkämpfe fehlte. So tritt denn auch überall, wo er Frontvorkommnisse berührt, seine Ahnungslosigkeit derselben in der stets fehlerhaften Wiedergabe jener zutage. Auf den künstlerisch wertvollen ausgesprochenen Kriegsroman werden wir leider anscheinend bis auf weiteres überhaupt verzichten müssen, da dem Verlagsbuchhandel das in der dermalig anderslaufenden Modeströmung lockende Geldgeschäft mehr gilt als das augenblicklich minder einträgliche Verdienst der Förderung eines bleibenden Kunstwerks.

Der von Ertl so oft zuvor vertretene Gedanke der „Läuterung und Reinigung durch Schuld und Leid" durchzieht auch sein letztes Buch. Dies offenbart schon der etwa „Stein der Sühne" bedeutende Name „Antlasstein", der auf eine Sage des Salzkammergutes anspielt, in der zwei Liebende am Traunsee ihre Schuld mit dem Tode büßten. Liebesschuld und Sühne bilden denn so den Hauptinhalt in dem Buche, dessen kunstvoll verschlungene Handlung sich (neben Wien und seiner Umgegend) vorwiegend am Traunsee abwickelt. Mit erstaunlicher Meisterschaft entrollt Ertl das sich Schritt für Schritt vollziehende Verstricken einer von Haus aus ehrenhaften, aber immer mehr in eingebildete Empfindeleien verfallenden Offiziersfrau, die, von ihrem seelisch hochwertigen Gatten durch dessen Kriegsdienstleistung zunächst äußerlich und dann allmählich innerlich getrennt, in der sich nach und nach entflammenden Neigung zu einem Tonkünstler die „große Liebe" ihres Lebens zu erfahren glaubt, bis beide schließlich schwerer Schuld und Sühne verfallen. Es ist ein ungemein gedankenreiches und tiefsinniges Buch, in dem Ertl das Wesen von Liebe und Ehe zergliedert, sich aber außerdem noch mit den Triebkräften im Menschenschicksal beschäftigt. Man möchte es reifen Lesern in die Hand wünschen.

Ertls der Form nach künstlerisch vollendetstes Werk ist der voraufgegangene Roman „Das Lächeln Ginevras" (1915). Neun Geschichten sind hier in mustergültiger Art zu einer Rahmenerzählung gespannt, die sich mit dem Fortschreiten zu immer größerer Tiefe steigert. Diese drückt sich auch in der seelischen Wandlung der oberflächlichen, schönen Frau aus, die als einziges vorhandenes weibliches Wesen bis zu einem gewissen Grad im Mittelpunkt des Ganzen steht und die sofort zur ursprünglichen Seichtheit herabsinkt, als die allen drohende äußere Gefahr sich verflüchtigt.

Neben diesem nur ihrer Eitelkeit und Genußsucht ergebenen nichtigen Weibchen sei aus der Schar von Ertls Frauengestalten, die seine genaue Kennt-

nis der weiblichen Natur bekunden, als gewinnendste die der tüchtigen jungen Witwe und Mutter von acht Kindern herausgegriffen, der als Hauptträgerin im Roman „Auf der Wegwacht" die nachahmenswerteste Rolle zugedacht ist. Diese Therese ist das gewinnende Musterbild der deutschen Frau, wie sie Ertl für die ersprießliche Gestaltung der Zukunft des deutschen Volkes vor Augen schwebt.

Gesundheit, Gediegenheit, Kernhaftigkeit sind Grundzüge Ertls, wie es ihm denn im ganzen in erster Linie auf die Ausgeglichenheit seines Innern ankommt, ohne die ja wahrhafte dichterische Größe ausgeschlossen ist.

Eines Kennzeichens Ertls müssen wir aber noch besonders gedenken: er ist in hervorragendem Maß der Dichter Wiens. Dies, obgleich er seit seinen Hochschuljahren in Graz wohnt. Mit einer inbrünstigen Sehnsucht, die nur der ganz nachfühlen wird, der, wie einst jahrelang wir vorm Feind, fern von Wien lebt, trägt er das einzigartige Bild seiner geliebten Vaterstadt im Herzen. Deren hunderterlei Schönheiten wird er mit stets neuem Entzücken zu preisen nicht müd. Es ist merkwürdig, daß Ertl, einem Mitschüler des vormaligen Bürgermeisters Weißkirchner, der Dank der Stadt Wien nicht nach Verdienst zuteil wurde, und es kennzeichnet diese Zeit, daß Ertls 60. Geburtstag recht wenig vermerkt vorüberstrich.

Einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis des Menschen Ertl liefert das Buch Walheims über Ertls Leben und Werke, wofür der Dichter von dem besondern Glück begünstigt war, noch bei seinen Lebzeiten die erforderlichen Unterlagen aus seinem Entwicklungsgang und Schaffen beitragen zu können.

Für eine literargeschichtliche Würdigung Ertls kommt als zu unbedeutend der humoristische Roman „Der Neuhäuselhof" (1913) nicht in Betracht.

Dagegen verdient noch Ertls novellistisches Wirken Erwähnung, das die Vorschule zu seinen epischen Hauptwerken bildet. Der faustische Erstling „Abdêwa" (1884) und die „Liebesmärchen" (1886) liegen nicht mehr auf. Spätere Sammlungen wie „Opfer der Zeit" (1895) und „Mistral" (1901) wurden in Neuauflagen vermehrt oder umgearbeitet. Zu nennen bleiben noch „Feuertaufe" (1906), „Gesprengte Ketten" (1909) — woraus die Titelerzählung „Walpurga" (1914) gesondert erschien — und das „Nachdenkliche Bilderbuch" (1. Folge 1911, 2. Folge 1913).

In der deutschen Literaturgeschichte ist Ertls Name an ehrenvoller Stelle eingetragen. Möge ihm nun beschieden sein, da seine Erzählungskunst die volle Höhe erreichte, in einem langen Lebenslauf durch eine weitere Reihe ausgereifter Schöpfungen den Gehalt seiner Dichtungen noch zu bereichern!

Der Erzähler Franz Werfel / Von Hans Franck

Auch Franz Werfel ist dem Zwang erlegen, den die meisten Lyriker, sobald sie auf ihrem angestammten Gebiete zur Vollreife gelangt sind, in und außer sich fühlen: seine nicht zufällig jahrelang an eine besondere Gattung der Dichtkunst gebundene Begabung über ihre vorbestimmten Grenzen hinauszutreiben. Er, der lange Zeit als der Lyriker unserer Tage galt, hat sich nicht nur als Dramatiker (in seiner Mittagsgöttin, dem Besuch aus Elysium und dem Spiegelmenschen) versucht, sondern auch als Erzähler tritt er in seiner Phantasie Spielhof und seiner Novelle „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" vor uns hin. Mit der ihm eigenen Maßlosigkeit greift er auch hier, sowohl als Dramatiker wie auch als Epiker, nach den allerhöchsten Kränzen. Während er mit seinem Spiegelmenschen nichts Geringeres unternahm, als den Faust des 20. Jahrhunderts zu schreiben, ruft er in seinem Novelle benannten Buch „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" den Schatten Dostojewskis. Prüfen wir (über den Dramatiker Werfel spreche ich an anderer Stelle im Zusammenhang), prüfen wir also die Frage nach den Qualitäten des Erzählers Franz Werfel. So vorurteilslos wie nur möglich. Obgleich Erinnerung an gleichgerichtete Sehnsucht großer spezifischer Lyriker (ich verweise nur auf Richard Dehmels tragische Liebe zum Drama) nur schwer zu verbannen ist.

Nimmt man die Novelle „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" zur Hand, so ist man aufs freudigste überrascht. Gewiß, Anklagegeschichten, welche die eigene Kindheit gestalten, hat schon

mancher geschrieben. Aber alles ist von einer Lebendigkeit, einer Eindringlichkeit, einer Fertigkeit, daß man froher Hoffnung wird. Wie da die Aengste eines sensiblen Knaben, der in eine Kadettenanstalt gesperrt ist, geschildert, wie die Gestalt des tyrannischen Vaters zwar mit aller Schärfe, aber ohne karikaturistische Mätzchen lebendig gemacht ist, das verrät auf Schritt und Tritt den Dichter. Den Epiker erweist es noch nicht. Denn hier dichtet die Erinnerung noch für Werfel. Die Distanz ergibt sich durch die zeitliche Entfernung von selbst. Der Epiker kann erst dann seine Berufung dartun, wenn es um die Gestaltung der Dinge geht, die ihm noch persönlich am Herzen liegen, die jetzt aus ihm aufsteigen. Da muß und wird jeder wahrhafte Epiker Distanz schaffen. Durch Beherrschung des Vortrags, durch Umsetzen seines Ureigensten in abgelöste Gestalten. Durch Ueberleitung des Persönlichen ins Allgemeine. Durch Nachschaffen, durch Erschaffen einer Welt, die in sich selber ruht. Hier aber, wo es gilt „Hic Rhodos, hic salta!", hier versagt Werfel völlig. Was ihm als Lyriker immer wieder neue Kraft gibt, daß er in tiefstem Zusammenhang mit seinen Worten bleibt, daß wir in jedem (der guten) Gedichte den Pulsschlag seines Herzens fühlen, daß er als Rufer zu Gott, als Bekenner vor uns hintritt, wenn er den Mund auftut, diese seine Wesensstärke wird für den Epiker Franz Werfel zur tödlichen Gefahr. Was anfangs Gestaltung war oder doch wenigstens schien, wird in der zweiten Hälfte des Buches Demonstration und Verzerrung. Was als Beweis daherkommt, enthüllt sich als Unsinnigkeit. Es ist, als ob Werfel sich plötzlich seines schreierischen Titels erinnere und fürchte, daß er sein Ziel, ihn als berechtigt zu erweisen, nicht erreiche. In der Angst um den Beweis seiner ungeheuren Behauptung beginnt er, der anfangs beherrscht erzählte, davon zu rasen. Er peitscht mit einer vielschwänzigen Karbatsche auf die, welche ihn bisher getragen hat — seine Kunst — los und bringt gerade dadurch zuwege, daß sie das Ziel, das schon in Sicht kam, nicht erreicht, sondern elendiglich zusammenbricht. Was eine dostojewskihafte Gestaltung erfordert hätte, zergeht in Lyrismus, Phantastik, Essay. Wenn Werfel sich vorgenommen hätte, seine Nichtbefähigung als Epiker darzutun, überzeugender konnte es nicht geschehen als in der zweiten Hälfte seines Buches „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig", das als ausgezeichneter Entwicklungsroman anhebt, als ein Gemengsel heterogener Kunst- und Unkunstarten endet und vom Dichter kokett als Novelle bezeichnet wird.

Gegenüber diesem weitausholenden Versuch einer epischen Gestaltung kommt die Phantasie „Der Spielhof" für eine Bewertung des Epikers Franz Werfel ernsthaft nicht in Frage. Wie darin ein Mensch seinen vergessenen Traum sucht und sich ihm — träumend — Station um Station näher tastet, das hat zwar etwas Faszinierendes an sich, ist aber doch weit mehr eine virtuose als eine schöpferische, eine artistische als ein künstlerische Leistung und steht zudem auf der Grenze nicht zweier, sondern dreier Kunstarten.

So bleibt auch hier das Fazit das gleiche wie früher bei Richard Dehmel. Derselbe, dem auf seinem angestammten Gebiet, der Lyrik, wenige nur Aug in Auge gegenübertreten können, er hat sich als Epiker (wie als Dramatiker im Spiegelmenschen) eines Tuns unterfangen, das mit Mißlingen endete, das, trügen nicht alle Zeichen, auch weiterhin mit Mißlingen enden muß, da ihm für das Gelingen Voraussetzungen in der Begabung fehlen, die keine Erkenntnis, kein noch so hoch gerichteter, noch so leidenschaftlicher Wille jemals ersetzen kann.

Oskar Loerke / Von Dr. Hans Benzmann

Die kühlen Mittagsstunden rauchen,
Sie tragen in Nebelgewanden
Den Tann nach Nord,
Immer nach Nord.
Von oben steigt Licht
Die Tannen wie schwarze Leitern herunter.
Von unten steigt das Gesicht
Des Erdgeistes die Tannen herauf.

Eilig, von der inbrünstigen Liebe zur Natur, zu allem in der Höhe und in der Tiefe webenden Sein emporgerissen, wandert der Dichter den felsigen Bergpfad hinan. Die Gerüche werden bunter, in den Adern der Bäume schwelen die Harze und Kiene. Die blinden Bäche krallen wie mit Fingern über Bord, mit Fingern, die am häkelnden Dunstkreis ziehn . . . .

„Du zerklüftete Gewalt,
Die du vor mir stehst,
Dich in Licht und Kien mit Mottenleben drehst,
Laß den Nebel fallen."
Und die Natur antwortet:
„Wenn diese Meile Stein zerrinnt
Und diese Tannenmeilen
Wie eine Handvoll Wind . . . ."

Was der Deutsche in der Dichtung sucht, die Stimme Faust's, des Urdeutschen, den Ein- und Widerklang von Mensch, Gott und Natur, Überwältigung durch Allempfindung, — hier ist alles, was von den germanischen Mythen und Volksballaden, von Angelus Silesius und Goethe her, im reinen Gefühl von Eichendorff, Mörike und von der Droste-Hülshoff her klingt, was vertraut auch im „Peer Gynt" und in mancher nordischen Dichtung von Selma Lagerlöf, Knut Hamsum und Obstfelder aufklingt: Das Lied der Waldseele, das Peter Hille singt.

Wir empfinden dieses Moment der in Stimmung aufgelösten und doch gebundenen Naturmystik, des in unmittelbaren Ausdruck gebrachten Inbegriffs unseres gesamten geistigen Wesens — wie es etwa in Epigrammen des Angelus Silesius oder in gewissen naturhaften Liedern und Stimmungen Mörikes oder Goethes geschieht — als die Poesie an sich. Ist dieser Grad der Intensität von Gefühl, Gedanke, Stimmung und Ausdruck erreicht, dann fühlen wir den Urgeist der Dichtung, der uns mit Ergriffenheit und Andacht unmittelbar füllt, weil er unser Wesen, unser aller Wesen anrührt, das mit ihm zu singen beginnt . . .

Dieser Typus des Gedichtes ist wohl der allerhöchste. Ist er zur Stelle, dann schweigen alle Theorien, dann zerrinnt vor ihm aller Impressionismus und Expressionismus, alles erdachte und gekünstelte, alles übersubjektive und bizarre und unverständliche Wesen. Dann leuchtet bis in die tiefsten Wurzeln unseres Seins erquickend und erlösend eine von allen gleich empfundene Klarheit . . . Denn das Wesen der großen Mystik, der großen Kunst ist nicht infernalisch dunkel und wirr, sondern seine Tiefe wird klar und deutlich von allen empfunden, gleich empfunden, weil es aller urtümliches Wesen ist. Das lehren die alten Balladen, das lehren die Faust-Gesänge, die Lieder des Angelus Silesius und Mörikes.

Von dieser erlauchten Richtung kommt der Dichter Oskar Loerke her. Stimmen der Balladen und Legenden sind in seinen Gedichten erwacht, das Grauen und die Seligkeit der von allen Verlassenen und von allen Geliebten, die tiefe Melancholie der Wissenden, der letzten Frager, die Liebe des großen Franziskus, die Gesänge und Visionen Joh. Sebastian Bachs.

Worin ist nun im näheren der Zauber begründet, der von solchen Gedichten ausgeht? Der Reiz der stärkeren Persönlichkeit allein macht es nicht. Es liegt vielmehr in jenen Momenten, die, wie ich vorhin sagte, das Dichterische an sich ausmachen, die freilich wie in einer Kristallisation, wie in einem lebendigen Organismus gleichsam chemisch alle miteinander in dem Gedicht verbunden sein müssen. Sie kommen von Gott, sie sind in Intuition zusammengeboren. Und diese Momente sind: lyrische Empfindung, Naturversenkung, unwillkürliche Projizierung des Zufälligen, des Geschauten und Erlebten auf ein Ewiges, auf ein Wesentliches und Allgemeines, auf den Sinn der Dinge, und hierfür, für den mit Empfindung vermählten Gedanken der rechte, einfache und unmittelbare Ausdruck . . . Vergeistigung der Welt und des Lebens, Weltanschauung, das ist das Wesen solcher Dichtung. Und zugleich ist es: vollkommenster Ausgleich von Begriff und Wort, Beseelung des Wortes, lebendige Symbolik. Und weiter ist es: eine Erlösung und Befreiung des Allgemein-Menschlichen von den Banden des Übersubjektiven, eine Typisierung des Individuellen ohne Aufgebung des Persönlichen. Nicht voll, nicht durchweg wird freilich diese große Synthese in einem Gedicht erreicht. Die Gedichte, in denen sich diese Vermählung von Empfindung, Sinn und Wort ganz rein und restlos vollzieht, sind selten. Auch bei den größten Dichtern. Auch bei Oskar Loerke. Es bleibt hier und dort ein vertrackter Rest des eigenwilligen individuellen Empfindens hängen oder eine Trivialität, eine Geschmackswidrigkeit, ein Lückenbüßer. Andererseits ist es natürlich ein besonderer Reiz und ein Gebot für jeden Dichter, sich individuell durchzusetzen, auch gerade mit den nicht immer verständlichen Eigentümlichkeiten seines besonderen Wesens. Ich gebe nun, um all das Gesagte zu beleuchten, statt Einzelstellen aus Gedichten hier ein ganzes Gedicht von Loerke wieder, in welchem alles vereinigt erscheint, was meines Erachtens

das Wesen der großen lyrischen Kunst ausmacht: tiefe Empfindung, Weltandacht, Weltanschauung, eigenartige und treffende Symbolik und unmittelbar suggestive Ausdrucksweise. Auch jene Unfertigkeiten, jene Überbleibsel des allzu Subjektiven tauchen hier und da in dem Gedicht auf:

Strom.

Du rinnst wie melodische Zeit, entrückst mich den Zeiten,
Fern schlafen mir Fuß und Hand, sie schlafen an meinem Phantom.
Doch die Seele wächst hinab, beginnt schon zu gleiten,
Zu fahren, zu tragen — und nun ist sie der Strom,
Beginnt schon im Grundsand, im grauen,
Zu tasten mit schwebend gedrängtem Gewicht,
Beginnt schon die Ufer, die auf sie schauen,
Spiegelnd zu haben und weiß es nicht.

In mir werden Eschen mit langen Haaren,
Voll mönchischer Windlitanei,
Und Felder mit Rindern, die sich paaren,
Und balzender Vögel Geschrei.
Und über Gehöft, Wiese, Baum
Ist viel hohler Raum;
Fische und Wasserratten und Lurche
Ziehn seine Träume durch ihn hin. —
So rausch' ich in wärmender Erdenfurche,
Ich spüre schon fast, daß ich bin:

Wie messe ich, ohne zu messen, den Flug der Tauben,
So hoch und tief er blitzt, so tief und hoch mir ein!
Alles ist an ein Jenseits nur Glauben,
Und Du ist Ich, gewiß und rein.

Zuletzt steigen Nebel- und Wolkenzinnen
In mir auf wie die göttliche Kaiserpfalz.
Ich ahne, die Ewigkeit will beginnen
Mit einem Duft von Salz.

Aus denselben Gründen hätte ich die wundervollen, von mystischem Allgefühl erfüllten Gedichte „Nächtliche Körpermelancholie", „Die Wurzeln" oder die Meeresstimmungen „Litanei vom Meere", „Die Abendinseln" und die wie ein lichter pantheistischer Sehnsuchtstraum auf- und abklingende Harmonie der Reihe „Südliche Insel" anführen können. Alle aus dem Buche „Gedichte" (S. Fischer-Verlag, Berlin). Oder die Maienmeditation", „Das Sonnenwendlied der Vögel", „Abendlied", „Altes Spinnlied", „Die Einzelpappel", „Der Weltenbaum", „Die Hand", „Die beiden unsichtbaren Heere", „Traum", „Die graue Melodie". Alle diese aus dem ersten Gedichtbuch Loerkes „Wanderschaft" (derselbe Verlag). Nur daß diese ersten Gedichte noch nicht so voll und persönlich jene Harmonie widertönen, dafür aber um so inniger und einfacher oft das reine Gefühl zum Ausdruck bringen und bisweilen auf das Volkslied, das auch in diesem großen Zusammenhange als ein Prototypus steht, zurückweisen. Soll ich nun im einzelnen das lebendige Sein und Sinnen, Fühlen und innere Schauen dieses Dichters und die Bildhaftigkeit und die Musik seiner Verse darlegen? .... Ich möchte es nicht. Es ist ja so selbstverständlich, daß in den poetischen Offenbarungen eines so urtümlich fühlenden und gestaltenden Geistes der Universalismus menschlichen Denkens und Fühlens wechselnd und sich wandelnd vom höchsten Seligsein bis zur tiefsten Melancholie widerklingt und sich bald in den Mittelpunkt der Schöpfung und bald über sie und bald ganz außerhalb der Natur wie ein Verdammter und Verfehmter oder wie ein Schöpfer selbst stellt. Es ist selbstverständlich, daß fatalistische mit „deistischen" und pantheistischen Stimmungen wechseln. Und so auch Lied und Hymne, Traum und Vision. Immer aber ist die Durchfühlung und Durchgeistigung des Äußerlichen, des Geschauten diesem Dichter wesentlich. Das zeigt sich besonders in der Reihe höchst eigenartiger und fesselnder Gedichte, die im Leben und Treiben der Großstadt, dem Körper und der Seele Berlins gewidmet sind:

Fahrt zur Höhe und Tiefe.

Im Nebel vergraut die Stadt wie Fieber. Mein Geist schwebt in roten
Sehr fernen Gluten im Dunsthof um einen verborgenen Mond.
Die Flammen in Gläsern tief unten beben gleich frierenden Toten,
Und alles ist von Gewalt und von Geheimnis bewohnt.
Es strömt aus Tiefen und Höhen.

Meinen Leib schleppt ein Hochbahnzug, fahlgelb von elektrischen Birnen,

Er klimmt über Mauerzacken im steigenden Viadukt,
Über manchen Ballen Licht, der wie ein Denken aus Riesenhirnen
Ausspeit ein Kreuz und Quer von Maschinen, zurückschlingt und zuckt.
Und Finsternis wiederströmen.

Mich rufen die Düfte von Kohle, von siedendem Öle und Firnis,
Mich rufen die schnurrenden Räder, mich zerrt ein zertrümmerter Lärm,
Aus Schornsteinen langen Gespenster und zischen in fliegender Wirrnis
Und platzen als Embryos, Köpfe und wesenloses Gedärm:
Tiefher langt's nach mir.

Man wird bei diesem Gedicht deutlich an gewisse expressionistische Malereien erinnert. Diese Großstadtgedichte gehören übrigens zu den schönsten des Dichters und zu den eigenartigsten sozialen Gedichten der Neuzeit.

Die Expressionisten nehmen diesen naturhaften Dichter für sich in Anspruch. Er ist gewiß und selbstverständlich kraft seines eigenen schöpferischen Wesens auf das, was er sinnlich und geistig gestaltet hat, gekommen. Freilich unbewußt rührt sich in den Werken der Dichter auch der Geist der Zeit, der ja nach Wesentlichem, Geistigem und nach neuen fruchtbaren Ideen und Idealen schmachtet. Neuerdings macht sich in dem Schaffen Loerkes ein allzu tiefes Untertauchen im Subjektiv-Visionären und dementsprechend in bizarren und paradoxen Ausdrücken bemerkbar. Es wäre zu bedauern, wenn dieser Dichter, der doch eigentlich aus dem großen Kreise der Unzeitlichen als ein Ersehnter zu uns tritt, sich irgendwie von dem Geist der zwar interessanten und originellen, aber so oft unverständlichen und übersubjektiven Expressionisten beeinflussen ließe. Die Anarchie des Visionären und des Ausdrucks führt nicht zu den Höhen der Kunst: diese steigen aus dem Chaos und aus der Tiefe in Klarheit und Harmonie empor.

Gespräch mit einem Amerikaner / Von Dr. J. von Bülow

Der Deutsche: Also den Expressionismus halten Sie für eine lebendige Kunstform?

Der Amerikaner: Den deutschen zweifellos. Ich habe den französischen, den englischen Versuch des Expressionismus gesehen, aber von Herzen scheint mir nur der deutsche zu kommen.

Der Deutsche: Sie sahen die beiden Ausstellungen Berlins 1920/21, in denen die großen Gegensätze sind, die Akademie und die Juryfreie. In beiden herrscht der sogenannte Expressionismus. Aber sahen Sie denn nicht, daß er ein toter Fürst ist?

Der Amerikaner: Ich sehe in ihm den Willen, loszukommen vom Alten, von der Sklaverei der Form, die noch im Impressionismus steckt, ich sehe, daß dies gut ist und nötig, denn es ist Fortschritt.

Der Deutsche: Fortschritt muß nicht um seiner selbst willen gut sein. Befreiung ist nicht immer Veredlung. Die Befreiung des Expressionismus ist eine gewaltsame. Sie zwingt nur in ein neues Joch. Wer noch einen Anklang an Form wagt, wird erschlagen.

Der Amerikaner: Weil diese Künstler, die den Expressionismus üben, kleine Künstler, kleine Menschen sind. Dennoch lebt in ihnen der Kunstwille der Zeit, der stärker ist als ihr Unvermögen.

Der Deutsche: Sie stehen diesen Dingen objektiv gegenüber, meinen Sie, weil Sie selbst nicht beteiligt sind an dem Gebären dieser Kunstdinge. Aber niemand ist objektiv in Kunstfragen. Denn er sieht in den Kunstwerken doch nur das, was er selbst hineinlegt, er sieht durch seine eigene Brille entweder die ihm anerzogene, gewohnte jahrhundertelange Kunstanschauung, oder durch die Brille, die er sich nach Zerstörung der alten künstlich aufsetzt und die eine ebenso trübende Brille ist, wie die alte gewesen. Denn nun hält er alles, was sich von der üblichen Gestaltung in Form und Farbe entfernt, für gut, schon um dieser Ab-

weichung willen, während es gut sein kann, trotz dieser Abweichung, aber nur dann, wenn es einem inneren Zwange folgend anders ist, wie man es bisher gewohnt war.

Der Amerikaner: Diesen inneren Zwang scheinen Sie beim Expressionismus zu leugnen?

Der Deutsche: In den weitaus meisten Fällen ja. In der Hauptsache ist er nämlich materieller Art, und das verdanken wir Amerika.

Der Amerikaner: Amerika?

Der Deutsche: Allerdings. Diese materialistische Lebensauffassung, die sich in unsere Kunst gedrängt hat, stammt von der anderen Seite des großen Teiches. Gar nicht beabsichtigt, selbstredend, sondern ganz von selbst auf dem Wege der Ansteckung, genau wie in allen andern Geschäftszweigen der ruhige europäische Handelsgeist von dem rastlosen der United States abgelöst wurde.

Wir haben zwar immer verlangt, daß die Künstler auch ein wenig geschäftstüchtig denken sollen, aber wir dachten dabei nur an die Verwertung des Geschaffenen, nicht an die Hineintragung des materiellen Erfolgsgedankens in das Schaffen selbst.

Der Amerikaner: Und das meinen Sie im Expressionismus zu finden?

Der Deutsche: Zweifellos. Das sind nicht nur gefühlsmäßige Erwägungen, sondern historisch beweisbare.

Der Amerikaner: Ich bin gespannt.

Der Deutsche: Der Expressionismus stammt aus Paris. Wenn Sie auch sagen, daß Sie ihn nie so rein kultiviert gefunden haben wie in Deutschland. Ich kann Ihnen sogar die Erfinder des Expressionismus nennen. Erfinder, nicht Entdecker. Denn diese Künstler gingen ganz verstandsmäßig vor. Sie sahen, daß sie mit ihrer zum Teil sehr guten, sehr ehrlichen Kunst auf keinen grünen Zweig kamen. Sie sahen andernfalls, wie aus minder kultivierten Ländern reich gewordene Halbwilde nach Paris kamen und wie die Neger nach allem Schillernden griffen. Diese fremdländischen Reichen, denen heut unsere Kriegsgewinnler entsprechen, waren nebenbei Kaufleute und gerissene Spekulanten. Sie wußten, daß seinerzeit Neutöner wie Cezanne, Gauguin, vanGogh, früher schon die Renoir, Sisley, Manet, ja selbst die Corots und die ganzen heute so hoch bezahlten der Barbizon-Schule ihre Werke für ein Butterbrot hergaben, und daß deren Erstkäufer Riesengeschäfte damit gemacht hatten. Sie meinten, ein gleiches heut zu können, und darum kamen sie den spekulativ veranlagten Künstlern auf halbem Wege entgegen.

Diese suchten den Dummen, der sich durch Bluff blenden ließ. Diese vermeintlich Dummen suchten neuartige, unerwartete Kunstwerte, um damit Geld zu verdienen. So begegneten sie sich, und so entstand der Expressionismus des Henri-Mattisse, der Kubismus des Picasso.

Gerade der letztere hat das rein rechnerische seines Kubismus nie geleugnet; wenn er es auch nicht in die Tageswährung umrechnete. Er ist ja auch schon, nachdem er sein Schäfchen ins Trockene gebracht hatte, zu dem guten impressionistischen Schaffen zurückgekehrt, das ihm früher eignete, ein Impressionismus allerdings, der sich von der Natur schon so weit entfernte, daß man ihn Expressionismus nennen dürfte, wäre das Wort nicht stigmatisiert.

Hinter den Mattisse und Picasso lief nun die ganze Meute deutscher Künstler her, die immer in französischer Kunst ihr Vorbild sahen, lief hinter ihnen her, von deutschen Kunsthändlern, die gleichfalls nach Paris blickten, gepeitscht, von deutschen Kritikern, die nicht minder unselbständig sahen, angestachelt und gelobt.

Waren aber Picasso und Mattisse als wahre Künstler gar nicht imstande, in dieser neuen Kunstform, die sie schufen, etwas wirklich Schlechtes zu geben, so traf das bei ihren Adepten nicht zu, ihnen fehlte die Grundlage, handwerklich fast immer, künstlerisch meist.

Sie dünkten sich kleine Cezannes, wenn sie dicke farbige Konturen malten, und Gauguins, wenn sie recht bunt, blau und rot malten und die Gesichter lila.

Diese Nachbeter hätten vor zehn Jahren die Pointillisten, vor 20 Jahren Manet und Sisley und vor 30 Jahren Anton von Werner nachgemacht, sobald sie erkannt hätten, daß mit solcher Spekulation Geld zu verdienen sei.

Nur gab es damals noch nicht die Kunstsnobs, die nur kauften, weil etwas neu und originell

war und noch nicht marktgängig. Die unverstehenden Kunstfreunde von damals kauften, was nicht minder kunstfeindlich war, nach Namen, nach Titeln, nach Autoritätsratschlägen. Belebt wurde die Kunst dadurch ebensowenig, wie heut scheinbar durch den Expressionismus.

Der Amerikaner: Und dennoch werden Sie mir mein Gefühl nicht wegdisputieren, daß mich diese Kunstart erfrischt und erfreut und eine innere Befriedigung gewährt.

Der Deutsche: Das will ich auch gar nicht, dennoch beweist das nichts gegen meine Behauptung, daß dieser Expressionismus keine ehrliche Kunst ist, sondern Merkantilismus. Wenn Sie etwas Gutes an ihm finden, so spüren Sie es trotz der Triebfeder für diese Kunstübung, weil Sie selbst einen Willen zur Kunst haben, der Sie in dem Geschaffenen das erblicken läßt, was Ihnen Bedürfnis ist, künstlerisch zu genießen.

Hinzu kommt natürlich, daß in den Kunstäußerungen dieser Leute schließlich doch ein wenig Kunst steckt, die sich nicht totschlagen läßt. Denn eine Anzahl von ihnen will ja nicht bewußt spekulieren, sondern tut es nur aus Nachahmungstrieb, aus Eitelkeit, aus Unselbständigkeit, ja schon aus Gewöhnung an das Neue. Irgendwie schwingt in ihnen doch der allgemeine Kunstwille ihrer Zeit mit, und sie können ihn nicht umbringen.

Der Amerikaner: Wie sehr ihn die Zeit will, sehen Sie daraus, daß der Expressionismus schon populär geworden ist. Sie finden ihn bereits in der breiten Oeffentlichkeit, in Plakaten, auf den Bühnen, in Witzblättern.

Der Deutsche: Und führen Sie das zu seinen Gunsten an? Dann will ich Ihnen verraten, daß er auch schon als Dekoration in den Jahrmarktsbuden auftritt, womit er beweist, daß er gar nicht Kunst, sondern Geschicklichkeit ist, genau wie einst der Jugendstil. Dieser kitzelte den Spießer durch seine Lieblichkeit, der Expressionismus durch seine scheinbare Wildheit, die heut in unserm revolutionären Zeitalter „modern" geworden ist.

Der Amerikaner: Der Expressionismus ist doch auch eine revolutionäre Erscheinung. Diese Künstler haben den Umschwung vorausgeahnt.

Der Deutsche: So behaupten sie, und darum haben sie sich sogleich bei Beginn der Revolution an die Seite der Matadore der neuen Zeit gestellt.

Der Amerikaner: Es war vorauszusehen, daß sie sich für die junge Freiheit begeisterten.

Der Deutsche: Vorauszusehen war es noch viel mehr aus dem Spekulativen ihrer Kunstübung. Sie sahen, daß das Alte stürzte, mit dem sie spekuliert hatten. Als gewandte Spieler nutzten sie die Gelegenheit und redeten den neuen Männern ein, daß sie, die Neuen in der Kunst, auch revolutionär, auch sozialistisch dächten, während sie doch tatsächlich ganz kapitalistisch orientiert waren, auf die Dummheit des Kapitals spekulierten und ohne den individuellen Kapitalismus nicht denkbar waren. Aber sie hatten sehr schnell herausgefunden, daß sie bei diesen revolutionären Politikern genau das gleiche Kunstverständnis fanden wie bei den Neo-Kapitalisten und daß sie genau wie diese durch Phrasen zu blenden waren. Sie nannten ihre Kunst, die nur destruktiv, aber nicht aufbauend war, revolutionär, weil das den andern schmeichelte und auch die Kapitalisten nicht erschreckte — denn in der Kunst gestatten sie gern Revolutionen —, und damit spannen sie zugleich Seide, weil sie eine revolutionäre Waffe nutzten, den Terror. Mit Brutalität erklärten sie alles für akademisch, für kitschig, was irgendwie noch Töne mit farbiger Harmonie aufwies, aber sie verdecken für den kühlen Kenner nur oberflächlich, daß sie längst eine neue Art Akademikertum geschaffen haben und meist selber nichts anderes als Kitsch machen, d. h. Werke, die absichtlich mit andern als künstlerischen Mitteln zum Kauf reizen sollen.

Das Wesen des Akademikertums ist, daß es alles nicht Zünftige, nicht von ihm und seinesgleichen Geschaffene oder Gebilligte verurteilt. Können Sie mich widerlegen?

Der Amerikaner: Ich sehe natürlich nicht so tief in das deutsche Kunstschaffen hinein wie Sie und ahne vor allem nichts von den Motiven, die Sie mir schildern. Ich sehe nur das Ergebnis. Und wenn es auch weit davon entfernt ist, mich voll zu befriedigen, so gibt es mir doch Sensationen, die ich angenehm emp-

finde. Ich wittere Morgenluft und Freiheit, und auf Seiten dieser bin ich.

Der Deutsche: Sie werden nach allem, was ich Ihnen erzählt habe, nicht glauben, daß ich anders denke. Nur über diese vorliegenden Äußerungen bin ich anderer Meinung wie Sie. Es wird zwischen den Expressionisten von heut zweifellos auch einige geben, die sich von dem Geschrei der großen Menge mitreißen ließen, expressionistisch sich gebärden und dabei doch echt künstlerisch fühlen.

Der Amerikaner: Ich werde durch das Betrachten der expressionistischen Bilder genau so wie bei Ihrer expressionistischen Musik tief innerlich berührt; ich fühle Größe, Schönheit — mehr verlange ich nicht!

Der Deutsche: Ich gebe Ihnen gern zu, daß das der einzige Maßstab ist, den man letzten Endes bei der Kunstbetrachtung haben kann. Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß solcher Maßstab schließlich nur da angelegt wird, wo selber stark künstlerisch gefühlt wird. Das sind Ausnahmeerscheinungen, zu denen Sie sich rechnen dürfen. Die große Menge geht von anderen Gesichtspunkten aus, und für sie ist dieser Expressionismus, wie er heute auftritt, schädlich, denn er zerstört, ohne aufzubauen. Das hat er meisterlich verstanden, und dafür wollen wir ihm dankbar sein: Man kann heut ein brav gemaltes Bild, das nicht die Patina des Alters hat, nicht mehr ansehen. Wer heut malt wie dieser und jener von gestern und vorgestern, ist uns ein Ärgernis. Aber der Zerstörer hat nichts an die Stelle dessen zu setzen gewußt, das uns gestern noch erfreute. Da muß der Mensch kommen, der das erlösende Wort findet.

Der Amerikaner: Und meinen Sie, er steht vor der Tür?

Der Deutsche: Das können wir nicht wissen. Die große Sensation des Krieges und der Revolution hat uns keine Erneuerung gebracht, keinen Großen geschenkt, weil wir auch körperlich zusammenbrachen.

Wollen wir hochkommen, müssen wir es vielleicht ganz anders anfangen. Die Einheit der bildenden Kunst muß hergestellt werden, der Zweckgedanke auch in die Malerei zurückkehren. Sie alle müssen vom Bauen ausgehen. Was nützt ein Wandschmuck, der ein Bild stets ist, ohne Wand? Vielleicht liegt in diesem Gedanken die Lösung, vielleicht auch hier die Versöhnung des Expressionismus mit der Wirklichkeit. Wenn wir dem Bild rein dekorativen Zweck geben, wenn es nicht mehr Selbstzweck haben wird, dann wird die Loslösung von der konstruktiven Form des kleinen Vierecks berechtigt, aber dann wird die Eingliederung in das Bauwerk Forderung. Dann wird natürlich eine naturalistische und selbst impressionistische Landschaft auf der Wand zur Lüge, weil sie einen Ausblick aus einem nicht vorhandenen Fenster vortäuscht, dann muß sie zum Ornament werden, dann aber fällt jedes Staffeleibild fort, dann hat es nur noch Berechtigung als Mittel zum Zweck des Erkennens dekorativer Elemente in der Natur.

Dann wird in der Kunst eine reinliche Scheidung kommen zwischen schmückender und beweisender Kunst. Letztere aber wird dann in Schränke gehören und nicht an die Wand, oder der Raum wird zum Speicher wie die Museen.

RANDBEMERKUNGEN

Ein deutscher Dichter in englischer Sprache.

Unter den Dichtern englischer Zunge nimmt George Sylvester Viereck eine besondere Stellung ein. Im Alter von zehn Jahren nach Amerika gekommen, hat er sich die Sprache seines Adoptivvaterlandes in einer Weise zu eigen gemacht, daß er heute als einer der Hauptrepräsentanten des angloamerikanischen Schrifttums gelten kann. Dabei ist er in seinem Gefühlsleben Deutscher geblieben und hat seinem deutschen Empfinden und Denken in einer großen Anzahl von Gedichten unverhohlen Ausdruck gegeben. Was an ihm besonders besticht, ist die tiefe Leidenschaft und der geradezu ver-

schwenderische Bild- und Gedankenreichtum, von dem ohne Ausnahme alle seine Dichtungen getragen sind. Etwas bisher Unerhörtes in Ländern, die wie England und Amerika unter der Fuchtel eines farblosen Puritanertums stehen. Die besten englischen und amerikanischen Dichter sind von ihren Landsleuten nie verstanden worden. Byron und Shelley endeten fern von ihrem Lande in freiwilliger Verbannung. Die Amerikaner Edgar A. Poe und Walt Whitman haben ihre universelle Bedeutung erst durch die Übertragung ihrer Werke ins Deutsche erlangt. George Sylvester Viereck ist glücklicher daran, weil er sich als deutscher Dichter in englischer Sprache an eine breitere Öffentlichkeit wenden kann. Ich kann nicht darüber entscheiden, wer ihn zuerst „entdeckt" hat, ob die Deutschen oder die Angloamerikaner, jedenfalls ist er schon vor Ausbruch des Krieges vom amerikanischen Dichterbund mit Auszeichnungen bedacht worden.

Eine soeben erschienene, von Eduard Engel eingeleitete Gedichtsammlung (verlegt bei Heß & Becker, Leipzig) gewährt uns einen Einblick in die Welt des Dichters. Seine in deutscher Sprache verfaßten Gedichte aus der Frühzeit sind im deutschen Märchenwald erträumt, romantisch in der Stimmung, von einer starken Sehnsucht getragen, straff und wohldisziplíniert in der Form — gänzlich unamerikanisch. Die große starke Leidenschaft, die diesem Dichter vor seinen amerikanischen Zeitgenossen einen gewaltigen Vorsprung gibt, offenbart sich jedoch erst in ihrem ganzen Umfang in seinen späteren englisch geschriebenen Gedichten. Es sind in dem Gedichtbuch Verdeutschungen aus den Sammlungen „Ninive", „Licht und Flamme", „Gesänge der Offenbarung" (übersetzt von Ed. Engel, Martin Drescher u. a.) veröffentlicht. Aus welchem Gebiet der Dichter auch den Stoff entnimmt, stets weiß er ihn mit souveräner Leichtigkeit zu gestalten. Als Lyriker ist er, was ja durch die Wesensart dieser Kunstgattung bedingt wird, von einer selbstverständlichen, niemals geschraubten Subjektivität. Auch den Balladenstoff beherrscht er meisterhaft, ohne sich an Vorbilder anzulehnen. In „Christus in Neu-England" wird er zum Ankläger der puritanischen Hauchelei, und zwar mit einer Wucht und Überzeugungskraft, die keinen Widerspruch duldet. Im Frieden wie im Kriege ist er ein mannbarer Streiter für Recht und Wahrheit gewesen, vom Standpunkt des Deutschtums und des Amerikanertums. Kein Wunder, daß man ihn im Adoptivvaterlande, das im Bann einer mit den nichtswürdigsten Mitteln genährten Kriegspsychose stand, während des Krieges kalt beiseitegeschoben hat.

Männer vom Schlage Viereck bilden den Sauerteig im großen Nationalitätenbrei Amerikas, aus dem sich ein neues Geschlecht mit neuen Lebensformen, neuen Lebensidealen, neuen Sehnsüchten emporringt. Als Mittler zwischen zwei großen Völkern hat Viereck aber nicht nur als Dichter, sondern auch als Publizist Hervorragendes geleistet. In der von ihm herausgegebenen Monatsschrift „The American Monthly" ist er rastlos bemüht, dem Deutschtum die ihm gebührende Stellung in Amerika zurückzuerobern und die Öffentlichkeit über die wahren Ursachen der europäischen Debatte, an dem die führenden Männer Amerikas ihr vollgerüttelt Maß von Schuld tragen, aufzuklären. Ihm haben wir es nicht zum geringsten zu verdanken, daß es in Amerika allmählich auch in bezug auf die „Schuldfrage" zu dämmern beginnt.

J. G.

Eine neue Bibelübersetzung.

Luthers Bibelübersetzung ist — daran ist nicht zu deuteln — die gewaltigste Tat dieses Geistgewaltigen. Luther hat die deutsche Sprache von den Schlacken des Dialekts befreit, ja überhaupt erst eine deutsche Schriftsprache geschaffen und zugleich die Bibel zu einem deutschen Buch gemacht. Ein Werk aus einem Guß, mögen auch Textkritiker an dem Wort mancherlei zu deuteln haben. Darum mag eine neue Bibelübersetzung auf den ersten Blick als ein müßiges Beginnen erscheinen. Und dennoch hat Dr. Nivard Schlögl, Professor für orientalische Sprachen an der Wiener Universität, es trotz Luther unternommen, die Bibel in ein modernes Deutsch zu übertragen*). Ein Textvergleich mit der Lutherischen Bibelübertragung gibt uns darüber Auskunft, daß er mit äußerster Gewissenhaftigkeit ans Werk gegangen ist und Unklarheiten und Umdeutungen, die jedem Übersetzer in die Feder fließen, nach Möglichkeit vermieden hat. Man gewinnt überall den Eindruck, daß das Wort feststeht und daß es an dem Text nichts zu rütteln gibt. Die

*) Erschienen im Burgverlag Richter und Zöllner, Wien.

Sprache ist von monumentaler Wucht, und sie bewegt sich von einer scharfkantigen Prosa bis zur gebunden dichterischen Diktion. Ein Meisterwerk der Übersetzungskunst ist in dieser Beziehung der erste Johannesbrief, dessen gedanklich tiefer Inhalt sich auf das glücklichste mit der rhythmischen Form des Übersetzers verbindet. Der Text des Neuen Testaments gebietet förmlich eine freie dichterische Behandlungsart, da erst in dieser der Inhalt sich voll erschöpft, mag selbst darüber das auslegungsfähige Wort zu kurz kommen. Jede gute Übersetzung ist in ihrem Wesen eine Nachdichtung, sie trägt nicht nur das Gepräge der Urschrift, sondern auch das einer Neuschöpfung. In diesem Sinne ist Schlögls Bibelübersetzung zu bewerten. Die klare und doch rhythmisch bewegte Form seiner Sprache wird viel zum Verständnis der Bücher des Alten wie des Neuen Testaments beitragen. Selbst ein so vieldeutiges, auslegungsfähiges Buch, wie die Offenbarung St. Johannes, hat durch die knappe und doch dichterisch bewegte Sprache, die sich stellenweise zu einem hohen Lyrismus steigert, an Klarheit gewonnen. Im ganzen ein Buch von hoher kultureller Bedeutung, ein Hausbuch für das gesamte deutsche Volk, dem es vom Verfasser gewidmet ist. Auch die Einführung und die zahlreichen Texterläuterungen geben dem Leser viele wertvolle Anregungen und erleichtern das Verständnis für die Zusammenhänge zwischen den Schriften des Alten und des Neuen Bundes.

J. G.

Das Pollardsystem.

Als Amerika sich noch nicht zur alleinseligmachenden Trockenlegung bekannt hatte, die Nüchternheit noch nicht sozusagen der Normalzustand des amerikanischen Bürgers war, bediente man sich einer ganzen Reihe anderer Mittel, um die Trunkenbolde zur Abstinenz zu zwingen. In erster Linie war es die moralische Beeinflussung, die von ungezählten Abstinenzfanatikern ausgeübt wurde. In zweiter Linie der gesetzliche Zwang, der vom Strafrichter über den Trunkenbold verhängt wurde. Der Erfinder einer wahrhaft genial erdachten Besserungsmethode war der Polizeirichter William Jefferson Pollard in St. Louis, nach ihm Pollardsystem genannt. Danach wurde jeder wegen einer in der Trunkenheit begangenen strafbaren Handlung zu Geld- oder Freiheitsstrafe Verurteilte von dem milden Richter vor die Alternative gestellt, entweder seine Strafe abzusitzen oder durch Unterzeichnung eines Abstinenzgelübdes einen Strafaufschub zu erwirken. Das betreffende Schriftstück lautete:

„Zum Beweise, wie sehr ich die Gelegenheit zu schätzen weiß, die mir vom Richter des obgenannten Gerichtes gegeben wird, ein nüchterner und besserer Bürger zu werden, indem er den Vollzug der mir auferlegten Strafe aussetzt, unterzeichne ich hiermit frei und ungezwungen das folgende Gelübde:

Ich will mich enthalten vom Gebrauch geistiger Getränke jeder Art und Beschaffenheit auf die Dauer von . . . von heute an."

Die Dauer des Gelübdes wurde vom Richter nach der Schwere des Vergehens, mindestens aber auf ein Jahr, festgesetzt. Hatte der Verurteilte die Probezeit, ohne daß ihm ein Rückfall nachgewiesen werden konnte, bestanden, blieb er von der Vollstreckung des Urteils verschont. Ob auf diesem Wege viele „nüchterne und bessere Bürger" gewonnen worden sind, ist stark zu bezweifeln. So sehr auch eine bedingte Verurteilung, die in der Schweiz und in Frankreich zu Recht besteht, auch bei uns zu begrüßen wäre, um so weniger dürfte sie von Gelübden aller Art abhängig gemacht werden. Die bevorstehende Revision des Strafgesetzbuches wird sie uns voraussichtlich bringen, aber bevor noch diese Angelegenheit den Reichstag beschäftigt, werden schon in abstinenzlerischen Zeitschriften allerlei besondere Wünsche daran geknüpft haben. In erster Linie gilt es, wie nicht anders zu erwarten, das Pollardsystem in das Gesetz hineinzuschmuggeln, ein Versuch, gegen den auf das entschiedenste Stellung genommen werden muß. Das Pollardsystem ist schon deshalb zu verwerfen, weil jeder zwischen dem Richter und Verurteilten abgeschlossene Vertrag gegen die guten Sitten verstößt, moralisch in keiner Weise zu rechtfertigen ist. Der Verurteilte, der vor die Alternative, Gefängnis oder Freiheit, gestellt ist, wird, sofern er nicht auf einer sittlich außergewöhnlich hohen Stufe steht, jedes Schriftstück unterschreiben, das ihn vor der Vollstreckung der ihm zudiktierten Strafe bewahrt. Die Folge ist dann, daß er sich wohl öffentlich der geistigen Getränke enthält, aber im geheimen ihnen erst recht zuspricht. Die korrumpierende Wirkung des Pollardsystems ist unverkennbar. In Amerika hatten

die abstinenzlerischen Vereinigungen einen regulären Überwachungsdienst organisiert, um die bedingt Verurteilten scharf im Auge zu behalten und jeden Verstoß gegen das Gelübde dem Strafrichter zur Kenntnis bringen. Die Anti-Saloon League ging sogar so weit, daß sie den Denunzianten mit einer Prämie bedachte! Das Pollardsystem wäre ganz dazu angetan, die Abstinenzbewegung in Verruf zu bringen, wenn die Öffentlichkeit sich etwas mit ihren Machenschaften befaßt hätte. Das war aber nicht geschehen, also mußte sie an Ausdehnung gewinnen und schließlich den gesetzgebenden Körperschaften ihren Willen diktieren. Das Endresultat ist die Trockenlegung oder der gesetzliche Zwang zur Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken, der das Selbstbestimmungsrecht in der persönlichen Lebenshaltung ausschaltet. Wollte die Abstinenzbewegung sich lediglich die Bekämpfung des Alkoholismus angelegen sein lassen, so könnte sie äußerst segensreich wirken und auf die Sympathien weitester Kreise rechnen, während sie heute jeden unabhängigen Menschen vor den Kopf stößt, da in der Verfolgung ihres Zieles ihr jedes terroristische Mittel recht ist.

BÖRSENSPIEGEL

Wien – Berlin.

Wenn man genau erfahren will, was uns bevorsteht, so braucht man nur in Wien anzufragen. Das heißt: Wir machen alles getreulich nach, was die Herrschaften in Wien uns vormachen. Sie haben bekanntlich zuerst den Krieg abgebrochen, sie haben zuerst Revolution gemacht, sie haben zuerst den Achtstundentag und andere Segnungen der glorreichen neuen Zeit eingeführt, sie haben zuerst die großen Geldscheine, die freilich nicht viel wert waren, gedruckt; sie haben weit eher als wir die märchenhafte Teuerung gehabt, die ebenso märchenhafte Devisensteigerung und sogar die Katastrophenhausse an der Börse. Aber wir haben uns jedesmal redlich bemüht, ihnen zu folgen. Alles haben wir ihnen nachgemacht, sogar die schönen Demonstrationen, die Streiks aus den unmöglichsten Anlässen und das allgemeine Nichtstun.

Die Reichsmark steht heute bereits niedriger als vor einem Jahre die österreichische Krone, und in der Schweiz kann man heute die Bierflaschen auch schon der Billigkeit halber mit deutschen Markscheinen etikettieren; während man im vorigen Jahr lediglich die österreichischen Kronen dazu verwendete, vor der deutschen Mark aber immer noch eine zu große Hochachtung hatte. Aber die Zeiten ändern sich, wie man auch in diesem Falle sieht. Inzwischen haben wir den schon reichlich schäbigen Zehntausendmarkscheinen die noch viel schäbigeren Fünfhunderter folgen lassen; unsere Valuta wird im Auslande ebenfalls nicht mehr ganz ernst genommen, und Herr Dr. Wirth versichert jedem, der es hören will, daran trüge nur die Politik Frankreichs die Schuld. Ab und zu aber wird auch wieder einmal die Legende von der „Spekulation" ausgegraben, welche eigentlich die Schuld an den hohen Devisenkursen trüge; denn auf die Dauer konnte man doch nicht die bösen Bayern und die noch böseren Deutschnationalen dafür verantwortlich machen, das heißt, ohne sich unsterblich lächerlich zu machen. Wie gesagt, wir hatten den Österreichern alles nachgemacht. „Nur das eine nicht"; und gerade das war es, was allein der Nachahmung wert schien. Nämlich die Katastrophenhausse an der Börse. Alles andere stieg: Die Preise aller Waren, die Devisenkurse, die Diäten der Reichstagsabgeordneten, das Briefporto, die Begeisterung für die Republik, das Zollaufgeld, der Preis für goldene Zwanzigmarkstücke, die Ministergehälter, die Zahl der Feiertage, die Tarife bei Hochbahn und Straßenbahn, kurzum alles, nur das eine nicht; nämlich die Effektenkurse.

Alles in der Welt hat seinen Grund, und so wurde denn seit Monaten dem armen Publikum auseinandergesetzt, warum die Effektenkurse nicht steigen könnten. Anstatt daß man den Leuten gesagt hätte, warum sie eigentlich steigen müßten. Nachdem man also etliche Wochen hindurch vernommen hatte, in einer Zeit, wo das Geld so knapp sei, könnten unter keinen Umständen die Kurse an der Börse in die Höhe gehen, nachdem man ferner vernommen, es gäbe viel zu viele junge Aktien, um eine Höherbewertung der Kurse zu ermöglichen, nachdem es endlich hieß, gerade in den bedeutungsvollen Tagen der Londoner Konferenz könne man ganz gewiß keine Hausse erwarten, gerade in diesem Augenblick war die Hausse fällig. Mußte sie eigentlich kommen, und so war sie plötzlich auch da. Es war eine Neuauflage der kurzen Hausse in den Julitagen der Dollarbewegung auf 600. Nur noch

viel intensiver und radikaler. Mit Kleinigkeiten hielt man sich im allgemeinen nicht auf. Im Gegenteil. Um 500, 800% und mehr gingen die Kurse von einem Tage auf den andern in die Höhe, und es war eine Bewegung, wie man sie in den schönsten Tagen der Katastrophenhausse des gesegneten Jahres 1921 nicht mehr gekannt hatte. Mit einem Schlage hatten Harpener, hatten Rheinstahl, hatten Gelsenkirchener, hatten Rombacher ihre stolzesten Novemberkurse weit überschritten, und man sieht, es ging plötzlich.

Was war geschehen?? Das Ausland hatte Angst bekommen wegen seiner Markguthaben. Es hatte Milliardenbeträge an Reichspapiermark, auf denen entsprechende Verluste ruhten, in andere Anlagen, das heißt in deutsche Industrieaktien umgewandelt, und mit einem Male war infolgedessen die Hausse da. Ganz begreiflich. Denn wenn ein paar Millionen Dollars, Schweizerfranken, holländische Gulden oder tschechische Kronen auf die Berliner Börse, wo man nur in Papiermark zu zahlen braucht, losgelassen werden, so muß die Folge eine sprunghafte, spontane Aufwärtsbewegung der Kurse sein.

Und was wird nun werden? Seit vielen Monaten hatten wir eine immer mehr wachsende Disparität zwischen Effektenkursen und Devisenstand. Die Devisen stiegen mehr und mehr, und die Effekten wollten nicht folgen. Bisher wenigstens. Jetzt endlich sieht man wieder klar, daß es auf die Dauer keine derartige Disparität geben kann; denn eines Tages, ob früher oder später, kommt irgendeine Käufergruppe kluger Leute und sagt sich: Der Abstand ist zu groß; hier ist Geld zu verdienen. Dieser Zeitpunkt war endlich gekommen, und nun mußte der Umwertungsprozeß eintreten. Es gibt noch allerlei andere bedeutsame Fragen, die sich in einem solchen Augenblick aufdrängen. Vor allem die: Wie weit wird der Umwertungsprozeß sich fortsetzen? Nicht bis zur vollständigen Erreichung der Parität; das war auch in den seligen Herbsttagen 1921 nicht der Fall. Wenn aber die Kurse der Effekten heute ungefähr den gleichen Stand haben wie damals — bei einem Dollarstande von 300 —, so ist natürlich noch ein sehr großer Raum nach oben vorhanden.

Es ist genau wie in Österreich. Auch in Wien standen einige Monate hindurch, in den Tagen der riesengroßen Geldknappheit, die Effektenkurse unverständlich niedrig, weit unter Devisenparität; sie konnten aber nicht steigen, weil das erforderliche Geld fehlte. Mit einem Male aber kam der große Umschwung. Eines Tages kam man in Wien zur Börse, und alle Kurse waren 10 000 oder auch 100 000 Kronen höher. Ähnlich, wenn auch in einem gewissen bescheidenen Abstande, liegen die Dinge in Berlin. Auch hier kam man eines Tages zur Börse und erfuhr, daß Harpener 1000% höher wären. Am Tage darauf waren es Rheinstahl und wieder einen Tag später Essener Steinkohlen. Der Umwertungsprozeß hatte begonnen, er ist auf dem Marsche, und wir werden, der heutigen Währung unserer Papiermark entsprechend, ganz andere Kurse erleben als im vorigen Jahre. Viel höhere. Eben weil wir bis zu einem gewissen Grade an die Parität herankommen werden.

Sonderbar, wie sich alle Dinge bei uns ganz ähnlich, ganz nach dem Vorbilde, dem leuchtenden Vorbilde von Wien entwickelt haben. Und weiter entwickeln werden. Weil es sich um zwei Staatswesen handelt, die gleichsam auf denselben wirtschaftlichen Voraussetzungen aufgebaut sind. Beide Staaten mit Schulden überhäuft, mit einer dauernd passiven Handelsbilanz, und zugleich mit dem heiligen Grundsatz, daß man sich in einer solchen Lage jedenfalls nicht überarbeiten dürfe; daß es eine Notenpresse gäbe, die für alle Bedürfnisse Sorge trage, die wir haben, und daß das Ausland uns bisher immer noch seine Waren für unser Papiergeld überlassen habe. Wenn auch nicht gerade allzuviel für dessen Nominalwert. Nun, man kann ja auch nicht alles Gute auf einmal verlangen. Und so leben wir eigentlich herrlich und in Freuden, und besonders jetzt, wo das einzige, was wir so lange entbehrt hatten, nunmehr ebenfalls eingetroffen ist, die so heißersehnte, seit Wochen und Monaten erwartete und angekündigte Katastrophenhausse, deren Beginn wir heute zwar wissen, aber nicht ihr Ende. Mit welchen Kursen sie ihren Anfang genommen hat, wissen wir ebenfalls. Nicht aber, welche Kurse wir im Laufe der nächsten Monate noch erleben werden. Möglicherweise noch viel, viel höhere. Denn wie in Wien der Dollar auf mehr als 50 000 gegangen ist, so kann er bei uns doch ebenfalls mindestens auf 2000 gehen, und dann? Dann ist nicht 1500 oder 2000 „pari" für erstklassige Industrieaktien, sondern mindestens 5000 oder 6000. Dann aber werden wir voraussichtlich noch ganz andere Zeiten an der Börse erleben als in den unvergessenen Herbsttagen 1921, und schließlich kann es dem Effekten besitzenden Publikum nur recht sein, wenn es so kommt. Lange genug hat man ja darauf warten müssen.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. V. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

51. Jahrgang | Septemberheft | 51. Jahrgang

Die Apostel der Zwangswirtschaft / Von Erwin Steinitzer

Mindestens zweimal wöchentlich meldet jetzt die Berliner Presse, daß die Führer der Gewerkschaften — bisweilen begleitet von Mitgliedern des sozialdemokratischen Parteivorstandes — in der Wilhelmstraße bei Herrn Wirth oder bei Herrn Ebert erschienen seien, um „mit allem Nachdrucke" energische Bekämpfung der Teuerung und des Wuchers zu fordern. Inhalt und Ergebnis dieser Unterredungen, über die die Öffentlichkeit stets sehr ausführlich unterrichtet wird, bleiben jedesmal dieselben, — was entweder auf eine starke Indolenz der Regierung oder auf einen sehr agitatorischen Charakter der gewerkschaftlichen Wünsche schließen läßt Unverändert bleibt auch die Geduld, mit der die Ressortminister des Reichs die Arbeiterführer immer von neuem von der Undurchführbarkeit ihrer „wichtigsten" Forderungen zu überzeugen versuchen.

Die Teuerung, für die sich die Gewerkschaftler so eifrig und so sichtbar interessieren, trifft die Arbeiter nicht allein und wahrlich nicht am schlimmsten. Die Arbeiterschaft besitzt ja ein Mittel der Teuerungsbekämpfung, von dem sie grundsätzlich nicht viel Aufhebens macht, das sie aber praktisch mit ziemlich beträchtlichem Erfolge zur Anwendung bringt, — mit viel größerem jedenfalls als weite und wirtschaftlich wie kulturell sehr bedeutsame Schichten der „bürgerlichen" Bevölkerung: die Abwälzung auf die Löhne. Wenn man den Fabrikanten und Kaufleuten vorwirft, daß sie in den letzten Wochen und Monaten die Preise allzu hastig dem Dollar nachklettern ließen, so können sie erwidern, daß die Arbeiterschaft in ihren Lohnforderungen kaum weniger Eile und Großzügigkeit bewiesen hat. Monatliche Lohneinkommen von annähernd zwanzigtausend Mark sind nicht mehr allzu selten, und die Hafenarbeiter der Hansestädte haben bekanntlich eben erst die Parole eines Tagelohns von tausend Mark ausgegeben. Wenn man diese Summen durch den gegenwärtigen inneren Geldentwertungsfaktor, der alles in allem auf 150 bis 200 anzusetzen ist, dividiert, kommt man zu anständigen, zum Teil sogar zu hohen Friedenslöhnen. Natürlich gibt es Arbeitergruppen — charakteristischerweise just die, die früher zur „Aristokratie" des Proletariats gehörten, wie die Buchdrucker —, die im Wettrennen um den Ausgleich der Geldentwertung stark zurückgeblieben sind. Aber sie teilen dies Geschick mit weiten Schichten des Mittelstandes und der Intellektuellen, denen es noch wesentlich schlechter geht, und für die doch niemand die Regierung alle drei Tage zu „energischen Maßnahmen" drängt.

Der volkswirtschaftliche Widersinn und die Gefährlichkeit der von den Gewerkschaften geforderten Notstandspolitik bestehen darin, daß die Arbeitervertreter andere Wirtschaftsgruppen an der Überwälzung der Teuerung zu verhindern suchen, die ihnen selbst in ihrer eigenen Lohnpolitik natürlich und unvermeidlich erscheint. Die Gewerkschaftler würden mit der allergrößten Entrüstung die Zumutung zurückweisen, den Lohn für zwei Stunden der täglichen Arbeitszeit in einer Höhe festzusetzen und festzuhalten, die etwa einem Dollarkurse von 250 oder 300 entspräche. Dieselben Gewerkschaften aber erklären fortgesetzt, die Arbeiterschaft könne eine Erhöhung des gesetzlich festgelegten Umlagepreises für Brotgetreide unter keinen Umständen dulden. Der Umlagepreis für Brotgetreide ist vor dem großen Marksturze unter dem Einflusse der politischen Erregung, die dem Rathenaumorde folgte, ziemlich tief unter dem damaligen Marktpreise festgesetzt worden; er beträgt etwa das 41 fache des

Friedenspreises. Inzwischen sind, genau wie die Verbrauchsaufwendungen der Arbeiter selbst, die Produktionskosten der Landwirtschaft um ein paar hundert Prozent gestiegen; und Herr Wirth wie Herr Fehr haben schon drei- oder viermal versucht, den Gewerkschaftlern klarzumachen, daß man von den Landwirten kein Getreide bekommen werde, wenn man es nahezu geschenkt haben wolle, ebenso wie man von den Arbeitern keine Arbeit bekäme, wenn man sie mit dem vor einem halben Jahre üblichen Papiermarklohn bezahlen wollte. Tut nichts; die Erhöhung des Umlagepreises ist für die Arbeiterschaft „untragbar".

Die sozialistischen Arbeiter verlangen selbstverständlich freie Lohnbildung, jene freie Lohnbildung, die die organisierte Macht der Gewerkschaften bei den gegebenen Verhältnissen des Arbeitsmarkts erzwingen kann. Sie wären sehr erstaunt, wenn jemand auf den Gedanken käme, „Zwangsbewirtschaftung" des Arbeitsmarkts und der Löhne zu fordern, um dadurch den Prozeß der Teuerung aufzuhalten. Als Produzenten nehmen sie das Überwälzungsrecht für sich ohne Einschränkung in Anspruch. Als Konsumenten bestreiten sie es den anderen. Als Konsumenten verlangen sie die „allgemeine" Rückkehr zur zwangswirtschaftlichen Bindung der Warenerzeuger und des Warenhandels. Das eingestandene Ziel dieser Bindung soll das Festhalten der Preise sein, also die Verhinderung der Überwälzung. Man hat die Gewerkschaften darauf aufmerksam gemacht, daß solche Politik natürlich wieder genau die gleichen Wirkungen zeitigen müßte wie in der Kriegszeit (in der die Geldentwertung sehr viel langsamer vor sich ging als heute): Einschränkung der Produktion und illegale Güterversorgung durch Schleichhandel und Schmuggel. Man hat ihnen — mit Recht — auseinandergesetzt, daß die moralischen Voraussetzungen für die Zwangswirtschaft gegenwärtig noch viel ungünstiger seien als während des Krieges; damals half, wenigstens in den ersten Jahren, noch ein gewisses Maß patriotischer Opferwilligkeit, von der heute bei keiner Gruppe und Klasse auch nur die leiseste Spur zu entdecken ist. Die Gewerkschaftsführer haben auf diesen Einwand die klassische Antwort erteilt, in der Arbeiterschaft sei man durchaus „auf die Zwangswirtschaft eingestellt". Es ist nicht schwer, sich auf eine Zwangswirtschaft einzustellen, die andere binden soll und von der man selbst Nutzen zu ziehen hofft.

Die gewerkschaftliche und sozialistische Agitation für die Zwangswirtschaft wird natürlich auch in den Gemeinden, in denen die parlamentarische Macht der sozialistischen Parteien ja zum Teil noch größer ist als im Reiche und in den Ländern, sehr eifrig betrieben. Hier propagiert man nach wie vor und allen entmutigenden Erfahrungen mit den städtischen Verkehrsbetrieben zum Trotz die Kommunalisierung, insbesondere die Kommunalisierung des Lebensmittelhandels. Sie wäre, wie ja auch etliche besonnene Sozialdemokraten zugestanden haben, das zuverlässigste Mittel, die Teuerung noch weiter zu verschärfen und nebenbei die Qualität und die Bequemlichkeit der Versorgung aufs schwerste zu beeinträchtigen.

Für den Einzelhandel möchten die gewerkschaftlichen „Konsumentenpolitiker" die Zwangswirtschaft überdies in der schroffsten und gefährlichsten Form durch die besondere Art der Wucherbekämpfung einführen, die sie fordern. Die Kalkulation des Handels ist angesichts des rapiden Tempos der Geldentwertung schwierig geworden und sie bietet — das wird niemand leugnen — in manchen Fällen Versuchung und Gelegenheit zu wirklichem Wucher. Die „Mischung" sehr kleiner Posten ausländischen Zuckers mit großen Vorräten von Inlandszucker und der Verkauf des Gesamtbestands zu Preisen, die nur wenig unter denen des importierten Erzeugnisses liegen, ist das bekannteste und charakteristischste Beispiel. Hier bleibt dem Händler, da Inlandszucker weiter zu verhältnismäßig niedrigen Preisen bezogen werden kann, über die Wiedereindeckungskosten hinaus ein unberechtigter und zweifellos wucherischer Extraprofit. Im allgemeinen aber fällt es dem Handel bei sehr schnellem Teuerungsfortschritt schwer, auch durch scheinbar sehr großzügige Profitkalkulation die Wiedereindeckungskosten voll hereinzubringen, das heißt, das reale Betriebskapital ungeschmälert zu erhalten. Da sich aber der Einzelhandel nicht, wie Großindustrie und Großhandel, wenigstens einen Teil seiner Betriebsmittel durch Wechselkredit beschaffen kann, muß er versuchen, sein eigenes Betriebskapital möglichst ungeschmälert zu erhalten. Mißlingt ihm dies, so geht ja der Umfang seines Umsatzes notwendig fortgesetzt zurück. Weil die Sicherung der Wiedereindeckungskosten für den Einzel-

handel eine unbedingte privatwirtschaftliche Notwendigkeit ist, treten auch die sozialdemokratischen Konsumgenossenschaften für die Preiskalkulation auf dieser Grundlage ein und führen sie nach Möglichkeit in der Praxis durch. Die Gewerkschaften aber, als Vertreter der proletarischen Konsumenteninteressen, verlangen eine Preisbildung im Einzelhandel, die sich unmittelbar an die Gestehungskosten der Ware knüpft, bei zunehmender Geldentwertung das Betriebskapital des Handels also sehr rasch auffsaugt. Die Praxis der Preisprüfungsstellen schwankt noch zwischen der stillschweigenden Anerkennung der Wiedereindeckungskosten und der Forderung einer auf den Gestehungskosten mit „angemessenen" Zuschlägen aufgebauten Kalkulation. Es wäre schlimm, wenn sie sich durch den gewerkschaftlichen Einfluß dazu bestimmen ließen, das Kapitalerhaltungsbedürfnis der Einzelhandelsbetriebe zu mißachten.

Die Not der Presse / Von Prof. Dr. Alfred Herrmann-Oldenburg

Die deutschen Zeitungsleser horchen auf! Seit einiger Zeit spricht die deutsche Presse auch in eigener Angelegenheit zu ihnen.

In viel höherem Maße als in anderen Ländern ist man in Deutschland daran gewöhnt, daß die Presse nicht nur über die politischen Vorgänge unterrichtet, das Unterhaltungsbedürfnis auf allen Wissensgebieten möglichst befriedigt und sich in Summa als das wohl unbestritten stärkste Bildungsmittel erweist, sondern daß sie sich daneben auch zur Wortführerin für die mannigfachen sozialen und wirtschaftlichen Schmerzen der Allgemeinheit oder einzelner Berufsgruppen macht. In letzter Zeit hat das Sterben der deutschen Presse einen Umfang angenommen und ist bereits so weit in die Kreise der mittleren und großen Presse hineingegangen, daß damit ein öffentliches Interesse von allerhöchster Bedeutung vorliegt. So unangenehm es uns also auch sein mag, in eigener Angelegenheit zu sprechen, und so wenig das Publikum daran gewöhnt ist, es wäre unverantwortlich, wenn nun nicht endlich alle verantwortungsbewußten Volkskreise sich mit dem höchsten Ernst mit der Not der Presse beschäftigen und sich darüber klar würden, was eine unabhängige und leistungsfähige Presse für Deutschlands Gegenwart und Zukunftsaufgaben bedeutet.

Täglich ist jetzt zu lesen, daß Zeitungen, die zum Teil viele Jahrzehnte eine geachtete Stellung eingenommen haben, ihr Erscheinen einstellen mußten, täglich hören wir von weiteren Zeitungen, die ihren Umfang und ihre Erscheinungsweise erheblich einschränken müssen, sehr häufig von Zeitungen, die sich nur dadurch halten können, daß sie sich an eine Interessentengruppe oder einzelne Kapitalisten ausliefern. Auf allen diesen Gebieten wird infolge der von uns öfter berührten wahnwitzigen Steigerung aller Herstellungskosten, namentlich aber des Papierpreises, die Zahl der weiteren Opfer in den nächsten Wochen Legion sein, wenn der deutschen Presse nicht schleunigst gründliche Hilfe wird.

Man mag zur „Täglichen Rundschau" politisch und weltanschauungsmäßig stehen, wie man will, daß ein Blatt von der Bedeutung und vor allem von der ideellen Einstellung dieser Zeitung als selbständiges Unternehmen eingehen muß und den „Ausweg" wählt, als Kopfblatt der Unternehmung des Herrn Stinnes weiter zu erscheinen und damit seine Unabhängigkeit und seine bisherige Überzeugung preiszugeben, das hat hoffentlich weiteste Kreise hellsichtig gemacht und darauf hingelenkt, über die Folgen dieses großen Pressesterbens ebenso wie über die etwaigen Mittel zur Abhilfe nachzudenken.

Sehen wir davon ab, daß es verhängnisvoll ist, wenn uns in den Zeitungen angesichts der heutigen Bücherpreise das immer noch billigste Bildungs- und Erziehungsmittel genommen wird, so wäre unter den Folgen der gegenwärtigen Not der Presse an die Spitze die große Gefahr zu stellen, daß die deutschen Zeitungen jene von wirtschaftlichen Faktoren unabhängige Selbständigkeit verlieren, die sie trotz allem bisher im großen doch immer noch gehabt haben. Zum mindesten dann, wenn wir die deutschen Zustände mit denen des Auslandes vergleichen. Die moralische Bedeutung dieser Selbständigkeit braucht kaum näher begründet zu werden;

eine Korruption wie in anderen Ländern hat es gottlob bisher in der deutschen Presse nur in seltenen Ausnahmen gegeben. Weniger ist man sich vielleicht darüber einig, wie einschneidend die politischen Folgen der Tatsache sein müssen, daß ein Blatt nach dem anderen aus der Arena des selbständigen, unbeeinflußten politischen Meinungskampfes verschwindet. Es gibt in unserem unpolitischen Volke gewiß nur allzu viele, die gerade die starke politische Einstellung unserer Zeitungen nicht voll würdigen, ja, die sie sogar verurteilen, und auch wir sind weit davon entfernt, schlechthin ein Ideal darin zu erblicken, daß wir noch sehr viel mehr politische Richtungen innerhalb des deutschen Pressewaldes haben als in unserem arg zersplitterten Parteileben. Aber daß der Parlamentarismus, daß der demokratische Volksstaat, den wir für eine notwendige Entwicklungsstufe unseres staatlichen Lebens ansehen, ohne eine politische Presse nicht gedeihen kann und an der Wurzel getroffen wird, wenn ihm die unabhängige publizistische Vertretung durch Interessentengruppen genommen wird, das versteht sich von selbst. Die politische Urteilsbildung und eine die Regierungsmaßnahmen und die Arbeit der Parteien in den Parlamenten begleitende Kritik durch die Presse ist unerläßlich.

Wenn auch die Erkenntnis von der Bedeutung einer politisch selbständigen und unabhängigen deutschen Presse in den maßgebenden Kreisen von Regierung und Parlament heute wohl vorhanden ist, ist es doch, wie zugegeben werden muß, außerordentlich schwer, die wirtschaftliche Not der Presse durch gesetzgeberische Maßnahmen hinreichend zu bannen. Die bisherige Reichshilfe, die sogenannte Rückvergütung auf Grund des Gesetzes vom 21. Juli 1922, ist als gänzlich unzureichend allgemein anerkannt. Es wird noch einige Zeit dauern, ehe die technischen Vorbereitungen so weit gediehen sind, daß den deutschen Zeitungen eine am heutigen Stande der Mark und den heutigen Papierpreisen gemessen geradezu lächerliche Vergütung auf den Papierpreis zurückgezahlt wird. Öffentliche Gelder für die deutsche Presse auf dem Wege direkter Zuschüsse aufzuwenden, ist gerade wegen der politischen Unabhängigkeit und Vielgestaltigkeit der Presse unmöglich, wenn auch nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist, daß die Regierungen des Volksstaates sich, wie einst die Regierungen im alten Deutschland, durch direkte Subventionen wenigstens einzelne Organe schaffen könnten, die ihre Politik vertreten.

Immerhin gibt es aber einige Hilfsmittel, die der Presse nicht unerhebliche Erleichterungen schaffen würden und die bei richtiger Erkenntnis der drohenden Gefahr und bei gutem Willen angewendet werden könnten. Daß diese Hilfsmittel angewendet werden, muß die ganze deutsche Presse heute geschlossen im öffentlichen, nicht im eigenen Interesse fordern.

Diese Forderungen gehen vor allem dahin: Beseitigung der Sondersteuer, wie sie die Presse in der Inseratenumsatzsteuer trägt, mit rückwirkender Kraft; Ermäßigung der postalischen Tarife für die Presse; Kreditgewährung an die Presse durch Zahlungsstundungen, vor allem auch auf steuerlichem Gebiete, und endlich und vor allem gründliche Senkung des Papierpreises durch gesetzgeberische Maßnahmen. Es ist unerträglich, daß angesichts des starken deutschen Waldbestandes, der zum großen Teil in fiskalischen Händen ist, die Papierproduzenten die irrsinnigen Preise von heute damit rechtfertigen zu können glauben, daß sie ihren Holzschliff zum größten Teile mit Auslandsdevisen an das Ausland bezahlen müssen.

Gewiß ist die wirtschaftliche Tragweite und die technische Schwierigkeit eines solchen Gesetzes zur Senkung der Papierpreise nicht zu unterschätzen; aber wo ein Wille ist, ist ein Weg. Und wenn Regierung und Volksvertretung ihn nicht finden, dann wird und muß die Presse durch radikale Stillegung zur Selbsthilfe greifen. Wenn die deutsche Öffentlichkeit, wenn Wirtschaft und Politik, die Interessen der Regierenden, des einzelnen und der Gesamtheit einmal auch nur 14 Tage lang ihres millionenfachen Sprachrohres beraubt wären, würden innen- und außenpolitische Folgen entstehen, die gar nicht abzusehen sind, würde die deutsche Presse auch einmal zu ihren eigenen Gunsten und in ihrem eigenen Interesse den Beweis liefern, daß sie trotz allem noch eine Großmacht ist.

Mehrarbeit / Von Hermann Pachnicke

Die französische Gefahr schwebt wie eine Wetterwolke über Deutschland. Wann, wo die Blitze niederzucken werden, wir wissen es nicht. Erschweren können wir die Durchführung der Gewaltpläne, hindern können wir sie nicht. Will Poincaré auf Pfänder nicht verzichten, will er eine neue Zollgrenze ziehen, das Ruhrgebiet abtrennen und so eine der deutschen Lebensadern unterbinden, so fehlen uns die Mittel der Abwehr. Die Rheingrenze ist nun einmal das Ziel der gegenwärtig leitenden Männer Frankreichs. Ihr Machthunger treibt sie vielleicht noch weiter und stürzt Europa in eine Jahre dauernde Unruhe und Verwirrung. Suchen sie Vorwände, so werden sie sie immer finden; denn was Deutschland durch den Versailler Vertrag zugemutet worden ist, kann es niemals leisten.

Ebensowenig ist England durch uns wesentlich zu beeinflussen. Seine Politik ist allein von seinen Interessen bestimmt. Augenblicklich laufen die englischen Interessen den französischen zuwider, die Gegensätze prallen aufeinander und ein Bruch des Bündnisses, ja sogar Verwicklungen noch ernsterer Art treten in Sicht. Von England, Frankreich und Amerika werden um die Wette Tauchboote und Flugzeuge gebaut, von denen niemand bekennen will, gegen wen sie sich richten. Wir selber dürfen nicht rüsten, wir bleiben machtlos und deshalb einflußlos.

Nur in einer einzigen Hinsicht können wir das Schicksal meistern, nämlich durch Mehrarbeit. Hier zeigen sich Möglichkeiten, die leider noch nicht gehörig ausgenützt worden sind. Die deutsche Gütererzeugung ist nach ungefährer Schätzung um etwa 40 v. H. zurückgegangen. Allein die Kohlenhandelsbilanz Deutschlands hat sich um rund 73 Millionen Tonnen verschlechtert. Im Jahre 1913 ergab sich ein Ausfuhrabschluß von 34 Millionen Tonnen, für die Gegenwart ergibt sich eine durch Einfuhr zu deckende Fehlmenge von 38,5 Millionen Tonnen. Die arbeitstägliche Förderung für Januar 1913 im Ruhrbecken betrug 389 493 Tonnen, im Januar 1922 nur noch 322 900 Tonnen, und sie sank im Juni 1922 auf 298 036 Tonnen.

Das sind Beispiele für die Minderleistung in der Privatwirtschaft, denen sich aber auch solche in der Staatswirtschaft anreihen. Innerhalb der Eisenbahn- und Postverwaltung hat eine starke Vermehrung der Arbeitskräfte ohne eine entsprechende Vermehrung der Arbeitsleistung stattgefunden. In den einzelnen Amtszimmern ist das Maß der Kraftanstrengung ein sehr verschiedenes, in den staatlichen nicht minder wie in den städtischen. Die Ursache davon liegt in der physischen Ermattung und in der Lockerung der sittlichen Bindungen, wie sie nach einem langen Kriege einzutreten pflegen. Dazu trat der Achtstundentag, der wie ein starrer Grundsatz auf die tausendfältige Gestaltung des Lebens angewendet wurde.

Am 15. November 1918 infolge der Staatsumwälzung eingeführt, steht er heute überall in Kraft, ja wird nach einer Zusammenstellung, die der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund vor kurzem gab, sogar noch vielfach unterschritten. Das beste, was die Praktiker der Verkürzung der Arbeitszeit nachsagen, ist, daß in der Stunde die frühere Durchschnittsarbeitsleistung wieder erreicht wird. Aber es sind eben weniger Stunden täglich, die der Produktion gewidmet werden, während unsere Lage die Anspannung aller Kräfte bis zur höchsten Leistungsfähigkeit erfordert.

Wie wenig die Arbeiterschaft gesonnen ist, über die jetzt gezogenen Grenzen hinauszugehen, beweist die Tatsache, daß um ein Plus von zwei Arbeitsstunden wöchentlich bereits ein langer Streik entstanden ist. In den Bergwerken weigerten sich bisher die Arbeiter, Überschichten einzuführen. Erst ganz zuletzt hat sich die Vertrauensmännerkonferenz des Bergarbeiterverbandes für das Ruhrrevier bereit erklärt, in Verhandlungen einzutreten, ob eine Überarbeit möglich ist. Diese Verhandlungen haben einen Erfolg gehabt, allerdings gegen Gewährung sehr hoher Mehrlöhne. Ein Gesetz über die Arbeitszeit in Steinkohlenbergwerken, das kurz vor dem Auseinandergehen des Reichstags zustande kam, sollte ausdrücklich die Vereinbarung von Überstunden durch allgemein verbindlichen Tarifvertrag erleichtern.

Das Ausland hat vielfach den Weg der schematischen Regelung verlassen. So führten die Niederlande eine Ausnahmemöglichkeit für einzelne Betriebe nach Bestimmung des Ministers während zweier Jahre für eine Stunde täglich und fünf

Stunden wöchentlich ein, nach neuer Vorlage für vier Jahre und 1½ Stunden täglich sowie für sieben Stunden wöchentlich. In Frankreich treten die gesetzlichen Bestimmungen, betreffend den Achtstundentag, erst dann in Kraft, wenn für das einzelne Gewerbe eine Verwaltungsvorschrift erlassen ist. In mehreren Gewerben ist bei einer zehnstündigen täglichen Arbeitszeit die Nachholung der infolge stiller Zeit versäumten Arbeitsstunden bis zu 100 Stunden im Jahr zugelassen. In der Schweiz kann der Bundesrat bei zwingenden Gründen 52 Stunden, nach einem neuen Entwurf 54 Stunden in der Woche zulassen. Ähnlich haben andere Staaten das Prinzip des Achtstundentages den Bedürfnissen der Praxis angepaßt.

Was außerhalb der deutschen Grenze möglich ist, muß auch innerhalb derselben möglich sein. Eine Wirtschaftskrisis rückt drohend in die Nähe. Die Einfuhr englischer Kohle verstärkt die Passivität der Handels- und Zahlungsbilanz und drückt damit den Wert der Mark immer tiefer herab. Sollten sich da nicht die Arbeiterverbände der Notwendigkeit bewußt werden, überall da, wo nicht Gesundheits- und Sittlichkeitsbedenken entgegenstehen, ihre Mitglieder zu Mehrleistungen anzuspornen, statt sie davon zurückzuhalten? Mit dem Recht der Selbstregierung sind Pflichten verbunden, die erfüllt werden müssen, wenn wir nicht den völligen Zusammenbruch erleben wollen. Die Stunde der höchsten Gefahr fordert den Einsatz der höchsten Kraft.

Der moderne Hamlet / Von Gustav Erényi

Eine neu-italienische Dichtergruppe hat eine ihren Stilgesetzen entsprechende Hamlet-Variation ersonnen. Der Film nahm sich in gewohnter Weise des klassischen Stoffes an. Nach allerhand seltsamen Hamlet-Deutungen, die den Helden bald als Liebhaber seiner eigenen Mutter, bald wieder als Neurastheniker oder einen mit Zwangsideen Behafteten darstellten, soll hier ein „Hamlet" des 20. Jahrhunderts konstruiert werden, der das Absurde neuester „Psychologisierungsversuche" im Zerrbilde erscheinen läßt.

Hamlets Vater war Chef eines Privatbankhauses, ein seelenguter Mensch, aber ohne jenen selbstbewußten Schwung, den die Leitung eines großen Unternehmens erfordert hätte. So ließ er sich denn einerseits durch einen Kreis der Unterstellten bestimmen, aus dem sich ein gewisser Polonius besonders hervorhob, alsbald zum Prokuristen der Firma und zum Intimus der Familie ward. Andererseits stand er unter dem rüstigen Kommando seiner Frau, einer noch stattlichen, obschon etwas verblühten Schönheit, die sich gern mit einem prunkvollen Hofstaat der Verehrer und Neiderinnen umgab.

Die einzige Frucht dieser glücklich erscheinenden Ehe war Hamlet, ein verwöhntes Sorgenkind von schwächlicher Gesundheit und gar sonderbar veranlagt: weltfremd, linkisch, träumerisch und willensschwach bis zum Extrem, so daß man Bedenken hegte, wie er einst das väterliche Geschäft werde weiterführen können. Man beging den großen Fehler, ihn trotz seiner schwachen Nerven studieren zu lassen. Wohl besaß er einen Geist von seltener, bisweilen genialer Durchdringlichkeit, aber von wesenloser und ausschweifender Art. Die Anforderungen, die das Studium an sein Gedächtnis stellte, das mangelhaft Verdaute und maßlos Individualisierte des gelehrten Stoffes nährten nur das Krankhafte seiner Veranlagung.

Auch jene Enttäuschungen, die die geistige Entwicklung Hamlets dem Ehrgeiz der Eltern bereitet hatte, wußte sich Polonius geschickt zunutze zu machen. Sein Plan war, durch schwiegerväterliche Bande einen bestimmenden Einfluß auf das wankende Gemüt des jungen Mannes und dann später Anwärterrechte auf die Kasse des Geschäfts zu gewinnen. Daher inszenierte er frühzeitig einen vertraulichen Verkehr zwischen dem jungen Hamlet und seiner Tochter Ophelia, der nach gesunder Voraussicht aller solide Denkenden schließlich zu einem Lebensbunde gedeihen mußte. Seinen Sohn, Laertes, aber, der dem Vater an gewiegtem Geschäftssinn nicht nachzugeraten schien, schickte Polonius — mit allerhand nützlichen Winken versehen — auf Reisen, damit er sich jenen Grad weltmännischer Bildung aneigne, der für die spätere Leitung eines großen Betriebes erforderlich war.

Unaufmerksam und ganz in sich gekehrt, wie er stets durch die Welt wandelte, ahnte Hamlet nichts

von dem Netz der Ränke und Machenschaften, das um seine Person gesponnen wurde. Ophelia sah er an als einen Gegenstand, den ihm ein gütiges Schicksal zum Andichten und Begehren in den Weg geführt hatte. Allerdings war bei ihm der erotische Ansatz stärker als der poetische. Bis zum Schaffensdrang erhärtete sich das lüsterne Träumen seines undisziplinierten Inneren nicht. Er umwarb seine Ophelia mit jenem unkeuschen Verlangen, das in den langen Stunden des Müßigganges üppig losgewuchert war. Ophelia ließ ihn mit unwissender Duldsamkeit weit über die Grenzen des konventionell Erlaubten hinaus gewähren. Sie war eine passive Natur, die sich blind dem Willen des Vaters fügte. Eine von jenen blassen, unsinnlichen Schönheiten, die ihr Herz nie zu eröffnen pflegen, ließ sich Ophelia durch die stürmischen Gelüste Hamlets weder erwecken noch beflecken. Sie gewöhnte sich allmählich an ihn, wie man sich an alles Unvermeidliche gewöhnt, empfand vielleicht auch eine Art anspruchsloser Zuneigung, hätte jedoch Hamlet gern ruhiger, ausgeglichener und lebensfähiger gesehen.

Außer diesem für sein Nervensystem höchst unzuträglichen Liebesverkehr, pflog Hamlet von früher Kindheit her engfreundschaftliche Beziehungen zu einem gewissen Horatio. Es war das jene aus der Romanliteratur sattsam bekannte sentimentale Freundschaft auf Tod und Leben, in die sich Träumernaturen in den Entwicklungsjahren so oft verstricken. Solche Freundschaften basieren in der Regel auf Gegensätzlichkeit der Charaktere. Auch Horatio war Hamlets Widerpart, ein durch und durch praktischer Durchschnittskopf, der sich dem Studium der Medizin ergab, aber dem Gefährten seiner Kinderjahre auch später treu blieb, wohl nicht ohne berufliches Interesse, das sein Forscherssinn diesem „pathologischen Falle" abgewann.

Da traf es sich, daß Hamlets Vater eines plötzlichen Todes starb. Ohne viel Aufhebens, wie er lebte, ging er auch, durch einen Gehirnschlag getroffen, ins Jenseits über. Frau Gertrud schien eine Weile untröstlich über den Verlust des „besten Mannes", tröstete sich aber dann um so gründlicher. Die lieben Freundinnen witterten „etwas Faules im Staate Dänemark", und ihr Spürsinn — wie jener aufmerksamer „Freundinnen" im allgemeinen — täuschte nicht. Frau Gertrud ging alsbald mit einem alten Haus- und Geschäftsfreunde, Claudius genannt, eine zweite Ehe ein. Sie sicherte sich dadurch die Kontinuität der gewohnten Lebensweise. Claudius übernahm die Leitung der Firma und sorgte ebenso ergiebig wie sein Vorgänger für die Erfüllung aller kleinen und großen Wünsche seiner Frau.

Diese Ereignisse, so alltäglich sie dem Normalbetrachter erschienen, übten auf Hamlets Seele einen zerstörenden Einfluß aus. Um seinen Träumen ungestört nachhängen zu können, war er gewöhnt, die Außenwelt unter bestimmten Voraussetzungen zu schauen, sich seine eigene kleine Gefühlswelt ungetrübter Harmonie zurechtzulegen, die bisher — er näherte sich seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre — unbehelligt fortbestehen durfte. Die Vorstellung von der Idealehe der Eltern gehörte ebenso zu diesem idyllischen Gesamtbilde, wie jene von einer unverrückbaren „Ophelia in der Reserve". Des Vaters Schwäche, der Mutter Leichtlebigkeit, die ungleiche Energieverteilung zwischen den beiden bemerkte und empfand er nicht. Wohl fühlte er sich instinktiv mehr dem Vater hingezogen, dessen Weiche seinem Charakter näher verwandt war, aber er bedurfte auch noch in Jahren werdender Reife der mütterlichen Fürsorge und schaute ehrfürchtig zu Mutter Gertrudens weltgewandter und weltaufmischender Glanzerscheinung hinauf.

So brachte ihm schon der Tod des Vaters etwas Unsagbares, das er in sein für alle Ewigkeit abgeschlossenes Milieuregister nicht einzureihen wußte. Nun stürmt auf den noch nicht Gefaßten das Eheprojekt der Mutter — von dem freilich er zuallerletzt etwas merkte — wie ein alles aufwühlendes Verhängnis ein. Das dürftige Gebäude, das sich über seine kleine Phantasiewelt schützend erhob, stürzt zusammen, und ohne Halt strömt das bisher in die Tiefen des Unterbewußtseins Gebannte an Irrem und Wirrem nach außen. Krankhafte Verschlossenheit, schlaflos durchstarrte Nächte, verweigerte Nahrungsaufnahme sind die ersten Wahrzeichen des erschütterten Geistes. In diese zerrüttete Innenwelt ist nur Horatio ein sachlicher Einblick gewährt. Seine Beobachtungen — er ist beginnender Nervenarzt — zeichnet er mit fachmännischem Eifer auf. Alles, was in Hamlets getrübtem Inneren an Zünd- und Giftstoff angehäuft war, schien gegen die Person des neuen Stiefvaters gerichtet. Seine

Erinnerungen an die grausige Stiefmutterromantik der Kindermärchen, allen Schmerz über zerstörte Illusionen konzentrierte er in der Vorstellung von diesem Wesen.

Von einer Hypochondrie dieser Stärke ist bis zu Wahnvorstellungen nur noch ein kleiner Schritt. Wahnwitziger Haß will wahnwitzig begründet werden. Tägliches Zeitungsmaterial, Effekte aus der Dramenliteratur, vom Freunde vernommene klinische Fälle halten als Vorlage her. Vorerst taucht es auf als quälender Verdacht, doch bald wird es zur unheilvollen Annahme: der Vater war keines natürlichen Todes gestorben! Ob nun geheime Liebesgelüste oder gemeine Gewinnsucht den Hebel angesetzt hatten, Claudius mußte seine Hände mit im Spiele haben! In seinem Blick las Hamlet den Ausdruck des bösen Gewissens, seine Handlungen schienen ihm Begangenes verbergen zu wollen. Ihn beschlich in unruhigen Träumen der Geist des Vaters — bestärkend, wehklagend und Rache fordernd. Wohl sah Dr. Horatio deutlich das Fortschreiten einer typischen Krankheitserscheinung; er versucht zu beschwichtigen, abzulenken, hütet sich jedoch energisch einzugreifen, da nachdrücklicher Widerspruch Gemütskranke in ihren fixen Ideen erfahrungsgemäß nur zu versteifen pflegt.

Der schwache, unschlüssige Träumer, der sich vordem nie zu einer Tat von Belang aufzuraffen vermochte, sah sich — nun durch die Gewalt der pathologischen Einbildung getrieben — vor einen zwingenden Entschluß von ungeheurer Tragweite gestellt. Es galt zu entlarven, Rache zu nehmen, die aus den Fugen getretene Welt seines kleinen Horizontes wieder einzurenken. Doch schauerte ihn vor diesem Riesenunternehmen der Phantasie, dem die Kräfte nicht gewachsen waren. Die Erkenntnis der trostlosen Wirklichkeit schimmerte durch den düsteren Wahn und gestaltete ihn nur noch verhängnisvoller. Und was Geisteskranke sich häufig unterfangen, um ihren Wahn vor sich selbst zu rechtfertigen; im fieberhaften Drange seines Irrsinns legte sich Hamlet einen überschlauen Kriegsplan zurecht. Er beschloß, den Irrsinn zu markieren, um auf diese Weise den Schuldigen auf den Leim zu locken. Doch just durch dieses tolle Manöver hob er den Schleier von seinem eigenen Innern. Der fingierte Wahn enthüllte den echten, — seine Verstellungskünste legten alle Entartungssymptome bloß.

Die Methode war viel zu durchsichtig, um nicht in allen Punkten durchschaut zu werden. Bisher mied Hamlet jede Berührung mit dem verhaßten Stiefvater. Nun ermannte er sich zur arg erzwungenen Liebenswürdigkeit und stellte verfängliche Fragen, deren geheimen Sinn auch der Begriffsstutzigste erraten muß. Er will aus einer kindischen Falle in die andere locken. Das einemal regt er die Eltern zum Besuch einer Kinovorstellung an, deren Gegenstand seinen Zwecken behilflich schien. Im Rahmen eines sensationellen Vorstadt-Dramas sollte der „Sündenfall" seiner Einbildung symbolisch zum Ausdruck kommen. Natürlich merkt man unter dem Kreuzfeuer von Hamlets irre forschenden Blicken alsbald die tolle Absicht und verläßt vorzeitig und verärgert das Lokal, das anderemal wieder verfolgt er die Mutter bis ins Schlafgemach, martert sie mit Anzüglichkeiten, will sie zur Reue bekehren, sie von den intimen Beziehungen zu jenem „Scheusal" — wie er Claudius nennt — erlösen und bringt die Bedauernswerte, die ihn gerettet sehen möchte, während er selbst Rettungsversuche des Wahnsinns anstellt, zur äußersten Verzweiflung.

Der spärliche Rest von Hamlets Geist ging durch den traurigen Abschluß der Beziehungen zu Ophelia in Brüche. Vater Polonius erfaßte rechtzeitig, daß sich die Konjunktur geändert habe. Einerseits schien die Aera Claudius — die neue Günstlinge emporhob — seinem ehrgeizigen Geschäftsplan nicht gewogen, andererseits artete auch der Fall Hamlets so bedenklich aus, daß er im Zusammenhang mit Ophelia nicht weiter erörtert werden konnte. So winkte er denn mit derselben Zielstrebigkeit ab, mit der er früher Ophelia für das Projekt Hamlets zu gewinnen wußte. Als es Hamlet zu dämmern begann, daß er der Ausgespielte sei, witterte er auch hier das Werk des teuflischen Stiefvaters. Doch war es ihm trotz immer kühleren Empfanges und mehrmaliger Absage nicht ohne weiteres möglich, den Schauplatz seiner Sinnesfreuden zu räumen. Ophelia war ihm im Laufe der Jahre ein unentbehrliches Lebenselixier geworden, an dem er mit der letzten Anspannung bewußter Kraft festhielt. Polonius, der in Verfolgung seines Programmes gegebenenfalls brutal werden konnte, setzte ihn schließlich in unzweideutiger Weise vor die Türe. Im Bedrängnis dieser Abfertigung ballten sich die pathologischen Ansätze in Hamlets Seele zum sturmreifen

Wahn; der erste, richtige Tobsuchtsanfall durchschüttelte ihn. Polonius schwebte in Todesgefahr, und Hamlet ließ sich im störrigen Glauben fortbringen, den Alten in heldenhaftem Ringen um seine Ehre umgebracht zu haben.

Von dieser Stunde ist man über die ferneren Maßnahmen einig. Man verschiebt Hamlets Internierung nur noch um wenige Tage, um mit List zu vollbringen, wozu es in der ersten Aufregung der Gewalt bedurft hätte. Inzwischen besorgt Horatio das verantwortliche Amt der Ueberwachung. Leider bringen diese Tage trauriger Vorbereitungen noch einen aufregenden Zwischenfall: Ophelias Tod. Man spricht von einer zu großen Dosis Veronals, die sie gegen dauernde Schlaflosigkeit genommen hätte. War das Gemüt dieser scheinbar so Ruhigen vielleicht durch den steten Umgang mit Hamlet infiziert? Oder war sie der berechnenden Vormundschaft des Vaters zum Sterben überdrüssig? Man trachtete den Fall vor Hamlet geheim zu halten; irgendwie bekommt er Wind davon. Seinem bettelnd geäußerten Wunsche, der Geliebten ein letztes Lebewohl zu sagen, kann sich Horatio nicht verschließen. Um jeglichen Zwischenfall zu vermeiden, erscheint er mit dem Freunde noch vor Beginn der Zeremonie im Friedhof. Mit dem letzten Aufwand innerer Sammlung — ein wehmütiges Intermezzo vor dem nahen Untergang — schluchzt Hamlet an der offenen Grabstätte. Die vorschaufelnden Totengräber betrachten verwundert den seltsamen Gast.

Der Trauerzug naht heran; die Leidtragenden scharen sich im Halbkreise um die Gruft. Hamlet kommt Laertes gegenüber zu stehen, den ein Telegramm aus fremdem Lande an die Bahre der Schwester rief. Durch Reise und Leid reizbar gestimmt, mißt er nicht eben freundlich sein unheimliches Gegenüber, von dessen letztem Auftritt er unterrichtet war, und dessen Mitschuld am Tode der vielgeliebten Schwester ihm außer Zweifel steht. Als dann Hamlet näher vertritt und sich mit der Aufdringlichkeit Geisteskranker als der allein Getroffene gebärdet, wehrt Laertes entrüstet ab. Da sieht sich der Irre in jähem Aufwallen von lauter Feinden umgeben. Vom Wahne gepackt, stürzt er aufs Blinde los und kann nur mit Mühe und Not gebändigt werden.

Durch die Friedhofszene wird Geplantes zum eiligen Gebot der Stunde. Im tristen Einerlei der Anstalt wähnt sich nun Hamlet als das Opfer lange vorbereiteter Intrigen. Noch wirbeln in seinem schwindenden Bewußtsein Motive der Rache und der Heldenwehr im Stile Shakespeares. Doch über sie siegt das stumpfe Verhängnis fortschreitender Auflösung.

Der Tod der Weltstadt / Von Johannes Gaulke

Wenn alle Werte wackeln, wenn alles Errungene als nichtig, überflüssig, schädlich abgetan wird, wenn selbst der Untergang des Abendlandes mit schöner Geste prognostiziert wird — warum sollte man da vor dem „Brennpunkt" unserer, ach! so fadenscheinigen Zivilisation, vor der Weltstadt, haltmachen! Was ist sie denn anderes als ein großes Gefängnis, in dem die Menschen ein Dämmerleben führen, in dem keiner, mag er Schieber, mag er Geschobener sein, seines Daseins froh wird. Ein einziges Kasperletheater mit ungezählten, von unsichtbarer Hand geleiteten Marionetten, die nicht wissen, ob sie eine tragische oder eine komische Rolle agieren. Der eine spielt den Clown zur Erheiterung der lieben Mitmenschen, der andere predigt ihnen Moral, um sie, nachdem sie das Fegefeuer Weltstadt überstanden, für das Himmelreich zu gewinnen. Ungezählte Hände setzt der nimmer rastende Mechanismus in Bewegung zum Hervorbringen von Gegenständen, die eingebildeten Bedürfnissen dienen. Tausend Nichtigkeiten werden täglich, stündlich zu ebenso vielen Wichtigkeiten umgelogen und — was schlimmer ist — geglaubt.

Hat die Weltstadt eine Seele? Oder ist sie nur ein klappernder Mechanismus, der Leben vortäuscht? Diese Frage hat Paul Friedrich in seinem Epos „Der Tod der Weltstadt" aufgeworfen und beantwortet*). In vier Gesängen schildert er mit wuchtigen Strichen das Erwachen, das Leben, die Arbeit, den Tod der Weltstadt, und im fünften

*) Der Tod der Weltstadt. Ein soziales Epos von Paul Friedrich. Reform-Verlag Futuria G. m. b. H., Berlin.

Gesange die Stadt der Zukunft. Kein Winkel der Weltstadt bleibt unberührt. Das Stampfen der Maschinen, das Getriebe der Straße bei Tag und Nacht, das va banque-Spiel im Tempel des Mammon, das Hasten und Jagen nach Gewinn, das Wühlen und Bohren der geistigen Nagetiere, alles das vereinigt sich zu einem gewaltigen Rhythmus, aus dem Feinhörige Weltuntergangsstimmung herausfühlen. Eine Tragik, die, wie jede echte Tragik, niederdrückt und erhebt, abwechselnd lähmend und aufstachelnd wirkt. Die Großstadt hat die Menschen zu gemeinsamem Tun gesammelt und der Zivilisation einen mächtigen Impuls gegeben, sie hat aber auch jede echte Kultur in ihren Steinmauern versargt. Ein Organismus, ausgerüstet mit einem klug wägenden Verstand, ohne Herz. Wehe dem Menschen, der in seinen Bannkreis gerät! In der Großstadt wurde der Mensch erst das willenlose Objekt der Mittel, die er zur Erleichterung seiner Daseinslast ersann. Die Maschine, dieser an sich bewunderungswürdige Mechanismus machte aus dem freischaffenden, mit Überlegung handelnden Menschen einen Arbeitsautomaten. Wohin wir auch blicken, überall grinst uns ein Mechanismus, der wiederum ein Teilmechanismus des Mechanismus Weltstadt ist, entgegen und erinnert uns daran, daß wir in ein unerträgliches Abhängigkeitsverhältnis zu den Dingen, die wir zu unserer Befreiung riefen, geraten sind.

Nicht eine Idee, nicht ein gemeinsames Ziel hält die Menschen der Großstadt zusammen, sondern einzig die Maschinerie. Das Geschöpf hat den Schöpfer in Fessel geschlagen. Sie sind alle nur noch Erwerbsautomaten, ob sie auf der obersten oder untersten Stufe der sozialen Leiter sitzen. Der Erwerbssinn bringt alle anderen Regungen zum Schweigen. Alle Dinge und alle Erscheinungen des Lebens können in Geld umgewertet werden. Time is money! Auch die Zeit ist zu einem Wertäquivalent geworden. „Ich empfinde sie, die gefesselten Millionen", sagt John Gabriel Borkman, den Ibsen als den Repräsentanten des kapitalistischen Zeitalters geschildert hat. Eine brutale Herrschernatur mit einem Stich ins Phantastische und Groteske, dabei aber ohne einen rechten Schwung der Seele. Er möchte alle Reichtümer der Erde zusammenscharren, lediglich aus Freude am Besitz, nicht etwa aus einem idealen Zweckgedanken heraus, um sie vielleicht für große Menschheitsaufgaben zu verwenden. Er treibt lediglich einen sinnlosen Millionenkultus, der alle besseren Regungen unterdrückt, ihm gilt selbst das subjektive Wohlbefinden nichts, er verachtet die Menschen, die ein behagliches Dasein erstreben; sein Leben erhält erst Inhalt durch die stete Aufregung, die der Gelderwerb verschafft. Ein fortwährendes va banque-Spiel, ein Fallen und Steigen, Verlieren und Gewinnen, das sind die Momente, die ihm das Leben begehrenswert machen.

John Gabriel Borkman, ein Mann von Ehrgeiz, der phantastischen Zielen zustrebt, ist immerhin ein vereinzelter Typ, die Masse, die um das goldene Kalb tanzt, kennt seine Ambitionen nicht. Ihr ist der Gelderwerb immer nur Mittel zum Zweck. Erwerben und vergeuden ist in diesen Tagen das Leitmotiv der Gesellschaft geworden. Genießet den Augenblick, denn morgen ist es vielleicht schon mit uns aus! Mit hoher Meisterschaft hat Paul Friedrich die Schar der Genußsüchtigen geschildert, die heute auf ihren Opfern herumtrampeln, morgen selbst zertrampelt werden, denen jeder Genuß immer nur die Vorstufe zu einem raffinierteren bedeutet, bis sie erschlafft in den Sumpf der Weltstadt versinken.

Das Geld und immer wieder das Geld ist der Kristallisationspunkt der Gesellschaft. Ob man es besitzt oder nicht, der Effekt ist immer derselbe. Oskar Wilde, der ein feiner Psychologe war, hat einmal gesagt, daß derjenige den Wert des Geldes am höchsten schätzt, der am wenigsten davon besitzt. Die Tragik der Arbeiterklasse ist schon zum Teil in dieser Lebensauffassung enthalten, nicht ausschließlich in dem materiellen Elend, dem sie ausgesetzt ist. Die unerfüllten Wünsche, ein Dahinleben ohne Aussicht auf Änderung der Lage, die unausgesetzte Arbeit, die Körper und Geist aufreibt, und zum Schluß das Gespenst des Hungers und der Arbeitslosigkeit — das sind die Momente, aus denen sich die Tragik eines Arbeiterlebens zusammensetzt.

Sie fühlen alle, die sich in dem großen Ameisenhaufen Weltstadt zusammenrotten, in ihrem tiefsten Innern eine entsetzliche Öde. Mögen die Dinge nach außen stabil erscheinen, so sind sie bei näherer Betrachtung nichts weniger als das. Alle Großstädte sind an dem Gegensatz der Klassen und Stände,

an Haben und Nichthaben zugrunde gegangen. Kaum noch Trümmerhaufen zeugen von der einstigen Größe der Weltstädte Ninive, Babylon, Theben, Karthago. Und wie wird es uns ergehen? Weltuntergangsstimmung beschleicht uns, wenn wir um uns blicken. Die Großstadt, die die Menschen zu einer kompakten Masse zusammenpreßt, facht stets von neuem den Geist der Rebellion an. Die tausend Gegensätze, die nur kunstvoll überbrückt sind, lassen sich nicht ausgleichen. Paul Friedrich hat die letzte Konsequenz aus diesem Gedankengange gezogen und der Weltstadt den Tod prognostiziert. Es sind Bilder von grausiger Schönheit und höchster Anschaulichkeit, die er in diesem Kapitel entwirft. Wie ein gefesseltes Ungeheuer hat die Masse mit Aufgebot der letzten Kraft an den Ketten gerüttelt und sie zerbrochen, alles zu Boden stampfend, was ihr unter die Füße geriet. Ein Morden ohne Ende. Keine wohldisziplinierte Gewalt hält die entfesselte Bestie mehr zusammen. Die Weltstadt stirbt! Sie stirbt an sich selbst, weil etwas in ihrer Struktur verfehlt ist, weil sie auf schwankendem Grunde errichtet ist.

Was wird folgen? Der Dichter führt uns, nachdem er mit dem, was ist, was immer war, gründlich abgerechnet hat, in die Stadt der Zukunft, an einen Ort, wo es keinen Kampf um die Futterplätze gibt, wo der Mensch nicht mehr der Ausbeuter des Menschen ist und nur noch eine dunkle Rückerinnerung an die Weltstadt in der Bevölkerung zurückgeblieben ist. „Das sind die Trümmer einer großen Stadt, die dort Jahrhunderte gebrandet hat!“ Eine dichterische Vision. Ob sie jemals Wirklichkeit werden wird — wer weiß es! Bücher wie das vorliegende, das bereits vor Eintritt des europäischen Debakels geschrieben ist, sind charakteristisch für diese Weltenwende. Wir alle empfinden es, daß wir vor einem Abgrund stehen. Noch funktioniert der Mechanismus, scheinbar hemmungslos, die Werkzeuge, die unsere Zivilisation geschaffen haben, sind noch vorhanden, die Maschinen klappern weiter, auf den Eisenbahnen rollen ohne Unterlaß mit Gütern gefüllte Wagen in den Rachen der Weltstadt. Die Menschen gehen ihren Geschäften nach, sie produzieren, kaufen und verkaufen, beuten sich aus und lassen sich ausbeuten, schieben und werden geschoben, wie es nun einmal der Lauf der Welt ist. Äußerlich ist alles in bester Ordnung. Schon strahlt die Weltstadt wieder im Lichterglanz. Aber es ist nur Blendwerk. Eine glänzende Außenseite verbirgt unaussprechliches Elend, aus den Tiefen dröhnen die Klagetöne der Entrechteten und Geknechteten stärker denn je. Gibt es eine Rettung aus diesem Chaos? — Los von der Weltstadt! Zurück zur Natur! Das sind die Forderungen, die sich dem denkenden Betrachter der Dinge stets von neuem aufdrängen. Die Weltstadt ist innerlich ausgehöhlt, eine Ruine, aus der kein neues Leben erblühen kann. Hier liegt unsere Vergangenheit begraben. Rütteln wir nicht daran. Unsere Zukunft liegt draußen auf dem Lande. Der Dichter hat uns den Weg ins Freie, zu unserer Befreiung von all den Scheinwerten einer nivellierenden Zivilisation gewiesen!

Friedrich Hebbels dramatische Sendung / Von Hans Franck

Darin beruht die Bedeutung Friedrich Hebbels für das deutsche Drama, daß er vermocht hat, was in der Kunst nur den größten schöpferischen Kräften beschieden ist: es um eine Entwicklungsphase weiterzuführen. Gegenüber dieser entscheidenden Tatsache sind alle mit größerem oder geringerem Recht wider die Art und Größe seiner dichterischen Kraft erhobenen Einwände ohne Belang. Mögen seine Gegner, besorgt um ihr eigenes schwachbegründetes Werk, mit Emphase: „Hütet euch vor Hebbel!“ schreien, mögen sie ihn besserwisserisch „amusisch“ schelten — das Faktum, daß seit seinem Werk für die deutsche Tragödie die grundlegenden Voraussetzungen anders geworden sind (oder doch geworden sein sollten!) — dieses Faktum „sollen sie lassen stahn“.

Will man Hebbels schöpferische Lebenstat — denn um die Leistung eines Schaffenden, nicht um das tote System eines ästhetischen Denkers, wie manche gern möchten, handelt es sich dabei —, will man das Wesenhafte seines Seins und seines Werkes in seiner ganzen Bedeutung erfassen, so ist es nötig,

einen Blick auf die Entwicklung der Tragödie vor ihm zu werfen. Das heißt nicht, obwohl es auf den ersten Blick so scheinen könnte, abschweifen vom Thema, sondern geradeswegs darauf losschreiten.

Das antike Drama ruht auf dem Glauben an die Unabwendbarkeit des Schicksals, das die Götter nach freier Willkür dem Menschen bestimmen. Wider dieses Geschick, das die Griechen glaubensgemäß als unabwendbare Notwendigkeit anerkennen, ist der heidnische Mensch gestellt. Da er mit einer so großen kämpferischen Kraft, mit einem so starken Willen zur inneren Wahrhaftigkeit, mit einer so ungestümen Unbeirrbarkeit ausgezeichnet ist, wie sie ein Mensch des wirklichen Lebens niemals aufweist, so ergeben sich während des Kampfes Erhebungen und im Anschauen nun doppelt schwerwiegenden Unterliegens Erschütterungen, die eine reinigende religiöse Macht von unübersehbarer Weite und Tiefe darstellen, wie sie von keinem späteren Drama wieder erreicht worden sind.

Mit dem Glauben an die Welt der antiken Götter, mit der antiken Religion schwand auch die Basis für die antike Tragödie. Der christliche Glaube an den alleinigen gütigen Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach fällt, kein Haar auf unserem Haupte gekrümmt wird, vernichtete die Möglichkeit eines tieffundierten Dramas. Denn wie sollte dieser Glaube Kampf, der die Voraussetzung einer damatischen Handlung ist, ermöglichen, da er nirgends Gegner sieht, nirgends — nicht auf Erden, nicht im Himmel — Gegner sehen darf? Die einzige Tragödie, die der christliche Glaube zuläßt, ist die des Gottes, der Mensch wurde. Ist der unter Einsatz des wertvollsten Lebens geführte Kampf der opferwilligen Güte, welche die Sünde der Welt auf sich nimmt und das ihrem Wesen Widerstrebende durch den freiwilligen Opfertod in seiner Macht zugleich anerkennt und überwindet. Diese Tragödie ist in der Bibel in vierfacher epischer Form niedergeschrieben worden. Alle Versuche, sie ins Dramatische und damit zugleich in unsern Sprachboden zu verpflanzen, sind bisher mißlungen. Stümpereien, nicht Werke von Bedeutung haben sich dabei ergeben. Innerhalb der reinmenschlichen Sphäre trat an die Stelle der Tragödie die Theodizee. Da diese weit mehr kirchliche als künstlerische, erbauliche als dichterische Zwecke verfolgte, so zählt sie als Entwicklungsfaktor für das Drama nicht mit.

Erst als der Mensch — durch die Renaissance und Reformation — seine innere Freiheit, den prometheischen Trotz, den zur Selbstverantwortung neu herangereiften Lebenswillen in sich freigelegt hatte, erst als das Individuum sich emanzipierte, war eine neue Basis für das Drama gewonnen. Der größte Dichter dieser Epoche, Shakespeare, setzte an die Stelle des antik-heroischen Schicksalsglaubens und des christlich-quietistischen Gottesglaubens den Charakter. Der ist ihm die schicksalbestimmende Macht. Was treibt alle seine Helden in die tragische Situation hinein? Ihr inneres Sein. Ihr So-Sein. Ihr Nicht-anders-sein-Können. Aus der Zusammenfassung, aus einer grandiosen Verdichtung ungeheuer vieler Lebenseindrücke wird dieses innere Sein gewonnen. So daß auch bei Shakespeare alles andere anzutreffen ist als die Tatsächlichkeiten des wirklichen Lebens. Das so gewonnene Sein, der Charakter, wird als Faktum einfach hingestellt. Seine Voraussetzungen, seine metaphysischen Notwendigkeiten, seine ideenhaften Urgründe werden nicht bloßgelegt, nicht in Frage gesetzt. Wohl umtanzen Hexen den einen, wohl greifen Geister in das Geschick des anderen ein. Aber Hexen und Geister und Erscheinungen sind für Shakespeares Gestalten nicht die schicksalbestimmenden, außer und an den Personen wirkenden Urmächte. Sie sind Symbolisierungen, sind Allegorisierungen der widerstreitenden menschlichen Innenkräfte, die nicht durch Glaubensnotwendigkeiten, sondern durch künstlerische Absichten, die nicht um irgendwelcher religiösen Wirkungen, sondern zum Zweck der eindrucksvolleren Verlebendigung von den Helden abgelöst wurden. Nur ganz wenige für das Gesamtlebenswerk Shakespeares nicht typische Gestalten der späteren Dichtungen können als Repräsentanten magischer Kräfte gedeutet werden. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese Basis sich in demselben Augenblick für das Drama nicht mehr als zureichend erweisen mußte, wo man das innere Sein selber zur Debatte stellte. Wo man die Schicksalsnotwendigkeit des Charakters prüfte. Wohlbemerkt: die Notwendigkeit innerhalb eines zu künstlerischen Zwecken absichtsvoll gebildeten Menschenwerks! Denn innerhalb der Sphäre des wirklichen Lebens ist unter Einsetzung der

tausenderlei Entwicklungsrelativismen jeder, auch der grauenvollste Charakter als notwendig zu erweisen. Nur Shakespeare-Monomanen — die stets die lautesten Rufer im Streit wider Hebbel gestellt haben — werden bestreiten, daß die tragische Grundvoraussetzung des Renaissance-Dramas, das in dem Werk ihres Abgottes kulminierte, sich längst als unzulänglich erwiesen hat und, einmal erkannt, unzulänglich geblieben ist bis auf unsern Tag. Daß mithin die Unvergänglichkeit und Unvergleichlichkeit des Shakespeareschen Dramas im Dichterischen, nicht im Tragischen, beruht.

Mit der fortschreitenden Rationalisierung trat an die Stelle des Gottglaubens (der ein Weltprinzip in einer oder mehreren menschlichen Personen verkörperte) und an die Stelle des Menschglaubens (der ein Weltprinzip bis ins Unendliche auflöste und zerteilte) ein für jene Zeit nicht minder machtvoller, nicht minder verpflichtender, nicht minder religiöser Begriff: die Sittlichkeit. Der größte Philosoph dieser Epoche, Kant, formulierte, fundierte, verkündigte ihn. Ihr größter Dramatiker, Schiller, führte seine durch Abstraktion aus der wirklichen Welt gewonnenen Begriffe zu der höheren Lebendigkeit seiner Gestalten, seiner unwirklichen Welt zurück. Nun leiden und sterben im Drama die Menschen, die ein Großes wollen und vielfach, wenn auch erst mit ihrem Tod, vollbringen, um einer Schuld willen. Für eine Schuld, die, im Verhältnis zu ihrer Bewährung gesetzt, fast immer winzig, äußerlich, konstruiert ist. Dieses Mißverhältnis zwischen der für nichts erachteten großen Lebensbeharrlichkeit und der kleinen, aus der Gefühlsverwirrung nur zu leicht erklärlichen und entschuldbaren Verfehlung mußte den Menschen im Lauf der Entwicklung bewußt werden. Unausweichlich war die Erkenntnis, wie äußerlich, wie oberflächlich, wie — jawohl! — unsittlich der Sittlichkeit-Schuldbegriff des schillerschen und insbesondere des pseudoschillerschen Dramas ist. Denn vor dem Selbstgericht der Seele wiegen die größten Freveltaten, die nicht ins Innerste dringen, nicht die Wesenhaftigkeit verletzen, oftmals nahezu nichts, während der flüchtigste Gedanke, die leiseste Gebärde, der verborgenste Wunsch, die schattenhafteste Untreue gegen das ureigene Selbst unverzeihlich sind, so daß von hier aus Nietzsches hartes Wort von dem Moraltrompeter von Säckingen nur zu begreiflich ist. Sobald daher der Glaube an die ungeheuerliche Schicksalsmacht der Schuld geschwunden war, sobald das bisher Geglaubte (die Scheidung der menschlichen Werte nach einem konstruierten Sittlichkeitsbegriff) zum Gegenstand der kritischen Prüfung gemacht wurde, war der Boden für die Schillersche Moraltragik gelockert und schnell dann fortgezogen. Die Abneigung, der Haß der Romantiker gegen Schiller war nichts Zeitzufälliges. Es war die menschliche, die — ach — oft allzumenschliche Äußerungsform eines neuen Lebensglaubens. Daß dieser das Kommende zum großen Teil nur durch Sehnsucht antizipierte, nicht durch Werke verkörperte, ist für seine Wertung in diesem Zusammenhang unwesentlich. Die Romantiker haben mit ihrem Haß recht behalten. Schiller — darüber darf uns weder das zeitliche Zusammentreffen mit Goethe hinwegtäuschen, noch die unausrottbare Und-Legende von dem Dioskuren-Schiller, das ist: Zusammenfassen, ist die höchste dichterische Emanation einer zum Abschluß kommenden, einer endenden weltanschaulichen Epoche. Ist: Nachklang, Kristallisierung, Fossilierung. Ist: achtzehntes Jahrhundert.

Nicht nur mit ihrem Haß, auch mit ihrer Liebe, mit ihrer Liebe zu Goethe behielten die Romantiker recht. Goethe, das ist: Ursprung für den aufsteigenden, emporquellenden, kommenden Menschheitglauben. Ist: Vorklang, Lockerung, Entfaltung, Beginn. Ist: neunzehntes, zwanzigstes Jahrhundert. Nicht Schiller, der große Dramatiker, sondern Goethe, der größere Dichter und Mensch, hat als erster nach Shakespeare den Grundstein zu dem neuen, zu dem kommenden deutschen Drama gelegt. Er hat — wie Friedrich Hebbel in dem Vorwort zu Maria Magdalena unwiderleglich nachweist — getan oder vielmehr zu tun angefangen, was nach Shakespeare als Nächstes und Wichtigstes getan werden mußte. Er hat vor allem mit seinem „Faust" und den Wahlverwandtschaften die Dialektik unmittelbar in die Idee selbst hineingeworfen. Er hat den Widerspruch, den Shakespeare im Peripherischen aufzeigte, in dem Zentrum nachgewiesen, um das sich das Ich herumbewegt. Allerdings war Goethe zu sehr Universalmensch, zu sehr Universaldichter, als daß er sich einer Dichtungsform ausschließlich, ja, nur vorübergehend, hingeben konnte. So hat er nur den neuen Weg gewiesen.

Nur den ersten Schritt auf ihm getan. Nur — nach seinen eigenen Worten — das Erbe der Zeit angetreten, nicht verzehrt.

Der deutsche Dichter aber, dem — in der Mitte der Neuerer, der Romantiker, aufgewachsen und sie schnell überschattend — bestimmt war oder vorsichtiger: bestimmt schien, dies große Dramatiker-Erbe sich ganz zu erwerben, ganz zu Besitz zu machen, hat nur einen Teil davon angetreten. Heinrich von Kleist hat es unterlassen, sein Drama auf einer neuen, das Bisherige überwindenden, von einer machtvollen Weltanschauung aus dem Chaotischen emporgetragenen tragischen Basis aufzubauen. Seine Hauptgestalten sind einesteils zu sehr Charakterausnahmefälle, als daß aus ihrem Untergang Erschütterungen der tiefsten Glaubenstiefen hervorgehen könnten. Andererseits stehen sie nicht in ausweglosen tragischen Konflikten, sondern in sittlichen Prüfungen, deren Ausgang mit der Bewährung ihres Wesens und Wertes zwar unvergleichlich strahlende Beglückungen, aber nicht Erhebungen in die höchsten Glaubenshöhen bewirkt. Einen aus sich und seiner Zeit gewonnenen Weltglauben, der dem Gottesglauben der Antike an Weite und Tiefe gleichzusetzen wäre, hat Heinrich von Kleist nicht besessen. Vielleicht nur: nicht in sich freigelegt. Was seinen Dramen die Unvergänglichkeit sichert, ist: daß hier zum ersten Male seit Shakespeare wieder ein Dramatiker statt durch sklavische Nachahmungen (wie die Stürmer und Dränger) vermocht hat, seinen Werken aus ureigenster Kraft individuelles, ganz in sich und seinen Bedingungen ruhendes Leben zu geben. Goethe war durch seine Bewegtheit, seine Gefühlsweite, seine Konzilianz die stählerne Kraft des Volldramatikers verwehrt. Er war für einen Dramatiker — cum grano salis verstanden — zu sehr Dichter. Schiller, soviel höher er als dramatischer Architektoniker steht, enttäuscht in der dichterischen Durchgestaltung, in der herzgewinnenden Einzellebendigkeit nur zu oft: er war für einen Volldramatiker zu wenig Dichter. Heinrich von Kleist aber — der dichterischste aller deutschen Dramatiker — hat jene Lücke ausgefüllt, die Goethe im Dramatischen, Schiller im Dichterischen hinterlassen hat. Er ist der Natur und der Kunst gleich nahegekommen. Er wußte die Szylla — die Kunst aus Liebedienerei gegen die Natur zu verfehlen — und die Charybdis — die Natur um der Kunst willen zu vergewaltigen — in gleicher Weise zu vermeiden. Als dramatischer Dichter hat Heinrich von Kleist Neues, Einmaliges, Unvergängliches geschaffen. Als neuschaffender Tragiker nicht. Diesen Teil jenes Shakespeare-Erbes, das Goethe antrat, aber nicht verzehrte, hat Heinrich von Kleist nicht als Eigentum übernommen, sondern außer acht gelassen.

Erst seinem großen Bewunderer, erst Friedrich Hebbel war es beschieden, den Weg zu einer neuen Auffassung des Tragischen freizulegen, die über die Schicksalstragödie der Antike, über das Charakterdrama Shakespeares und die Sittlichkeitstragödie Schillers hinausführte. Freilich hat — im Doppelgegensatz zu Kleist — dafür er jenen Teil des Shakespeare-Erbes, den Kleist zu seiner Domäne machte: die Weiterführung des wortdichterischen Ausdrucks im deutschen Drama, nicht mitübernommen.

Hebbels Tat als schöpferischer Tragiker bestand darin, daß er uns von dem Glauben an die Werkschuld erlöste. Nicht um einer billigen Befreiung, sondern um einer tieferen Verkettung willen, die das Zeitlich-Besondere der Schuld als tragische Voraussetzung verneint, damit sie im Ewig-Allgemeinen sie bejahen kann. Hebbel debattiert als erster wirklich die Idee. Er wirft die Dialektik aus der menschlichen in die außermenschliche Sphäre hinein. Er stellt das Verhältnis dar, in dem das Individuum zum Ganzen steht, dessen Teil es trotz seiner Freiheit immer bleibt. Das Leben hat also, damit eine tragische Voraussetzung gegeben ist, nicht erst nötig, eine irgendwie immer zufällige Tat — eine Werkschuld oder Gedankenschuld — zu erzeugen. Es schließt vielmehr die Schuld notwendig, wesensgemäß in sich. Das Leben selber ist, da es als Vereinzelung stets maßlos sein muß, die tragische Schuld. Dadurch, daß wir eine Besonderheit, ein Ich, ein Individuum darstellen, sind wir ohne weiteres schuldig an dem Allgemeinen, an dem All. In der Tatsache des Ichs, in der Individualität beruht die Tragik unseres Seins. Nicht etwa aus der Richtung des Willens, sondern aus dem Dasein des Willens, aus seiner Existenz geht die tragische Schuld hervor. So daß es (und aus keinem Hebbelschen Satz leuchtet die Überwindung des nach Schiller größten Übels, der sittlichen Schuld, mehr

hervor als aus diesem), so daß es „völlig gleichgültig ist, ob der Held an einer vortrefflichen oder an einer verwerflichen Bestrebung scheitert". Nicht irgendein Tun wird von Hebbel debattiert, sondern die Idee des Tuns, der Zwang zur Tat. Nicht das Endergebnis des Menschseins ist das dramatische Agens, sondern sein Uranfängliches. Der Wille selbst, die Notwendigkeit, sich — um überhaupt sein zu können — verschließen, abschließen zu müssen, ist die Schuld.

Ins Unermeßliche verschweben
Das ist kein Trost für all die Leere;
Der Tropfen muß als Tropfen leben,
Im Meer verschwimmt er mit dem Meere;
Du kannst die Grenzen nicht erweitern,
Die Dich zum Ich zusammendrängen,
Verschütten heißt's den Trank, nicht läutern,
Die zwingende Retorte sprengen!

Statt des Glaubens an die Werkschuld bei Hebbel also der Glaube an die Seinsschuld. Der Glaube an die völlige Unvermeidbarkeit der Diskrepanz zwischen dem Seienden und dem Wesenhaften, zwischen der Inkarnation und der Idee, zwischen der Realität und dem Metaphysischen. Diese Diskrepanz dadurch wegzuschaffen, daß beide in einem unerbittlichen, unausweichlichen Kampf sich zerstören, um so zu einer höheren, jetzt wieder nur denkbaren, nicht schaubaren Wesensform sich zu vereinigen: das ist Inhalt, Sinn und Ziel der Hebbelschen Tragödie. Der letzte Grund, die uranfängliche Dissonanz, das Heranfluten und Zurückfluten, das ewige Hin- und Wiederkreisen wird als Mysterium geachtet. Es darf, wie alles Ewig-Schöpferische, nicht enthüllt, sondern nur hingenommen werden. Von jedem nach der Glaubenskraft seines eigenen Herzens. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese tiefsinnige, in ungeheuren Kämpfen errungene und erlittene tragische Weltanschauung über den selbstgenügsamen, nie ernsthaft zum Kampfgegenstand gemachten Lebensglauben Heinrich von Kleists wegschreitet: daß an der Spitze der Welt kein böser, sondern nur ein unbegriffener guter Geist steht. Soweit der Pantheismus Hebbels über Kleists infantile Gläubigkeit hinweggeht, soweit ist Friedrich Hebbel über Heinrich von Kleist als Tragiker hinausgekommen. Als Dichter steht er weit hinter ihm zurück. Als Sprachschöpfer, neben das sprachschöpferische Genie Heinrich von Kleists gehalten, ist Hebbel ebensosehr eine Potenz zweiten Ranges wie Heinrich von Kleist als Tragiker gegen das tragödienschaffende Genie des dithmarschen Maurersohnes. Hebbel ist als Tragiker Progone, als Dichter Epigone, Kleist ist als Tragiker Epigone, als Dichter Progone. Viel zu sehr, viel zu ausschließlich war Friedrich Hebbel von der Ergründung, von dem Aufbau seines tragischen Weltsystems, von seiner Übersetzung ins Gestaltliche hingenommen, als daß er wie Kleist (der von dem Gegenteiligen völlig okkupiert war) auch die andere Seite, auch das Sprachschöpferische — also das Urdichterische — voll ins Auge fassen, ganz sich zu eigen machen konnte. Hebbel hat wohl vermocht, die ideelle Möglichkeit und in vielfacher Hinsicht auch die tatsächliche Gestaltung einer neuen Tragik zu schaffen. Einer Tragik, die weit über Shakespeare und Schiller hinweggeht und zum erstenmal wieder so tief im Weltanschaulichen gegründet ist wie das Drama der Griechen. Dagegen hat er die dichterische Fülle, die suggestive Lebendigkeit Heinrich von Kleists bei weitem nicht erreicht, der einzig von allen deutschen Dramatikern neben Shakespeare genannt werden kann, an dem — als an seiner reichsten Emanation — wir stets das Dichterische zu messen gezwungen sind, soweit es Gestaltung wurde (wie wir es an Goethe messen müssen, soweit es Gesang wurde).

Seit Friedrich Hebbel ist, bis auf unsere Tage, kein Versuch von prinzipieller Bedeutung (wohl aber viele, die zu Unrecht mit prinzipiellen Ansprüchen auftreten) unternommen worden, der die Entwicklung der deutschen Tragödie um eine Entwicklungsphase weitergeführt hätte. Wie man in der Philosophie mit Recht das Wort geprägt hat: „Auf Kant zurückgehen heißt vorwärtsschreiten", so heißt es auch in dem deutschen Drama nicht zurückgehen, sondern vorwärtsschreiten, wenn man im Wortdichterischen an Kleist, im Tragischen an Hebbel wieder anzuknüpfen sucht. Nicht oft genug kann man sich insbesondere (da das Wortdichterische der gedanklichen Erfassung nur in sehr bedingtem Maße zugänglich ist) das Innerste der Erscheinung Friedrich Hebbels vergegenwärtigen. Jenes Innerste, dem ich (in meinen Siderischen Sonetten) so Worte gegeben habe:

Warum muß jede Flamme Fremdes fressen?
Warum kann aus sich selber sie nicht sein?
Warum wird alles Glühende gemein?
Warum muß Leben — Leben sich erpressen?

Ich bin nicht Narr genug, mich zu vermessen,
das Meer der Meere zu erpeilen — allein,
zeigt einen einzigen in euren Reih'n,
der seines Senkbleis seltener vergessen!

Ich leugne nicht, in manchen Träumenächten
ward ich verwirrt. Aus meines Wesens Schächten
raunten mir Stimmen: „Durch des Daseins Dämmern,
weist nur das Sternlein Liebe dir den — —"
„Raub
ist Liebe!" hörte ich — erwachend — hämmern
und war die Urwelt-Weise wieder taub.
Und — wie in einen deiner Seen — in dich sinken
willst du, zum Unterpfand, von meinem Blute
trinken,
nimm meinen Leib, nimm meine Seele. Jubelnd
werde
ich dir das letzte Tröpfchen schenken, Heimaterde.

Die Frucht, die ich in deinem Schoß geweckt,
dereinst, wenn lange mich der Hügel deckt,
erweisen wird es sich an ihrem Leben,
ob du dich einem Würdigen gegeben.

Albrecht Schaeffer / Von Dr. Hans Benzmann

Es gibt Dichter, die, im Gegensatz zu berechtigten und unberechtigten Zeitströmungen in der Kunst, die künstlerische Kultur der ganzen Vergangenheit in sich aufgenommen und das Tiefste, Geheimste, Heiligste und Grauenhafteste, kurz das Menschliche in seinen uralten Inbegriffen erkannt und erfühlt haben und nun Kultur und Menschenseele zu herrlichen reinen überwältigenden Gebilden, zu Kunstwerken des Gefühls und des Charakters gestalten, so daß die Gesänge der Seele und des uralten Schicksals — von orphischen Zeiten und von heute her — in ihren Dichtungen zusammenklingen. Kein Epigonentum, sondern Schöpfertum aus dem ganz großen Zusammenhange der Entwicklung heraus, Schöpfertum in Einklang von Seele, Natur und Kultur. Folgerichtige, doch einzigartige Erscheinung, Offenbarung wie Mythos, Heroentum, Homer, Goethe, Hölderlin — in Ode, Hymnus und Volkslied, in Idylle und schlichtestem einfachsten Menschentum. Ein Dichter dieser Art ist Albrecht Schaeffer. Vielleicht der einzigste heute von dieser Art, von diesem Werte. Ein Mensch von erstaunlicher Tiefe, von selbstbewußtem Menschentum, von breit sich ausweitender Begehrlichkeit nach allen Wundern der Welt, des Schicksals, der Seele, der Natur, der Formen, Gestalten, Farben und Bilder, der Verzückungen und Entzückungen der Phantasie. Dithyrambisch angelegt, doch seine Freiheit in apollinischer Schönheit im rechten eigentlichen Sinne und Maße kündend. Und ich brauche es nach dem Gesagten wohl kaum zu betonen, daß dieser Dichter nichts gemein hat mit irgendwelchen Bestrebungen des modernen Expressionismus. Nichts Fremdartiges, nichts Gebrochenes, nichts Unverständliches und Unbegreifliches lebt und bleibt tot in seiner Sprache. Sie ist einzig die lebendige, die Sprache Goethes, Hölderlins und der großen zarten innigen Dichter des deutschen Liedes.

Denn mit sicherem Kunstgefühl — es ist fast trivial, dies bei diesem Dichter auszusprechen — hat er das Naturgesetz der Kunst erkannt, daß Einfachheit und Unmittelbarkeit Ausdrucksmittel auch des Tiefsten und Geheimsten sind und daß ein natürlicher Zusammenhang zwischen orphischer Inbrunst, stärkstem Persönlichkeitsgefühl und einfachstem menschlichen Fühlen besteht und daß für beides dieselben Ausdrucksmittel gegeben sind, und vor allem dieselben lebendigen Sprachmittel des Volkes (nicht die willkürlichen und künstlichen einer Zeit). Ich möchte dies dahin einschränken, daß dies — Einfachheit und Unmittelbarkeit — selbstverständlich Ziele der Kunst sind, die auf verschiedenem Wege erreicht werden können, auch auf ganz willkürlichen labyrinthischen Um- und Irrwegen, daß man aber an denjenigen Dichtern, die instinktiv die Sprache im Sinne der Volksseele anwenden, bilden und wan-

deln, das Walten jenes uralten Naturgesetzes von der Unmittelbarkeit der Kunst offenbar erkennt. Und ich möchte jenes auch weiter dahin einschränken, daß selbstverständlich hiermit die Stilfrage an sich nicht etwa zugunsten eines ewig gleichförmigen Flusses entschieden ist, wohl aber in dem Sinne, daß über vielen anzuerkennenden und hochzuwertenden, persönlichen Stilen der persönliche Stil steht, dessen durchaus persönliche Art nur ein gesteigertes Mittel dafür ist, daß in dem, was er bekennt und ausdrückt, sich alles Menschentum wiedererkennt, Dichterseele und Volksseele also eins sind.

Denn kaum ein anderer Dichter unserer Zeit zeigt ein so starkes Stilempfinden wie Albrecht Schaeffer. Nur daß hier keine Spur von einer inneren Notwendigkeit — und nur eine solche käme in Frage — vorhanden ist, die den Dichter zur Anwendung neuartiger Mittel und Methoden zwingt. Geschweige denn — was hier, wie gesagt, von vornherein ganz ausgeschlossen ist —, daß er irgendwelche Zugeständnisse aus Rücksicht auf Zeitstile macht. Es ist eine Kunst, ganz aus der Seele einer starken, tiefen und zarten universal empfindenden Persönlichkeit geflossen, und ihr Eigenstil ist der gesteigerte Lebens-, Kunst- und Kulturstil des deutschen Volkes.

Ich erblicke in dieser Tatsache die besondere Bedeutung dieses Dichters, und zwar in dem Sinne, daß er im Gegensatz zu den an sich gewiß bedeutsamen, doch zunächst mehr auflösend als erfüllend wirkenden revolutionären Erscheinungen des Expressionismus der vielleicht hervorragendste Repräsentant unserer Zeit für eine im uralten Kulturboden und somit auch in der Volksseele und somit auch im Wesen der Kunst an sich wurzelnde Kunst ist, und zwar ein Repräsentant von charaktervollster und ausgeprägtester Eigenart. Durch ihn wird die große Entwicklung vom Klassizismus her in lebendigen und organischen dichterischen Gebilden aufrechterhalten, eine Entwicklung, die sicher nach Abbruch des Expressionismus wieder aufgenommen wird. Denn alle Kunst strebt zu ihren Quellen und Gründen, zu ihrem Wesen — d. h. zur Einfachheit, zur unmitelbaren Verkündung des Menschlichen — zurück, zum Einklang von Dichterseele und Volksseele.

Fängt man die Gedichte Albrecht Schaeffers zu lesen an — ich meine die Bände „Heroische Fahrt" und „Attische Dämmerung" (Insel-Verlag, Leipzig 1914), so wirken zunächst die Beziehungen auf das alte Griechenland und seine großen Kultur- und Mythenstimmungen und hiermit im Einklang die mythologisch-symbolischen Einkleidungen fremdartig. Sogleich aber erkennt man, daß das nur Symbole für große Lebensstimmungen und Ausdruck für zarteste und feinste seelische Erlebnisse und Gefühle sind, Formen für ein inbrünstiges, überströmendes Weltempfinden, für ein in orphische Urtiefen der Natur und der Liebe versunkenes Allgefühl, dem sich immer das andere der reinen seelischen Melancholie über Menscheneinsamkeit und -verlassenheit, über das furchtbarste Allein der Seele im Leben und Sterben paart. Nicht jenes klassische Griechenland der Vollendung in Kunst und Philosophie, sondern das uralte mythische, das pelasgische, die Stimmungen von Mykenä und die großen Weltsymphonien der Vorsokratiker tauchen auf und klingen mit in diesen Gedichten der Ergriffenheit und eines dem reinen naturhaften Menschentum hingegebenen Gefühls. Und es sind vor allem einige kostbare Meeresstimmungen des Abschnittes „Mythos" in „Heroische Fahrten" und der dichterisch hochbedeutende wundervolle Mythos von der „wiederkehrenden Persephone" in „Attische Dämmerung" sowie die Hymnen und Oden „Der Herbst der Liebenden", „Lob des Abends" und „Die Oden des Lebens" desselben Buches, die für das wundervolle Empfinden und Formgefühl besonders charakteristisch sind. Zum geliebten Meere kehrt Sehnsucht und Erinnerung des Dichters immer wieder zurück, hier findet er die große Stimmung einsamen Menschentums:

Unter den Sternen saß ich lang
Am Meeresstrand in der Nacht.
Sanft ging die Brandung, und die finstre See
Zog unermeßlich durch die Finsternis. —
Da hört ich singen in nächtiger Ferne,
Singen die Stimmen der Unendlichkeit:
Ein Mensch nun bin ich; Mensch, der die Nacht belauscht,
Kühl wohnend in Unendlichkeit; zurück
Gekehrt, mit Sinnen zahlreich und genau,
Gedankenvoll, harthändig, stillgeäugt,
Den Sternen folgend wie ein Gott ohn Unrast.
Sitzend im Irdischen wie in großem Rad,

Das langsam sich ins Finstre neigt, gekühlt
Vom Nachtwind, der bei meiner Schulter steht
Und feuchte Binden aus der Woge zieht,
Mir um die Stirn zu legen, — das bin ich nun. —

O der du jenseits aller Fernen singst,
Stimme aus Nacht und Sternenfall und Gang
Der großen schwarzen Wasser, — sag, wer bist du
Der alles von mir weiß? — Da schluchzte tief
Die ferne Stimme auf und sang: Ich bin ein Traum!
Von einst der letzte Traum ich bin, Erinnrung,
Vergänglichkeit und Schwinden, — bald bist du
Allein, zurückgekehrt und abgekühlt,
Schon nah den Städten und dem Volk; es liegt
Fest um dich Haut schon, Hand und Fuß sind dein,
Zu gehn, zu nehmen und ein Mensch zu scheinen.
Du schaust, du sinnst, du hörst, du schüttelst lange
Das Haupt, gedenkend deiner Göttlichkeit,
Leiblos und selig einst und nur Gefühl
In süßrer Brust und Geist und Flamme nur;
Nun weißt du schon, daß dein ein Augenpaar
Und eine Hand ist, in die Hand zu legen
Das Augenpaar und so zu weinen, wie
Einst Gott geweint, als er die Ewigkeit
Verließ und sich an einem Abend unter Bäumen
Vorm goldnen Riesenhimmel obdachlos
Im Menschen fand . . . .
Da zog die Stimme sich
Hinter die Nacht zurück; ich hörte laut
Mein Herz, die Brandung und den Gang der Sterne
Ruhig hindröhnen mitten durch die Nacht.

Ich habe das Gedicht hier fast ganz wiedergegeben, um auch die Sprache des Dichters, die immer durchglüht ist von tiefen seelischen Beziehungen, zu kennzeichnen.

Fast noch charakteristischer für ihn ist das zweite Gedicht des Mythos, in dem der Dichter sich selbst und die gleichfühlende Seele des geliebten Weibes großen mythischen Tieren vergleicht, die im vegetativen Leben der Ureinsamkeit versinken . . .

Einstweilen noch erlauchte Tiere, makellos
Und übermenschlich, hoch von Gang, die Haut wie Schnee,
Einhörnig, groß und mild geäugt, Behausungen
Der Götter, welche still aus unsern Augen schaun
Hinaus ins Land, dem schattenlosen Himmel zu,
Über die Ebenen, darüberhin wir weideten,
Über die Wälder, rauschend kühn um unsern Bug,
Über die Ströme, die um unsere Kniee spülten —
. . . . . .
Der Heimat eingedenk, wir harrten unsrer Zeit.
Nun komm, o Freundin, zur heroenhaften Fahrt!
Komm aus dem Städtequalm zum Salzrauch unseres Meeres!
O Jubel, wenn wir tiefer pflügten in die See,
Die stürmisch wogende um unsere Kehlen, wenn
Wir selig brüllen aus erhobnen Häuptern, froh
Des weiten Gangs im uferlosen Meeresblau.

Seine köstlichste Dichtung aber ist der feine „Mythos von der wiederkehrenden Persephone" — ein Märchen von der ewigen Wiederkehr des Lebens und des Frühlings, der aber wie alle Dichtungen Schaeffers in den feinen seelischen Beziehungen der allmählichen Gestaltung des Mythos, der Idee, in den Schwingungen des reinen Gefühls und seines Ausdrucks seine besondere lebendige Tiefe und Schönheit darbietet. Und so ist es auch mit all den Hymnen und Oden zum Lobe des Abends, vom Herbst der Liebenden. Immer weiten sich diese wundervollen Natur- und Lebensstimmungen aus zu großen Gefühlssymphonien vom Schicksal des Menschen.

Letzte Synthesen und Symbole hierfür leuchten auf und bekunden ein erlesenes Dichtertum in diesen Zeugnissen der Ergriffenheit und Hingebung an den Sinn des Lebens und des Wortes. Nur eines Dichters der Vergangenheit kann man bei diesen homerischen Gesängen und Landschaften gedenken, Hölderlins, doch nur gedenken; denn in dem Dichter der Gegenwart lebt mehr, lebt biegsameres und vielseitigeres Menschentum als in dem alten. Und das bezeugen auch die weiteren Gedichte Schaeffers in reichem Maße.

Denn noch eine andere künstlerische Liebe lebt in diesem von aller Kultur tiefdurchsättigten Herzen, die Liebe zu letzten einfachen Formungen des Gefühls, zu Formungen, wie sie etwa im deutschen Volksliede, in den schönsten evangelischen

Kirchenliedern unsterbliches Werk geworden sind. Innigere Liebeslieder als hier Schaeffer — so ganz durchglüht von Gefühl und selbstloser Hingebung (ich brauche hier immer wieder gern das Wort Gefühl, weil reines Menschentum, gepaart mit höchster Kultur, hier unmittelbar Weltanschauung und Kunst geworden ist) — findet man bei keinem Dichter der Gegenwart. Und in dieser Beziehung kommen namentlich die Lieder des Abschnitts „Die geheimnisvolle Flöte" in Frage, und das schönste von diesen Liedern ist das tiefsinnige evangelische, in dem auch wieder die Lebensstimmung des Dichters leise aufklingt . . . . .

Du kannst die Augen schließen,
Du brauchst nicht hinzusehn,
Denn meine Augen ließen
Dich immer sichrer gehn.
Sie machten sanft und eben,
Was steinig schien bevor,
Du brauchst nicht acht zu geben,
Ich bin dein Aug und Ohr.

Und lege deine Seele
In meine Hand getrost,
Erhebe dich, befehle
Dich dem, den du erlost,
Daß er dir unter allen
Treu und beständig sei,
Und laß den Schleier fallen
Und geh am Schmerz vorbei.

Verschleiert und geleitet,
Umdunkelt und verschönt —
Was seufzt und widerstreitet,
Nun schweigt es schon versöhnt.
Muß alles sanfter werden
In der getreuen Frist,
Wo du allein auf Erden,
Jedoch nicht einsam bist.

Und wie dieser geborene Dichter mit der schlichtesten und doch reichsten Schlichtheit lyrische Schönheiten von undefinierbaren Reizen unmittelbar aus seines schöpferischen Gemütes Tiefe emporhebt — im Sinne Goethes, im Sinne der einzigartigen Epigramme des Angelus Silesius, das zeigt z. B. folgendes Gedicht:

Seele, wohin reisest du?
Über Felder, Wälder, Wogen. —
Seele, womit speisest du
Deine Kräfte, müd geflogen?

Ich geh zu einem schönen, hellen Haus.
Es ist nicht schwer, nicht weit, dahin zu flüchten.
Dort werd ich schön willkommt; dort ruh ich aus;
Dort werd ich viel gelabt mit Brot und Früchten.

Ganz auf den Ton der Poesie der Seele und des Liebenden ist das Gedichtbuch „Amata, Wandel der Liebe" gestimmt, es ist in diesem Sinne ein ganz persönliches Buch, und der Dichter scheint es nicht für die große Öffentlichkeit bestimmt zu haben.

Das Titelblatt weist keinen Verlag auf. Ich habe das Gefühl, als ob diese Sammlung Gedichte aus verschiedener Zeit trotz der gleichen ruhigen und gehaltenen Stimmung aller Gedichte aufgenommen hat, vielleicht hat diese bewertende Empfindung auch in dem persönlichen Charakter der Gedichte ihren Grund. Es fehlt das starke, eindringliche Moment, jene universale Beziehung, ja auch jene Schwingung und lyrische Erhebung, die reinstes Menschentum vermittelt und die, ich möchte es so ausdrücken, dieses Dichters ureigenstes Element ist. Das Buch ist eben ganz und nur dem innigsten Verhältnis zweier Menschen geweiht. Die zarte Empfindung und das Beisammensein der Liebenden findet Ausdruck in subtil und fürsorglich geprägten und gesammelten Worten, die wie stille, selbstverständliche Musik den Tag der Liebenden erfüllen und sich leise und unaufdringlich in die Natur, in den Frühling, in die Nacht, in den Morgen, in den Wald hineinspinnen oder sich oft von den gleichgestimmten Seelen der Natur leise und voller, farbiger und klingender bestimmen lassen.

Eines Buches Schaeffers muß nun gedacht werden, das immer eines der menschlich und künstlerisch bedeutendsten Dokumente der verflossenen großen und furchtbaren Kriegsjahre bleiben wird. Ich wenigstens halte „Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte" für das wertvollste Gedichtbuch, das aus den großen Stimmungen des Krieges, aus einer Zeit heraus, da Deutschland noch voll Hoffnung und Erhebung war, entstanden ist.

Daß diese Gedichte seiner Zeit fast die ersten waren, in denen — inmitten einer banalen Epigonendichtung der landläufigen Kriegsbarden — persönliches Menschtum sich verkündete, das gesteigerte, wahre, von Pein und Entsetzen, Begeisterung und Verzweiflung in gleicher Weise erschütterte deutsche Menschentum, und in denen ein von seelischen Kräften wie elektrisch geladener Eigenstil sich trotz seines persönlichen Charakters als der eigentliche Stil der großen und schrecklichen Zeit offenbarte, das kann nur in einem Aufsatze, der vom Wesen und dem Stil der modernen Kriegsdichtung handelt, eingehend nachgewiesen werden. Hier kann das nur angedeutet werden. Michael Schwertlos ist selbstverständlich eine Mystifikation und ist kein anderer als Albrecht Schaeffer selbst. Das Buch erzählt von dem Schicksal eines, der nicht mitkämpfen kann, der an der Größe der Zeit zugrunde geht. Michael Schwertlos ist hiernach bereits gestorben, aber er lebt in seinen Gedichten fort, die geradezu überfluten von der schweren, furchtbaren Stimmung der Zeit, wie sie eine überaus sensible, von visionärem Schauen und Erleben durchschüttelte bedeutende Persönlichkeit erleidet. Hier kommt nicht das impulsive Mitstreiten, nicht die dichterische Freude am Gestalten großer Momente, von Schlachten und Kämpfen zur Darstellung, sondern in erster Linie ein geradezu tragisch gesteigertes Miterleben aller Empfindungen der Zeitseele. Es ist ein ganz persönliches Buch und es beweist, daß das Tiefste und Bedeutendste wie Merkwürdigste, sofern es nicht allein dem reinen Empfinden entspricht, sondern einem übersensitiven Gemütsleben, einem tief bewegten Innenleben, einem visionären Schauen und Erleben, nur in einer höchstpersönlichen Form sich offenbaren kann.

Aber in der Fülle der Empfindungen und seelischen Erlebnisse, die dies Buch in einer von legendärer Phantasie geborenen, elementaren Sprache bietet, ist es doch gerade der rechte Ausdruck der großen Seele dieser Zeit; denn die überwältigende Größe und Tiefe dieser Zeit vermag doch nur die menschlich wie künstlerisch ganz auf sich angewiesene, ganz aus ihrer eigenen Tiefe schöpfende bedeutende Persönlichkeit zu empfinden, zu erfassen und zu ergründen, sie in Visionen zu schauen, sie in großen Synthesen zu gestalten. Es ist bezeichnend, daß diese vulkanische Zeit, dieser Feuerstrom von Ideen und Bildern, voll Leiden und Passionen, das Gefäß, das sie aufnahm, zersprengte. Es ist ganz selbstverständlich, daß ein so intensives Erleben und Gestalten auch den ihm einzig möglichen, den ihm ganz entsprechenden Stil fand: es ist ein überströmendes Elementares, ein einfach Sprache gewordenes inneres Schauen in dieser Form — immer vorausgesetzt, daß nicht primitives Empfinden, sondern die moderne komplizierte sensible Seele hier der Schöpfer ist. Und deshalb ist es begreiflich, daß freilich die Selbstkritik hier und dort versagt, daß bisweilen Triviales und nur scheinbar Tiefsinniges sich mit Eigenart und hoher Stimmungstiefe paart, daß Worte und ganze Strophen inmitten schöner und starker Reihen leer oder schwülstig anmuten, daß einzelne Gedichte ganz versagen, daß andere im Legendären und Wesenlosen verschwimmen und verschweben. Das nimmt diesem bedeutenden Werk nichts von seinem hohen Werte. Und ist auch mancher Ästhetizismus darin gescheitert, das Elementare, Instinktiv-Empfundene und Gestaltete wiegt doch vor.

Auch diese Gedichte schildern das Leben in den Schützengräben, die furchtbare Not in Ostpreußen, die Russengreuel, den Kampf in der Luft und auf dem Meer, das tiefe Leid der Mütter, die alle Söhne verloren haben. Und wie aus dem Gesagten hervorgeht, schildern sie nicht nur die Dinge äußerlich getreu und plastisch, sondern in ihren seelischen Beziehungen. Aber die Gedichte veranschaulichen auch das Elementare wie das Dämonische, ich möchte fast sagen, den metaphysischen oder übermenschlichen Sinn, der in den Dingen liegt, und damit veranschaulichen sie das eigentliche Wesen der Dinge und dieser Zeit. Und es ist ihnen eine solche Veranschaulichung, eine derartige Synthese des Körperlichen, der Anschauung, des Reinmenschlich-Seelischen und dazu des Übersinnlichen, des Mystischen wie des eigentlichen Wesens aller dieser großen Stimmungen und Begebenheiten gelungen, so daß man sagen kann: hier ist ein Stil vorhanden, der unserer Zeit entspricht. Und hierzu vergleiche man nun die Gedichte „Fragmente aus der Beschreibung einer Fiebernacht", „Ein Brief als Prolog", „Das Geschütz", „Deutsches Kampfschiff im Feuer verendend", „Der Lüftekampf", „Die Toten von Dieuze", „Sterbender Kürassier", „Schützengraben bei Nacht", „Der Auszug" (Ostpreußen),

„Die Kosaken" (eine Reihe wundervoller Balladen), „Rückzug", „Stimme aus den Masurischen Seen", „Die Bahre", „Ein Tagebuch", „Heimkehrnacht", „Die Frauen", „Mirakel", „Die traurige Heerschau", „Zuchthausballade" und die legendenhafte Dichtung „Rosa Zenoch".

Charakteristisch für diesen Dichter scheint mir jedoch ganz besonders eine mysteriöse Behandlung der Stimmung wie des Stils zu sein, worunter ich im Gegensatz zu einer rein realistischen, durch den hingesetzten Wortsinn suggestiv wirkenden Form eine durch innere rhythmische und geistige Beziehungen suggestiv wirkende Form verstehe. Man vergleiche hierzu den Anfang des Gedichtes „Schützengraben bei Nacht", den ich aufs Geratewohl herausgreife:

Der Regen rauschte, und das Wasser rann
Mit vielen Bächen in den Graben nieder.
Die in der Höhle schliefen, Mann an Mann,
Stöhnten manchmal und wechselten die Glieder

Im Schlaf. — Da setzte sich der Tote auf,
Der droben lag im Feld am Grabenrande.
Tief donnerte der Wässer düstrer Lauf,
Den Katarakten gleich im Gotenlande.

Über sein Antlitz, bleich emporgedreht,
Ließ er den schweren Fall des Regens schlagen,
Wie Blume oder Baum im Regen steht,
Und bald begann es sanft in ihm zu klagen . . .

Ihr schlaft! Ihr schlaft und laßt mich hier allein!
Da nun nicht mehr die wüsten Mörser brüllen,
Begabt ihr euch in schwarzes Nichts hinein
Und laßt euch alle Glieder mit ihm füllen . . . .

Dieser mysteriöse balladeske Sang von suggestivem Klang — wir kennen ihn von englischen Balladen (Poe, Coleridge, Shelley und Swinburne, auch Tennyson) her — lebt in vielen Gedichten und gibt dem Buche den eigentümlichen intensivpoetischen Charakter . . .

Albrecht Schaeffer hat im Jahre 1914 ein Drama „Die Mütter" — er nennt es „ein ernstes Stück — herausgegeben (Insel-Verlag, Leipzig). Ich kann diesem Werk nicht beistimmen. Was mir sonst so gar nicht trotz aller Kunst und Kultur in Schaeffers Dichtungen vorhanden zu sein scheint, was sonst so gar nicht sich in ihnen verrät — Konstruktion, Zwang, Gequältes, Unnatur —, in diesem Drama blickt es aus allen Menschen und Verhältnissen, und gerade das, was sonst das eigentliche Wesen dieses Dichters ausmacht — unmittelbares Gefühl und seelische Feinheit —, müssen die unglücklichen Menschen des Stückes entbehren. Es wirkt daher nichts überzeugend in diesem Drama, weder die Liebe Dorotheas und Konrad Aegidis noch das eigenartig krankhafte Liebes- und Haßverhältnis, das zwischen Irene und Otto Klemens sich recht drastisch entwickelt. Die Notwendigkeit der Ermordung der Kinder Dorotheas leuchtet ebensowenig ein wie ihre spätere müterliche Liebe zu den Kindern, die ihre neue Ehe stört. Kurz, die ethischen und psychischen Thesen in dem Stück sind nicht Mensch und Seele, Leben und Schicksal geworden. Die Menschen wollen dem Willen des Dichters nicht recht parieren, weil sie eines wirklichen Herrn, d. h. eines dramatischen Gestalters bedürfen.

Dagegen scheint mir der Novellist Schaeffer dem Lyriker ebenbürtig zu sein. Sein eigenartiges Novellenbuch „Josef Montfort" (Insel-Verlag) zeugt wiederum von jenem souveränen Genius und Kulturgeist, der für die Lyrik Schaeffers charakteristisch ist. Das Buch besteht aus einer Reihe ganz verschieden gestimmter Novellen — einzelnen Erlebnisse des rätselhaften und doch so menschlichen Barons Josef v. Montfort. Dieser ist ein ganz individuell gezeichneter und höchst glaubhaft gestalteter Typus des modernen Übermenschen; er ist ein Lebenskünstler, dessen tiefstes Bedürfnis es ist, die Welt, die Natur und die menschliche Seele an sich und an anderen bis in ihre geheimsten mystischen, elementaren und tierischen Tiefen hinein zu erleben, wohl gemerkt, zu erleben — nicht künstlerisch zu gestalten. Die Erlebniskunst gilt seinem problematisch skeptischen Gemüt höher als die schöpferische Kunst. Er ist ferner ebenso ein Genießer, wie er ein Verzweifelter ist, ein Nihilist. Er ist eine ebenso sensible Natur, wie er ein rücksichtsloser, auch vor dem Verbrechen nicht zurückschreckender Willensmensch ist. Er steht dem unbegreiflichen Weltgeschehen und den Rätseln der Menschenseele ratlos und doch überlegen gegenüber. Er ist mit allem Satanswerk aufs tiefste vertraut und kniet doch überwältigt in heiligster Demut vor den Wundern der Natur und noch mehr vor ihren gewöhnlichsten

Einödstimmungen, er wird in tiefster Seele erschüttert durch die Offenbarung eines reinen Gemüts, einer gütigen Seele, eines Menschen. Er sucht Zerstreuung und treibt sich umher in allen Ländern der Welt und findet süßeste Tröstung in einfachen Kindheitserinnerungen. Er liebt unbewußt das strahlende lebendige Leben und jede Blume am Wege und fürchtet nicht den Tod .... Aber die von ihm so oft markierte eigentliche Tendenz seines Lebens ist: er sucht das Grauen, er hat keine Furcht, vor nichts — vor gewalttätigen Menschen nicht und vor geheimnisvollen Gespenstern nicht, und er geht doch an der Furcht vor der Furcht zugrunde, nämlich an der fixen Idee, daß er von einem Doppelgänger verfolgt wird. Diese eigenartige, von dem Dichter höchst anschaulich und lebensvoll gestaltete Persönlichkeit — und diese Gestaltung war wohl aus persönlichen, ich möchte sagen lyrischen Bekenntnisgründen und aus feiner psychologischer Liebhaberei der Hauptzweck der Dichtung — greift nun verschiedentlich wie ein Meister, wie ein Zauberer in die Schicksale anderer Menschen hinein. Und so begleitet ein Kranz origineller Novellen dieses dämonische Leben, das in Tagebuchform von Montfort selbst und seinem ebenfalls höchst originellen Diener, dem Halbchinesen Li, aufgezeichnet wird. Diese Novellen sind zumeist jene Erlebnisse, bei denen Montfort das „Gruseln lernen" möchte. Bald handelt es sich um das Problem suggestiver, seelischer Kräfte, die selbst die Toten durch ihre Energie wieder lebendig machen, bald um zeitliche Fernwirkungen, um Hellsehen, um das zweite Gesicht, bald um Aufklärung rätselhafter Todesfälle und Unglücksfälle. Oft kommt es darauf an, diese Probleme rein detektivistisch zu lösen, z. B. in der Meisternovelle „Der gelbe Flecken". Oft bleiben diese seelischen und okkultistischen Rätsel ungelöst. In ihrer geheimnisvollen Gespensterstimmung ist wohl die beste der Novellen die erste des Buches „Die tanzenden Füße", sie ist voll balladesker, großer mystischer Stimmung, durchsetzt von Ahnungen und von einem wahren Reichtum von herorisch-lyrischer Schönheit (in der Darstellung des einsamen Märchenschlosses auf dem schottischen Felsen usw.). Auch die Novelle „Der Gettatore" enthält Partien von ganz erstaunlicher Meisterung unbewußt waltender Seelenkräfte, des Problems der Übertragung erotischer Energien, sinnlich-übersinnlicher Liebeskräfte. Während andere Novellen wiederum kleinere Erlebnisse festhalten und in der tiefen Erfassung der rein menschlichen Natur und in der zartesten Bloßlegung seelischer Reize ihresgleichen suchen („Carlos Passada", „Das Glas Wein" —ein Meisterstück ist die Darstellung des russischen Apothekers — und „Die arme Seele".) Und über all dem, über diesem Reichtum an immer plastisch gesehenen und sich hell aus ihren Tiefen ergründenden Menschen, über die Lebenskunst des Josef Montfort und seinen erschütternden Abenteuern wie über den einfältigen klugen Betrachtungen seines ihn wie einen Gott verehrenden Dieners Li liegt immer der Glanz lyrischer Schönheit und Intimität eines zwar oft abschweifenden, aber immer anziehenden, suggestiven persönlichen Stils: Mit „Josef Montfort" setzt Schaeffer die große Reihe der interessantesten Mystagogen Poe, E. Th. A. Hoffmann — wie letzterer liebt er die Novellenform mit Umrahmungen — und anderer in durchaus eigener Art fort. Über die Probleme, die er gestaltet, über jedes einzelne ließen sich natürlich ganze Untersuchungen schreiben, die das logische Für und Wider erörtern. Eine gewisse Weitschweifigkeit in Übergangs- und Vermittlungspartien enttäuscht dann und wann.

Ein Gegenstück zu diesem Charakter bildet die Figur der Hauptheldin in dem Roman „Gudula oder die Dauer des Lebens" (Insel-Verlag). Ein Lebensbild aus der Zeit der Befreiungskriege, voll intimer Reize in Wort und Schilderung, Stimmung und Geschehnissen, so getreu gezeichnet — man könnte sagen so scheinbar einer Wirklichkeit nachgezeichnet —, daß es wie eine Biographie, wie ein Tagebuch wirkt. Dieser Eindruck wird hier durch Breite, dort durch Kürze erzielt, er wird verdichtet durch die vollkommen ruhige objektive, doch leise à la Jean Paul mit Bildern und Stilfloskeln jener Zeiten verbrämte Art der Darstellung. Das Köstlichste in dem Buche aber ist die Schilderung des mehrfachen Beisammenseins der Heldin mit Goethe. Die Episode wirkt vollendet intim und suggestiv infolge der vollkommenen Objektivität des Dichters, infolge des von aller Sentimentalität freien Gebahrens der Menschen. Überhaupt ist der eigenartige Reiz dieser Dichtung und ihres Stiles, wie ich schon andeutete, begründet in dem mit vieler und subtilster Kunst erzielten vollkommenen unsenti-

mentalen Wesen von Sprache und Stimmung der dargestellten Menschen und ihrer Schicksale, die tragisch sind, aber nicht als solche empfunden werden. Gudula, die Prinzessin aus kleinem deutschen Fürstentume, die ihr Liebeserlebnis mit dem simplen Bildhauer Drolshagen hat und mit diesem aus dem glänzenden Palast ihrer Ahnen in das Elend flüchtet, ist eine geradezu elementare natürlich-gerade Erscheinung, ein Menschenkind, wie es Dichtern selten gelingt in solcher lebendigen Geschlossenheit und runden Natürlichkeit. Es ist ein hohes Lob, wenn man sagt, daß dieser Roman in manchem, insbesondere aber in seiner künstlerischen Qualität an Jacobsens „Marie Grubbe" und an Flauberts „Madame Bovary" erinnert. In allen drei Dichtungen rollen sich die Schicksale elementar gestimmter weiblicher Naturen ab, die ganz ihrem Wesen hingegeben sind. Und es ist nun ein besonderes Lob für den Roman Schaeffers, wenn man weiter sagt, daß das Wesen seiner Heldin nicht eigentlich Sinnlichkeit und Hingebung, sondern Treue und Selbstaufopferung und doch recht eigentlich Treue sich selbst gegenüber ist.

Auch in dem Roman „Elli oder sieben Treppen" (Insel-Verlag) handelt es sich um die Beschreibung eines weiblichen Lebens. Der Roman spielt in der Gegenwart. Elli, eine arme Waise, kommt, hingegeben einem fast triebhaften Idealismus, nach Berlin, um hier zu studieren. Sie gerät in eine Gesellschaft von Dichtern und Literaten und wird bald von einer tiefen Liebe für einen geistig hochstehenden Schriftsteller erfaßt. Doch der verschmäht sie um einer Jugendliebe willen. Hiernach verliert Elli das seelische Gleichgewicht und allmählich jeden inneren Halt. In einer überschwänglichen Liebe zu einem jungen Künstler scheint sie nochmals sich selbst und das Heil wiederzufinden. Aber auch diesmal versagt das Schicksal. Auch die Ehe mit einem dritten Mann kommt nicht zustande. Elli sinkt tiefer und tiefer und endet als Straßendirne. Und das geschieht, als wäre es selbstverständlich, geschieht ohne Schuld und Willen des Mädchens, überkommt dieses wie ein Schicksal. Hilflos steht der Leser dieser Tragik des menschlichen Seins gegenüber. Eine schwere hoffnungslose Melancholie liegt über diesem Roman, der trotz der breiten, wortreichen Schilderung den Leser infolge der feinen und subtilen psychologischen Führung seltsam fesselt. Die Meisterschaft des Dichters zeigt sich auch hier in der sicheren, aus dem Wesen der Menschen selbst sich gleichsam herausgestaltenden und fast vegetativ aufkeimenden und abrollenden Entwicklung. Die eigentliche und ewige Tragik des menschlichen Daseins, und man könnte sagen alles Seins, enthüllt sich mit natürlicher Logik, — einer Tragik, deren letzter Urgrund die Unlogik ist.

Seitdem dies über Schaeffer geschrieben wurde, hat der Dichter noch einige andere Bücher veröffentlicht, die seine Entwicklung zu Höhe geführt haben: „Helianth, Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene, in neun Büchern dargestellt" (2 Bde.), „Der göttliche Dulder", Dichtweg, eine neuartige Umwandlung der Odyssee, „Gevatter Tod, märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe", „Parzival, ein Versroman in drei Kolisen", — alle im Inselverlag erschienen. Die Fülle dieser Gestaltungen ist so reich, tief und mannigfaltig, daß ich mir ihre Betrachtung für einen zweiten Aufsatz vorbehalten muß.

Deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart / Von Viktor Wall

Seit jeher wird die deutschösterreichische Dichtung von der Geschichtschreibung des gesamtdeutschen Schrifttums sehr zu Unrecht höchst stiefmütterlich behandelt. Insoweit dies die deutschösterreichische Literatur seit dem Sturm und Drang des jüngsten Deutschlands betrifft, so beruht diese ganz unverdiente Zurücksetzung auf einer einseitigen Beurteilung, hervorgerufen durch die Unkenntnis des außerordentlichen Reichtums dieses voll blühenden Zweiges geistigen Schaffens.

Von diesem Reichtum endlich einmal zusammenfassende Kunde zu geben, war längst eine dringende Notwendigkeit und sie ist dies in erhöhtem Maße heute, wo dem deutschen Volk eine Selbstbesinnung auf seine geistigen Kräfte mehr denn je bitter not tut.

Alfred Maderno gebührt das rühmliche Verdienst, mit seinem umfassenden Handbuch: „Die Deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart" (Leipzig 1920 bei Theodor Gerstenberg, geh. 16 M., geb. 22 M.), das langentbehrte Quellwerk geschaffen zu haben, aus dem jeder Geschichtschreiber der deutschen Literatur wird schöpfen müssen, insoweit er künftig auf deren süddeutsches Glied um die Wende des 20. Jahrhunderts zu sprechen kommt.

Madernos nicht genug dankenswertes Werk war ursprünglich auf eine Darstellung nach den einzelnen Kronländern der österreichisch-ungarischen Monarchie angelegt. Mit deren Zerfall fühlte sich der Verfasser zu einer Umarbeitung genötigt. Sein Stoff ist nunmehr höchst übersichtlich nach Dichtungsarten gegliedert, innerhalb deren eine Anordnung nach Landesteilen erfolgte. Natürlich ist die Zwangsbildung durch die unerhörte politische Vergewaltigung von St. Germain unberücksichtigt und so wurden die nun abgetrennten und dermalen unerlösten Gebiete der Südtiroler, Deutschböhmen, Karpathendeutschen, Banater usw. nach wie vor einbezogen gelassen, da sie ja unbeschadet der dermaligen Überantwortung unter eine nackte Zwingherrschaft unveräußerliche Teile des großen deutschen Mutterlandes bleiben, dem sich die politisch geknechteten Deutschösterreicher inbrünstiger denn je zugehörig fühlen, seit sie nicht mehr die Unterdrückung durch ein völlig undeutsches Herrscherhaus zu erdulden haben, das selbstlose Treue mit gröbstem Undank lohnte.

Schon bei flüchtiger Durchsicht des Buches müßten selbst einem nicht sachkundigen Beurteiler die ungemeinen Schwierigkeiten bewußt werden, auf die Maderno allerorts durch die Vielseitigkeit des Stoffes und dadurch stieß, daß er Neuland betrat.

Seine Tätigkeit ein Jahrzehnt hindurch als Buchkritiker und viele Jahre als Theaterberichterstatter in vier namhaften deutschen Städten verschaffte Maderno jenen äußern Überblick, ohne den er sich seiner Aufgabe nicht so vollständig hätte gewachsen zeigen können. Er hat sich an seine große Arbeit nicht als trockener Stubengelehrter herangemacht, der wohl die Teile in der Hand hat, dem aber leider nur das geistige Band fehlt, sondern er hat, selbst Dichter, mit dem nur einem Dichter eigenen Feingefühl die einzelnen Dichtungen in ihrem geheimsten Wesen ungewöhnlich tief erfaßt. Daß er sie mit parteiloser Gerechtigkeit wertete, wird ihm jeder besonders anrechnen müssen, der weiß, daß unbefangene neidlose Anerkennung keine Tugend ist, die unter Brüdern in Apoll gang und gäbe zu finden ist.

Maderno zeigt sich des weiteren nicht als gedankenloser Nachplapperer der Tageskritik, die so oft Ruhmeskränze augenblicklichen Modedichtern flicht und gleichzeitig Unrecht schweigendem Verdienst erweist. Er betritt die dem berufenen Literaturgeschichtschreiber vorbehaltene hohe Warte, von der allein es möglich ist, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen und jene ausgleichende Gerechtigkeit zu üben, die wir leider in so vielen Literaturgeschichten zu vermissen haben.

Maderno hat den an ihn herangetretenen außerordentlichen Anforderungen wahrhaft vorbildlich entsprochen. Wenn er manch einem bei Lebzeiten von der Umwelt nicht nach Gebühr anerkannten Dichter durch nachträgliche Würdigung die ihm bisher vorenthaltene Dankesschuld abstattet, so ehrt ihn dies auch selbst. Wo es sich aber um lebende Persönlichkeiten handelt, vermied er es, sich ein abschließendes Urteil anzumaßen und überhebliche Zensurnoten auszuteilen. In Anbetracht der zahllosen Widrigkeiten,

die sich dem Aufstieg österreichischer Dichter (von den Dramatikern ganz zu schweigen) entgegenstellen, hat Maderno mit Recht schroffe Bewertungen vermieden, sondern sich einer im großen und ganzen ausgleichenden Kritik beflissen.

Im allgemeinen greift er nur selten daneben, so z. B. wenn er dem künstlerisch geringwertigen und von höchst einseitigem Blickpunkt geschriebenen Kriegsroman von Kreutz „Die große Phrase" (Max Rascher, Zürich 1919) als „unübertreffliche Schilderung österreichischer Offizierstypen" „bleibenden Wert" beimißt, während dies Buch, das die Zeitwelle emportrug, in Wirklichkeit ein parteiisches Zerrbild ist und sich in Tagesschlagworten ergeht, mit denen es vergeht. Desselben Verfassers beachtenswürdiger Gefangenschaftsroman „Die einsame Flamme" (Egon Fleischel u. Co., Berlin 1920) lag bei Erscheinen von Madernos Werk zwar noch nicht vor, doch rechtfertigt es durch seinen dichterischen Gehalt Madernos ursprüngliches Urteil, daß die Bücher von Kreutz „keine gewöhnliche Sensation" sind: „Dazu steckt zuviel Menschentum in ihnen".

Jedenfalls kann Maderno mit Recht über seine Arbeit sagen: „Das Schaffen der Großen mit dem ehrlichen Wollen der kleinen Talente ist in dieser Vollständigkeit wohl zum ersten Male unter ein gemeinsames Dach gebracht worden" (S. 290).

Sein mit rastlosem, nimmermüdem Fleiß geschriebenes Werk darf sich in der Tat weitestmöglicher Vollständigkeit rühmen. Einem von der Durchschnittskritik vorsätzlich geringschätzig behandelten Gebiet, der völkischen Dichtung, ist er unparteiisch gerecht geworden. Schließlich sei bemerkt, daß Maderno ein besonderes Augenmerk der Darstellung der Mundartdichtung zuwandte, die er durch zahlreiche Proben anschaulich zu machen wußte, was ihm um so mehr anzurechnen ist, als gerade dieses Literaturgebiet trotz seines reichen Wachstums so gut wie unbekannt ist.

Eine Reihe von Dichterbildnissen schmückt das ungewöhnlich gediegen ausgestattete Werk, dessen Schlußabschnitte einer Zusammenstellung der literarischen Zeitschriften, Vereinigungen, der um das deutschösterreichische Schrifttum besonders verdienten Verleger und einer übersichtlichen „deutschösterreichischen Bücherei" gewidmet sind. Letztere vermittelt einen guten Überblick über den Reichtum des heimischen Kulturschatzes und will den deutschen Buchhandel in verstärkterem Maße als bisher für das deutschösterreichische Schrifttum gewinnen, das seiner geschäftstüchtigen Förderung um so mehr bedarf, als die Gegenwartskrise nur zu sehr das dichterische Schaffen unterbindet.

Madernos Bestreben, die Kenntnis des reichen donauländischen Schrifttums dem Mutterlande zu vermitteln, verdient nachhaltigste Förderung und rühmliche Hervorhebung. Es wäre sehr zu wünschen, daß es auch allerorts den erforderlichen Widerhall fände. Denn: „Ohne die geistige Verständigung aller Deutschen untereinander ist eine politische Vereinigung, auf die wir ja hinarbeiten, einfach undenkbar. Erst wenn Deutschland uns Deutschösterreicher so gut kennt, wie wir Deutschland kennen, werden sich die politischen Ideale verwirklichen lassen" (S. 301).

Vom Werden der Meistersinger / Von Joh. Heinrich Braach-Duisburg

An einem der letzten Märztage des Jahres 1861 stand am Ufer der Seine zu Paris in der Nähe des Platzes de la Concorde ein Mann, Ende der Vierziger, und schaute, die Arme auf das Schutzgeländer gestützt, dem Abendmüdewerden der Wasser zu. Einige Kähne machten rastsuchend fest, noch ein paar Schifferrufe zu heimgehenden Ausladern, dann wurde mit sinkender Dämmerung Stille auf dem Strom, der sich zum Schlaf in jede Schmiegfalte seines Bettes kuschelte und trotz der über ihm liegenden Spiegelung nach und nach aufblitzender Brückenlichter ein Bild unendlicher Ruhe bot. Die aber suchte der Mann; jene wildwüsten Gedanken wollte er niederkämpfen, die seit Tagen wie fressende Sorge seinen Sinn zermarterten. Ungezählte Kampfjahre lagen hinter ihm; Revolutionär war er, da hatte ihn die Heimat verstoßen, Umwälzer war er, denn er ging mit Legionen selbstgeschaffener Katapulte gegen den Hohlbau eines zeitgewordenen Kunstgeschmackes vor. Neues Großes wollte er mit riesig

bezwungener Arbeit geben, aber nur wenige verstanden ihn, die meisten mieden seine Art. Endlich aber schien Sonnenlicht aufzudämmern. Der Kaiser Napoleon III. hatte auf Bitten der Fürstin Metternich die Aufführung seines „Tannhäusers" angeordnet. Mit Hoffnungen, wie nur Künstler sie hegen können, war er hergekommen, einen ganzen Winter lang hatte er unsäglich geschuftet, sich mit Ränkeschmiedern Tag für Tag herumgeschlagen, ein Reich für sich war zusammengeschweißt worden — umsonst.

Dreimal hatte man dem „Tannhäuser" einen Mißerfolg bereitet, wie er in der Kunstgeschichte noch nicht erlebt wurde. Man johlte, pfiff, schrie bei offener Szene, die Kritiken der Zeitungen waren nichts als Hohn — und warum? Weil der Komponist das Ungeheuerliche gewagt hatte, dem zweiten Akt kein Ballett zuzufügen. Dieses war Trumpf, nicht die Oper. Die vornehme Welt, der Jockei-Klub, besuchte erst gegen Mitte der Vorstellung das Theater, und ein Ballett in der letzten Hälfte der Oper gehörte schon allein wegen der ausgedehnten Beziehungen zwischen der jeunesse dorée und den Damen der leichtbeschwingten Muse zum Muß derjenigen, die mit degeneriertem Geschmack und dickem Geldbeutel das künstlerische Urteil von Paris darstellten. Wie Tolle hatten sie sich aufgeführt! Wagner biß die Zähne zusammen und rüttelte an dem Gitter in auflodernder Wut.

Ruhe sagten die Wellen. Frieden sangen Abendglocken. Es wandte sich das Leid von dem bitteren Geschehen der letzten Tage und wurde noch tiefer: Heimweh nach deutschem Lande nahm sein Herz in Hände und drückte es in Schmerz.

Heimweh! Da scherte der einsame Mann sich nicht an die Passanten der Straße und ließ seinen Tränen freien Lauf.

O du Deutschland!

Ruhe, sagten die Wasser, Ruhe und Frieden. Und einmal schienen sie Harfen zu werden, und Stimmen, Lieder und Akkorde klangen auf und sangen vom Glauben der Menschen an sich selber und waren voll Hymnen für deutsches Meistertum. So war's, als ob die ferne Heimat mit Mutterlippen ihrer Seele zu ihm in der Fremde spreche und Trost im Weh und in der Krankheit der Sehnsucht spende.

Und einmal reckten sich Wagners Muskeln, ein Schütteln ging durch seinen Körper, Trotz begehrte auf und Wille. Die Unrast, die ihn marterte, fiel ab wie Nebel vor der Sonne. Eine Weise hatte er gefunden, die sollte Ausdruck seines Heimwehs werden und sollte alles bekommen, was er an Liebe, an endloser Liebe für das Vaterland im Borne seines Menschtums barg, und jede Faser seines Lebens sollte in ihr schwingen.

Erinnerung war in Wagner wachgeworden an einen alten Plan. Den hatte er vor 16 Jahren gefaßt, als er das Werk, das ihm die Pariser mit Schande bewarfen, vollendet hatte. Damals schon dachte er daran, dem deutschen Meistersingertum in einer Oper einen Gedenkstein groß und schön an Form zu setzen. Im Jahre 1851 hatte er dann in der „Mitteilung an meine Freunde" die Absicht, in rohen Zügen umrissen, öffentlich kundgegeben. Zehn Jahre Pause seitdem, und erst diesen Abend — abermals im Zeichen des „Tannhäusers" — sprang der göttliche Werdefunke wieder in ihm auf und nahm stärkere Gestalt an als damals, da der Boden seines Geistes den Samen zu dieser Schöpfung erfaßte. Neues Ziel wuchs bergehoch empor, der versperrt erschienene Weg lag offen, hinter einer Flut zu überbrückender Arbeit lag der Sieg größerer Vollendung — der mußte gewonnen werden.

Nacht und Frieden kündeten die kleinen Wogen. Glocken der nahen Kirchen hatten aufgehört zu schlagen, nur ganz ferne, um Notre Dame, war noch Schwingen in ihnen.

Wagner hatte sich wiedergefunden. —

Paris, die Stätte der herbsten Tannhäusernot, sollte auch der Ort sein, da der Dichterkomponist den Text zu seinen Meistersingern verfaßte. Der Sommer 1861 verging in allerlei Unruhe, in gehastetem Hin und Her. Im Herbst flüchtete der Heimatlose wieder an die Seine, und hier, mitten im Trubel und Rauschen der Weltstadt, im Dezember 1861 und Januar 1862, erstand die Meistersingerdichtung, durchzittert von einem heißerschütternden Pulsschlag vollsten Lebens. Im Zeichen des Louvre, der Tuilerien und des Hôtel des Invalides blühte unserm Meistertum der schönste Sang auf, wurde deutschem Sein ein unvergänglicher Zierkranz gepflückt und gebunden.

RANDBEMERKUNGEN

Wertzuwachs und Scheinwerte.

In normalen Zeiten konnte von einem durch intensive wirtschaftliche Betätigung der Gesamtheit erzielten Wertzuwachs mit Fug und Recht die Rede sein. Ein städtisches Grundstück, Miets- oder Geschäftshaus konnte zum Beispiel durch Anlage neuer Verkehrsmittel oder durch eine Hebung des Geschäftsverkehrs in der betreffenden Gegend an Wert, d. h. an Ausnutzungswert wesentlich gewinnen. Es war daher nicht mehr als recht und billig, daß der Staat an dem Wertzuwachs, der dem Grundstücksbesitzer ohne sein Zutun in den Schoß fiel, in Form einer Steuer beim Verkauf des Grundstücks partizipierte. Heute fallen die wirtschaftlichen Voraussetzungen, die einen Wertzuwachs hervorrufen können, im großen ganzen fort, trotzdem macht der Steuerfiskus gute Geschäfte mit der Wertzuwachssteuer. Es beruht dies auf der Fiktion, daß die Goldmark bei geschäftlichen Transaktionen dieser Art mit der Papiermark gleichzustellen sei. Ein Beispiel aus der Praxis mag dies erläutern. Ein Wohnhaus, dessen Gestehungskosten vor dem Kriege 200 000 Goldmark betrugen, wird heute mit 400 000 Papiermark verkauft, also nach der Auffassung des Steuerfiskus mit einem „Gewinn" oder einem Wertzuwachs von 200 000 Mark, der selbstverständlich in voller Höhe, als handle es sich um Goldmark, zur Steuer herangezogen wird. Da diese mit allen Nebenabgaben etwa 40 Prozent beträgt, so bleibt dem Besitzer immerhin noch ein „Gewinn" von 120 000 Mark, in Wirklichkeit hat er aber bei dem Geschäft, sofern er tatsächlicher Besitzer, nicht bloß Hypothekenverwalter ist, nicht nur nichts gewonnen, sondern einen erheblichen Verlust erlitten. Denn wollte er dasselbe Gebäude, dessen Gestehungskosten sich vor dem Kriege auf 200 000 Goldmark, die sich aus rund 50 000 Mark für die Baustelle und 150 000 Mark für die Herstellung zusammensetzen, bezifferten, neuerrichten, so hättte er heute bei einer Material- und Lohnsteigerung um mindestens 100 Prozent die runde Summe von 15 Millionen für die Bauausführung zu zahlen. Vernunft wird Unsinn! Die fundamentalsten Sätze der Volkswirtschaft, nach denen Angebot und Nachfrage den Kaufpreis des Gegenstandes bestimmen, sind auf den Kopf gestellt. Wirkliche Werte werden, wie in diesem Fall, infolge einer kurzsichtigen Wirtschaftspolitik zu Scheinwerten herabgedrückt. Je weniger jemand an dem Verkaufsobjekt besitzt, um so größer ist seine Chance, namentlich auf dem Grundstücksmarkt, bei einem Verkauf zu gewinnen. Man kann Besitzer von zehn Grundstücken sein, ohne auch nur einen Ziegelstein daran sein eigen zu nennen, trotzdem kann man aber aus diesem Nichts unter Umständen ein Vermögen herausholen, wenn es gelingt, die Objekte einem valutastarken Ausländer zu verkaufen. In diesem Fall sind die Hypothekengläubiger, deren Goldeinzahlungen sich automatisch in Papier umwandeln, die Leidtragenden. Den Nutzen hat immer der nominelle Besitzer. Auch in diesem Fall wird Vernunft Unsinn. — Wir werden an diesem Unsinn, vielleicht noch in potenzierter Form, zu leiden haben, möglichenfalls daran zugrunde gehen, wenn nicht sehr bald eine Stabilisierung der Valuta erfolgt.

Das abgelehnte Alkoholverbot.

In Schweden ist nach einem überaus heftigen Wahlkampfe das allgemeine Alkoholverbot nach norwegischem Muster mit 913 772 gegen 878 110 Stimmen abgelehnt worden. Die Mehrheit ist zwar nur klein, denn von den Abstimmenden erklärten sich 51 Prozent gegen und 49 Prozent für das Verbot. Aber bei der gewaltigen Agitation, die die Prohibitionsanhänger entfaltet hatten, und dem Fanatismus, mit dem Guttempler, Blaubändler und kirchliche Organisationen für das lückenlose Alkoholverbot eintraten, muß das Ergebnis immerhin schon als ein Erfolg der Vernunft bezeichnet werden, zumal aus Amerika, Norwegen und Dänemark den Prohibitionisten bedeutende Geldmittel und auch sonstige Unterstützung jeder Art zugeflossen sind. Wie stark der Kampf um die Unterdrückung des Alkohols alle Leidenschaften des Landes aufgewühlt hat, beweist schon die überaus starke Beteiligung der Bevölkerung an der Abstimmung: es sind rund eine halbe Million mehr Stimmen abgegeben worden, als bei den letzten schwedischen Reichstagswahlen.

Von vornherein stand fest, daß hauptsächlich die Frauenstimmen zugunsten der Alkoholgegner stark ins Gewicht fallen würden. Da die Stimmabgabe getrennt war, lassen sich hierüber jetzt ganz bestimmte Zahlen anführen. In der Tat haben 458 889 Frauen oder 57 Prozent für das Verbot und nur 341 511 oder 43 Prozent gegen das Verbot gestimmt. Nur in den Großstädten und besonders in Stockholm stimmten auch die meisten Frauen gegen das Verbot. Berücksichtigt man nur die abgegebenen Männerstimmen, so ist die Mehrheit gegen das Alkoholverbot sehr groß. 60 Prozent der Männer erklärten sich gegen das Verbot und nur 40 Prozent dafür. Neben der weiblichen war es besonders die Landbevölkerung, die dem Einfluß der kirchlichen Kreise und der fanatischen Agitation der Alkoholgegner erlag. In den Großstädten sprach sich die erdrückende Mehrheit der Wähler gegen das Alkoholverbot aus. In der Hauptstadt Stockholm z. B. wurden insgesamt, die Frauen mit einbegriffen, nur 22 000 Stimmen für das Verbot abgegeben, dagegen 139 000 dagegen. In allen schwedischen Städten wurde das Alkoholverbot mit der starken Mehrheit von 401 000 gegen 197 000 Stimmen abgelehnt. Nur in einigen Küstenorten ergaben sich auffallenderweise sehr starke Mehrheiten der Verbotsfreunde, aber nicht etwa deswegen, weil dort die Leute sehr alkoholgegnerisch gesinnt gewesen wären — vielmehr ist gerade dort bekanntermaßen der Alkoholverbrauch sehr groß —, sondern weil die Bewohner sich zum großen Teil schon auf den umfangreichen Alkoholschmuggel eingestellt hatten, den sie im Falle der Annahme des Verbots betreiben wollten und durch den sie nach dem Vorbild zahlreicher Küstenorte in dem prohibitionistischen Norwegen und Finnland große Reichtümer zu erwerben hofften.

Dieses Beispiel beweist schon, wie sehr bei der Abstimmung von seiten der Alkoholgegner auch mit unlauteren Mitteln gearbeitet worden ist, um Stimmen für das Alkoholverbot zu gewinnen. Die Abstinenten haben enorme Summen für Propagandazwecke verausgabt und haben es verstanden, durch eine amerikanische Agitation, die zum großen Teil auch mit amerikanischem Gelde betrieben wurde, besonders auf die Landbevölkerung einzuwirken. Die schwedische Presse, vor allem die größere, war zum großen Teil gegen die Zwangsmittel, mit denen die allgemeine Abstinenz durchgesetzt werden sollte. Sie hat darum viel zur Aufklärung der Massen beigetragen. Man darf dabei nicht vergessen, daß es sich in Schweden keineswegs etwa um einen Kampf zwischen Alkoholgegnern und Alkoholfreunden handelte. In Schweden besteht bereits ein Mäßigkeitssystem, nach welchem jeder Bürger monatlich nur eine bestimmte Menge Alkohol beziehen darf, über die in besonderen Bezugheften genau Buch geführt wird. Hieran dürfte auch nach der jetzigen Abstimmung nicht gerüttelt werden. Die eingeschworenen Abstinenten wollten aber nach dem Muster Amerikas, Finnlands und Norwegens auch in Schweden die vollkommene Unterdrückung der Alkoholherstellung, des Alkoholhandels und die Bestrafung jedes Alkoholgenusses durchsetzen. Hiergegen wandten sich auch zahlreiche Mäßigkeitsfreunde, weil sie dem Staat grundsätzlich das Recht abstritten, seinen Bürgern den Genuß irgendeines Stoffes zu verbieten und unter Strafe zu stellen. Die Abstinenten berufen sich immer auf die Schäden, die durch die Trunksucht hervorgerufen werden und die niemand bestreitet. Aber deswegen ein allgemeines Alkoholverbot zu verlangen, heißt nichts anderes, als die Mäßigen für die Sünden der Unmäßigen bestrafen. Daher hat sich sogar der Urheber des seit 1918 in Geltung befindlichen schwedischen Nüchternheitssystems, das auf der oben schon geschilderten Alkoholrationierung aufgebaut ist, der bekannte Dr. Bratt, gegen das allgemeine Alkoholverbot ausgesprochen, erstens weil die Erfahrungen, die man damit nicht nur in Amerika, sondern auch in Finnland und Norwegen gemacht hat, die allerschlechtesten waren, indem dadurch nur der heimliche Schnapsgenuß und die noch viel gesundheitsschädlichere Alkoholfabrikation im Haushalt gefördert wurden, und ferner weil er sich von aufklärender Arbeit in den Schulen, beim Militär usw. viel mehr Erfolg gegen die Trunksucht versprach als von polizeilichen Verboten.

Der Kampf um die zwangsweise Einführung der Abstinenz hat in Schweden mit der Ablehnung durch Volksabstimmung voraussichtlich für längere Zeit sein Ende gefunden. Allerdings ist die schwedische Regierung nicht unbedingt an den Volksentscheid gebunden, denn die Verfassung kennt dort nur eine konsultative, keine entscheidende Volksabstimmung, d. h. die Regierung braucht das Er-

gebnis nur als einen Rat, nicht als einen Befehl anzusehen. Da aber innerhalb der jetzigen Regierung Schwedens fünf Anhängern des allgemeinen Alkoholverbots sieben Gegner gegenüberstehen, zu denen auch der bekannte sozialistische Ministerpräsident Branting gehört, so darf der Plan einer völligen Unterdrückung des Alkoholgenusses durch ein staatliches Zwangsgesetz als endgültig gescheitert angesehen werden. Die radikale Abstinenz hat in Schweden eine entscheidende Niederlage erlitten, und da dort wie anderswo die alkoholgegnerische Agitation mit der bolschewistischen vielfach Hand in Hand geht, spricht die nordische Presse mit Recht von einem Siege der Vernunft gegen Staatsallmacht und Bolschewismus.

Auf deutscher Straße.

Seine erzählenden und kunstgewerblichen Werke schufen Joseph Aug. Lux einen guten Namen. Der vorliegende Roman ist der zweite Teil einer auf drei Bände angelegten Romanreihe, die ein Jahr zuvor mit „Amsel Gabesam" begann. Zwar nach des Verfassers Behauptung für sich abgeschlossen, setzt dieser zweite Roman durch das vielfache Weiterspinnen ursprünglich aufgenommener Fäden, die aber nun nicht klar genug entwirrt werden, doch die teilweise Kenntnis des ersten Werkes voraus. Lux versichert im Vorwort, daß sein Dreibänder „Unterhaltungsstoff im landläufigen seichten Sinn ebensowenig sein will, wie die andern Werke des Verfassers". Das stimmt. Größte Hochachtung vor seinem ernsten Wollen! Bei aller Anerkennung seines hochgespannten Strebens kann sich aber eine gewissenhafte kritische Prüfung trotz aller Wohlmeinung nicht der Erkenntnis verschließen, daß diesem so anerkennenswürdigen Wollen das hierfür unerläßliche Können nicht im erforderlichen Maß zur Seite steht. Wenn z. B. Lux allzu breit entwickelte philosophische Gedankengänge in einem Ausmaß in sein Buch verflicht, daß sie die an sich ohnehin nur wenig bewegte Handlung sprengen, so verkennt er damit die Bedingungen der Romanform. Es würde zu weit führen, im einzelnen nachzuweisen, wie verschwommen und ungeordnet vielfach Personen und Geschehen gestaltet sind, sodaß dadurch öfters der Eindruck eines nur lose aneinander gefügten Bruchstücks entsteht. Allzuwenig zeigt sich Lux der ungemein belebenden Wirkung von Wechselreden bewußt. Auch stilistisch läßt seine Romantechnik zu wünschen übrig. Möge er sich etwa an den gestaltreichen Werken seines großen Landsmanns Karl Bienenstein bilden, aus dessen Roman „Im Schiffmeisterhause" (1913 ebenda), „Deutsches Sehnen und Kämpfen", „Der Einzige auf der weiten Welt" (beide bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart 1913 und 1917), wie aus der Meistererzählung „Der schwarze Stein" (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München, 1919) Lux technisch und gedanklich viel zu lernen hätte. Wir freuen uns des von ihm so groß gedachten „Weltanschauungs-, Erziehungs- und Kulturromans" und hoffen, dem rühmenswerten Bestreben dieses ehrlich ringenden Dichters in künftigen Werken voll gereifteren Vermögens wieder zu begegnen. Viktor Wall.

Adolf Menzels Wanderbuch.*)

Der Gedanke, Meister der alten und neuen Kunst mit kurzen biographischen Notizen an der Hand charakteristischer Werke und unter besonderer Berücksichtigung der den Künstler am intimsten kennzeichnenden Studien und Skizzen lebendig, frisch und rund darzustellen, war ein außerordentlich guter, zeitgemäßer und auch pädagogisch wertvoller. Denn viel mehr als manche der großen umfassenden Künstlerbiographien vermögen diese den Künstler in seinem Wesentlichsten erfassenden Breviere dem Laien ein markantes und bleibendes Bild zu geben. Neuerdings ist nun in dieser Sammlung neben wertvollen knappen Darstellungen der Kunst und des Lebenswerkes eines Goya, Velasquez, Raffael, Feuerbach, Leonardo da Vinci, Adam Elsheimer(jeder Band mit vielen vortrefflich gelungenen Abbildungen) ein Adolf Menzel-Brevier erschienen. Prof. E. W. Bredt, der es herausgibt, nennt es „Wanderbuch" und meint hierzu treffend:

„Menzels Wanderungen und Reisen stehen in so enger Wechselbeziehung zu seinem ganzen künstlerischen Schaffen, daß man die Entstehungsgeschichte seiner Werke kaum von der Geschichte seiner Wanderungen und Reisen trennen kann. In unserm „Wanderbuch" Menzels, das des Künstlers große

*) In der Sammlung „Kunstbreviere", Hugo Schmidt Verlag, München. — Das Menzelbrevier — mit 60 Abbildungen und einer Auswahl von Briefen und Geschichten und mit einer Einleitung — gibt Professor E. W. Bredt heraus.

Liebe und Treue zu seinem Vaterland vergegenwärtigt, führen die Skizzen, Studien und Bilder, die in allen Teilen Deutschlands, in Österreich, der Schweiz, in Nord-Italien und Paris geschaffen wurden, wie Illustrationen eines Tagebuchs durch des Künstlers langes Leben. „Ich bin mit Deutschland noch lange nicht fertig", hat einmal der schon greise Künstler geäußert, und tatsächlich verschwinden ja die Zeichnungen und Bilder aus fremder Herren Länder ganz unter den vielen Tausenden von Skizzen und Studien aus den deutschsprechenden Landschaften, in denen Menzel doch immer wieder am liebsten geweilt.

„Alle Kunst ist auch zugleich Handwerk, was bitter erlernt werden muß, und gerade mit darin liegt ihr Großes," hat Menzel einmal gesagt. Betrachtet man aber die lebendige Flucht der in diesem Büchlein wiedergegebenen Zeichnungen, so empfindet man zwar das Handwerkmäßige in der außerordentlich sauber und in allen Details peinlich genau durchgeführten Art des Zeichnens, aber auch eine Beobachtungsschärfe für das Wirkliche und Wesentliche in seinem Bilde und Gebahren, die immer wieder aufs neue überrascht, und in jeder Skizze von der in diesem Sinne einzigartigen Genialität des Meisters Zeugnis ablegt. Doch ich will die so oft gekennzeichneten künstlerischen Werte des Meisters hier nicht noch einmal darlegen. Ich will vielmehr jeden Freund seiner realistischen „preußischen" Kunst auf dieses lebendige Büchlein, daß dem Geiste und dem Wesen Menzels in jeder Beziehung gerecht wird, aufmerksam machen. Wie wundervoll lyrisch zart wirken z. B. die Zeichnungen nach Landschaftsmotiven aus der Gegend um Sanssouci oder Cassel („Nymphenbad bei Cassel", „Die Fulda bei Cassel"), wie dramatisch und immer charaktervoll — neben allem äußeren Realismus — die Genrebildchen und Skizzen, auf denen Volkstypen oder irgendeine drollige Situation dargestellt wird („In einem süddeutschen Postwagen", die Skizzen aus Parten-kirchen, München, Paris). Mit Vorliebe und mit peinlicher Genauigkeit hat Menzel das Innere eines Doms oder eines Klosters gezeichnet („Klosterkirche in Riddagshausen bei Braunschweig", „Klosterkirche in Ettal", „Wallfahrtskirche in Einsiedeln", „Im Münchener Dom"). In ihrer filigranartigen Feinheit und in der vollkommenen Überwältigung des Räumlich-Perspektivischen gehören diese Zeichnungen zu den reizvollsten des Büchleins. Professor Bredt, der mit großem Verständnis gerade solche Bilder ausgewählt hat, die nicht nur das in seiner Art universale Genie des Meisters, sondern auch sein Menschentum, sein seelisches Wesen kennzeichnen, hat auch in dem die Bilder begleitenden Text Adolf Menzel vor allem in seinen wesentlichsten und markantesten Zügen als Künstler und Mensch lebendig veranschaulicht. Und endlich gewinnt dieses Porträt noch wesentlicheren Ausdruck durch die am Schlusse mitgeteilte Briefe und Menzelanekdoten.

Dr. Hans Benzmann.

BÖRSENSPIEGEL

Was wird aus der Mark?

Diese Frage hat man sich im Laufe der jüngsten Wochen sehr oft vorgelegt, und in Zukunft wird man sie sich nicht minder häufig vorlegen. Wer aber frei ist von Illusionen und nicht immer das allein glaubt, was er wünscht, muß zu der Ansicht kommen, daß man alle Hoffnung fahren lassen kann.

Gewiß, wir sind noch lange nicht so weit wie im herrlichen Bruderlande Österreich, wo man es bereits zur Millionen-Kronen-Note gebracht hat. Aber der 100 000-Mark-Schein lauert ebenfalls bereits im Hintergrunde, und an den Zehntausender haben wir uns allmählich schon so gewöhnt, daß wir ihn beinahe als Kleingeld ansehen.

Was will das werden? Es ist noch gar nicht so lange her, als man in den Wochenausweisen der Reichsbank von Zeit zu Zeit feststellen konnte, daß der Notenumlauf um ein paar Milliarden abgenommen habe. Es ist auch noch gar nicht so lange her, daß die amtliche Außenhandelsstatistik ein

überwiegen der monatlichen Ausfuhr gegenüber der Einfuhr feststellte. Heute wissen wir, daß auf lange, lange Zeit hinaus keine Abnahme des Notenumlaufs mehr eintreten wird, und daß ebenso von einer aktiven Handelsbilanz keine Rede mehr sein kann. Wie schon gesagt: Lasciate ogni speranza!

Wie hypnotisiert starrte man seit Wochen und Monaten nach Amerika, ob nicht eines Tages die vielbesprochene Anleihe über den großen Teich geschwommen käme; starrte nach England, wo man uns ebenfalls immer allerlei Hülfe in Aussicht gestellt hatte, im entscheidenden Augenblick aber jedesmal versagte. Hoffte auf ein Wunder in den Pariser Verhandlungen und ebenso später in den Verhandlungen mit den Belgiern, wie man vordem in Genua auf ein Wunder gehofft hatte. Wir leben indessen in keiner Zeit der Wunder mehr, sondern in einer Zeit harter und realer Tatsachen, und so gehen wir langsam, aber sicher den Tagen einer Markdämmerung entgegen.

Das Schicksal der Mark ist nicht in den Tagen entschieden worden, als der Dollar zuerst auf 1000 oder auch auf 2000 stieg. Das war nur die notwendige spätere Folge anderer, älterer Ursachen. Das Schicksal des Krieges hat sich ja auch nicht etwa in den Herbsttagen 1918 entschieden, sondern weit früher schon, vielleicht schon am Tage der ersten Marneschlacht, und Ereignisse von riesengroßer Tragweite müssen sich erst langsam auswirken. So hat sich denn auch das Schicksal der Mark im Grunde an dem Tage des traurigen Novembermonats 1918 entschieden, als die Herren Volksbeauftragten das Gesetz verkündeten, in dem militärisch besiegten, wirtschaftlich zusammengebrochenen Deutschland sei die Arbeitszeit erheblich zu verkürzen. Das war der Anfang vom Ende, der Todesstoß der deutschen Mark, und was später kam, war nur das langsame Hinsiechen und Sterben, nachdem der Todeskeim bereits in den kranken Wirtschaftskörper gelegt worden war.

Zu den klügsten Leuten und kühlsten Rechnern auf der Welt gehören die Amerikaner. Sie sind bereit, einem Volke, dessen Arbeitswillen sie erkennen, Kredit zu geben, weil sie genau wissen, daß ihr Geld dort sicher angelegt ist. Aber einem Schuldner, der weniger arbeiten will als sein Gläubiger, geben die Amerikaner niemals Kredit. Das weiß jeder, der sich nicht durch die optimistischen Stimmungsbilder und Schönfärbereien gewisser Stellen täuschen läßt, sondern die Dinge so sieht, wie sie in Wirklichkeit sind. Seit dem Jahre 1914 haben wir uns noch nicht die Siegesbulletins abgewöhnen können, den großsprecherischen Optimismus, der damals, in den Tagen des Sieges, vielleicht am Platze war, heute aber ganz gewiß nicht. Auch nicht im Juni vorigen Jahres, als uns die unerhörte, untragbare Reparationslast von 2 Milliarden Goldmark jährlich aufgebürdet worden war, und als der Reichskanzler Dr. Wirth in einer Rede zu Essen wörtlich erklärte, deswegen brauche niemand den Kopf hängen zu lassen, wir würden die verlangten Jahreszahlungen schon aufbringen. Jetzt, nach Tische, liest man's erheblich anders.

Im Grunde leben wir heute in Deutschland von der Notenpresse. Genau wie in Rußland, wie in Österreich, kurzum wie in den verschiedenen mehr oder minder sozialistisch regierten Staaten. Wir haben riesige Tribute in Goldwährung und Sachleistungen ans Ausland zu bezahlen; wir haben eine stark passive Handels- und Zahlungsbilanz, wir leben also vom Kapital und ermöglichen das durch den Druck ungeheurer Mengen Banknoten, hinter denen nichts steht. „Pourvu que sa dure" sagte die alte Laetitia Bonaparte.

Nun, einstweilen geht's, und über die Zukunft macht man sich keine Sorgen. Auch nicht im Reichsbankpräsidium. Vor ein paar Monaten war man dort, wo man bekanntlich seit dem Jahre 1914 konsequent und unentwegt die falsche Tendenz hat, noch der sonderbaren Ansicht, der Notenumlauf werde eines Tages eingeschränkt werden können. Heute kennt man keinen größeren Stolz, als die „Leistungsfähigkeit" der Reichsbank dadurch zu beweisen, daß man einer Notenproduktion von 4 Milliarden Mark auf Monate hinaus voll und ganz gewachsen zu sein erklärt. Ende des Jahres haben wir einen Notenumlauf von 750 Milliarden Mark, und im Frühjahr 1923 werden wir uns langsam — nach russischem Vorbilde — an die astronomischen Zahlen gewöhnen müssen. Jeder bescheidene Angestellte wird in absehbarer Zeit am Ultimo Millionär sein und am 15. kein Geld mehr haben, weil eine Million nicht weit reicht. Und dann wird eben sein Gehalt auf 2 Millionen steigen, und am 15. wird er aber-

mals nicht mehr viel übrig haben, weil die Preise mitlaufen.

Die Markentwertung kommt nicht von außen her, sie kommt von innen heraus, und darum gerade ist sie so unabwendbar. Die äußeren Einwirkungen sind nicht so schlimm. Auf Poincaré kann ein anderer französischer Ministerpräsident folgen, die Reparationsfrage kann einmal eine andere Lösung finden; alles möglich und denkbar; aber das ist ja gar nicht die Hauptsache. Die Hauptsache, der Kernpunkt des ganzen Problems ist der, daß wir dauernd, seit 1914, erheblich mehr verbrauchen, als wir erzeugen, und daß dieser Raubbau auf die Dauer den stärksten Wirtschaftskörper zugrunde richten muß. Vor allem aber die Valuta des Landes, das einen solchen sträflichen Raubbau treibt. Eines Landes, das die wertvollsten Naturschätze sein eigen nennt, sie aber nicht fördert. Wenigstens nicht in genügender Menge und anstatt dessen lieber die notwendigen Dinge, die es im eigenen Lande hat, vom valutastarken Auslande bezieht und in seiner entwerteten Eigenwährung bezahlen muß.

Für ein Land, dessen Regierung in den Tagen der schlimmsten Valutakrise nicht die Leiter seiner Großbanken, seiner mächtigen Industrie- und Handelskonzerne zur Beratung über die Lage zusammenruft, sondern die Führer der Gewerkschaften, dessen Wirtschaftsleiter nichts anderes zur Hebung der Notlage vorzuschlagen wissen als eine Sondersteuer für „Schlemmer", für ein solches Land und seine Valuta kann man leider nicht fest gestimmt sein, und nicht der lebende Poincaré ist es, der den Wert unserer Mark zerstört, sondern der tote Karl Marx, nach dessen Grundsätzen in Deutschland wirtschaftlich regiert wird.

Was ist ein Artikel wert, der keine wirtschaftliche Eigenfunktion erfüllt, der lediglich als Austauschmittel dient, und von dem täglich mehrere Milliarden Stück ohne sonderliche Kosten und ohne jede wirtschaftliche Gegenleistung hergestellt werden? Hätte man im Jahre 1914 irgend jemand diese Frage vorgelegt, so würde er wahrheitsgemäß geantwortet haben: Gar nichts, allenfalls die Materialkosten.

Was im Jahre 1914 Geltung hatte, hat aber auch im Jahre 1922 seine wirtschaftliche Richtigkeit nicht verloren. Das ist nun einmal so, und wenn wir uns auch verzweifelt an die letzte Goldmilliarde klammern, die sich noch im Besitz der Reichsbank befindet, was bedeutet diese eine arme Milliarde in einem Augenblick, wo täglich vier Milliarden „Mark" neues Papiergeld gedruckt werden?

Wie der Dollar sich in den nächsten Tagen und Wochen entwickeln wird, kann niemand wissen. Er kann steigen, er kann aber auch fallen. Denn er ist ein Wert wie jeder andere, der einmal höher, einmal niedriger im Kurse steht. Aber der Weg der Mark ist vorgeschrieben, es vollzieht sich hier eine logische, unerbittliche und, was das Tragische ist, nicht einmal unverschuldete Entwicklung: die langsame Zersetzung und Auflösung. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. V. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

51. Jahrgang — Oktoberheft — 51. Jahrgang

Rußland zwischen den Westmächten / Von Erwin Steinitzer

Vor einigen Wochen kündigte Tschitscherin, ehe er nach langem Aufenthalte die Hauptstadt des Deutschen Reiches verließ, den Beginn einer aktiven Außenpolitik Sowjetrußlands an. Die Zeit der reinen Defensive, des Kampfes um die nackte Existenz sei vorüber: Moskau mische sich jetzt als Träger eigenen Willens und eigener Kraft ins Spiel der internationalen Kräfte. Es scheint, daß der russische Außenkommissar nicht zu viel prophezeit hat. Sowjetrußland ist in der Tat schon heute ein wichtiger Faktor der zwischenstaatlichen Annäherungen und Abstoßungen, aus denen sich die internationale Politik zusammensetzt. Es ist politisch nicht mehr isoliert und blockiert: es ist nicht nur einem Drucke ausgesetzt, sondern kann auch selbst Druck ausüben, es wird nicht bloß bekämpft, sondern auch umworben, es ist nicht nur Feind, sondern auch offener oder heimlicher Verbündeter und Kampfesgenosse.

Seine erste große diplomatisch-machtpolitische Auseinandersetzung führt Sowjetrußland auf einem Kampffelde, das auch für die Diplomatie und Politik des Zarismus stets die größte Bedeutung besaß: im nahen Osten. Und sein Gegner ist der alte Feind der zum Bosporus strebenden Zarenpolitik: England. Zwischen England und Rußland wird zur Zeit ein diplomatischer Konflikt von äußerster Schärfe ausgetragen, in dem Moskau sehr kühn und sehr anspruchsvoll auftritt und in dem seine Chancen gar nicht schlecht sind.

Der Sieg Angoras, die Rückkehr der Türken nach Europa rollt die Frage der Dardanellen, die durch die Niederlage des Vierbundes und den Zusammenbruch und die Revolution Rußlands gelöst schien, noch einmal auf. Moskau hat seinen Anspruch, in dieser Frage mitzureden und mitzuentscheiden, in einigen Noten angemeldet, deren Form und Tonart zwar „sowjetistisch" ist, deren Inhalt aber durchaus den traditionellen Gedankengängen der russischen Politik entspricht. Es hat das russische Interesse an der Freiheit der Ausgangspforte des Schwarzen Meeres dem englischen Anspruche gegenübergestellt, diese Pforte zu beherrschen und zu verschließen. Und es hat, genau wie früher das zaristische Rußland, die Solidarität seiner eigenen Meerengeninteressen mit denen der übrigen Mächte, vor allem der Uferstaaten des Schwarzen Meeres und der Türkei, selbst proklamiert. Es hat sich, immer wie das alte Rußland, die Rolle des Vorkämpfers gegen den englischen Seeimperialismus im Ostmittelmeer zugeschrieben.

England hat zunächst versucht, Sowjetrußland als einen aus dem internationalen Mächtekonzern ausgeschiedenen und ausgestoßenen Staat zu behandeln, den man nicht zu fragen und nicht zu beteiligen braucht. Es ließ die Moskauer Noten unbeantwortet, und beschloß zu der Konferenz, die den Frieden im Orient regeln sollte, zwar Rumänien und Jugoslawien, aber nicht Sowjetrußland und die Sowjetukraine einzuladen.

Darauf schritt Moskau zur Offensive. Es veranlaßte zunächst seinen Verbündeten Angora, den es jederzeit im Rücken und in der Flanke bedrohen kann, gegen seinen Ausschluß zu protestieren. Es benutzte ferner den Urqhartvertrag, an dem die britischen Industrie- und Finanzkreise stark interessiert waren, zu einer Repressalie gegen England, indem es die Ratifikation dieses Abkommens verweigerte. Und es versuchte schließlich aus dem englisch-französischen Gegensatze Vorteil zu ziehen und Sonderverhandlungen mit Frankreich einzuleiten.

Rußlands Waffen sind in diesem Kampfe keineswegs stumpf. Die Abhängigkeit Angoras von Moskau zwingt England, wenigstens äußerlich und formal, zu einer Berücksichtigung der russischen Wünsche, wenn es mit den Türken wirklich zu einer ernsthaften und dauernden Einigung kommen

will. Die Geschäftsinteressen, die sich um den Urqhartvertrag gruppieren, sind ziemlich erheblich und werden wohl einen ganz kräftigen Druck auf Downing-Street ausüben. Vor allem aber: die russisch-französische Annäherung ist durchaus möglich und England muß sie durch taktisches Entgegenkommen zu verhüten suchen, weil es sie nicht mit Gewalt verhindern kann.

In Frankreich hat man den Gedanken der Wiederherstellung des alten russisch-französischen Einkreisungsbündnisses gegen Deutschland niemals endgültig preisgegeben. Man wollte ihn nur mit einem nichtbolschewistischen zaristisch- oder demokratisch-imperialistischen Rußland verwirklichen. Da man inzwischen erkannt hat, daß mit einer baldigen Beseitigung der bolschewistischen Herrschaft von außen her oder von innen heraus schwerlich zu rechnen sei, beginnt man jetzt zu sondieren, ob nicht auch das „rote" Rußland zur Erneuerung des Bündnisses willens und fähig sei. Der französische Deputierte Herriot, der ohne amtliche Mission, aber doch mit Zustimmung und auch wohl im Auftrage des Herrn Poincaré nach Rußland gereist ist, hat in Moskau einem amerikanischen Journalisten gegenüber ziemlich unverblümt das künftige Zusammenwirken des demokratischen Frankreich und des nach seiner Ansicht ebenfalls sehr demokratischen Rußland gegen das nach wie vor imperialistische und „militaristische" Deutschland proklamiert. Er soll auch erklärt haben, die maßgebenden Leute im Kreml teilten seine Meinung und seine Absichten. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß irgendein bolschewistischer Machthaber im Ernste an einen Krieg gegen Deutschland denkt. Rußlands einziges Programm für die nächsten Jahrzehnte ist sein wirtschaftlicher Wiederaufbau, der ohne die aktive Unterstützung Deutschlands nicht gelingen kann. Aber die bolschewistischen Führer sind natürlich klug genug, auf die französischen Anregungen bereitwillig einzugehen und die französischen Hoffnungen fürs erste nicht zu dämpfen. Denn eine Haltung Frankreichs, die sich auf solche Hoffnungen gründet, kann sich für Sowjetrußland längere Zeit hindurch politisch, wirtschaftlich und finanziell sehr ausgiebig bezahlt machen. Auch hier mag der Bolschewismus bereit sein — vielleicht mit stärkeren, inneren Vorbehalten — die Taktik des Zarismus nachzuahmen.

So ist merkwürdigerweise das bolschewistische Rußland fünf Jahre nach der Revolution für eine europäische Großmacht — für die auf dem Kontinent stärkste unter den europäischen Großmächten — bündnisreif oder nahezu bündnisreif geworden. Auf diese überraschende Tatsache muß sich heute auch die britische Politik einstellen.

Ein Selbstporträt Wilhelms II. / Von Erich Everth

Die Denkwürdigkeiten Wilhelms II., die bereits teilweise in Auszügen durch die Presse bekanntgeworden sind, liegen jetzt als Buch vor, und man kann daher über die Sache sprechen, ohne den Anschein befürchten zu müssen, daß man von diesen zuerst amerikanisch lancierten Kundgebungen nur um der Sensation willen rede. Nichts liegt uns ferner. Wir finden keine Sensationen in den Auslassungen des Kaisers. Sie enthüllen wenig, von Kleinigkeiten abgesehen, was man nicht schon wüßte. Vor allem enthüllt er sich noch einmal selbst und bestätigt Zug um Zug das Bild, das man teils lange vor dem Kriege von ihm hatte, teils unter dem Eindruck der Erlebnisse des letzten Jahrzehnts schärfer sehen gelernt hat.

Zunächst sei festgestellt, daß, wenn in Broschüren und Büchern dieser Jahre gelegentlich von einer Geisteskrankheit des Kaisers gesprochen worden ist, nach diesen Niederschriften keine Rede davon sein kann. Er ist durchaus normal, nur allzu normal, nämlich ein Durchschnittsmensch, der bloß durch die Suggestionen seiner früheren Stellung manchen Leuten zeitweilig anders vorgekommen ist. Nun ist das Durchschnittliche an sich noch kein Vorwurf für einen Fürsten, namentlich einen konstitutionellen Herrscher. Aber wenn dann Ansprüche auf geistige Führung gestellt werden, die für ein Universalgenie gerade groß genug wären, so fehlen in der Stellung eines Monarchen — wenigstens war es in dem früheren preußisch-deutschen Regierungssystem der Fall — zu viele Hemmungen, als daß die Sache gut ablaufen könnte. Heute ist der Kaiser denn auch politisch tot, selbst für die Deutschnationalen, deren monarchistische Sehnsucht nur noch seinem Enkel gilt.

Der Kaiser ist aber auch nicht aufrichtig. Er war freilich immer ein Illusionist von seltenster Ausprägung und eine Schauspielernatur, worin ein

gut Teil von Entschuldigung liegt. Seine Phrasenhaftigkeit hat ihm stets den Blick benebelt für das, was er tat und was er sich einbildete, getan zu haben. Es kommt hier natürlich nicht auf die geschichtlichen Tatsachen an sich an, die bei ihm zum großen Teil schief dargestellt sind. Die wissenschaftliche historische Kritik wird sich eingehend mit dem Buche zu beschäftigen haben. Hier kommt es auf die Person des Verfassers an und auf die Beurteilung, die sich aus seiner neuesten Arbeit ergibt, und auf die Konsequenzen, die für sein Charakterbild überhaupt daraus zu ziehen sind. Natürlich hat der Kaiser so gut wie jeder andere Mensch das Recht, unrecht zu haben und auch im Rückblick auf sein Leben noch zu irren. Aber er macht von diesem Recht einen ungewöhnlich ausgiebigen Gebrauch, mit einer Naivität oder auch einer bewußten Unbefangenheit, die seinem Bilde neue Schatten beimischt.

Er ist heute noch in der Phrase ebenso befangen, wie er es in allen Jahren seiner wortreichen Regierungszeit war. So umgibt er zum Beispiel sein Verhältnis zu seinem Vater jetzt mit einer Sentimentalität, die besonders peinlich wirkt, wenn man den Rosnerschen „König" gelesen hat, dessen Verfasser aus persönlichen Mitteilungen Wilhelms II. geschöpft hat, oder wenn man in Memoiren aus der Umgebung Friedrichs III., etwa von Robert Dohme, liest, wie in Wahrheit das Verhältnis des Sohnes zum Vater von diesem aufgefaßt wurde. Der Sohn spricht in seiner gewohnten Stilistik von seinem tiefen Schmerz und Kummer darüber, daß es ihm unmöglich gemacht worden sei, den heißgeliebten Vater allein zu sprechen, und beklagt sich über die „Verleumdungskampagne, die mich als mit meinem Vater in Zwiespalt befindlich schilderte" und die ihn tief verletzt habe — dabei hat er selbst Herrn Rosner ein sehr wenig liebevolles Bild des Kaisers Friedrich suggeriert.

Oder er erzählt von dem Konflikt, den er mit Bismarck um die Sozialpolitik hatte, und wobei das menschliche und geschichtliche Recht unzweifelhaft auf seiner Seite war, da er einfach als Angehöriger einer jüngeren Generation den richtigeren Instinkt für die Sache hatte; aber nun redet er sich ein: „Ich wollte die Seele des deutschen Arbeiters gewinnen und habe um dieses Ziel heiß gerungen." Wilhelm II. war nie der Mann, um um irgend etwas heiß zu ringen. Er konnte einen Anlauf nehmen, und wenn der gelang, so konnte er auch Erfolge haben; aber wenn er mißlang, dann wiederholte er den Sprung nicht, sondern ging beiseite. So war es auch mit der Eroberung der deutschen Arbeiterseele. Als sie sich ihm nicht gleich auf Anhieb ergab, da wandte sich sein beweglicher Geist anderen Zielen zu, wo leichtere Erfolge winkten.

Ein anderes Beispiel überspannten Selbstlobes: Er hat sich einmal mit dem Zaren unterhalten über die zwei Möglichkeiten russischer Politik, die europäische und die asiatische, ganz gelegentlich, wie er es selbst darstellt; aber heute zieht der Sechzigjährige das Resultat folgendermaßen: „Jedenfalls habe ich die Besorgnisse des Zaren Nikolaus II. vor der wachsenden japanischen Macht für Deutschland und für die gesamte europäische Kultur auszuwerten gesucht. Rußland ist trotz des Zusammengehens mit Japan als erster der am Kriege beteiligten Staaten niedergebrochen." Das alte wilhelminische Lied: die Strafe Gottes trifft den, der mir nicht folgt.

Ein groteskes Beispiel bietet die gelbe Gefahr, eines seiner „berühmtesten" Schlagworte. Wie entpuppt sich jetzt die Ernsthaftigkeit seiner Mahnung zur „Wahrung der heiligsten Güter"? Er erzählt, wenn sich Japan auf die Seite der Mittelmächte gestellt hätte — nach dem Frieden von Shimonoseki! —, „so hätte ich mit Freude die gelbe Gefahr in die Ecke gestellt (!) und die aufstrebende Nation, die Preußen des Ostens, im Kreise aller friedfertigen Völker begrüßt". Sicherlich, niemand zweifelt, daß ihm auch für diesen Fall die nötigen Redekliseees zur Verfügung gestanden hätten. Diese Stelle enthüllt die theatralische Natur des Schreibers. Aus einem halb religiösen, halb ästhetischen Einfall läßt er ein Bild machen, und als das dann allerlei politischen Schaden für Deutschland in der Welt anrichtet, erklärt er Jahrzehnte hinterher, er habe es gar nicht so schlimm gemeint. Auch redet er nur von Japan; aber die Chinesen, sind sie nicht auch Gelbe? Und sind sie nicht ein friedfertiges Volk? Sie waren aber einbegriffen in die Vorstellung von Ausgeburten der Hölle, vor denen der geflügelte Erzengel aus christlicher Romantik warnen sollte.

Man würde sich bei Fragen der auswärtigen Politik aus Rücksicht auf die Wirkungen im Auslande der Kritik des Buches enthalten, wenn in

der kaiserlichen Darstellung das Bestreben vorherrschte, Deutschland zu rechtfertigen. Davon ist aber verhältnismäßig wenig zu finden. Dagegen ist überall der Wunsch des Verfassers maßgebend, sich selber zu rechtfertigen, und nicht bloß gegenüber den Gegnern Deutschlands, sondern noch mehr gegenüber seinen deutschen Gegnern und namentlich auf Kosten seiner Mitarbeiter. Das macht keinen erfreulichen Eindruck. Der Kaiser gibt vieles zu, was die ausländische Kritik an der deutschen Politik getadelt hat, er erklärt aber allzuoft nur: Nicht ich bin schuld, sondern meine Berater. Und demgegenüber hat natürlich die deutsche Kritik auch in diesem Augenblick freie Hand.

Der Generalfeldmarschall Graf Waldersee schrieb als Chef des Großen Generalstabes am 21. September 1890 in sein Tagebuch über die Leistungen Wilhelms II als militärischen Führers im Manöver: „Der Kaiser ist außerordentlich unruhig, jagt hin und her, ist viel zu weit vorn in der Gefechtslinie, greift in die Führung der Generäle ein, gibt zahllose, sich oft widersprechende Befehle und hört kaum auf seine Ratschläge." Dieses Urteil kann man wortgetreu auf die politischen Methoden des Kaisers übertragen. Auch das Folgende: „Er wünscht immer zu siegen und nimmt daher eine gegen ihn ausfallende Entscheidung des Schiedsrichters übel." So ist er heute noch. Er nimmt übel, auch wenn der Schiedsrichter die Weltgeschichte ist oder: „Er erklärte sich zunächst mit meiner Kritik einverstanden, versuchte dann aber sich herauszureden und war leider recht schwach in seinen Ausführungen." Auch das ist alles so geblieben. Die Erinnerungen Wilhelms bestätigen es.

Er hat immer recht gehabt, alle anderen haben Fehler gemacht, nur er selber nicht. Das Merkwürdigste aber ist, daß er jetzt alle Mißgriffe der anderen sofort erkannt haben will und nur durch eine unglückliche Verkettung von Umständen, alle möglichen Rücksichten abgehalten worden sei, sie zu korrigieren. Er weiß, daß man ihm vorgeworfen hat, er habe die Minister öfter gewechselt, als für die Stetigkeit, die ja durch das monarchische System gesichert sein sollte, gut gewesen sei — flugs wird eine Klage eingeflochten über die leider von den jeweiligen Kanzlern verlangten Wechsel im Staatssekretariat des Auswärtigen Amtes. Oder der Kaiser hat erfahren, wie er selbst hervorhebt, daß das Auswärtige Amt in der deutschen Öffentlichkeit nicht beliebt war; das benutzt er nun, indem er das Amt mit allen Mängeln bepackt, unter denen er selber schwer gelitten habe: „Für Deutschland ist es verhängnisvoll geworden, daß unser Auswärtiges Amt der großzügigen Einkreisungspolitik Englands und der Verschlagenheit Rußlands und Frankreichs keine ebenbürtige diplomatische Kunst entgegenzustellen verstanden hat." Aber wo war er selber denn? Sein Wille war doch „oberstes Gesetz"? Vielleicht erwähnt er an dieser Stelle den Namen Eduards VII. aus Vorsicht nicht, weil sonst der Leser allzu stark darauf gestoßen würde, daß der Kaiser selber ja ein Gegenspieler des Königs hätte werden können — wenn er es eben gekonnt hätte. „Ich habe wiederholt bei verschiedenen Kanzlern eine gründliche Reform (des Auswärtigen Amtes) angeregt. Aber vergebens." Wenn er ernsthaft gewollt hätte, wäre es schwerlich vergebens geblieben. Aber er ist nach seiner eigenen Darstellung immer nur der leidende Teil und der unschuldig Verfolgte gewesen.

So war es bei der Krüger-Depesche, so bei der Landung in Tanger, so bei dem Pantherſprung. Er hat immer widerraten und hat stets vorher gewußt, was aus diesen Dummheiten kommen würde, und ist immer gegen seinen Willen gezwungen worden. Dabei kommt er mit der geschichtlichen Wahrheit in Konflikt. Er erzählt, daß er der Überzeugung gewesen sei, die Eroberung der Burenstaaten durch England geschehe zu Unrecht; aber er hat sich doch später selbst gerühmt, in jenem Interview des „Daily Telegraph", daß er höchstpersönlich dem Feldmarschall Roberts einen Feldzugsplan gegen die Buren geschickt habe, und er hat sich sogar von den Engländern sagen lassen müssen, daß mit dem Plan nichts anzufangen gewesen sei. Gewiß, seine Ratgeber, bei der Krügerdepesche Marschall und Hohenlohe, die ihn darauf hinwiesen, daß der deutschen öffentlichen Meinung, die gegen England raste, etwas geboten werden müßte, haben Außenpolitik aus innerpolitischen Erwägungen getrieben, das Schlimmste, was man machen kann; aber der Kaiser „glaubte sich diesen Vorstellungen nicht versagen zu sollen". Nun also. Und so will er bei der Tangerfahrt ein Opfer seiner konstitutionellen Pflichtauffassung geworden sein. Aber seine Darstellung ist unwahrscheinlich und schielt nach dem Beifall des demokratischen Deutschland: Obwohl ihn Bülow nicht von der Zweckmäßigkeit des Besuches in Tanger überzeugen konnte, habe er den Besuch doch gemacht,

weil der Kanzler mit dem Reichstage gedroht habe. Wilhelm II. als gehorsamer Exekutor parlamentarischer Weisungen. In Wahrheit tat er jahrzehntelang mit Vorliebe das, was der Reichstag nicht wollte, wie er immer äußerst empfindlich war gegen den Gedanken, als sei er nicht ganz selbständiger Herr der Entschlüsse. Wenn irgendein Minister beim Parlament sich unbeliebt gemacht hatte, saß er beim Kaiser desto fester. Jetzt aber ertönt die elegische Klage: „Konstitutionelles Handeln ist für den Fürsten, dem schließlich immer die Verantwortung aufgebürdet wird, oft eine harte Aufgabe." In Wahrheit wird konstitutionellen Fürsten die Verantwortung nur dann aufgebürdet, wenn sie durch ihr ganzes Verhalten den Schein erwecken, daß sie alles selber machen wollen, und das war freilich bei Wilhelm II. oft der Fall. Er selbst trägt die Schuld, wenn er für allerlei verantwortlich gemacht wird, denn er hat immer von sich reden gemacht.

Diese ganze Art, „sich herauszureden", wie Walderſee es nannte, hat nichts Versöhnliches, geschweige denn etwas Ergreifendes, wie es doch bei der Verteidigung eines Mannes in der Lage des Kaisers durchaus möglich wäre, auch ohne daß er ein großer Geist zu sein brauchte. Das Buch wird ihm keine neuen Freunde werben, aber manche alten von ihm scheiden. Ich will nur zwei Stimmen von der Rechten anführen: Die „Essener Bergwerkszeitung", also ein Blatt der Großindustrie, schrieb kürzlich über das Buch: „Es ist doch ein wahrer Jammer, daß unser Geschick solchen Händen anvertraut gewesen ist." Und die alte konservative „Schlesische Zeitung", ein Hauptblatt der Deutschnationalen, sagt über die Veröffentlichung: „Den Schaden, den er sich und seinem Hause zufügt, beklagen wir als ein uns allen, die wir ihm und dem monarchischen Gedanken anhängen, zugefügtes Leid. Wohl ließe sich ein Kaiserbuch denken, das klärend und auffrischend wirken und seinem Verfasser Ehre machen könnte. Was aber der Kaiser uns zeigt, hat nichts zu schaffen mit dem, was fortan uns obliegt: ... So folgt Irrtum auf Irrtum, ein unerquicklicher Lesestoff für den Deutschen, ein Vergnügen dagegen für übelgesinntes Ausland. Ist es mit unserem Kaiser so weit gekommen, daß kein erfahrener, treubesorgter Freund mehr ihm zur Seite steht und vor Worten warnt, die ihm wie dem Reiche zum Verhängnis werden können, so ist er tief zu beklagen."

Der werdende Bismarck / Von Gustav Erényi

Es gibt eine natürliche Rhythmik für das historische Werden von Persönlichkeiten, die nicht straflos umgangen werden darf. Im Falle Bismarck ist sie umgangen worden. Manche Motive spielten mit, um dasjenige, was erst im wechselnden Urteil der Generationen — wuchtiger oder zaghafter, doch immerhin spontan — zur Ewigkeitsnorm ausreifen muß, einer unbefangenen Erwägung vorwegzunehmen.

Vor allem stand einer unbefangenen Bewertung von Bismarcks Persönlichkeit der Effekt der Leistung im Wege. Das deutsche Reich war noch nicht durch das Mitwirken seiner geistigen Auslese aus jenem Schöpfungsakte, der durchweg Bismarcks Gepräge trug, zur schmiegsamen, wetterfesten Dauerschöpfung umgeschweißt worden. Die feinerdachte Reichskonstruktion, die starre Pracht der bundesfürstlichen Mechanik, überstrahlt durch das Zentralgestirn Hohenzollern, sprachen nach wie vor vom Entwurf des Meisters und harrten vergeblich eines zweiten Bismarck, der sie anstandslos beherrscht. Wenn sich der spätere Wilhelm II. als Thronerbe — wie nun aus dem dritten Band der Bismarck-Memoiren hervorgeht — sehr gegen den Willen des ersten Reichskanzlers dahin äußert, die Bundesfürsten nach seiner Thronbesteigung straffer seinem persönlichen Regime unterordnen zu wollen, so bot Bismarcks Reichsverfassung hierzu, wenn nicht schon dem Geiste, so doch gewiß den Buchstaben nach, eine hinreichende Vollmacht.

Die Reichsschöpfung, ein gefügiges Instrument in der Hand ihres Schöpfers, bewährte sich für den Schein auch unter seinen Nachfolgern und schien durch stetiges Raumgreifen des deutschen Einflusses augenfälliger gerechtfertigt, als es dem verstimmten Greis von Friedrichsruh lieb gewesen war. So betrachtete denn amtlicher Eifer das Reich gern als eine gottgefällige Ewigkeitsgründung und stattete demnach auch seinen Stifter eigenmächtig und vorzeitig mit Attributen der Unvergänglichkeit aus.

Hierzu kam, daß der Hohenzollernglanz trotz persönlicher Fehde zwischen Kaiser und Kanzler mit Bismarcks Wirken und Walten nach wie vor aufs innigste verwoben blieb. Als Symbol deutscher Macht stellte Bismarck das mit Machtbefugnissen reichlich bedachte Kaisertum an die Spitze seiner Schöpfung und mußte dann die Rückstrahlung jener Strahlenpracht empfangen, die er dem Throne verschrieben hatte. Was sonst bei Lebzeiten in der Regel nur Herrschern beschieden ist, wurde vom kaiserlichen Deutschland in vollem Umfange dem noch lebenden Bismarck beschert: die Unversehrbarkeit seines Ruhmes wurde zum gewichtigen Pfeiler des vaterländischen Stils und Unterrichts und teilte sich durch Amt und Schule gebietend allen Gauen mit. Die Verkündung sollte im willfährigen Gemüte der Landeskinder alsbald zum Dogma werden, und während im Auslande Haß und Unverstand das Bild des Fürsten noch vielfach entstellten, drängte man dem deutschen Volke voreilig ein fertiges Bismarckideal auf.

Mit ihrer den Bismarckschen Ueberlieferungen so sehr entfremdeten Mentalität vermochte die Wilhelminische Aera die Wucht des übernommenen Bismarck-Kultus doch nicht zu schmälern. Im Gegenteil, jene effektkundige Ritterlichkeit, mit der Wilhelm II. die Verfehlungen und Eitelkeiten seiner persönlichen Politik zu übertünchen pflegte, und der auch der Entschluß zum allerhöchsten Besuche in Friedrichsruh entsprang, gab der Bismarckverehrung just von dieser Stelle einen neuen Impuls. Es entbehrt nicht eines tragikomischen Beigeschmacks, wie die Erinnerung an den großen Einsiedler, für den in der Atmosphäre des neuen Kraftmeiertums keines Bleibens war, umrankt wurde von den klotzigen Trophäen des Wilhelminischen Stils. Der kaiserlichen Vorliebe für hohle Dimensionen wurde gerade durch den Entwurf zu so manchem Bismarckdenkmal am offenkundigsten geschmeichelt. Namentlich der Koloß auf der Hamburger Elbhöhe prägt das Problematische an der Erscheinung Bismarcks vollends ins Quantitative um.

Neben dem Bismarck des amtlichen Prunkes mußte freilich auch das Unmittelbare seiner Eigenart den Volkscharakter ansprechen. In der Tat schien das behördliche Heldenpathos durch eine idyllische Kleinmalerei von Seiten der Massen ergänzt. Die Fülle des Geschehens bot für völkische Legendenbildungen — von der Begegnung mit dem schiffbrüchigen Bonaparte bis zur Vereinsamung der letzten Jahre — überreichen Stoff. Kleine familiäre Eigenheiten dieses gewaltigen Naturmenschen, der er inmitten aller diplomatischen Parkettkünste blieb, kernige Aussprüche, an deren Zustandekommen Wahrheit und Dichtung gleichen Anteil hatten, philiströse Festmahl- und Jagdszenen, das Bild des greisen Kanzlers mit seinem treuen Tyras variierte von der gemütlichen Seite das vom Reichs- und Bündnisstifter entworfene gestrenge Porträt.

Indes ist weder der steife Reichskanzler im Denkmalstile, noch der Populärbismarck der Stammtischbrüder mit kritischen Augen gesehen. Die amtliche Pose weist den Menschen von sich; der Bismarck des Spießers ist aber der altdeutsche Michel im Riesenformat, ein rüstig Zugreifender bei festlichen Gelagen, der vom Ueberdimensionalen des unvergleichlichen Schachmeisters der Politik nichts durchblicken läßt.

Dann gibt es eine ihren einstigen Chef blind verehrende Schar der Ueberlebenden, die im Gegensatze zur künstlich geschaffenen historischen Distanz noch ganz unter dem Banne der persönlich empfangenen Offenbarung steht. In den zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Fürsten von Erich Marcks und K. A. Müller herausgegebenen „Erinnerungen an Bismarck" marschieren diese Mitarbeiter und Freunde Bismarcks, ausgerüstet mit kleineren und größeren Reminiszenzen, der Reihe nach auf, von dem in Berliner politischen Zirkeln noch so agil mitwirkenden Gesandten Raschdau bis zum Leibarzt Schweninger, dem Einzigen, der Bismarck zu „behandeln" verstand, und bis zum Hofprediger Dryander, der Kaiser und Kanzler mit gleichem Verständnis zu dienen wußte.

Noch wirkt im öffentlichen Leben etwas von der Leidenschaft der Parteikämpfe um den verabschiedeten Kanzler nach. Noch gebärdet sich Hardens „Zukunft" als ein Leiborgan des Kanzlers, das kaiserlicher Anmaßung auch nach Abschaffung des Kaisertums in allen Tonarten begegnet. Durch überzeugte Symboliker der vollendeten Reichsidee in die sphärische Stellung eines Auserwählten Vollbringers gerückt, wird also Bismarcks Gestalt andererseits auch durch Parteihader getrübt und von der werbenden Glut lebendiger Erinnerungen umgaukelt.

Not und Katastrophe des Deutschtums zerstörten jäh die hergebrachte Ideologie im Zeichen Bismarck. Seitdem Förster mit seiner kategorischen Ablehnung des Bismarck'schen Lebenswerkes auf den Plan trat,

kommt die Welle, die das Problem Bismarck neu umbrandet, nicht zur Ruhe. Vieles von der Schöpfung des Reichsgründers mußte dem revolutionären Fieber zum Opfer fallen: der kaiserliche und bundesfürstliche Repräsentationsapparat zerschellte, die Vorstellung von der Unverletzbarkeit der Reichsgrenzen wurde erschüttert, und der alte Reichsmechanismus schien in so mancher Hinsicht schadhaft und für die Zukunftsgestaltung nicht mehr tauglich. Das meiste versagte freilich erst unter feindlichem Drucke; aber die Niederlage erweckte die Skepsis breiter Schichten gegenüber fast allen speziellen, sich vom Auslandskurse unterscheidenden „Reichswerten."

Die in der Kriegsfolge auftretende Umwertungs- und Nachahmungslust war entschieden bismarckfeindlich. Für das unversehrte Reich durfte Bismarcks Walten ins Sinnbildliche entrückt werden; die Literatur des Reichsverfalls hingegen kehrt sich mit oft ungerechter Schärfe gegen den Reichsurheber. Die relativ kurze Frist, für die Bismarcks Schöpfung gelten durfte, die Risse, die in der deutschen Außenpolitik immer sichtbarer wurden, sprechen für den Zeitgenossen, der sich mit Symbolik und Repräsentation so lange geduldig abspeisen ließ, leicht gegen die Berechtigung der hergebrachten Bismarckapotheose. Wohl war die nachbismarcksche Regierungsform durchaus nicht vom Geiste Bismarcks getragen. Aber gerade aus dem Umstande, daß die Intentionen Bismarcks im Wirken seiner Nachfolger so bald erlöschen konnten, wird ein wirksamer Schuldparagraph gegen Bismarck selbst geprägt. Und dies im kleinbürgerlichen Sinne vielleicht nicht ohne jeden Grund! Denn der Staat Bismarcks war mit seiner verzwickten Struktur eben für die Regierungsbedürfnisse eines Bismarck zurechtgehobelt, der es sehr gut wußte, warum er die Zügel so schwer und bekümmert aus den Händen gab. Sein Werk war der Experimentalpolitik künftiger Generationen nicht recht zugänglich; es war nicht elastisch genug, um bürokratischem Dilettanteneifer standzuhalten. Uebergewaltig in seiner Aktivität und in der Fähigkeit, das Geschaffene dem Gegebenen anzupassen, gehört Bismarck jener Gruppe der großen Eroberer und Menschenverachter an, die nur zeugen, aber nicht erziehen können. Er ist mit einer von jenen Herrschernaturen, deren Werk nur der Schöpfer selbst beflügeln kann.

Unter Bismarcks Leitung bewahrte die Reichsschöpfung von Krise zu Krise ein minutiöses Gleichgewicht. Sein Rücktritt von der politischen Schaubühne mußte wie von selbst ein Gefühl der Unsicherheit und Unausgeglichenheit in den außenpolitischen Betrieb bringen — weil nun einmal der „eiserne Kanzler" es auf Fügsame und nicht auf Mündige absah und weil er den Nachkommen sein persönliches Werk, nicht aber einen für den Allgemeingebrauch zurechtgeschnittenen, von Zeit zu Zeit nach Belieben umstellbaren Staatsplan vermachte. Und weil dem so ist, darf Bismarck nicht mit dem Maßstabe gemessen werden, der einem für spätere Geschlechter vorarbeitenden, alle kleinen Möglichkeiten menschlichen Versagens pedantisch erwägenden Staatsmanne mittleren Kalibers gegenüber angebracht wäre. Es gibt eine gewisse Titanik des Auserwähltseins, bei der es mit der Verantwortlichkeit im alltäglichen Sinne aufhört — ein Auserwähltsein, zu dessen Charakterisierung das Fachliche bei weitem nicht hinreicht, sondern ergänzt werden muß durch die Erkenntnis gewisser inneren Formgesetze, die ungewöhnliche Schicksale mit einer dämonischen Zwangsläufigkeit bestimmen. Auch das Problem Bismarck ragt aus dem rein Politischen hervor und will darüber hinaus ästhetisch betrachtet werden. Dazu aber können die Voraussetzungen erst geschaffen sein, wenn nach der vorhergegangenen offiziösen Starre auch das Mißtrauen dieser ruhelosen Uebergangsjahre gewichen sein wird.

Soweit die neueste Bismarckliteratur auf das eigentliche Problem eingeht, ist sie noch zum großen Teile durch Vorurteile der Vergangenheit und Gegenwart beeinflußt. Otto Hammanns Neuerscheinung „Der mißverstandene Bismarck", (Verlag Reimar Hobbing, Berlin)) ist gleich den vorhergehenden Werken dieses Autors, die der deutschen Außenpolitik und der Person des Kaisers gelten, ein nur politisches Buch. Und auch als solches befaßt es sich viel weniger mit Bismarck als mit der Politik seiner Nachfolger, in deren Verquickungen der Verfasser das Abweichen von den Bismarckschen Traditionen mit mehr oder weniger Geschick nachweist. Der Streit, ob Ost- oder Westorientierung dem Lose des Reiches zuträglicher gewesen wäre, spielt dabei die wesentlichste Rolle, und Hammann, ein entschiedener Anhänger der englischen Weltpolitik, stellt auch Bismarcks politisches Streben konsequent in das anglophile Sehfeld ein. Der sogenannte „Rückversicherungsvertrag" mit Rußland wie auch alle Bemühungen des Kanzlers, zu dem Zarenreich in aus-

kömmliche Beziehungen zu treten, werden lediglich als Gelegenheits- und Verlegenheitsversuche bewertet.

Im Gegensatze zu diesem politischen Rechtfertigungsverfahren ist das bei Cotta erschienene Bismarck-Buch von Karl Groos: „Bismarck im eigenen Urteil" das Unternehmen eines gründlichen Psychologen. Groos der vordem in die Geheimnisse der Kinderseele einzudringen suchte, stellt hier den nicht uninteressanten Versuch an, auf Grund sorgfältig gesammelter Aeußerungen des Kanzlers seinen Charakter synthetisch aufzubauen. Der Bismarckspruch: „Ich habe unter Umständen viel Selbstgefühl, aber ich halte mich im ganzen für einen bescheidenen Menschen" wird gleichsam zum Ausgangspunkte gewählt. Durch zahlreiche Belege will der Verfasser darlegen, wie Bismarcks so überaus komplizierter Charakter sich aus Aufrichtigkeit und Verstellung, aus Offenheit und Verschlossenheit, Frömmigkeit und Pfaffenscheu höchst widerspruchsvoll zusammengesetzt. Im Ergebnis scheint jedoch diese Seelenstudie mehr Material als seelisches zu bescheren. Trotz einer löblichen Fülle des bezeichnenden Details trägt dieses Gelehrtenwerk kaum mit irgendeiner persönlichen Note zur Vertiefung des Bismarckkultus bei.

Durch und durch persönlich und aus diesem Grunde unvergleichlich anregender mutet uns Karl Schefflers Bismarckcharakteristik („Bismarck, eine Studie", Inselverlag) an. Dieses Buch muß unter der Voraussetzung gelesen werden, daß es — wie alle Schriften Schefflers — das Werk eines Idealisten darstellt, der als Kunst- und Gesellschaftskritiker stets die wärmste Fühlung mit allem Zeitgenössischem behielt. Zum kühl erwägenden Menschenkenner Bismarck konnte freilich der Idealist Scheffler kein trautes Verhältnis gewinnen. Mit richtigem Instinkt wagt er zuerst der an der Erscheinung Bismarcks haftenden Genievorstellung kritisch zu begegnen. Aber dieses Unterfangen mußte bei der subjektiven Art der Einstellung durchweg negativ ausfallen. Scheffler prüft den Charakter des Fürsten in bezug auuf die Folgerichtigkeit der Offenbarungsformen und findet so manches Störende in seiner geistigen Entwicklung, so vor allem gewisse minderwertige Verstellungskünste im Briefwechsel mit der Braut, dann eine unaufrichtige Ueberspannung der monarchistischen Vasallentreue. Er wirft Bismarck einen mangelnden Glauben an die Menschheit vor; ohne diesen Glauben aber gibt es für Schefflers Urteil keine Unsterblichkeit. Es muß stellenweise befremden, wie dieser feinsinnige Aesthete sich unter der Einwirkung einer vorgefaßten Antipathie so sehr auf eine unfruchtbare Analyse verstehen konnte, die das instinktmäßige „Ja" oder „Nein" der Leser ja doch nicht zu beeinträchtigen vermag.

Immerhin haben in letzter Zeit Forschung und kritische Eigenart vielfach die herkömmliche salbungsvolle Bismarck-Terminologie verdrängt. Wie in so manchen Verästelungen der nationalen Vorstellungswelt werden nun auch in der Bismarck-Frage Verkrustungen langer Zeitläufte geschäftig abgeschabt. Lebendiges aber muß den zeitlichen Anfechtungen der Zweifler und Nörgler trotzen. Aus der Schematik, in die die Wortführenden des wilhelminischen Deutschland sein bewegliches Ich geflochten hatten, muß sich nun Bismarck, der bis zuletzt Ringende, zur sinnlichen, faßlichen Ewigkeitsgeltung durchringen.

Die Ursachen der deutschen Unproduktivität / Von Erwin Piechottka

Es ist eine jetzt allgemein anerkannte Tatsache, daß die deutsche Wirtschaft so gut wie vollkommen aufgehört hat, rentabel zu arbeiten, und das nicht nur, weil riesige Lieferungen auf Reparationskonto ins Ausland gehen (Kohlen), sondern weil allgemein und überhaupt, in Gold gemessen, nur noch ein sehr geringfügiger Ertrag aus Kapital und Arbeit entsteht. Besonders kompliziert ist die Frage dadurch geworden, daß auch trotz der am Goldmaßstab niedrigsten Löhne kein einziges Unternehmen mehr für die zukünftige Entwicklung ausreichende Gewinne aufweist. Die Erscheinungen, die jetzt in einzelnen Industrien sich auszuwirken beginnen, der Zusammenbruch im Zeitungsgewerbe und anderen, werden bald allgemein werden, trotz der vermehrten Notenproduktion, die viel zu spät eingesetzt hat, zu spät auch, um der großen Katastrophe zu entgehen, die, ganz unabhängig von der Reparationspolitik, die deutsche Wirtschaft in naher Zukunft erfassen wird.

Wir müssen exportieren, heißt es, um die notwendigen Rohstoffe und Lebensmittel einführen zu können, und wir exportieren trotz der Billigkeit der deutschen Arbeit ohne lohnenden Gewinn, weil der Wechselkurs der Mark zu ungünstig ist. Die innere Kaufkraft in Deutschland ist aber nahezu erschöpft, und man darf sich durch Neuanschaffungen und Vergrößerungen einzelner oder vieler Fabriken nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß trotzdem die Produktion erstirbt, daß diese Neuanlagen nicht, wie sie scheinen, eine Kapitalsvermehrung darstellen. Im Gegenteil kann ihre Instandhaltung leicht eine Last werden, weil der wirtschaftliche Reichtum eines Landes nicht in den investierten Werten allein besteht, sondern vorzüglich in ihrem Ertrag, — die Erträge sind gleich Null, selbst wenn man den realen Verlust nicht mitrechnet, den die Geldentwertung jedem Produktivbesitz, namentlich aber dem Betriebskapital gebracht hat.

Die innere Kaufkraft eines Landes bildet indessen die erste und hauptsächlichste Grundlage der Produktion. Es ist kein gesunder Zustand, daß wir heute exportieren müssen, um überhaupt die Produktion aufrechtzuerhalten. Deshalb ist auch der Augenblick, in dem die deutsche Mark stabilisiert wird, solch ein furchtbarer Moment, deshalb erwartet man gerade dann die Katastrophe infolge einer schweren Stockung jedes wirtschaftlichen Lebens. Sie wird kommen, wenn nicht von innen heraus die Produktion gestützt wird, wenn nicht der innere Konsum — der Bedarf ist seit langem vielfach zurückgestellt —, durch Hebung der Kaufkraft im Lande gehoben wird.

Es ist ein ungeheuer schwieriges Problem, die Kaufkraft in Deutschland zu erhöhen. Gegenwärtig geschieht es zum größten Teil — leider aber in viel zu geringem Maße — durch die Anspannung der Notenpresse. Der Geldumlauf im Lande muß vermehrt werden. Ist das unmöglich auf dem Wege der Steigerung des Markkurses, so muß dieser eben durch die Menge des Papiergeldes ergänzt werden, eine Notwendigkeit, die, leider sehr zum Schaden der deutschen Wirtschaft, lange Zeit außer acht gelassen ist.

Die gesündere Methode ist indessen unstreitig eine valutarische Neuregelung, die Schaffung einer deutschen Goldvaluta, gedeckt durch das Gold der Reichsbank. Man kann einwenden, daß der Kurs eines Geldes nicht allein von der Golddeckung abhängig ist, daß auch die neue Goldmark- oder Talerwährung nicht stabil bleiben wird, solange die deutsche Produktionskraft im Mißverhältnis zu den auf Deutschland lastenden Schulden steht. Aber zunächst wäre doch eine Einheit der deutschen Währung, gegen die man soundso viele Einheiten der alten Mark umwechseln könnte, tatsächlich hochwertig, und es fragt sich nur, ob sie den Zweck erfüllen könnte, die deutsche Produktionskraft zu erhöhen, den in Deutschland notwendigen Geldbedarf zu decken und dadurch für eine Neuregelung der Reparationen durch Schaffung günstiger Anleihesicherheiten die Grundlage zu schaffen.

Die gesamte Wirtschaftspolitik hat die Löhne jeder Arbeit zwangsläufig immer weiter herabgedrückt, und auch der Regierung ist a priori kein Vorwurf daraus zu machen, da sie die Markentwertung nicht verschuldet hat und die Fehler auf die erzwungene Zurückdrängung der Inflation zurückzuführen sind, ohne daß es möglich war, den Markkurs zu halten. Denn gerade weil die deutsche Produktion durch das Versiegen der inneren Kaufkraft zurückgehen mußte, deshalb fiel der Markkurs um so tiefer, weil in erster Linie die Rentabilität einer Volkswirtschaft den Kurs ihrer Valuta bestimmt. Sei es nun durch Inflation oder durch günstigeren Umtausch der Marknoten in neue Valuta, muß in der Wirtschaft die Möglichkeit geschaffen werden, die Arbeit ausreichend zu bezahlen, damit sie intensiert werden kann und ihrem Träger die Möglichkeit gibt, durch seine Kaufkraft für weitere Produktion Existenzmöglichkeit zu schaffen. Auch die Arbeitsaktie*) mit ihren Erträgen und der Erhöhung der Arbeitsfreudigkeit durch die Interessengemeinschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wirkt in dieser Richtung. Von der Arbeit an, d. h. durch die Masse der Bevölkerung, wo heute aller nicht ganz unentbehrlicher Bedarf zurückgestellt werden muß, kann allein und muß der Wiederaufbau der Produktion beginnen. Denn das hier hineingesteckte Geld setzt sich sofort in Ware um und bildet dadurch einen Antrieb für Wiedererzeugung des Verbrauchten. Teilweise kann dieser Prozeß durch die nunmehr gesteigerte Inflation in Fluß kommen. Aber unverzüglich muß man darangehen, durch eine Währungsreform die Fülle durch größeren Wert zu ersetzen, damit nicht die Vorteile der Inflation durch ihre Schäden ausgeglichen werden.

*) Vgl.: Piechottka, Gleichberechtigung von Kapital und Arbeit. Verlag H. R. Engelmann, Berlin 1921.

Wenn der innere Verbrauch in Deutschland wächst, kann natürlich der Export zurückgehen, aber nur bei oberflächlicher Betrachtung wäre ein solcher Rückgang ein ungünstiges Moment. Denn der Export, der bliebe, würde vollwertig werden, d. h. die deutsche Ware, die auch im Inland Absatz fände, würde gesucht, nicht mehr in fremder Valuta unterbezahlt, weil die deutschen Zahlungsmittel nicht nur infolge der wachsenden Produktionskraft steigen würden, sondern auch gesucht würden, um die notwendigen und nicht mehr wohlfeil angebotenen Waren zu bezahlen. Nicht aber der verschleuderte Export bringt der Wirtschaft neue Produktionskräfte — gegenwärtig entzieht er sie ihr sogar —, sondern der in der Menge vielleicht etwas verringerte, im Realwerte aber wachsende Export. Heute müssen wir ins Ausland hausieren gehen, um für den kärglichen Erlös ein Mindermaß von Rohstoffen und Lebensmitteln einführen zu können. Es ist aber verfehlt, anzunehmen, daß nur durch Ausfuhr valutasichere Werte ins Land kommen können, sie können ebensogut im Inlande erzeugt werden und die Stärke des inneren Marktes ist nicht nur historisch das Primäre vor dem Außenhandel, sondern auch die volkswirtschaftliche Vorbedingung für eine Regeneration der ausgeführten Werte.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Reparationspolitik den Aufbau von innen heraus gefährden, vielleicht schon den Versuch zerstören könnte. Aber das ist kein Grund, ihn nicht trotzdem zu wagen. Es würde niemand dabei gewinnen, und man soll sich auch nicht der Hoffnung hingeben, daß plötzlich und mit einem Schlage die deutsche Wirtschaft gefestigt werden würde. Unzweifelhaft sind Anhaltspunkte vorhanden, daß die Erkenntnis, Deutschlands Schuld seiner Leistungsfähigkeit anzupassen, allgemein und überall im Wachsen ist; ja sogar die Reparationskommission hat die Revidierung der Schuldsumme schon angedeutet, sie verlangt als Vorbedingung innere Reformen, auch auf dem Gebiete des Währungswesens. Es ist kein Grund, sie nicht zu versuchen, weil trotzdem der Zusammenbruch erfolgen kann, denn wenn nichts Wirksames geschieht, kommt er sicher und in einem nie für möglich gehaltenen Ausmaße. Kann man sich überhaupt die weitere Existenz der deutschen Wirtschaft denken, wenn die Markentwertung etwa durch Herabsetzung der Schuldsumme und durch eine äußere Anleihe ein Ende findet, und dann der Export zusammenbricht, ohne daß ein aufnahmefähiges Inland die produzierten Waren aufnimmt! Die allmähliche Verringerung der Ausfuhr hat keinerlei Schrecken, wenn sie hervorgerufen und bedingt wird durch einen stärkeren Konsum des Inlandes infolge erhöhter Kaufkraft, und deshalb auch besser fundierter Leistungsfähigkeit, und wenn der bleibende Export sich immer mehr auf den normalen Stand einstellt, wo deutsche Waren gebraucht und gesucht und deshalb vollwertig bezahlt werden. Auf jeden Fall ist es die bessere Methode, eine Entwickelung planmäßig und zweckvoll von sich aus zu leiten, als sich von ihr treiben zu lassen.

Zur Individualpädagogik / Von Rektor P. Hoche

Wenn man den charakteristischen Hauptpunkt der heutigen Pädagogik nennen sollte, den Begriff, der fast alle Ziele der Gegenwartspädagogik geboren hat, so wäre auf den Individualismus hinzuweisen. Wer die geistigen Strömungen unserer Tage aufmerksam verfolgt, der wird bald herausfinden, daß trotz allen Geredes von der Erziehung zum solidaren Empfinden und Denken, zum Gemeinschaftsleben dennoch die individualistische Weltanschauung die herrschende ist. Das eingeborene, unveräußerliche Recht der Persönlichkeit wird immer wieder hervorgehoben. Nur so konnte das moderne Schlagwort vom Sichauslebenentstehen, das in unserer Zeit einen so gräßlichen, widerlichen Sinn angenommen hat. Auch die Pädagogik segelt wieder stark im Fahrwasser des Individualismus. Sie will häufig nicht den Erwachsenen, sondern das Kind herrschen lassen. Das Kind soll nach einem bekannten Ausdruck zum Maß aller Erziehung gemacht werden; nichts Fremdes darf in es hineingetragen, ihm etwa aufoktroyiert werden, nur das Vorhandene, Eigne möge man sich frei entwickeln lassen, um jene Persönlichkeit zu bilden, die nach unserm großen Dichter höchstes Glück der Erdenkinder ist.

Auch in der Literatur macht sich diese moderne Bestrebung deutlich bemerkbar. Es wimmelt nur so von Lehrerdramen, Kindheitsdichtungen, Schüler-

tragödien und Schulromanen, und meist spricht aus den Werken eine starke individualistische Weltanschauung heraus. Das mag sich auch daraus erklären, daß der biographische Roman eine beliebte Rolle spielte und diese naturgemäß das Interesse auf eine bestimmte Persönlichkeit konzentrierte. Das Recht der Kinderpersönlichkeit wird mit aller Entschiedenheit betont, und weil in der Schule die Individualität beim besten Willen nicht immer wünschenswert beachtet werden kann, erklärt es sich, daß die Dichter, die meist ausgeprägte Persönlichkeiten sind, sich mit den Wegen der Schulerziehung unzufrieden zeigen, gegen sie zu Felde ziehen und es oft mit einer Bitterkeit und Schärfe tun, die alle Grenzen übersteigt.

Erziehung zur individuellen Persönlichkeit! Wer wollte sich mit diesem Ziel wohl nicht befreunden? An Opportunitätsnaturen, an schwankenden, molluskenhaften Jenachdemmenschen fehlt es nicht, wohl aber an jenen Eigennaturen, die ihr Selbst behaupten, die dadurch zu Pfadfindern der Menschheit wurden. Klar ist deshalb, daß wir der Individualpädagogik viel zu verdanken haben, besonders, daß sie immer wieder zur Erforschung der Kindesseele hintreibt, zur praktischen Psychologie drängt. Dem Individualismus ist es mit zu verdanken, wenn heute in der Erziehung aller der Menschen gedacht wird, die in irgendeiner Weise zu den abnormen Gliedern der menschlichen Gesellschaft gehören, erinnert sei an das Hilfsschulwesen, an die Fürsorge für die Taubstummen, Blinden, Krüppel, an unser reich organisiertes Schulwesen, an die Liebe, mit der man heute das Talent oder die Gutbegabten zu fördern sucht. Eine Frucht des Individualismus ist es auch, wenn man allen den Bestrebungen nachgeht, die die Schulangst, Schulverdrossenheit und Schulmüdigkeit mindern wollen und statt dessen Freudigkeit und Zufriedenheit zu wecken suchen.

Alles das sei zugegeben. Aber das soll uns doch nicht blind machen für die großen Gefahren des Individualismus. Es ist der verhängnisvolle Irrtum der Individualpädagogik, daß sie mit Rousseau annimmt, daß alles in der menschlichen Natur gut sei, und daß man diese sich ungehindert entfalten lassen müsse. Aller Zwang sei daher aus der Erziehung zu entfernen. Da ja das Kind, so argumentieren die Freiheitsapostel, bald selbst merkt, daß der Erzieher nur sein Bestes will, wird es ihm auch in jeder Weise entgegenkommen. Man greife nur nicht gewaltsam in die Entwicklung ein, dann wird schon alles gut werden.

Diese fast unbeschränkte Proklamierung der jugendlichen Freiheit, wie sie von den heutigen Reformern wieder besonders eifrig gepredigt wird, ist aber ein Mißgriff von den übelsten Folgen, und sie mutet um so seltsamer an, als man gerade das Ziel erreichen will, zum sozialen Empfinden, zum Solidaritätsgefühl zu erziehen. Freude rechter Art und Freundlichkeit sollen gewiß recht sehr in der Erziehung vorwalten, alles, was sich als gute Begabung erweist, mag sich ungehindert entfalten. Aber das macht den überlegenen weise und wenn es sein muß fest zugreifenden Führer noch lange nicht überflüssig. Es gibt unendlich viele Gelegenheiten, wo er beschneiden, erzwingen, ja strafen muß; denn wir haben eben Menschen und nicht Engel vor uns. Oder hat einer unserer Pädagogen vielleicht Recht, wenn er sagt: „Es gibt nichts, was bestraft werden müßte. Wo wir aber strafen, d. h. unsere Macht zeigen, da gestehen wir stillschweigend zu, daß wir mit unserer besseren Einsicht am Ende sind." Heißt das nicht Götzendienst mit dem Kinde treiben? Und hat nicht Otto Ernst, bekannt als warmer Kinderfreund, recht, wenn er bemerkt: „Man tut nachgerade so, als wäre jeder Eingriff, auch der notwendigste und vernünftigste, ein Ausfluß bornierter Herrschsucht und ein Verbrechen am Allerheiligsten; man sieht das Kind nur noch auf einem Gottesthron und gesteht dem Erwachsenen nur noch die Berechtigung zu, ihm ohne Unterbrechung Gold, Weihrauch und Myrrhen darzubringen." Dadurch, daß dem Kinde, auch wo es not täte, nicht energisch genug entgegengetreten wird, macht man es genußsüchtig, eingebildet und blasiert. Kann die Jugend anders als entnervt, mattherzig, reizbar, empfindlich sein, wenn Festigkeit, Zielbewußtsein, männliches Wesen in der Erziehung abnehmen? Wie soll der junge Mensch Pietät gegen das Gute und Verehrungswürdige zeigen, wenn man ihn gewöhnte, sich selbst als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten?

Das Schwächliche, das Weibisch-Weichliche muß wieder aus unserer Erziehung verschwinden, und bei gesundem, markigem Frohsinn muß wieder mehr feste Männlichkeit, mehr zielbewußte Entschlossenheit auf die Jugend einwirken. Die Willensbildung darf nun und nimmer leiden. Das ist aber die größte

Gefahr, die die Freiheitspädagogik im Gefolge führt. Denn sie entwöhnt die Jugend ja geradezu der wichtigsten Forderung, sich selbst zu disziplinieren, sich unter das fremde und eigne Gebot zu stellen. Die natürliche Folge sind dann jene willensschwachen, schwankenden Genußmenschen, auf die Goethes Wort vom schlesischen Dichter Christian Günther zutrifft: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Denken wie sein Dichten." Daher wäre es nur zu wünschen, daß auch der entgegengesetzten Weltanschauung, dem sozialen Denken wieder mehr zum Rechte verholfen würde. Ohne ein gewisses Maß von altruistischem Empfinden und Denken ist es unmöglich, seine sittlichen Pflichten der Allgemeinheit gegenüber zu erfüllen. Soziales Fühlen muß auch die Erziehung zu wecken suchen, und das ist nur möglich, wenn der Mensch angehalten wird, zu entbehren, zu ertragen, nach Nietzsches Ausdruck, den Helden in der Brust nicht wegzuwerfen. Wenn aber eine von beiden Anschauungen zu bevorzugen wäre, dann nicht der Individualismus. Denn dieser kann den Menschen leicht ausarten lassen, da er den Neigungen und Trieben des einzelnen entgegenkommt, zum sozialen Handeln aber muß sich der Mensch erst bewußt entschließen oder gar zwingen.

In den letzten Jahrzehnten sind wir insofern in eine Bildungseinseitigkeit verfallen, als wir einen zu starken Verstandeskultus trieben, dem Intellektualismus zum Opfer fielen. Es mag als ein Rückschlag dagegen zu erklären sein, wenn die heutigen Schulreformer sich dagegen auflehnen. Aber es ist eine neue Einseitigkeit, dem Individualismus entsprungen, wenn sie nun die Herrschaft des Triebes, des Instinkts, des Gefühls dafür ausrufen, wenn sie verlangen, daß in der neuen Schule nur das Kind herrsche, daß es nur aus sich heraus sein eignes Leben bestimme, nur den Gesetzen seiner Natur folge. Wenn man beobachten muß, wie sehr man in der Praxis, es geschehe freilich in der besten Absicht, sich in dieser Beziehung vom Kinde leiten läßt, dann wird einem bewußt, wie sehr sich die heutige Pädagogik doch verirrt, wie sie etwas Spielerisches an sich nimmt, den Blick für die Wirklichkeit vermissen läßt. Da fällt bei einem solchen Gebaren einem der alte Kästnersche Spruch ein:

Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
Da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm heran.
Jetzt kauern hin zum lieben Kindelein
Die pädagogischen Männelein.

Heute, wo das Schlagwort von der staatsbürgerlichen Erziehung soviel ausgerufen wird, mag mit besonderer Kraft betont werden, daß beide grundsätzlichen Weltanschauungen befolgt und in gewissen Grenzen zu ihrem Rechte kommen sollen. Wir brauchen starke, lebenstüchtige Individualitäten aller Art. Ebenso notwendig ist es aber, daß der einzelne in dem Ganzen aufgehen lernt und sich dessen bewußt ist, was er der Gesamtheit schuldet. Und das schrankenlose Sichausleben ist nicht gleichbedeutend mit Persönlichkeit, und dieser Begriff schließt die Selbstzucht nicht aus, sondern ein. Die Pädagogik hat aber dann die Aufgabe, nicht von der Freiheit der Triebe auszugehen, sondern zu der inneren, sittlichen Freiheit hinzuleiten. Und auch das im Sinne einer vernünftigen Individualpädagogik.

Taubes Geröll / Novelle von Kurt Offenburg

Stürmende Sehnsucht durch Tag und Nacht rollten seines Liedes dunkle Akkorde ungehört an ihrem Ohre vorüber, übertönt von Geschrei belangloseste Nichtigkeiten. Boulevardflirts an dämmernden Abenden, neueste Kleiderschnitte oder Hutmoden, für die Stunde geborene und zu glanzlosem Untergang bestimmte Sensationen, wogen Ilse schwerer als kostbarstes Selbst, das Friederich bedingungslos ihr hingab. Flüchtiges Hinschmiegen an sein walddunkles rauschendes Wesen, Ertasten seiner verschütteten Tiefe, das in schmalen Augenblicken sie ihm schenkte und Friederich wunschlos machte, zerflatterte im Winde ihres wetterwendischen Seins. Friederich litt unter den wechselnden Hitzewellen und Kälteschauern, die unberechenbar über ihn hinfluteten. Dazwischen lag tageweise schwarzes Gewölk aus unwesentlichen Gleichgültigkeiten, die sie über Friederich zusammenballte und hinschob.

* * *

Eines Tages sagte er zu ihr: „Ich trabe neben dir wie ein Eroberer, der seine Beute gierig überwacht."

Den Kopf zurückwerfend, daß ihr schweres, dunkles Haar im Nacken lag, wollte sie ihm jedes weitere Wort abschneiden: „Du hast es nicht nötig. Ich lasse mich nicht stehlen."

Doch Friederich beharrend: „Wenn das auch gerade nicht . . . du kannst dich vergeuden."

Sie spielte mit ihren schmalen Händen, als wollte sie ihrer Erkenntnis letzten Nachdruck verleihen, und sagte bedeutungsvoll: „Frauen, die sich vergeuden, gehören auf die Gasse, auch wenn sie in Salons Platz für sich beanspruchen. Frauen müssen erkämpft werden."

Friederich ihre letzten Worte wie einen Angelhaken benützend: „. . . . müssen erkämpft werden. Doch vergesse nicht: so ein Kampf hat Grenzen. Niederlagen sind scheußlich; müssen für empfindende Frauen grauenhaft sein. Stelle dir vor: deine Zartheit würde durch brutale Mittel — sei es körperliche Kraft, List oder sonst eine Art — besiegt vor mir am Boden liegen; du würdest dir gedemütigt vorkommen."

Überlegen warf sie dazwischen: „Ja — ist es denn vielleicht nicht so Brauch?"

Friederich lächelnd: „Es mag häufig so sein; in vielen Fällen zutreffen."

Ilse ihres Triumphes über ihn gewiß: „Nun also —"

Er nachdenklich verträumt: „Sieh — das bedeutet wenig, rechtfertigt vielleicht lediglich Darwin. Wenn das Wesen des Schwachen schon verlangt, daß das Starke um es kämpfe und es schließlich besiege, weshalb dann Kampf bis zur Erbitterung, zum restlosen Unterliegen? Schlägt des Mannes Werben in Kampf, wird die Frau stets die Besiegte sein. Ich kann keine Notwendigkeit entdecken, weshalb es so weit kommen soll, daß der Mann als Triumphator auf der besiegten Frau steht. Muß er erst physisch oder, wie ich dir vorhin sagte, durch List ihr beweisen, daß er der Held ist, den sie sich erträumt? Wir wollen doch kein schwächliches Weibchen als Weggefährtin durch unser Leben neben uns haben: geschweige denn eine Sklavin."

Leise spöttisch entgegnete sie ihm: „Gleichberechtigung . . ."

Die Augen geschlossen, fielen regentropfenschwer die Worte von seinen Lippen: „Ja — Gleichberechtigung! Und deshalb keine Kraftprobe, bei welcher der Ausgang selten zweifelhaft ist, sondern ein Zusammentreffen von Härte und Weichheit als gleichberechtigte Eigenschaften auf halber Strecke, damit getrennte Kraft notwendige Einigung erfährt."

Sie streckte sich hoch: „Wer bestimmt das Zusammentreffen auf halber Strecke?"

Friederich ganz seinen Gedanken hingegeben: „Wer denn anders als unser untrügliches Empfinden? Bleibt die überreife Frucht vielleicht am Aste hängen?"

Klirrend lachte Ilse auf: „Die eine Frucht reift an demselben Aste früher als die andere. Und eine muß doch zuerst den Mut haben, abzufallen! Sie kann nicht warten, bis es einer anderen beliebt, gemeinsam mit ihr von der Himmelsbläue zur Erde zu stürzen. Auch treffen sie sich nicht auf halber Strecke!"

„Solche Verzerrung eines Vergleiches ist Haarspalterei. Wesentlich ist nur die Gemeinsamkeit der Wurzeln, die durch notwendige Einigung der Kräfte für Stamm und Äste die Früchte reifen ließ."

Besessen von ihrem kontrastierenden Bild: „Von der Himmelsbläue zur Erde . . ."

Scheinbar mit dem bisherigen Gespräch zusammenhanglos, Friederich halblaut vor sich hin: „Gläubiger Menschen Weg geht von der Erde zur Himmelsbläue."

Ilse sah nach Friederich hin, bemühte sich, alle Gleichgültigkeit aus ihrem abwesenden Gesicht zu wischen und schwieg.

* * *

Für einige Zeit war Friederich verreist.

Josua, sein Freund, schüttete Kataraкte abgegriffener Liebeswerbungen, die er mit Barwitzen und angelesenen Aphorismen bunt durchwirkte, über Ilse aus, als im abenddämmernden Park er mit ihr spazierenging. Elastisch und lautlos schritt ihre Schlankheit neben seiner kurzbeinigen, straff ausgefüllten Hose und spannendem Jackett. Er kramte ein ungeheuer weitläufiges Magazin wissenswerter Neuheiten vor ihr aus: Theaterklatsch über familiäre Verhältnisse der Künstler, Renn- und Börsenberichte, Pariser und Wiener Kleidermoden, Fabrikation neuer Parfüms von unerhörter Vornehm- und Verschwiegenheit im Duft, aus allen Tageszeitungen gestohlene Urteile über Bildwerke und Bücher, Leitartikel, die von innerer und auswärtiger

Politik handelten, und vieles anderes. Kurzum: Josua hätte einen fähigen Reporter, mit glänzender Aussicht auf rasches Aufwärtsklettern abgegeben, wäre er nicht Getreidemakler gewesen.

Er verließ das weitumgrenzte Gebiet äußerer Geschehnisse und schritt in den enggezirkelten Kreis persönlichen Erlebens, der durch Josua und Ilses gemeinsame Bekanntschaft der Menschen, die sich in ihm bewegten, vertraute Färbung gewann. Nachdem der Makler seine Fläche abgegrast hatte, ohne an der Peripherie auch nur einen Grashalm zu vergessen, trat er selbstsicher auf den Punkt seines eigenen Ich.

Josua verstand es, durch seine Taktik Menschen systematisch so zu kapern, daß sie ihm, trotz anfänglichem Widerwillen, halb betäubt ins Netz schwammen. Auch wußte er Kontraste, je nach gegebener Situation, wirkungsvoll aufzutragen. Bei Ilse sprangen die Tatsachen ihm zu Hilfe, die es nur festzunageln galt, um ihre Sympathien restlos für sich zu retten. Waren solche erst gewonnen, so war für ihn die Plattform geschaffen, von der aus er seinen Hechtsprung auf alle Frauen machte.

So lenkte Josua unmerklich das Gespräch auf Friederich und gleichzeitig auf sich. Er zog Parallelen zwischen seines Freundes und seinem eigenen Leben; führte seine Linie, gemäß seinem geschäftstüchtigen Vorankommen, ins Unermeßliche fort, während nebenbei die seines Freundes hoffnungslos früh abbrach und vergessen wurde. Wo die Realitäten nicht mehr hinreichten, um seinen geldbepflasterten Weg zu verlängern, setzte Josuas Phantasie ein, die nach Börsenmanier arbeitete, doch auf Ilse ihre Wirkung nicht verfehlte.

Wenn sie überlegte, stand Josua in seiner selbstherrlichen Tüchtigkeit, die es vom unbeachteten, mißhandelten Lehrjungen bis zum kleinen Krösus gebracht hatte, bewundernswert vor ihr, trotz manchem Widerlichen, das sie bisher an ihm als Anlaß zu Nörgeleien und nötiger Distanz verursacht hatte. Wie jämmerlich war Friederichs Dasein, das sich in künstlerischen Mühen verlor, gegen das tatkraftgeschwellte Leben Josuas! Was nützte Friederichs unantastbare Anspruchslosigkeit, die sich selbst genügte und nicht den Mut fand, zuzugreifen?...

Josua las in Ilses Gesicht, das weiß aus anbrechender Nacht leuchtete, was für Gedanken sie bewegten. Mit satter Zufriedenheit lächelte er in sich hinein und war zu sehr Diplomat, um den Gärungsprozeß zu stören, dessen Wein er in seine Schläuche füllen wollte.

* * *

Als Friederich von seiner Reise zurückkam, war er so sehr von neuen Eindrücken, die in ihm kreisten, gefangen, daß die Veränderung, die mit Ilse vorgegangen war, er nicht bemerkte.

Eines Abends, als in seinem Atelier sie Bildermappen durchblätternd sich gegenüber saßen, sagte Ilse: „Du trabtest neben mir wie ein Eroberer, der seine Beute überwacht."

Friederich hob den Kopf und sah gespannt zu zu ihr hinüber, als trenne sie nicht ein Tisch, sondern meerweite Fernen. Plötzlich besann er sich, daß sie etwas gesagt hatte: „Ja — und? — —"

„Du hast mich schlecht überwacht. Nein! Ich habe mich schlecht überwacht... ließ mich stehlen —"

Friederich begriff und erblaßte. Das ungeheuere Elend der Menschheit stieg in ihm auf; pyramidenhohe Leichenberge mit ihrem Verwesungsgestank nahmen ihm den Atem. Tonlos sagte er: „Erzähle — —" und sah unverwandt nach der Frau hin, um in ihrem Gesicht den Widerschein der Seele zu erspähen, die die Ungeheuerlichkeit begangen hatte, ihre Seele von einem Fremden beschmutzen zu lassen; dieselbe Seele, nach der er begehrt, und deren vergängliche Hülle er unzählige Male mit lockendsten Farben auf tote Leinwand zauberte, ihm Pulsschlag gab, Atem einhauchte.

Sachlich wie ein Polizeibericht schilderte Ilse das Geschehene. Die monotone Stimme, zu der sie sich zwang, um in ihrer Grausamkeit gegen sich selbst nur die Tatsachen sprechen zu lassen, wirkte beruhigend und schuf ihm glashelle Klarheit seines Denkens. Als sie ihre Anklage beendet hatte, sagte sie nur: „Ich verstehe mich selbst nicht..."

Um seinen Schmerz nicht zu zeigen, wandte er den Blick ab, der schlafwandlerisch an ihr klebte. Dann nach langer Pause, in die nur hin und wieder Ilses Kleiderrascheln fiel: „Du verstehst dich selbst nicht.. Ja.... es mußte so kommen... du wurdest eine Perle für die nicht gerade reinliche Abenteuerkette Josuas, auf die er stolz ist —"

Wie sie Josuas Namen mit unerschütterlicher Bestimmtheit von Friederich nennen hörte, sah sie entsetzt nach ihm hin. Er schien ihr wie eine außerweltliche Erscheinung, die die Reflexe ihrer Gedanken von ihrem Gesichte ablesen konnte.

Alleinherrscher in der Unerbittlichkeit seiner Beschlüsse fuhr er fort: „Ja — es mußte so kommen, triebhaft, zwingend: für dich und für mich. Diese Stunde steift schüchternem Zweifel, der manchmal in mir hochquoll, das Rückgrat. Monate, viele Monate, die du neben mir verbrachtest, waren nur anteilnahmsloses Hinleben. Ich vertraute, hoffte, auf mehr... Mehr: Einfühlen, Einleben in mein Inneres, so wie ich tastend versuchte, deine Seele zu erreichen. Doch bei dir nichts von alledem. Monate, kostbare Zeit zerfloß in Nichts... Vielleicht wäre noch mehr hoffnungslose Öde zerronnen, hätte Josua dich nicht zum Objekt seiner lächerlich weltmännischen Exkursion genommen. Ja — gewiß, noch mehr inhaltslose Zeit hätte sich angestaut und weiter wäre mein Graben fruchtlos geblieben. Aus taubem Geröll schürft selbst der fleißigste Sucher keine Edelwerte... Taubes Geröll.... Josua bin ich dankbar, obgleich er nicht mehr mein Freund sein kann, daß die dünne Humusschicht, die einstmals Blühen und Reifen verhieß, er von dir nahm... Die dünne trügerische Humusschicht über blindem Gestein — —"

Ilse sah erstarrten Gesichts nach Friederich hin, in dessen Augen die Bitte nach Alleinsein stand. Wie einen ekten Gegenstand schob er die Bildermappen von sich fort und wiederholte, mit dem ganzen Gewicht seiner siegenden Niederlage beschwerend, die beiden Worte: „Taubes Geröll — —"

Wortlos, ohne ihn anzusehen, stand Ilse auf, verließ leichtfüßig sein Atelier und schüttelte, indem sie die Treppe hinabstieg, letzte Sentimentalitäten von sich ab, um Friederichs jämmerliche Schattenhaftigkeit gegen Josuas tatkraftgeschwellte, blutvolle Wirklichkeit einzutauschen. Heiß glühte sie auf in Sehnsucht nach dessen bunt bebändertem Parvenütum . . .

Die Guillotine / Von Ernst Grau

An jenem stillen Frühlingsmorgen, als über der butte sacrée, dem Montmartre de Paris, die ersten Strahlen des jungen Tages schimmernd und spielerisch dahintasteten und nur die höchsten Turmspitzen der Riesenstadt aufleuchten ließen, würde in dem kleinen, halbverfallenen Hause an der Ecke der schmalen Rue Larroque mit großem Gekreisch die Haustür aufgerissen, ein Weib mit wirren Haarsträhnen im Gesicht, ihre Blöße notdürftig durch ein grellbuntes Umschlagetuch verdeckend, stürzte laut schreiend auf die Straße und lief in wilder Hast der Stadt zu. Wenig später kam sie zurück. Jetzt aber auf dem Bock eines der bekannten Bezirkskrankenwagen sitzend. Mit zwei großen, breitschultrigen Männern, die mit ihr das Gefährt verließen, verschwand sie wieder in dem baufälligen Hause, über dessen einzigem Schaufenster ein von den Unbilden der Witterung fast unleserlich gewordenes Schild hing: Jean Baptiste Robillot, Antiquar. Schon nach kurzer Zeit wurde die Haustür nochmals aufgezogen, die beiden Männer kamen wieder heraus, während zwischen ihnen ein mit leeren Augen vor sich hinstarrender Mann mehr hing als ging. Die Wagenklappe schloß sich hinter den dreien. Rasselnd polterten die gummilosen Räder über das holprige Pflaster. Die kleine Straße lag wieder ruhig wie zuvor.

*

Wie ich mich gern in den winkligen Gassen des Montmartre herumtrieb, ebenso gern verabsäumte ich es nie, auch dem kleinen, dunklen Laden des Antiquars Jean Baptiste Robillot einen Besuch abzustatten, um nach irgendwelchen Merkwürdigkeiten Umschau zu halten und dabei eine kurze Stunde mit Robillot zu verplaudern. Denn es war ein wirkliches Vergnügen, sich mit dem schrullenhaften, aber trotzdem sehr klugen Manne zu unterhalten. Und jedesmal konnte man bei ihm eine neue Sehenswürdigkeit bewundern, die er in der Zwischenzeit, weiß Gott wo, aufgestöbert hatte. Bald eine vergilbte Handschrift Voltaires, bald ein originelles Regiebuch Molieres oder gar einen mehr oder weniger echten Giorgione oder Botticelli. Nicht etwa nun, daß er diese Herrlichkeiten einem jeden anpries, der sich zufällig in seinem verräucherten, mit allerhand Raritäten vollgepfropften Laden verirrte. Er mußte schon ein ganz besonderes Vertrauen zu einem gefaßt haben, wie es nur gleiche Liebhabereien und ein längerer Verkehr zustande bringen. Denn obgleich Robillot vom Verkauf seiner Schätze lebte, hing er doch an jedem Stück mit der Liebe, die Leuten seines Standes so eigen ist.

Als ich das letztemal zu ihm kam, sagte mir schon sein verschmitztes Lächeln, daß er diesmal

einen ganz besonders guten Fund gemacht haben mußte.

Und so war es auch.

„Sie werden staunen, mein Lieber", schmunzelte er und rieb sich behaglich die Hände. „Denn was Sie heute auch raten werden, es wird auf jeden Fall falsch sein."

Ich war nun in der Tat recht gespannt, und meine Neugier erhöhte sich, als er mich hinaus auf den Hof führte und sich anschickte, die Tür eines windschiefen, hölzernen Schuppens aufzuschließen. Wir traten ein. Dumpfe Luft schlug uns entgegen. Er machte Licht. Und ich mochte wirklich zuerst mit ziemlich verdutztem Gesicht dagestanden haben.

Noch immer schmunzelnd wies er in den dämmerigen Hintergrund, wo ein unheimliches Etwas gespenstisch aufragte.

„Das ist die Guillotine, mit der Ludwig XVI. hingerichtet wurde."

Düster und drohend standen die beiden schwarzen Pfosten dieser raffiniert konstruierten Todesmaschine. Die Querbretter, die bestimmt waren, den Hals des Opfers zu umspannen, waren auseinandergezogen wie das Maul eines blutgierigen Ungeheuers, das nach neuer, entsetzlicher Nahrung schnappt. Darüber aber blitzte grauenhaft das schwere, schräge Beil, dessen scharfe Schneide wohl unzählige Male knirschend den Hals unschuldiger Menschen durchschnitten haben mochte. Es gehörte nicht viel Einbildungskraft dazu, sich das unheimliche Gerüst vorzustellen, wie es, umtost von dem Brüllen des in besinnungslosem Blutrausch tobenden Pöbels, weithin sichtbar die Place de la révolution beherrschte. Blitzschnell stieg dieses Bild in mir auf und im Geiste sah ich die ununterbrochene Reihe elender Karren, vollgestopft mit den Leibern todgeweihter Unschuldiger, angespien und beschimpft von wahnsinnigen Megären, verfolgt von dem Johlen der Carmagnole. Und über dem allem wie ein Wahrzeichen des Schreckens: das blutbefleckte Messer der Guillotine.

Eine leise Berührung ließ mich diesen Gedanken nicht zu Ende spinnen. Robillot hatte mir seine Hand auf die Schulter gelegt und lachte wieder. Ein leises, kicherndes Lachen, das mir unheimlich erschien in dieser ungewohnten Gesellschaft.

„Nun, junger Freund, waren Sie darauf vorbereitet?"

„Das kaum..... ich sehe aber nicht ein, Robillot, wer Ihnen dieses Gestell abkaufen soll. Es sind doch schließlich gar zu unheimliche Erinnerungen, die sich daran knüpfen."

„Ich würde es ja auch gar nicht hergeben. Sehen Sie, dieses Ding da, das Sie verächtlich ein Gestell nennen, hat einen merkwürdigen Einfluß auf mich, den ich Ihnen nicht näher zu erklären vermag. Mit seinen langen Armen greift es förmlich nach mir. Als ich es zum ersten Male sah, mußte ich es einfach kaufen, als ob es mir eine innere Stimme befahl. Und oft, in dunklen Nachtstunden, wenn die alte Jeanne oben in ihrem Stübchen liegt, treibt mich ein seltsames, unerklärliches Verlangen hinaus, und dann stehe ich vor diesem kalten, unerbittlichen Nachrichter, von dessen Beil einst königliches Blut tropfte, und halte stumme Zwiesprache mit ihm . . . ja, als sei er ein lebendes Wesen, dessen schauervolle Taten . . ."

„Es ist doch aber sicher eine eigenartige Sache, Robillot, sich in finsterer Nacht heimlich mit einer Guillotine zu unterhalten."

Meine Worte sollten scherzhaft klingen. Sollten eine Entspannung, eine Befreiung bringen aus dem Unheimlichen, das des Alten seltsames Bekenntnis in dem kleinen Raum spann, in dem aus allen Winkeln blutige Häupter aufzutauchen schienen.

Er aber nahm es für Spott. Hart packte er mich am Arm. Die Schlüssel klirrten in dem verrosteten Schloß. Kaum drei Worte sprach er an diesem Abend noch mit mir.

*

Wochen waren vergangen, ehe ich mich wieder einmal in das Gassengewirr der butte sacrée, in die Rue Larroque verirrte. Und mit einem gewissen Zögern drückte ich die Klinke zu Robillots Ladentür, ungewiß, ob er seinen Groll gegen mich inzwischen begraben. Aber zu meiner Verwunderung blieb die Tür geschlossen. Mein Pochen veranlaßte nur, daß sich das darüberliegende Fenster öffnete, von wo aus mir Jeanne, die alte Beschließerin Robillots, in mürrischen Worten mitteilte, daß sich ihr Herr seit einigen Wochen in der Irrenanstalt des Herrn Dr. Vernede in Saint Cloud befände . . .

Robillot im Irrenhause . . . Im Augenlick sah ich ihn wieder, leise vor sich hin kichernd, die Hände reibend und zwischen uns kalt und abstoßend das Gerüst der Guillotine. Sollte er damals doch recht

gehabt, doch richtig vorausgeahnt haben, daß sein Schicksal mit dem alten, gierigen Mordwerkzeug irgendwie verbunden sei? . . .

*

Dr. Vernede war ein sehr liebenswürdiger, zuvorkommender Herr. Er begleitete mich sogar selbst in Robillots Zelle und stellte mich dem Patienten vor. —

Der fiel mir fast um den Hals.

„Endlich, endlich kommen Sie", rief er erleichtert, „bringen Sie mir meinen Kopf mit? Wo haben Sie ihn? So geben Sie doch her! Schnell! Ich verzweifle ja sonst!!"

Stoßweise, keuchend fielen diese Fragen. Seine Finger umkrallten meine Arme wie eherne Klammern. Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„Aber lieber Robillot, Sie haben doch Ihren Kopf noch. Da, fühlen Sie doch selbst!"

Doch er hörte mich nicht.

„Meinen Kopf will ich haben!! Meinen armen, armen Kopf!"

Er gellte es mir ins Ohr. Wahnsinn leuchtete aus seinen Augen. Etwas ängstlich sah ich mich nach Dr. Vernede um, der den Irren keine Sekunde aus den Augen gelassen. Jetzt trat er dazwischen.

„Beruhigen Sie sich doch, Robillot . Der Herr ist doch ein alter Bekannter von Ihnen, der mit Ihnen plaudern wollte wie in guten alten Zeiten."

Der Kranke ließ die Arme sinken. Müde, wie gebrochen. Sein Auge wurde matt. Nie werde ich diesen hoffnungslosen Blick vergessen, mit dem er sich jetzt abwandte.

„Wieder nichts . . . wieder eine Hoffnung zunichte . . . niemand, niemand auf der ganzen weiten Welt, der Mitleid mit mir hat und mir meinen Kopf wiederbringt . . ."

Erschüttert bis in den Grund meiner Seele verließ ich das kleine Gemach . . .

„Ist übrigens die Ursache seiner Wahnidee bekannt"? fragte ich den Doktor, als wir durch den weiten Park dem Ausgange zuschritten.

„Genau nicht. Robillot war eines Tages aus seinem Laden verschwunden. Als seine Beschließerin des Morgens aufstand, fand sie sein Bett leer. Auch den ganzen Tag über war keine Spur des alten Antiquars zu entdecken. Erst in der Stille der darauffolgenden Nacht hörte die Frau gedämpfte Schreie, deren Herkunft sie nur nach langem Suchen fand. In einem alten Schuppen auf dem Hofe stand seltsamerweise eine Guillotine, wie sie zur Zeit der Revolution gebräuchlich war, und zwischen ihren beiden Querbrettern lag Robillot, an Hals und Handgelenken festgeklammert, daß ihm jede Bewegung unmöglich war. Und über seinem Halse hing das schwere Messer. Wie er in diese lebensgefährliche Lage gekommen, konnte ich nicht ermitteln. Irgendeine fixe Idee mußte sich wohl in seinem vielleicht schon etwas verdunkelten Hirn festgesetzt haben. Anscheinend hat er sich also in die Lage eines Delinquenten versetzen wollen und sich auf das untere Brett gelegt. Durch diese Erschütterung ist dann das obere Brett heruntergestürzt. Und nun denken Sie sich in die Lage eines Menschen, der, auf so fürchterliche Art jedem unglücklichen Zufall ausgesetzt, jeden Augenblick fürchten muß, daß auch das Beil herabfallen muß. Sekunde auf Sekunde denken müssen: jetzt, jetzt stürzt es sich auf deinen Hals. Und das stundenlang. Vielleicht Tag und Nacht. Auch ein Mensch mit stärkeren Nerven mußte hier dem Wahnsinn verfallen. Unser Patient hat wohl 24 Stunden so gelegen, ehe er entdeckt wurde. Natürlich war es zu spät. In seinem Wahn glaubte er das Messer bereits gefallen. Und nun sucht er seinen Kopf . . ."

Mann und Weib / Von Grete Ziebolz-Breslau

Der Wald stand still und heilig, wie zum Opfer bereit. Das Geäst der uralten Baumriesen hielt seine segnenden Arme über der Tiefe ausgespannt. Die Sonne, im Vergehen begriffen, ließ aus ihrer purpurnen Schale Goldtropfen in das blühende Heidekraut fallen, daß ein Lodern aufbrach wie von Feuern, die aus dem Urgrunde an das Licht schlugen.

Heilig war der Duft, der durch den Farrenhain zog und sich an moosbewachsene Steine hängte. Heilig der Duft, der die beiden Menschen umfing, die da hineinliefen in den sommerwarmen Abend.

In ihren Augen lag das Leuchten des bewußten Willens eines gegenseitigen Verstehens. Lag die Seele ihrer Zueinandergehörigkeit, lag die Welt in ihrer Versunkenheit irgendwo da draußen. Lag das Nichts und die Größe des Alls. Und während ihre Seelen sprachen, so laut, daß das Surren der Insekten übertönt wurde, waren ihre Lippen in Stummheit erstarrt.

Unbewußt faßten sich ihre Hände. Fest in kraftvollem Druck. Dabei versanken ihre Füße in einem Meer von blauen Enzianen.

Oben auf der Höhe drängten sie dicht zueinander, ihre Blicke in die dunkle Tiefe gerichtet. Starr. Verloren. Im seltsamen Gefühl, sonst in einen Strudel der Wildheit gerissen zu werden. Weiche, haltlose Nebel zogen vorüber. Und wenn die Schleier sich entspannten, glühten Ebereschenbäume auf, die in Alleen weit sich die Straße entlang abzeichneten. Auch da tropfte das letzte Gold der scheidenden Sonne in dieses Fruchtgekräusel hinein. Aufbegehrlich, aufreizend, wie ein jauchzendes Bekenntnis des Lebens, ehe der Tod ins Land hetzte und alles verschlang.

„Schön", sagte die Frau und öffnete die Lippen, hinter denen sich eine Reihe blendender Perlen in den Vordergrund schob.

„Schön!" — Wie ein Seufzer, wie ein Traumgedanke wehte das Wort dem Manne entgegen, der nichts sah, nichts empfand als das Weib an seiner Seite. Das Weib in seiner herben Süße, in seiner feinen Frauenart. Das Weib im Vollbesitz seiner Macht und doch in der Unkenntnis seiner Kraft.

„Ich fühle die Schönheit, taumle ihr entgegen, sauge sie in mich auf, trinke sie bis zur Empfindungslosigkeit in mich hinein und bin eins mit der Natur, die den königlichen Mantel des Sommers um ihre Schultern geschlungen hält, die Lenden dem Winde preisgegeben."

„Träumerin", sagte leise der Mann. „Träumerin, die das Jetzt vor dem Gestern vergißt und an das Morgen nicht denken mag."

„Vor dem Gestern vergißt?" — Zögernd tastete sich die Frage vorwärts und schob sich dem Sinnenden entgegen.

„Weißt du nicht, was das Gestern uns gebracht?" —

„Nein, denn das Gestern reicht wohl ein Jahr zurück. So weit, daß es meinen Gedanken entschwunden zu sein scheint."

„Scheint!" — Denn die Wirklichkeit im Vergangenen besteht und bestand all die vierzehn langen Monate hindurch. Fühltest du nicht, wie meine Seele mit tausend unsichtbaren Fäden an der deinen hing? Fühltest du nicht das heilige Erzittern in deinem Herzen, wenn irgendwer dir meinen Namen nannte? War es nicht, als wenn alle räumliche Entfernung zwischen uns wie fortgefegt gewesen wäre? Als wenn sie ausgelöscht und nicht zugehörig zum Leben sein sollte? — Sage. Sprich. Öffne mir dein Inneres. Rückhaltslos. Ohne Scheu. Gib dich mir, wie ich dich im Glase meiner unsagbaren Liebe sehe. Sei doch ein kleines, weiches Menschenkind. Bedenkenlos. Lege deinen Stolz zur Seite und fühle meine Stirn, die dir entgegenglüht."

„Was soll ich dir sagen, dir, der mir die Rastlosigkeit in mein Leben hineintrug? Soll ich entblättern, was im Blütenstande fest umrissen in mir wohnt? Soll ich dir von den tausend Schauern der Wonnen berichten, die nächtlicherweile durch meinen Körper rasten, wenn ich mir deinen Kopf an meiner Brust dachte? Oder soll ich dir erzählen, wie ich mir so manchesmal die Nägel in mein Handfleisch hakte, so ich hörte, wie und mit wem du deine Tage verbrachtest?" —

„Warum kamst du dann nicht zu mir? Warum klopftest du nicht an meine Türe, warum rissest du nicht alles nieder, was hemmend dir den Weg versperrte? Warum versteckteſt du dich vor mir und flohst wie ein gescheuchtes Reh in deine Einsamkeit?"

„Warum? — Wenn ich es selbst wüßte, selbst ergründen könnte! In mir lebte jener wundersame Gedanke an das carma. Lebte und schlug Wurzeln. Hundertfach. Tausendfältig. Ich glaubte bedingungslos an das Schicksal. Sein Eingreifen mußte mir zur Erfüllung werden."

„Nun hat sich die Zeit erfüllt! Über Täler und Weiten hinweg hat uns der Pfad zusammengeführt. Hat das carma dir seine Macht bewiesen. Heute trennt uns nichts mehr. Gib dich mir in deiner Schönheit und Liebe. Schenke mir deine Seele, damit ich lauschend sie erklingen höre."

„Ich möchte wohl, möchte hineinfassen in das buntschillernde Dasein, möchte den Kelch des Lebens an meine verdürstenden Lippen führen, wenn . . . ."

„Wenn — wenn . . . Ich bitte dich, verfalle nicht in Kleinlichkeiten. Gehe nicht unter in einem Wust philiströser Bedenken. Lebe der Gegenwart!

Heut ist heut! Was morgen kommt, das soll und darf uns nicht kümmern. Es wird doch immer anders ausfallen, als wir es uns gerade wünschen. Nur der bejahende Ichmensch wird den Boden bereitet finden. Richte deine Blicke vorwärts, schaue in das Gold der versterbenden Sonne und nimm das Glutfeuer in deinen Adern auf. Das Glutfeuer, das mich berauschte, als ich dir zum ersten Male dort unten im Niederlande begegnete. Schön warst du damals wie heute und kühn und groß, von heiligem Glühen erfüllt. Die Menge raste dir entgegen, und deine Hand zitterte, als du sie in die meine legtest. Da warst du mir wie eine Offenbarung, und der Hauch der Überseligkeit legte sich mir brennend auf die Sinne. Ich ging in einem Taumel von dir, betete zu dir, stöhnte nach dir und verlor dich dennoch aus dem Gesicht. Bis heute! Bis vor wenigen Stunden. Bis zu dem Augenblick, da deine flammenden Lichtsterne sich in die meinen senkten und gleich dahinschäumenden Waldbächen zu brausen begannen. Hörst du wohl mein Herz schlagen? Komm, lege deinen Kopf an meine Brust, und dann . . . . ."

Da brach sich ein Aufschrei an den graustеinernen Felswänden, von einem vielstimmigen Echo zurückgeworfen. Ein jubelnder, jauchzender Aufschrei, der alle Wonnen aus der Luft sog und ins Tal hinuntertrug. Weib und Mann küßten sich im uferlosen Glück. Küßten sich in hingebender Seligkeit, bis die Lippen in Ermattung zu bluten und die Herzen im irren Reigen der Leidenschaft zu flattern begannen.

Noch einmal leuchtete die Sonne im himmlischen Feuer der Verklärung auf, dann sank sie zum ewigen Nirwana hinab. Die beiden aber hielten sich fest an den Händen und sprangen bergab in das Leben hinein.

RANDBEMERKUNGEN

Sie wollen wieder ehrlich werden.

In Deutschland gibt es eine Strömung, die die amerikanische Alkoholgesetzgebung gern auf Deutschland übertragen möchte. Sie ist besonders stark in den Reihen der deutschen Sozialdemokratie, die sich ja auch sonst von zwangsgesetzlichen Maßnahmen alles Heil verspricht. Die in Amerika mit der Unterdrückung des gesamten Alkoholgewerbes gemachten Erfahrungen sind aber gerade vom Arbeiterstandpunkt aus so unerfreulich, daß auch die deutsche Arbeiterschaft an ihnen nicht achtlos vorübergehen dürfte. Sind es doch gerade die amerikanischen Gewerkschaften, aus deren Reihen sich der lebhafteste Widerspruch gegen die Alkoholzwangsgesetze erhebt. Der Gewerkschaftsbund des Staates New York hat kürzlich auf eigene Kosten Flugblätter herausgegeben, in denen gegen das Alkoholverbot das denkbar schwerste Geschütz aufgefahren wird. Man wirft ihm vor, daß es eine Quelle der Heuchelei und der sozialen Ungerechtigkeit geworden sei. In einer an die amerikanische Regierung gerichteten Eingabe des gleichen Gewerkschaftsbundes heißt es wörtlich: „Wir sind auf dem besten Wege, dasjenige Gut, das uns von unseren Vätern als bedeutsamstes Erbe hinterlassen ward, um eines Popanzes willen aufs Spiel zu setzen, nämlich unsere Unabhängigkeit, unsere Ehrlichkeit. Das Alkoholverbot hat uns nicht freigemacht vom Alkohol, im Gegenteil, es hat unsere Ehrlichkeit untergraben; denn was wir früher am hellichten Tage kaufen konnten, das muß nun zu sündhaft übertriebenen Preisen im Dunkel der Nacht erschlichen werden. Aber die fanatische Regelung, die Heimbrennerei von Schnaps, der Alkoholschmuggel und die Gesetzesübertretungen sind mit einem Male verschwunden, und Leben, Freiheit und Glücksstreben kommen wieder auf den verwaisten Thron, wenn wir einen Zusatz zum Volsteadgesetz abfassen, demzufolge wenigstens Bier und Wein freigegeben wird. Damit könnte dann endlich die Gleichheit zwischen allen Einwohnern der Staaten wiederhergestellt werden. Denn heute trifft das Verbot einzig und allein nur die Armen, nicht die Reichen; denn diese können sich nach wie vor die

verbotenen Waren, wenn auch zu erhöhten Preisen kaufen."

Müßte diese klare und scharfe Stellungnahme ihrer amerikanischen Genossen nicht auch auf diejenigen deutschen Arbeiterkreise, die in Erkenntnis der Schäden des zur Zeit in manchen Kreisen sich bemerkbar machenden Alkoholmißbrauchs geneigt sind, sich der radikalen Abstinenz in die Arme zu werfen, aufklärend und warnend wirken? Wir haben doch auch in Deutschland in den letzten Jahren immer wieder die Erfahrung machen müssen, daß wirtschaftliche Zwangsgesetze gegen Mißbräuche und Wucher diese nicht aus der Welt schaffen, sondern sie nur aus der Öffentlichkeit vertreiben, aber dafür den Schleichhandel und die geheimen Übertretungen erzeugen. Die Eingabe der New Yorker Gewerkschaften predigt uns nur die gleiche Lehre, daß wirtschaftliche Zwangsgesetze unehrlich machen, und die sozialen Schäden, die bekämpft werden sollen, nicht beseitigen, sondern vielmehr maßlos verschärfen. Sollen wir dieses System der Unehrlichkeit und des Schleichhandels mit verbotenen Genüssen nun auch nach Deutschland verpflanzen? Das ist eine ernste Frage, die sich jeder Wirtschafts- und Sozialpolitiker, wenn er zur Abstinenzfrage Stellung nimmt, ernstlich vorlegen müßte.

Daß auch in Deutschland gleiche oder ähnliche Maßnahmen die Heuchelei und Unehrlichkeit systematisch großzüchten würden, beweist ein Vorgang, der sich auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitage in Augsburg zugetragen hat und mit Recht viel bemerkt wurde. Dort wurde u. a. eine Entschließung zugunsten eines Verbotes zur Herstellung von Starkbieren gefordert. Aber schon auf dem Parteitage selbst wurde von einigen ehrlichen Leuten in Zwischenrufen auf den Widerspruch hingewiesen, der zwischen diesen Anträgen und der Praxis des Parteitages bestand. Denn dort in Augsburg wurde dem ausschließlich für den Parteitag eingebrauten Starkbier so lebhaft zugesprochen, daß nichts übrigblieb. Man wollte offenbar das verhaßte Starkbier bis auf die letzte Neige vertilgen. Also auch hier können wir in bezug auf die Alkoholbekämpfung die gleiche pharisäerhafte Heuchelei beobachten, die die amerikanische Alkoholgesetzgebung künstlich großgezogen und systematisch über einen ganzen Kontinent verbreitet hat. Die amerikanische Arbeiterschaft ist, wie die Eingabe des New Yorker Gewerkschaftsbundes beweist, nunmehr entschlossen, sich von dieser Unehrlichkeit energisch loszusagen. Die deutschen Arbeiter sollten hieraus rechtzeitig die Lehre ziehen, daß man Deutschland ehrlich lassen und mit der heuchlerischen Alkohol-Unterdrückungsgesetzgebung verschonen soll. Für Mäßigkeit und gegen Alkoholmißbrauch kann man mit anderen und besseren Mitteln wirken als durch Alkoholverbote, die im geheimen doch nur übertreten werden.

Der Selbstwille als dämonische Urkraft.

Es gehört ein persönlicher Mut dazu, an den Zuständen und Einrichtungen, die als heilig und unverrückbar gelten, zu rütteln und ihnen das Todesurteil zu sprechen. Maximilian Neustadt hat in seinem Buche „Der Selbstwille als dämonische Urkraft" (Diskus-Verlag Emil Krug, Leipzig) das Wagnis unternommen und zu einem glücklichen Ende geführt. Nicht aus Zerstörungsdrang oder aus reiner Lust an der Negation, sondern aus dem innerlichen Bedürfnis heraus, sich mit den Dingen restlos abzufinden, zu seiner Rechtfertigung und — wenn man will — zum Nutzen der anderen. Neustadt ist ein tiefer Denker, der aber nicht in der Abstraktion stecken bleibt, sondern stets von neuem aus den Tiefen des fließenden Lebens schöpft. Seine Philosophie ist Leben geworden, angewandte Philosophie. Das Tatsächliche und Handgreifliche, das eine irreführende Scholastik und Metaphysik zur Erstarrung gebracht hat, wird von ihm aus dem Wust eines alten Irrwahns herausgeschält und zu Ehren gebracht. Vom Standpunkt des Wirklichkeitsmenschen betrachtet Neustadt alle Institutionen, die der Mensch angeblich zu seinem Nutzen und zu seinem Schutz geschaffen hat. Jede Polemik liegt ihm fern, auch jeder Versuch einer Moralkritik; er sieht die Dinge eben in ihrer nackten Wirklichkeit und läßt sie auf sich wirken. Wir haben es ja in diesen Jahren mit Schaudern erlebt, daß die höchste Organisationsform, der Staat, keine Institution zum Schutze der Bürger ist, sondern ein Herrschaftsinstrument, das auf alle, mögen sie krumm oder gerade gewachsen sein, einen Zwang zum Sterben ausübt. Wie der Selbstwille im hartnäckigen Kampf gegen den Staatswillen liegt, wie nicht Friede sein kann in einer auf dem Zwang beruhenden Gesellschaftsorganisation, das zeigt uns Neustadt an unzähligen aus

dem Leben gegriffenen Beispielen. Die Masse ist so tief von der Staatsgesinnung durchdrungen, daß ihr ihre klägliche Lage nicht mehr zum Bewußtsein gelangt. Der Staat ist der Vernichter der Persönlichkeit, der große Gleichmacher. Während in der Natur das Prinzip der höchsten Differenzierung obwaltet, arbeitet der Staat auf die breiteste Nivellierung hin. Alles, was ist, die Familie, Kunst und Wissenschaft, Religion und Moral, Recht und Gesetze, sind Emanationen des Staatswillens. Ob wir wollen oder nicht, irgendwo und irgendwann fangen wir uns in den Fußangeln des Staates. Wer ist nun aber dieser Staat? Nach den Lehrsätzen der Metaphysiker eine Idee, die Idee der Sittlichkeit, des Rechtes usf., die nach Verkörperung ringt, nach Neustadt eine auf Gewalt beruhende, nach Macht strebende Organisation, also etwas ganz Reales. Neustadt begegnet sich in seiner Definition des Staates mit Stirner, geht aber, da er die Universalität der Erscheinungen niemals aus dem Auge verliert, weit über Stirner hinaus. Der Mensch ist ein Ding unter Dingen, eine Modifikation der das All durchdringenden und es beherrschenden Bewegung und daher in seinem Denken und Handeln dieser unterworfen, woraus sich ganz von selbst das Postulat der Unfreiheit des Willens ergibt. So konnte Neustadt, indem er das Wesen des Staates aufdeckte und all die geheimen Fäden, die sich von dieser Machtzentrale strahlenförmig über alles menschliche Sein ausbreiten, bloßlegte, alle Gebiete menschlicher Tätigkeit durchdringen und die kritische Sonde anlegen. Das zu einer phantastischen Größe hinaufgeschraubte Gebäude der Zivilisation ist eitel Blendwerk; der Mensch, der sich als Herr und Krone der Schöpfung fühlt, ein Nichts, ein Rädchen, eigentlich nur das Schmieröl für den großen Mechanismus Staat. Das alles weiß Neustadt mit solcher Überzeugungskraft darzustellen, daß man ihm glauben muß. Er hat sich mit diesem Buche mit einem Schlage in die erste Reihe der Denker und geistigen Vorkämpfer für eine Weltanschauung, die nicht Raum bietet für religiöse Zwangsvorstellungen und andere abergläubische Ideen, gestellt. „Viele haben das Leben, wenige ihr Leben." Das ist der Grundakkord, der durch dies eigenartige Buch klingt. Knapp in der Form, von einer Gedankenfülle, die den Leser schier erdrückt, weiß er von Anfang bis zu Ende zu fesseln und zu erschüttern. Aus der Negation des Bestehenden weist er uns aber auch den Weg zur Befreiung. Das ist der tiefe Sinn des Lebens, daß wir den Selbstwillen in uns entwickeln, daß wir uns als das erkennen, was wir sind: eine bewegte Dinglichkeit, nicht mehr und nicht weniger. Eine ephemere Erscheinung im Kreislauf der Dinge, aber auch ein Teil jener dämonischen Urkraft, die den Selbstwillen in sich trägt.

Joh. Gaulke.

Um den Film.

Wo man hinhört, schimpft man auf den Film, verhöhnt ihn, spottet seiner oder sucht ihn sonst irgendwie herabzuziehen. Mit der beliebten Schlußwendung, der Film werde nie das Theater ersetzen können.

All das ist berechtigt, wenn man der vielen Mängel gedenkt, die dem Film anhaften. Der mitunter alle Ufer überschwemmende Kitsch, die monströse Reklame, das lächerliche Starsystem usw. usw. Es ist aber nicht berechtigt, wenn man bedenkt, wie jung der Film eigentlich noch ist.

Bleiben wir einmal bei dem erwähnten Vergleich und betrachten wir das deutsche Theater in seinen Uranfängen. Was waren denn die Mysterienspiele des Mittelalters weiter, als ein willkommenes Volksverdummungsinstitut in der Hand des Klerus! Stand es denn wirklich um so viele Stufen höher, als der Film im gleichen Alter? Kaum! Laßt doch den Film auch erst mal ein paar hundert Jahre alt sein! Vielleicht ist er dann als Kulturfaktor dem Theater gar noch überlegen. Nämlich insofern, als er seinen Einfluß doch in weit größere Kreise tragen kann, als das Theater. Der vielgepriesene Kulturfaktor Theater ist doch letzten Endes nur eine Angelegenheit für die paar Millionen Menschen, die als Großstädter Gelegenheit haben, ein wirklich gutes Theater zu sehen. Das Gros der Menschheit kommt aber in seinem ganzen Leben kaum einmal ins Theater, kann sich also unter dem Begriff Theater kaum etwas Greifbares vorstellen.

Hier wird das Kino seinen schönsten und verdienstvollsten Wirkungskreis haben. Nicht heute und auch nicht morgen. Vielleicht, daß wir es kaum erleben, den Film als Spender einer schlackenlosen Kunst zu sehen. Aber mitarbeiten sollen und müssen wir daran, den Film auf den rechten Weg zu bringen.

Schmollendes Beiseitestehen und verächtliche Glossen haben einer Sache noch nie gedient. Es ist ja schwer, furchtbar schwer, an einer schlechten Sache die wenigen guten Seiten aufzuspüren und vorzuzeigen. Aber der Film läßt doch zweifelsfrei mitunter solche guten Seiten erkennen. Männer, wie Paul Wegener, sind unablässig bemüht, und mit Erfolg bemüht, den Boden für eine Filmkunst vorzubereiten. Aber es gehören Riesenkräfte dazu, sich durch den aufgetürmten Berg von Kitsch hindurchzufressen. Schlimm, sehr schlimm, daß die Unterstützung einflußreicher Kreise dabei fehlt.

Da ist die Presse. Sie bringt Filmkritiken. D. h. wenn man ein paar faule Bemerkungen, eine lapidare Inhaltsangabe mit dem Ehrentitel Kritik bekleiden will. Von einer sachlichen Besprechung durch eine anerkannte Feder findet man keine Spur. Es gibt ja nun gemeine Kreaturen, die da behaupten, daß die Filmkritik als ein notwendiges Übel nur deshalb gebracht werde, weil zwischen Filmkritik und Filminserat gewisse unterirdische Zusammenhänge beständen. Was ich jedoch nicht glaube. Ist aber nicht gerade der Film mit seiner Zukunft der unbegrenzten Möglichkeiten ein Feld, dem sich die Presse mit etwas mehr Aufmerksamkeit zuwenden sollte? Den Film durch ausführliche Besprechungen zu formen und zu erziehen, erscheint mir im Interesse des Volksganzen weit wertvoller, als wenn der dazu erforderliche Raum durch spaltenlange Berichte über das Abhandenkommen leichtsinnig aufbewahrter Schmuckstücke eines Filmstars ausgefüllt wird. Und man sei objektiv. Man schäle das Gute heraus, bezeichne aber auch den Bockmist beim rechten Namen. Von der reinen Fachpresse des Films kann man eine objektive Berichterstattung beziehungsweise Besprechung schlechterdings nicht verlangen. Denn Filmmenschen sind eben zu intensiv mit der Materie selbst befaßt, als daß sie die nötige Distanz zu den Dingen haben könnten. Ihnen fehlt die notwendige Unbefangenheit. Was natürlich kein Vorwurf sein soll.

Auch die mitunter geradezu gräßlichen Auswüchse der Filmreklame lassen sich auf diese Weise bekämpfen. Wenn beispielsweise eine Fern Andra gelegentlich einer Uraufführung Blumen unter das „Volk" zu werfen geruht, sollte es da nicht ein Leichtes sein, das Publikum dahinzubringen, daß es sich solche Komödien einfach nicht mehr gefallen läßt?

Das sind Beispiele, die sich beliebig häufen lassen. Man muß nur ernstlich wollen und den Film auch als eine ernste Angelegenheit betrachten. Kritisieren heißt schließlich auch: Gerecht sein. Und mit Gerechtigkeit kommt man eher zum Ziel. Dann wird man nämlich sogar finden, daß der Film sich auch schon Verdienste erworben hat.

Verdienste?

Jawohl!

Denn, wie es heute unzählige Kientöppe gibt, so bestanden zu einer Zeit, die noch gar nicht einmal allzulange vorüber ist, ebenso unzählige Varietés und Café chantants, in denen die breite Masse ihren Vergnügungshunger stillte. In Berlin war es in der Hauptsache die Gegend um das Oranienburger Tor herum, die Elsasser- und Chausseestraße. Aber auch in andern Stadtteilen fehlten sie nicht. Es gab überall Tingeltangel aller Größen und Gattungen. Und das eindeutige laszive Couplet, die Zote, war das Fluidum, was ihnen allen den gleichen Grundzug gab. Die wenigen Etablissements dieser Art, die sich in unsere Tage hinübergerettet haben, nennen sich stolz Kleinkunstbühnen, sind aber drum nicht besser geworden. Doch die weitaus größte Anzahl dieser „Bummse", wie der Berliner treffend sagt, die häufig weiter nichts waren, als Animierkneipen ordinärster Sorte, haben dem Kino weichen müssen. Das ist — — vielleicht ein Verdienst des Films. Einer der wenigen Verdienste, man denke an den Lehrfilm, die er bis heute aufzuweisen hat. Die zu vermehren aber auch eine Sache derer ist, die dem Film in seiner heutigen Gestalt ablehnend gegenüberstehen!

Ernst Grau.

BÖRSENSPIEGEL

Der Aktionär und seine Dividende.

Es paßt sich langsam, aber sicher, alles der Geldentwertung an. Zuletzt sogar die Dividenden. Mit den Dividenden sah es nämlich bis vor kurzem noch recht traurig aus, und wenn man anstatt ehemals 10 % in Goldmark jetzt 20—30 % in Papiermark erhielt, so mußte nach Ansicht der meisten Leute der Aktienbesitzer durchaus zufrieden sein. Er war es sonderbarerweise auch meistens, und zwar deshalb, weil er wenigstens eine kleine Freude an seinem Kurse erlebte. Immerhin war die Dividendenhöhe mit der fortschreitenden Geldentwertung allmählich in ein immer bedenklicheres Mißverhältnis geraten, und wenn der Besitzer von 100 000 Mark Aktien am Jahresende die Dividende einstrich, so war es gerade genug, sich einen halben Anzug dafür zu kaufen. Aus demselben Unternehmen aber wurden die Mittel geschöpft, Hunderten oder gar Tausenden von Arbeitern und Angestellten der Geldentwertung angepaßte Löhne und Gehälter zu zahlen. Auch die Direktionen hatten gewöhnlich nicht zu klagen. Nicht einmal der Aufsichtsrat, der gleichfalls mit Rücksicht auf die Geldentwertung eine entsprechend erhöhte Tantieme bezog, und vollkommen rücksichtslos ging man allein mit denjenigen Leuten um, denen doch letzten Endes das Unternehmen gehörte, wenn sie auch nichts dort zu sagen hatten; nämlich den Aktionären.

Das hat sich nun seit kurzem erfreulicherweise ebenfalls geändert; und wird sich, was die Hauptsache ist, in Zukunft noch weiter ändern. Es haben einige Verwaltungen den Mut aufgebracht, eine Dividende von 100 %, teilweise sogar noch mehr zu erklären, und es gehört dazu in der Tat eine gewisse „Zivilcourage". Denn man wird sich noch entsinnen, daß ein ehemaliger Reichsfinanzminister, Herr Dr. Wirth, im Reichstage eines Tages erklärte, er werde sich in Zukunft die Dividenden der Montanwerke einmal genauer auf ihre Höhe ansehen und gegebenenfalls dagegen einschreiten, was die Höhe der Eisenpreise betreffe. Einige Zeit später erklärte freilich der inzwischen zum Reichskanzler avancierte Herr Dr. Wirth den Vertretern der ausländischen Presse, die Dividenden der deutschen Industriegesellschaften seien „Scheindividenden", und zwar stellten sie in Goldmark nicht einmal den Bruchteil eines Prozents des eingezahlten Kapitals dar. Es geht eben nichts über die Konsequenz. Doch das nur nebenbei.

Seit dem Jahre 1914 geben wir uns, wie man weiß, redliche Mühe, den Österreichern alles nachzumachen. In ewiger Nibelungentreue. Als sie kriegerisch geworden waren, wurden wir es bekanntlich ebenfalls. Als sie im Jahre 1918 Republikaner wurden, taten wir prompt das gleiche. Ihre Papiergeldwirtschaft haben wir ihnen nachgemacht, ihre phantastischen Preise, ihre Millioneneinkommen, ihre fünfstelligen Kurszettelziffern, und nunmehr werden wir auch endlich in der Dividendenfrage zu den berühmten österreichischen Verhältnissen gelangen.

Es ist in der Tat ein lächerlicher Zustand, daß in einer Zeit, wo an Lohnsumme manche Gesellschaft wöchentlich ihr ganzes Aktienkapital auszahlt, für den Aktionär angeblich nichts übrig sein soll. Mindestens diese wöchentliche Lohnsumme, d. h. 100 % des nominellen Aktienkapitals, müßten denn doch wohl für den Besitzer des Unternehmens — und das ist doch schließlich die Gesamtheit der Aktionäre — übrigbleiben; d. h. als Jahresdividende. Mehr verlangt man einstweilen gar nicht. Trägt das Unternehmen aber nicht so viel, so ist eigentlich nicht recht einzusehen, weshalb sich alles auf Kosten der Aktionäre abspielen soll. Dann muß eben an anderen Stellen gespart werden.

Kein Aktionär ist heute so unvernünftig, in Papiermark die volle Summe dessen zu beanspruchen, was er früher als Golddividende bekam. Wir würden nämlich sonst zu Sätzen von mehreren tausend Prozent gelangen, und mit dem Beanspruchen allein ist es überdies ja nicht getan. In derartig glänzender Lage befindet sich heute die deutsche Industrie leider nicht, daß sie in Papiermark ebensoviel verdient wie ehedem in Goldmark. Auf der andern Seite aber verdient sie ganz gewiß heute so viel, daß sie etwa die zehnfachen Dividendensätze auszahlen könnte wie ehedem in Goldwährung. Das steht einigermaßen fest. Es wird also gar nicht lange dauern, bis wir Dividendensätze von 100 bis 200 % ganz allgemein haben

werden. Man muß nur erst einmal die vollkommen unangebrachte Scheu vor derartigen Neuerungen überwinden.

Was aber wird dann sein? Dann kommt erst recht die große Umwertung. Denn es ist klar, daß in einer Zeit, wo die Dividenden dreistellige Zahlen ausmachen, keine einzige Aktie mehr unter einer vierstelligen Kurszahl bewertet werden kann. Oder soll ein Papier mit 100 % Dividende etwa 700 bis 800 % stehen? Sich also in ein paar Jahren vollkommen durch die Dividendenzahlung amortisieren? Ein nicht gut annehmbarer Zustand, und so wird von den Dividenden eine neue Welle der Kursbewegung ausgehen.

Bisher nämlich bildete die Dividende stets ein retardierendes Moment. Man rechnete die Verzinsung aus und sah, daß sie schlecht war. In Zukunft wird man ganz im Gegensatz dazu ausrechnen, daß der Kurs der Aktien auch unter Zugrundelegung der Dividende viel zu niedrig sei; nicht etwa nur unter Berücksichtigung ihres sonstigen Werts, ihres „Sachwerts". Wohin aber werden die Aktienkurse alsdann gehen? Einstweilen stehen sie jedenfalls noch fast alle unverständlich niedrig. Selbst die ganz hochwertigen, etwa eine Phönix-Aktie, ist billiger zu haben als ein Anzug, während man im Jahre 1914 für eine Phönix-Aktie ein volles Dutzend Anzüge bekommen konnte. Eine Lingel-Schuhfabrik-Aktie ist erheblich billiger als ein Paar Lingel-Schuhe. Im Jahre 1914 dagegen erhielt man für den Preis einer einzigen Lingel-Aktie beinahe 100 Paar Lingel-Schuhe. Ist das nicht ein grotesker Zustand? Für 10 Zentner Briketts kann man sich bereits eine Ilse-Bergbau-Aktie kaufen, im Jahre 1914 konnte man das nicht einmal für 500 Zentner. Diese künstliche Unterdruckhaltung der Aktienkurse hängt aber zum nicht geringsten Teil mit der ebenfalls künstlich unter Druck gehaltenen Dividende zusammen, deren Ende nunmehr zu schlagen beginnt.

Es braucht eben alles einige Zeit, um sich durchzusetzen. Auch die Erkenntnis, daß der Aktionär ja ebenfalls gewisse Rechte in der Aktiengesellschaft hat. Nicht ausschließlich Pflichten. Und so weit sind wir ja glücklicherweise in Deutschland doch noch nicht gekommen, obwohl wir reichlich, überreichlich mit Sozialismus getränkt sind, daß man der Ansicht wäre, die industrielle Aktiengesellschaft gehöre eigentlich dem dort gerade beschäftigten Arbeiter und nicht etwa den Aktionären. Die Aktionäre hätten nur viel früher schon anfangen müssen, ebenfalls einmal mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und aufzutrumpfen. Dann würden sie vielleicht schon früher erreicht haben, was ihnen nun endlich ebenfalls winkt: eine halbwegs angemessene Verzinsung, eine Anerkennung auch ihrer, bisher lange nicht genügend geachteten Rechte. Und die doppelte Freude für sie wird darin bestehen, daß auch ihre Aktienkurse alsdann einer ganz anderen, entsprechend höheren Bewertung entgegengehen müssen.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg. Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61. Druck: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Die Gegenwart

51. Jahrgang | Novemberheft | 51. Jahrgang

Krise des Parlamentarismus?

Von Dr. Erwin Steinitzer

Bei jeder Kabinettskrise spricht man in Deutschland von einer Krise des Parlamentarismus. Auf die Schwerfälligkeit, die Reibungen und den Leerlauf des parlamentarischen Mechanismus pflegen dabei nicht nur diejenigen hinzuweisen, die ihrer ganzen Gesinnung und Einstellung nach die Rückkehr zur konstitutionellen oder halbkonstitutionellen Monarchie erstreben, sondern auch Politiker und Zuschauer, die sich grundsätzlich zur Demokratie bekennen, aber gerade im Parlamentarismus oder vielmehr in der deutschen Praxis des Parlamentarismus die Ursache beklagenswerter Schwächung der Stoßkraft, der Klarheit und der Zielsicherheit demokratischen Regierens zu sehen glauben. So ruft man bei jeder neuen Störung der parlamentarischen Maschinerie auf der einen Seite nach dem starken monarchischen Träger der Staatsgewalt, der nur an die Mitwirkung der Volksvertretung gebunden, nicht ihr unterworfen und ausgeliefert ist, auf der andern nach freien demokratischen Führern, die dem Volke und dem Parlamente verantwortlich bleiben, sich aber mit der Kraft eigenen Willens und eigener Ideen aus der unmittelbaren fesselnden und lähmenden Abhängigkeit von den Fraktionen befreien. Hier verlangt man feste, unabsetzbare Autoritäten, dort führende Persönlichkeiten mit der Fähigkeit zu demokratischer Behauptung ihres selbständigen Führertums; beide stellt man dem bestehenden Übel der Parteienherrschaft gegenüber.

Freies, selbständiges Führertum kann auch aus den Parteien herauswachsen, und in demokratischen Gemeinwesen mit alter politischer Tradition wächst es aus ihnen heraus. Die großen Politiker Englands sind ausnahmslos Parteiführer gewesen, ehe sie Leiter des Staates wurden, und obwohl es in Großbritannien niemals einen andern Weg zur Premierministerschaft gab, als den über die großen Parteien, hat man dort kaum jemals über Mangel an hervorragenden und überlegenen Ministerkandidaten geklagt und nie nach „Außenseitern" gerufen. Auch in den romanischen Ländern mit demokratischer Verfassung hat die Auslese der Regierungschefs aus dem Kreise der anerkannten Parteiführer den Ansprüchen des Gemeinwesens stets genügt.

In Deutschland fehlt es an regierungsfähigen Parteiführern, weil es an Parteien mit Regierungstradition fehlt. Das deutsche Parlament hat durch die Revolution die Funktion der Beherrschung des Staates erhalten, — aber nicht die Qualifikation. Der Reichstag

des wilhelminischen Deutschland war nicht auf Regieren eingestellt — denn er hatte ja nicht zu regieren —, sondern auf Kritisieren und darauf, mit der obrigkeitlichen Regierung um den Preis der Zustimmung zu ihren Wünschen und Absichten zu feilschen. Regierungsparteien gab es im Grunde überhaupt nicht, sondern nur solche, die während eines bestimmten Zeitraums oder unter einer bestimmten Kanzlerschaft grundsätzlich ihre politischen Geschäfte mit der Regierung zu machen versuchten, und andere, die ebenso grundsätzlich Opposition markierten. Auch die sogenannten Regierungsparteien standen den bürokratischen Herrschaftsträgern mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber und sahen auch bei prinzipieller Zustimmung zur Gesamtrichtung der Regierungspolitik ihre Hauptaufgabe in der Nachprüfung und Kritik der Einzelheiten, auf deren Gestaltung sie eher Einfluß üben konnten, als auf die zwischen Kaiser, Kanzler und Bundesrat festgelegten großen politischen Linien. In dieser Atmosphäre gediehen allenfalls Spezialkritiker, aber keine Staatsmänner. Dazu kam, daß die im Parlamente selbst eigentlich ziemlich ohnmächtigen Parteien den größten Teil ihrer Kraft auf die Agitation nach außen verwandten, — also auf eine Tätigkeit, bei der das Schöpferische wiederum durch das Kritische — sogar durch das Oberflächlich-Kritische — in den Hintergrund gedrängt wird.

Diese Obrigkeitsstaatsparteien sollten nun, nach der Revolution, neu etikettiert, aber in ihrem Wesen und in ihrer geistigen Grundeinstellung so gut wie unverändert, aus ihrer Mitte die Regenten des Staates stellen. Wir haben diese Regenten, einen nach dem anderen, auf- und abtreten sehen: Parteisekretäre, Parteijournalisten, geübte Versammlungsredner, — aber keine Staatsmänner. Sie haben, wenn sie an leitender Stelle standen, auf die reine Propaganda, auf die oberflächliche agitatorische Kritik verzichtet, mit der sie als Parteifunktionäre ihre Erfolge erzielt hatten, sie haben mehr Verantwortungsgefühl, mehr Verständnis für Gegengründe und Gegeninteressen, mehr Bereitschaft zu notwendigen und vernünftigen Kompromissen gezeigt. Aber freie Schöpferkraft haben sie nie bewiesen, weil ihr Geist doch immer noch der Geist jener Parteien war, die nicht regiert, sondern stets nur kritisiert und gefeilscht hatten. Da sie verschiedenen politischen Richtungen angehörten, hinter denen verschiedene wirtschaftliche und soziale Interessen standen, haben sie ihre parteipolitischen Einseitigkeiten untereinander bis zu einem gewissen Grade neutralisiert. Aber das Ergebnis dieser gegenseitigen Beeinflussung und Neutralisierung war nur ein unfruchtbares „Fortwursteln" — kein schöpferisches Werk.

Die „Krise" kam jedesmal, wenn die Meinungen und die Interessen der einzelnen Fraktionen — nicht der Fraktionsführer, die auf den Ministerbänken saßen — so entgegengesetzt wurden, daß eine Kompromißformel nicht mehr zu finden, die Neutralisierung nicht mehr zu erreichen war. Dann gab es regelmäßig eine dem Ansehen des Parlamentarismus wenig zuträgliche Ratlosigkeit, eine Fülle ergebnisloser Konferenzen und erbitterter und kleinlicher gegenseitiger Anschuldigungen und zuletzt doch wieder irgendeine Kompromißlösung, mit der eigentlich niemand zufrieden war und die man nur annahm, weil schließlich doch weiterregiert werden mußte,

die sich aber nachträglich bisweilen für längere Zeit als haltbar (wenn auch nicht als fruchtbar) erwies, weil die Gegensätze sich vorübergehend wieder abstumpften und eine neue Basis gemeinsamen Fortwurstelns geschaffen werden konnte. Nach ein paar Monaten geriet man dann um irgendeiner, die materiellen Interessen großer Bevölkerungsgruppen stark berührenden Streitfrage erneut aneinander — und die Krise war wieder da.

Diesmal war der Gegensatz zwischen „bürgerlicher" und „sozialistischer" Wirtschafts- und Reparationspolitik — oder dem, was beide Teile dafür hielten — so groß, daß die alte Kompromißgrundlage, die sogenannte kleine Koalition, jäh auseinanderbrach und daß die Parteien selbst für den Augenblick nur eine „überfraktionelle" Lösung für möglich erklärten. Für diese überfraktionelle Lösung holte man sich einen Mann, der außerhalb der Fraktionen, außerhalb der Parteien, ja überhaupt außerhalb des Parlaments stand und empfahl ihm, ein Kabinett der Persönlichkeiten zu bilden, das eigene Initiative entfalten und dem der Reichstag ungefähr so gegenüberstehen sollte wie er in alten Zeiten der Regierung gegenüberstand: teils wohlwollend kritisch, teils ablehnend kritisch, aber jedenfalls kritisch und ungebunden. Das lief also gewissermaßen auf eine Suspendierung der bisherigen parlamentarischen Regierungsweise bis zu der Zeit hinaus, in der vielleicht wieder eine neue Kompromißgrundlage für das Zusammenregieren einer ausreichenden Anzahl von Parteien gefunden werden konnte. Die Idee war nicht schlecht; aber der Mann, dem ihre Ausführung übertragen war, konnte sie nicht verwirklichen, und es ist sehr zweifelhaft, ob ein anderer sie hätte verwirklichen können. Denn bei dem Versuche einer „freien" Kabinettsbildung zeigte sich, daß die Persönlichkeiten, die zur Führung des Staatswesens geeignet sind, nicht nur innerhalb des Parlamentes fehlen, sondern auch draußen, daß die wenigen, die vielleicht in Betracht kämen, sich teils nicht zur Verfügung stellen — wie die sogenannten Wirtschaftsführer —, zum andern Teile politisch so eindeutig abgestempelt sind, daß sie im Parlamente noch auf weit größere Schwierigkeiten und Widerstände stießen als die Parlamentarier selbst. Das „freie Kabinett der Persönlichkeiten" ist lange und laut gefordert und gepriesen worden; nun hat sich bei der Probe aufs Exempel herausgestellt, daß es in der nüchternen Wirklichkeit nichts anderes wäre als ein — Beamtenkabinett. Vielleicht wäre es logisch gewesen, trotzdem die Konsequenz zu ziehen und den uneinigen Reichstagsparteien fürs erste ein reines Beamtenkabinett, also rund heraus gesagt, ein Obrigkeitskabinett gegenüberzustellen. Aber soviel Logik hätte der Reichstag nicht ertragen. Und so blieb Herrn Cuno schließlich nichts weiter übrig als zu tun, was andere bereits vor ihm getan hatten: ein Parteienkabinett einer Minderheit (mit etwas fachlichem Einschlage) zusammenzustellen und sich mit ihm auf gut Glück und mit viel taktischer Vorsicht in den parlamentarischen Strudel zu wagen.

Diese Rückkehr zu den alten Methoden der Flick- und Kompromißlösung bedeutet: es wird weitergewurstelt. Es sei denn, daß Herr Cuno selbst ein großer Staatsmann ist. Dafür hat er in seiner ersten Rede, die ganz auf Vorsicht, Taktik und Ausgleich gestellt war, noch keinen Beweis erbracht.

Die Ausbeutung der Kleinrentner

Von Dr. Georg E. Kunzer

Ein ansehnlicher Teil des deutschen Mittelstandes, das Kleinrentnertum, ist anerkanntermaßen der Proletarisierung und dem Hungertode buchstäblich ausgeliefert. Die Blätter bringen hübsche Nekrologe, und das Almosen der Kleinrentnerfürsorge mag als Kranzspende gelten. Mit schmerzlicher Miene stellt man sachlich fest, daß das große, namenlose Elend eine Folge der Geldentwertung ist, daß die Valutablockade und Erfüllungspolitik, die Versailles gebracht hat, letzten Endes die Ursache sind. Auf die englische Hungerblockade ist also die französische Valutablockade gefolgt, die nicht weniger fürchterlich ist. So fallen schließlich die Kleinrentner als stille Opfer des Weltkrieges; auch sie sterben fürs Vaterland!

Somit ist alles in „bester Ordnung"! Die große Öffentlichkeit hat ihre eigenen Sorgen und die Neureichen lächeln vielleicht noch höhnisch: Ja, warum haben die dummen Teufels auch noch Reichsanleihe gezeichnet und diese nicht rechtzeitig verkauft und in Dollars angelegt?"

Im übrigen sammelt man Almosen für die Ärmsten der Armen, die zu alt, um noch zu arbeiten, zu stolz, um betteln zu gehen. Den seelisch und körperlich Gefolterten gibt man dann noch das niederdrückende Gefühl, von Wohltaten vegetieren zu sollen, aber von einem Recht dieser Invaliden der Arbeit weiß man nichts, will man nichts wissen.

Und doch sind es Binsenweisheiten, nicht nur die Motivierung des Elendes mit der Geldentwertung, Valutablockade, Erfüllungspolitik, sondern auch die weitere Zergliederung der einzelnen Erscheinungen der Geldentwertung beim Kleinrentnerelend, Binsenweisheiten, ohne daß man den Weg fände, an der Ursache das Übel heilen zu helfen.

Das Elend der Kleinrentner entsteht nämlich letzten Endes durch den Profit, den andere daraus ziehen. Man muß sich nur klar machen, wie der Kleinrentner sein Geld angelegt hat.

1. Einen großen Teil macht da die Reichsanleihe aus. Das Fortbestehen der Anleihe ist eigentlich, wenn auch die berühmte bona fides mitspielt, eine große Komödie. Der Staat wahrt hier doch nur den Schein, daß er seinen lieben Zeichnern sein gegebenes Wort hält. Er zahlt ihnen Papiermarkzinsen, ließ sich aber Goldmark geben. So macht sich der Staat tatsächlich von seiner innern Schuld allmählich ganz frei. Sie steht nur noch auf dem Papier. Mit den 100 Mark, die der Kleinrentner damals hingab, opferte er die Kaufkraft, die ihm ungefähr 100 Mittagessen sicherte und erhält heute einen Papierfetzen, der heute höchstens für ein Essen genügt. Der Staat aber verwendet zur Bezahlung der Zinsen die Steuern des Volkes, die aus einem Papiermarkeinkommen zwar herrühren, aber doch in das Geld der Vorkriegszeit umgerechnet, vielfach dem Goldwert nahekommen. Er tut sich hier also wirklich leicht. Er beutet die Opferwilligkeit seiner Zeichner aus, er profitiert von der Ohnmacht seiner

Kleinrentner, die nicht imstande sind, die Bezahlung ebenso in Goldmark zu erzwingen, wie sie in Goldmark auch bezahlt haben.

2. In die Reihe der Reichsanleihe gehört auch die große Masse der sonstigen Staatspapiere, Obligationen usw. Ferner sind auch diejenigen der Gemeinden und schließlich auch der Industrie zuzuzählen. Sie alle nahmen in der Vorkriegszeit Goldmark und verzinsen heute mit stark entwertetem Papiergeld.

3. gehören zu den Guthaben der Kleinrentner auch Guthaben aus privaten Darlehen. Hier ist das Unrecht dem einzelnen Kleinrentner oft am deutlichsten fühlbar. Angenommen er lieh einem Angestellten, wie mir ein Fall bekannt ist, einige tausend Mark. Bei den heutigen Gehaltssummen kann der Angestellte bei einiger Einschränkung in wenigen Monaten die Schuld zurückzahlen, bekommt er doch selbst, wenig gerechnet, 10—15 000 Mark monatlich. So ist bei einem Darlehen von 3000 Mark vielleicht ein Drittel bis ein Fünftel seines Monatsgehaltes zur Rückzahlung nötig, während in der Vorkriegszeit beinahe zwei Jahresgehälter erforderlich gewesen wären. Er zahlt also leichten Herzens mit Papiermark die Schuld in kürzester Frist zurück, die er in hochwertiger Goldmark erhalten hat. Der Kleinrentner gab die Kaufkraft für die Bestreitung der Lebensbedürfnisse für die Dauer von 1—2 Jahren als Darlehen hin und erhält dafür die Kaufkraft zurück, die kaum 14 Tage Lebensbedürfnisse befriedigen kann.

Der Schuldner kann im Stillen lachen, daß er auf so billige Weise seine Schuld losgeworden ist, der Kleinrentner darf tränenden Auges sehen, wie der Schein des Rechtes gewahrt wird, wie er aber doch in Wirklichkeit ausgebeutet, betrogen wird.

Es handelt sich tatsächlich um nichts anderes denn einen Betrug, eine regelrechte Ausbeutung der Kleinrentner.

Man wendet vielleicht ein, daß unter der Geldentwertung das ganze Volk leidet. Das ist nur zu einem Teil richtig. Man vergleiche beispielsweise das Einkommen des Arbeiters mit dem der Vorkriegszeit, man beachte, was er sich damals, was heute dafür kaufen kann. Der unparteiisch Urteilende muß zugeben, daß die Kaufkraft des heutigen Lohnes zum erheblichen Teil derjenigen der Vorkriegszeit entspricht, ja daß es sogar Fälle gibt, wo diese voll und ganz erreicht wird. Ist es da nicht ein himmelschreiendes Unrecht, wenn Empfänger eines ziemlich hochwertigen Einkommens ihre Verpflichtungen in völlig entwerteter Rückzahlung erfüllen?

Warum muß sich nun der Kleinrentner damit zufrieden geben, daß er mit entrechtetem Papiergeld abgespeist wird? Das Papiergeld das er s. Z. hingab war eine Banknote, die die Reichsbank gegen Gold umtauschen mußte, für einen heutigen Zwanzig-Markschein bekommt man ein paar Schachteln Streichhölzer. Die Gehälter, die Steuern, die Pensionen, sie alle basieren heute auf der Papiermark; doch verlangen alle Empfänger davon ein derartiges Quantum, daß es mehr oder weniger sich dem Wert der Goldmark nähert.

Es bleibt ein schreiendes Unrecht, daß man bei der Betrachtung der Kleinrentnernot diese Tatsachen alle übersieht oder als etwas Unabänderliches hinnehmen zu müssen glaubt.

Wenn der Profit aus dem Kleinrentnerelend nicht ganz beseitigt werden kann, dann sollte er wenigstens einigermaßen eingeschränkt werden. Je mehr man diesen einschränkt, um so mehr steigt auf der anderen Seite das Einkommen des Kleinrentners, verschwindet das Elend, das ja nur aus dem Profit der Geldentwertung besteht. Man lockere also die Geldzwangswirtschaft, die darin besteht, daß man Papiermark als vollgültig für Goldmark nehmen muß. Wäre denn z. B. nicht ein Gesetz denkbar, daß alle Schuldverhältnisse der Vorkriegszeit auf das zehnfache des damaligen Nennwertes zu erhöhen sind? Das wäre schon etwas. Lieh also der Kleinrentner 1912 10 000 Mark aus, so hätte er damit wenigstens ein Anrecht auf 100 000 Mark, eigentlich hätte er ja ein Anrecht auf 1½ oder 2 Millionen Papiermark. Der Staat müßte dann auch die Reichsanleihe von 1000 Mark nicht mehr wie bisher mit 50, sondern mit 500 Mark verzinsen.

Freilich wird dadurch die Inflation größer. Man nimmt sie ja aber auch ruhig hin, wenn es sich um Gehälter und Löhne handelt. Es würde aber andererseits durch derartige Maßnahmen viel Unglück und Elend verschwinden, für das ja doch Staat und Gemeinden in anderer Form zahlen müssen.

Wenn diese Bestimmungen auch nicht fürs ganze Volk gelten sollten, so könnte man wenigstens für die Kleinrentner diese Vergünstigung schaffen. Freilich darf dabei der Staat nicht das Bewußtsein haben, daß er nun das Recht wieder hergestellt habe, es wäre eben nur in einem ganz kleinen Maße wieder geschaffen, das größte Teil des Unrechtes bestünde allerdings noch weiter fort.

„Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!" Wo keiner ist, wird man über die Bedenken und Einwände niemals hinauskommen.

Die Technik dieser „Schuldreform" ist die untergeordnete Frage, zunächst müßte man sich einmal erst zur Kraft durchringen, ehrlich die Tatsache der Entrechtung der Kleinrentner anzuerkennen und dann den Entschluß zu fassen, an Stelle des Unrechts der Ausbeutung das Recht ehrlicher Gegenleistung zu setzen. Dann kann man sich rührende Nekrologe auf das Kleinrentnerelend und Sterbekränze der Almosen sparen!

Die amerikanischen Wahlen und die Prohibition

Von Erwin Heyden

Die großen Fragen der auswärtigen und der Weltpolitik haben — in dieser Feststellung stimmen die Berichte aller ernsthaften Beobachter überein — beim jüngsten amerikanischen Wahlkampfe so gut wie gar keine Rolle gespielt. Die Vereinigten Staaten sind aus dem Weltkriege als Weltmacht hervorgegangen und ihr verstärktes Gewicht im Konzern der Staaten, die erhöhte Abhängigkeit anderer Völker von ihren Hilfsquellen, ihrer Initiative und ihrem guten Willen verlangen dringend eine Erziehung der öffentlichen

Meinung der Union zu weltpolitischem Denken. Die politischen Führer des amerikanischen Volkes haben diese Notwendigkeit auch erkannt und der Staatssekretär Hughes hat erst vor kurzem in einer Handelskammerrede dargelegt, daß die Regierung von Washington ihre großen internationalen Aufgaben nur erfüllen könne, wenn sie an einer festen und geklärten Einstellung der Öffentlichkeit zu diesen Aufgaben und zu den Problemen, die ihnen zugrundeliegen, ihre Stütze finde. Aber diese Erziehung zu weltpolitischem Interesse scheint doch ziemlich viel Zeit zu erfordern und die Leiter der großen Parteien sind offenbar der Ansicht, daß man die Aufmerksamkeit des durchschnittlichen amerikanischen Wählers mit inneren Streitfragen leichter und wirksamer wecken könne als mit solchen der auswärtigen Politik. Man hat also den amerikanischen Wähler nicht im mindesten für die Welt draußen zu interessieren versucht, obwohl die Welt draußen sich heute mehr denn je für Amerika interessiert. Lediglich innere Gegensätze wurden in diesem Wahlkampfe ausgetragen. Die eigentliche „Plattform" war der Streit um Prohibitivzölle und um die „Prohibition". Die öffentliche Meinung entschied sich im allgemeinen gegen die allzu starke Verteuerung der Lebenshaltung durch übermäßige Schutzzölle und gegen das Alkoholverbot.

Die Prohibition ist nicht von der zur Zeit herrschenden republikanischen Partei eingeführt worden; sie reicht in die Ära des „Puritaners" Wilson zurück. Aber da ihre Auswirkungen erst in der republikanischen Periode voll in die Erscheinung traten, und da die Hardingregierung den Kampf gegen den Alkohol noch weiter verschärft hat, fand der Widerspruch gegen die „Trockenlegung" seinen Ausdruck in Wahlerfolgen der Opposition. Über die Gründe, die das republikanische Kabinett bewogen haben, die Prohibition noch radikaler durchzuführen als vorher und um ihretwillen sogar internationale Konflikte auf sich zu nehmen — die bekannten Streitigkeiten mit England wegen der Ausdehnung des Alkoholverbots auf Handelsschiffe fremder Flagge, die sich in den amerikanischen Hoheitsgewässern befinden — herrscht keine volle Klarheit. Während auf der einen Seite behauptet wird, die Harding—Hughes-Regierung verfolge diese doktrinäre und puritanische Praxis unter dem Einflusse gewisser kirchlicher Richtungen und Persönlichkeiten, gibt es auf der anderen Leute, die versichern, die ganze Verschärfung diene lediglich dem Zwecke, den Gedanken der Prohibition ad absurdum zu führen und so mit Hilfe eines von der Regierung selbst hervorgerufenen Druckes der Öffentlichkeit den Abbau der Prohibitionsgesetzgebung vorzubereiten. Dieser Abbau wird sich auf die Dauer unter keinen Umständen vermeiden lassen. Denn die Prohibitionsgesetzgebung ist trotz aller Versuche der Staatsgewalt, sie mit größter Strenge zur Durchführung zu bringen, praktisch gescheitert und der allgemeine Kampf der Bürger gegen das als unberechtigt und unsinnig empfundene Gebot der Obrigkeit hat Wirkungen gezeitigt, die sehr lebhaft an gewisse trübe Erscheinungen unserer Kriegszwangswirtschaft erinnern.

Der prohibitionsfreundliche Staat hat übrigens nicht nur bei seinen Bürgern, sondern auch bei seinen eigenen Organen Widerspruch und Widerstand gefunden. Man unterscheidet in Amerika

„trockene" und „nasse" Richter; und die Zahl der „nassen" scheint, wenn man den Klagen der Alkoholgegner Glauben schenken darf, ziemlich erheblich zu sein. Die „nassen" Richter lehnen die Verfolgung derjenigen, die sich gegen die Antialkoholgesetzgebung vergangen haben, entweder überhaupt ab, oder sie verurteilen nur zu ganz nominellen Strafen. In manchen Gegenden scheint man das Risiko der Übertretung der bestehenden Vorschriften für äußerst gering zu halten; denn man schenkt in Hotels und Restaurants ohne jede Heimlichkeit und Verschleierung Wein und Bier aus. Auch in den Klubs ist der Alkoholverbrauch kaum unterbunden und noch weniger natürlich in den Privathaushaltungen. Getroffen sind durch das Verbot und seine praktische Durchführung im wesentlichen nur die kleinen Kneipen, die „Saloons", von denen viele schließen mußten; und diese Tatsache braucht man nicht in jeder Hinsicht zu bedauern, denn die Saloons waren in den großen Städten sehr oft die Schauplätze wüster Keilereien und die Schlupfwinkel von Hochstaplern und Verbrechern. Aber gegen diese Schäden wäre eine ausreichende kriminelle Überwachung ebenso wirksam gewesen wie das Alkoholverbot.

Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß der überwiegende Teil der amerikanischen Bevölkerung die Prohibition ablehnt und das Alkoholverbot in der Praxis täglich umgeht. Natürlich hat sich ein sehr lebhafter Schleichhandel mit alkoholischen Getränken entwickelt und natürlich sind dabei die Nachteile zutage getreten, die dem Schleichhandel überall anhaften und seinem ganzen Wesen nach anhaften müssen: Verteuerung des Konsums, die sozial aufreizend wirkt, weil sie die Möglichkeit des Verbrauchs oder wenigstens größeren und regelmäßigen Verbrauchs unnötig auf die Wohlhabenderen beschränkt, und Verschlechterung der Qualität. In den amerikanischen Zeitungen finden sich ziemlich häufig Berichte über Vergiftungserscheinungen infolge des Genusses von Methylalkohol und ähnlich bedenklichem „Ersatz", die in letzter Linie natürlich darauf zurückgehen, daß man den Alkohol nicht frei und offen im Laden kaufen kann, sondern ihn sich, ohne zuverlässige Kontrolle der Herkunft, unter der Hand beschaffen muß.

Nach all diesen Erfahrungen geht die Ära der Prohibition sicherlich auch in den Vereinigten Staaten rasch ihrem Ende entgegen. Eine Gesetzgebung, die von der Mehrheit der Bürger abgelehnt wird und deren Vorschriften nicht ausnahmsweise und gelegentlich, sondern allgemein und täglich verletzt werden, muß aufgehoben werden, weil sie die Ehrlichkeit des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zerstört. Würde bei uns etwa der Versuch gemacht, ähnliche Verbote zu erlassen und ihre Durchführung zu erzwingen, so wären die Wirkungen natürlich genau die gleichen. Die „Trockenlegung" würde praktisch ebensowenig erreicht, wie sie in den Vereinigten Staaten erreicht worden ist; geschädigt würde neben der Autorität des Staates nur die reelle Industrie und der reelle Handel, während ein der Förderung schwerlich würdiges Schmuggler- und Schleichhändlertum sich an der Umgehung und Übertretung staatlicher Anordnungen bereichern könnte.

Trick und Traum

Von Gustav Eréнyi

Ein „psychoanalytischer Kongreß" mit Ausschluß der Öffentlichkeit — wie er unlängst in Berlin stattfand — scheint ein Widerspruch in sich. Denn nicht die Anerkennung der Kollegen vom Fach, sondern die begeisterte Zustimmung angeregter Laienschichten hat der revolutionären Lehre von Professor Siegmund Freud Geltung verschafft. Wir erinnern uns wohl jener ironischen Ablehnung, die Freuds Erörterungen über Entstehung und Behandlung der neurotisch-hysterischen Krankheitssymptome um die Jahrhundertwende im Kreise aller zünftigen Psychiater erfahren hat. Von dieser abweisenden Spottlust erhielt sich zumindest ein starker skeptischer Rest in der Bewertung der „offiziellen Sachverständigen" bis auf den heutigen Tag. Vor den gestrengen Experten von der akademischen Gilde hat die „Psychoanalytik" noch immer nicht die Reifeprüfung bestanden. Ihr Triumphzug spielte sich sozusagen mit einer demonstrativen Umgehung von Klinik und Universität ab. Und als Fahnenträger schritten nicht so sehr gelehrte Herren als Männer der Phantasie, — Künstler und Metaphysiker voran.

Die verwegenen Grundsätze des „Frondismus" ebenso wie die umfassende Terminologie der neuen Heilslehre, die in der Praxis der Freud-Jünger allmählich zu überaus verzwickten Wortbildungen geführt hatte, teilten sich mit geradezu verwunderlicher Eindringlichkeit dem zeitgenössischen Dichten und Denken mit. Die deutsche Roman- und Dramenliteratur des letzten Dezenniums scheint von den engeren Landsleuten des Professors Freud, den Wiener Erzählern Thaddäus Rittner und Jacob Wassermann bis auf Meyringhs modernisiertem Geisterspuk und die bezeichnenden Inzest- und Vatermordprodukte der Expressionisten (Hasenclever, Werfel, Bronnen) wesentlich durch psychoanalytische Motive beeinflußt. Man berauscht sich an jener Fülle neuer Einblicke, die in die Probleme der Infantilität und Sexualität, des Traumes und Wahnes gewährt werden. Und man fühlt instinktiv hier einem Gedankenkomplex von wesenhaftem Gehalt zu begegnen, dem neben Evolutions- und Untergangsphilosophie, neben allgemeiner Relativität und den okkulten und sozialrevolutionären Kernfragen eine zentrale Stellung im Sternbilde der Zeit gebührt.

Bisher ist die Offenbarung von Freud und seinen Schülern entweder mit fachwissenschaftlicher Strenge zu Tode doziert oder als die Wunderbotschaft eines beerufenen Künders unkritisch hingenommen worden. Nun sollte doch endlich der Versuch unternommen werden, Freuds Ideen ohne jede schwerfällige Fachsimpelei oder oberflächliche Ästhetenschwärmerei nüchtern als Weltanschauung zu bewerten.

Der Weg, den Professor Freud durchschritten hat, führte von der Medizin allmählich über die Massenpsychologie zur Ästhetik. Als Nervenarzt, der sich besonders der Behandlung von Neurose und Hysterie widmet, will er entdeckt haben, daß immer wieder der grundsätzliche Fehler begangen worden sei, diese Krankheiten gleichsam beim „physischen Ende" anzupacken. Man versuchte Gemütserkran-

kungen auf konstitutionellem Wege, durch diätetische Vorschriften zu beheben, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, daß die eigentlichen Wurzeln dieser Übel — bei aller organischen Veranlagung, die freilich nicht außer acht gelassen werden darf — nun einmal tief im Seelischen verankert liegen. Das seelisch Abnorme will aber auch in der medizinischen Praxis nach eigenen „seelischen Methoden" gehandhabt werden.

So gelangt Freud schrittweise zu dem ersten Grundriß seines psychoanalytischen Verfahrens. Es besteht in der Hauptsache darin, den Herd der Erkrankung nicht auf chemische, sondern auf logische Art aufzufinden und auszusondern. Dies geschieht derart, daß durch ein hochnotpeinliches sich über alle Schranken der persönlichen Empfindlichkeit der Patienten hinwegsetzendes Verhör „verdrängte Vorstellungen" zum klaren Bewußtsein gebracht und dadurch ihres hemmenden und störenden Einflusses entkleidet werden. Denn das ist die Hauptthese von Freuds Gedankenbau: nicht das Bewußte, sondern das Un- oder zumindest Unterbewußte bestimmt in erster Linie unser psychisches Wollen und Versagen. Kein blinder Zufall, sondern eine strenge Gesetzmäßigkeit waltet bei jener „Verdrängungsarbeit", die einen großen Teil unseres frühen Erlebens in scheinbare Vergessenheit versenkt. In Wirklichkeit aber pochen die anscheinend verschollenen Wahrnehmungen gleich heimkehrenden Gespenstern an der Schwelle unseres Bewußtseins und verwirren oder verdüstern es. Diejenigen Elemente unseres Daseins, die Triebhaftes und Geistiges am eigentümlichsten verschmelzen, so vor allem die Wallungen der Sexualität und das Geschehen im Traume, sind die reichsten Fundgruben des verdrängten Materials, das hier in vermummter Gestalt ähnlich der zur Sage oder zum Mythos erstarrten urzeitlichen Geschichte, immer wieder zum Vorschein kommt.

Um den Prozeß der Verdrängung in der Entwicklung des Individuums anschaulich zu machen, greift Professor Freud mit vieler Phantasie in die Seelenwelt des Säuglingsalters zurück. Man ist von jeher gewohnt, diese Zeit als die Lebensperiode der seligen Unschuld zu betrachten, da die Seele gleichsam ein unbeschriebenes Blatt darstellt und keine lüsternen Wünsche der noch unerweckten Sinnlichkeit die keimenden Vorstellungen beflecken. Freud hingegen sieht die vorherrschenden Triebe schon beim Neugeborenen in ihrer ganzen mit halb vergessenen infantilen Eindrücken und peinlich verborgenen Spannkraft vorgezeichnet. Er stellt mit Nachdruck fest, daß neben dem Selbsterhaltungsinstinkt sich auch der andere große Trieb, jener der Arterhaltung, schon von allem Anfang zwischen Grenzen, die durch die Infantilität bedingt sind, charakterbildend auswirken muß. So wird versucht, die Grundlagen für das bislang unbeachtet gelassene Forschungsgebiet der sogenannten „infantilen Sexualität" zu schaffen.

In der ersten kraftvollen Lebensäußerung des kleinen Kindes, in dem andächtigen Saugen der Mutterbrust, das stets als ein Symbol unwissender Keuschheit galt, bekundet sich bereits eine Art infantiler Triebsfusion, die primitive Verschmelzung des Zweck- und Lustprinzips. Läßt doch schon Goethe seinen Mephisto sagen:

„So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust."

Hier mag der „Lustbegriff" gewiß bloß im herkömmlichen Sinne, als der harmlose Genuß, den Sättigung gewährt, gemeint sein. Wenn jedoch Freud von „Lust" spricht, so ist in der Regel irgendein sexueller Hintergedanke mit dabei. Das Saugen ist für ihn, abgesehen vom natürlichen Zweck, den es verfolgt, gewissermaßen eine „Lust an sich", ein im Berührungswege erzeugtes Behagen, das sich im Hang vieler Kinder zum Lutschen auch nach der Säuglingsepoche zu erhalten sucht. Die Mutterbrust ist der erste Ansporn zu einer ihrer selbst keineswegs bewußten, autoerotischen Betätigung, die sich auf größere, räumlich nicht streng abgrenzbare Körperflächen, die sogenannten „erogenen Zonen" erstreckt. Es ist dies die Zeit, in der — laut Freuds Worten — erotische Objekte ohne irgendein deutliches erotisches Ziel bestehen. Indes sind in vagen Umrissen auch solche Ziele schon durch den bestimmenden Einfluß der Umgebung des Kindes gesteckt. Die ersten Personen, mit denen das Kind ständig Umgang pflegt, die Eltern, sind ohne ihr Wissen dazu berufen, ihm nicht nur die frühesten ethischen, sondern auch die ersten erotischen Impulse mitzuteilen. Das Mädchen erfährt die ersten Anregungen von seiten des Männlichen zumeist durch den Vater, der Knabe lernt die Reize des „ewig Weiblichen" zuerst durch die Mutter kennen. Kleine Eifersuchtsszenen, wie wir sie schon bei ganz kleinen Kindern oft gegenüber dem „anderen Elternteil" oder den Geschwistern beobachten können, finden in solchen infantilen Regungen ihre Erklärung. Das Motiv der „sündigen Elternliebe", das in der Volksdichtung der Urvölker und selbst noch im altgriechischen Drama eine so bedeutende Rolle spielt, scheint somit aus der völkischen Kindheit mit einnehmendem Scharfsinn in die Kinderjahre des Individuums hinübergeleitet.

Nun folgt eine zweite Entwicklungsphase, da die einsetzende Erziehung und der soziale Zwang den ursprünglichen Vorstellungskreis der Heranwachsenden einer überaus scharfen Revision unterziehen. Dasjenige, was sich im Anfang als triebhafte Natur gebärdet hat, wird nun durch die hemmende Einwirkung der gesellschaftlichen Konventionen zum Anlaß von Scheu, Scham und Ekel. Empfindungen dieser Art sind nötige Einzäunungen des anfangs regellosen Triebes, der mit allerhand Vorbehalt fernerhin als normaler Geschlechtstrieb im Dienste sozialer und biologischer Notwendigkeiten walten soll. Bei dieser Umstellung retten sich jedoch Reste der Infantilität in mehr oder minder unkenntlicher Verkleidung in den Zustand der Reife hinüber. Andere Vorstellungen der Kindheit aber werden infolge Erziehungssünden und unangenehmer Erfahrungen der Pubertätsjahre „falsch abgedrängt" und führen dann zu einer Dauerhemmung von Gemüt und Sinnlichkeit. Auf diese Weise erklärt Freud das Entstehen der verschiedenen Perversionen ebenso wie einen großen Teil der Nervenerkrankungen. Eine pathologische Veranlagung ist in solchen Fällen stets von Geburt aus vorhanden, doch irgendein sexual-psychischer Anlaß wird zum Erzeuger des besonderen Krankheitsbildes.

Die eigentliche Heilmethode von Freud und seinen Schülern beschränkt sich nun auf die Entlarvung dieses stets sorgsam versteckten seelischen Krankheitserregers durch ein analytisches Frage- und Antwortspiel, das durch spontane „Beichten" der Kranken ergänzt

wird. Sobald schleichende Vorstellungen von psychopathischer Beschaffenheit auf diese Art bewußt werden, verlieren sie ihren infizierenden Charakter. Die Verdrängungen sind nun „abreagiert", wie es in der Sprechart der Psychoanalytiker heißt. Der sicherste Stützpunkt zum Abfangen der seelischen Hemmungsanlässe ist in der Betrachtung Professor Freuds der Traum. Er studiert die eigenen Träume und die seiner Patienten mit einer Gründlichkeit, die jene der alten Haruspexe und Wahrsager bei weitem übertrifft. Ein dickes „Traumbuch" noch aus der Jahrhundertwende („Die Traumdeutung", 1900) war die erste Frucht solcher Bemühungen. Natürlich begnügt sich Freud nicht mit der herkömmlichen Erklärung, daß Träume durch körperliche Affektionen erweckt werden und daß sie Erlebnisse der letzten Zeit wahllos verwerten.

Ein seltsam anregendes Problem, das den Künstler zum Bilden tiefster Symbole veranlaßt hat, war der Traum von jeher. Wir wundern uns, wie ein fremder Wille unsere nächtlichen Irrungen zu leiten scheint und wie sich doch in zuchtloser Reihenfolge nur dasjenige als Trauminhalt ergibt, was wir im Laufe der Jahre an Bildern und Erfahrungen im Inneren angehäuft haben. Vergebens forschten wir nach einem allgemeinen Grundsatz, der die sonderbaren Gehirnsprünge im Traumdasein ordnet und erläutert. Freud glaubt ihn gefunden zu haben. Träume sind „verdrängte Wünsche", konstatiert er in knapper Fassung. Und durch Hunderte von Beispielen trachtet er nachzuweisen, wie jeder einzelne Traum in der mannigfachsten Verstellung — im Gewande der jüngsten Begebenheiten, sinnlichen Ansprüchen reichlich vermengt — irgendeinen heimlichen, verkappten, oft auch durch das „gesittete Bewußtsein" längst übertauchten Wunsch immer wieder schelmisch durchsickern läßt. Die oft unerwünschten und tieftraurigen Traumbilder brauchen uns hierbei nicht zu beirren. Der Tod von uns nahestehenden Personen, das typische „Nicht-weiter-Können" im Traume sind nur Hüllen. Der Traum arbeitet mit ständig wiederkehrenden Symbolen, er vertauscht Gestalten und Dinge und verbindet Empfindungen nicht immer mit den dazu gehörigen Gegenständen. Doch, wenn auch hinter Angst-, Trauer- und Zerrbilder versteckt, ist ein latentes Verlangen immer da, über das wir uns zumeist im wachen Zustand keine aufrichtige Rechenschaft geben, das jedoch durch eine unbarmherzige Analyse offenbar werden kann zu unserem künftigen Heile.

Untersuchen wir nun das so überaus farbige und anziehende Gedankensystem Freuds gerade vom Heilstandpunkte, so werden wir uns mancher gewichtiger Zweifel kaum erwehren können. Der medizinische Wert dieser ganzen sinnvoll geschmiedeten Ideenkette scheint dem sachlich Überlegenden äußerst labil. Der Philosoph unterscheidet mit begrifflicher Schärfe zwischen körperlichem und seelischem Dasein. Besteht diese begriffliche Scheidewand zu Recht auch für den praktischen Arzt? Kann von der Körperlichkeit, mit Erfolg abstrahiert, das materiell Wahrnehmbare irgendwelcher logischen Überrumpelungskünste wegen zum Wohle des Kranken ausgeschaltet werden? Sämtliche seelischen Abnormitäten sind ja letzten Endes doch nur an den krankhaften Veränderungen des Leibes zu messen. Man kann den Kranken seelisch beeinflussen, heilen nicht, — durch logische Rösselsprünge

sprünge am allerwenigsten! Und dann: vorausgesetzt es glückt schon, die Mißgestalt eines infantilen Schlupfloches, den störenden Rest einer ungeschickten Verdrängung ans Tageslicht zu locken, wer steht ein für die im Unterbewußtsein verbliebenen hundert anderen? Denn daß man seelische Vorgänge gleichsam beim Schopfe fassen und die Verwirrungen des Geistes oder Gemütes auf einen psychischen Knotenpunkt konzentrieren könne, wird keinem philosophisch Geschulten einleuchten.

Ebenso skeptisch müssen wir uns zum praktischen Wert der Untersuchungen von Trieb und Traum verhalten. Wohl ist die Sexualität allumfassend in ihren sublimen Ausstrahlungen, — wie Kraft, Drang, Feuer, Elektrizität und alle Urelemente der Schöpfung es sind. Sie flutet hinüber in das reine Begehren des Dichters nach dem unerreichbaren Ideal und in die Erlösungsklänge sphärischer Chorale. Wenn alles in uns Geschlecht ist, so gilt andererseits auch in vollem Umfange das Goethesche „Gefühl ist alles". In diesem Sinne mag die „sexuelle Voreingenommenheit" des Säuglings auch mit in den Kauf genommen werden. Doch fragen wir, was soll der Umstand, daß die „Milch der frommen Denkart" gewürzter schmeckt, als man bisher angenommen hat, der medizinischen Erkenntnis frommen?

Und was nun die ganze Schar der enthüllten Träume betrifft: gewiß verraten Träume manches, was die Seele an lüsternen Wünschen ängstlich verbirgt. Bei Freud scheint aber der Wunsch geradezu Vater des Gedankens zu sein, so daß er im Volldrange seiner Analyse nicht davor zurückschrickt, seinen Klienten mannigfach Wünsche zu unterschieben. So soll eine seiner Patientinnen nur aus dem Grunde etwas Unerwünschtes geträumt haben, weil sie im innersten Herzen gewünscht hatte, daß Professor Freud mit seiner Traumtheorie nicht recht behalte. Das berührt geradezu wie eine Karikatur der ganzen Wunschhypothese.

Nicht die mit analytischer Folgerichtigkeit erzielte seelische Entlastung mag Freud und seiner Gefolgschaft gewisse Heilerfolge sichern, sondern einzig und allein jene Suggestion, die das Eingehen auf psychische Intimitäten auf den nervös Erkrankten, an und für sich ausübt. Denn niemals liegt in der Logik, sondern stets nur in der Suggestion der Schlüssel zu jeder Beeinflussung von seelischen Zuständen.

Freuds eigentliche Bedeutung liegt keineswegs auf psychopathischem Gebiete. Einst wurde aus „Besessenen", die ja in ihrer Mehrzahl Fälle der Hysterie darstellen, der Teufel durch allerhand zauberhafte Beschwörungsformeln und Spitzfindigkeiten ausgetrieben und aus Träumen nach magischem Rezept die Zukunft gedeutet. Professor Freud ist so ein Teufelsvertreiber und Traumdeuter nach den Erfordernissen unserer psychologisch orientierten Zeit. Die Analytik, das Hervorzerren verborgener, krankhafter Vorstellungen tritt an Stelle der früheren Teufelsbeschwörung, und ein neues Traumbuch mit psychotechnischen Erörterungen, dem es an Zeichen und Symbolen wahrhaftig nicht gebricht, ersetzt das alte. In so manchen Beziehungen des modernen Daseins greift die Erkenntnis des Gegenwartsmenschen bewußt zu primitiven Offenbarungsformen zurück. Freud selbst ist ein überzeugter Künder dieses Zusammentreffens von

einst und jetzt. „Totem und Tabu" heißt in seinem Dialekt diese psychische Parallele zwischen ur- und kulturmenschlichen Lebensäußerungen. Das Primitive erscheint im Infantilen wieder und poetische Symbole unseres Denkens, Sprechens und Scherzens deuten blaß auf dunkle Instinkte der Ahnenzeit. Was Wundt, Volkelt und andere Völkerpsychologen geahnt haben, wird hier in Analogien und Bildern wuchtig dargestellt: die Gleichläufigkeit der menschlichen und individuellen Entwicklung. So strömt etwas vom tieferen Sinn des Kain-, des Oedip-, des Hamletmythos in das Gewebe unserer Zeit hinüber. Aus Mord und Blutschande spricht zu uns der Trieb und aus diesem die Ewigkeit.

Vieles ist im Rahmen Freudschen Systems subjektiv gesehen, vieles ist für die Praxis ohne Belang und hat mit Wissenschaft wenig zu schaffen. Aber auch jenseits von Praxis und Wissenschaft gibt es Wahrheiten!

Europas Gruß

Von Friedrich Freksa

Es war um fünf Uhr morgens. Die Ermüdung hatte der Überklarheit Platz gemacht, die sich stets nach durchwachten Nächten einstellt. Die fünf befrackten Herren, die mit ausgestreckten Beinen in Klubsesseln um das dunkelglühende Kaminfeuer in der Halle des Generalkonsuls lagen, führten jene doktrinären Gespräche, deren Themen in dieser Stunde immer die gleichen sind, jene Gespräche, die ihre Untertöne und ihre Reize durch den Zynismus und die Freude am Bekennen erhalten. Die Erlebnisse, die alsdann wie unter einem Zwang berichtet werden, zeigen zwar meist die Seelen in ihrer häßlichen Nacktheit, beweisen aber fast immer, daß der Phantasmus des Lebens nie erlischt.

Der Hausherr hatte selbst das Wort ergriffen. Seinen dicken Kopf, dessen Lippen und Kinn glatt rasiert waren, hatte er nach vorn geneigt, so daß die klugen Augen und die harten Züge kaum sichtbar wurden. Seine mit Lackschuhen bekleideten Füße ruhten auf dem Kaminroste, sein kurzgeschorenes weißes Borstenhaar erhielt durch das Feuer einen lachsroten Schein. Mit beiden Händen hielt er den Schürhaken umspannt und stocherte in die Glut, während er, ohne seine Gäste anzuschauen, erzählte:

Anno 1905 kam ich von Übersee zurück. Endgültig! Es war die höchste Zeit, sonst wäre ich verblödet. Fünf Jahre war ich draußen in Nagasaki und den umliegenden Dörfern herumgeströmt! Eine hübsche Zeit für die traurigen Verhältnisse dort draußen! Sie kennen das! Was mich betrifft, so habe ich mich nie an gelbes Fleisch gewöhnen können! Mancher bleibt der Farbe seines Felles treu wie seiner Flagge. Sie wissen, die geschäftskundigen Kalifornierinnen geben zumeist allein dem weißen Mann da draußen das, was er braucht! Aber sie vermehren die Tagesspesen ins Ungemessene! Vielleicht verstehen Sie es darum, daß mein Sozius und ich auf-

jauchzten, als wir von einem Engländer, der seinen Fahrschein ins Jenseits gelöst hatte, die Wirtschafterin übernehmen konnten. Es war das ein rotes dralles Mädchen, nach dem wir uns in London nicht einen Augenblick umgesehen hätten. Bald gerieten wir beide uns um das naseweise Ding, das uns den ganzen Haushalt in Unordnung brachte, in die Haare. Fast wäre ihretwegen die ehrenwerte Firma Burmann und Snieders aufgeflogen! Doch zum Glück für uns betrog uns das rote Geschöpf mit unserem chinesischen Koch. Wir setzten das Paar hinaus, und mein Sozius heiratete eine holländische Gouvernante, die zehn Jahre älter war wie er, aber zur Zeit keine Stelle hatte und ganz appetitlich ausschaute. Ich für meinen Teil ging, um mich nach so vielen Aufregungen zu verschnaufen, nach Europa und gründete hier unsere Zentrale.

Immer schleppt man, wenn man wieder zum alten Erdteil steuert, neben den Reisekuriositäten für Freunde und Bekannte und Verwandte noch eine Frachtkiste zum eigenen Gebrauch mit, die vollgestopft ist mit aufgesammelter Sentimentalität, neben der Seite an Seite die robustesten Begierden verstaut liegen. Und der Satan will es so: Betritt einer seine Heimatstadt wieder, so packt er zuerst immer diese Kiste aus, auch wenn er sich dreimal sagt: „Du alter, ausgetragener Junge, laß deine Hand davon!"

So lief ich ziellos durch das alte Hamburg, als ob ich nicht Vernünftigeres zu tun gehabt hätte. Mir wurde das Herz warm, als ich die Häuser und Kirchensilhouetten überm Wasser von der Lombardbrücke aus sah. Zugleich aber war ich höllisch darauf aus, jedem Mädchen, jeder Frau, die mir begegnete, recht genau ins Gesicht zu sehen, und auch ihre sonstigen Realitäten abzuschätzen.

Da spürte ich plötzlich einen feinen Duft in der Nase, ein Gemisch von Heliotrop und dem seltenen La Reine Harousa, das die Franzosen aus Madagaskar beziehen. Eine Frau, die ich vergebens einmal umworben, hatte dies Parfüm bevorzugt. Weil verletzte Eitelkeit am besten die Mnemotechnik für Lebensereignisse unterstützt, hatte ich die Frau nie vergessen.

Die Erinnerung täuschte mir auf den ersten Blick jene andere Dame vor. Aber als ich die einige Schritte vor mir stehende, pompöse Figur ins Auge faßte, wurde ich durch die leuchtende Schminke auf den Lippen, durch die Unverhülltheit der Blicke und die Drehungen der Hüften mir bald klar darüber, wes Geistes Kind diese Person sein müsse.

Allein der Geruch und die geweckte Heimatsentimentalität hatten es mir angetan. Ich ging auf sie zu, fragte sie, ob sie über den Abend disponiert hätte, und bestimmte sie, mir in ein kleines Lokal am Alsterbassin zu folgen, wo ausgezeichnete Speisen in kleinen, abgeschlossenen Klausen verabfolgt wurden.

Als sie mir dort ihren blauseidenen Herbstmantel gereicht hatte, und den schwarzen Hut mit gelben Federn abnahm, konnte ich sie einigermaßen taxieren. Sie sah gut und frisch aus, aber etwas Besonderes schien sie mir nicht zu sein. „Ein gewöhnliches Hafenabenteuer!" sagte ich mir. „Daß du dummer Kerl immer wieder auf so etwas hineinfällst."

Aber das Parfüm behielt seine Wirkung. Ich hing meinen verflogenen Schwärmereien nach, obwohl sie mit der anderen Frau nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Die leichte Rührung, die mich befallen hatte, paßte so gut in die Heimatstimmung.

Wir tranken Sherry. Da fragte sie mich abrupt: „Wieviel bin ich Ihnen wert?"

Die Art der Frage, eine Wärme des Tons, eine gewisse Atemlosigkeit, die Mund und Brust meiner Begleiterin gespannt hielt, ließ mich aufmerken. Mißtrauisch musterte ich sie noch einmal, überflog ihr enganliegendes Taylormadekleid, das zum Blau des Mantels brillant abgestimmt war und eine ausgezeichnete Figur verriet. Ihre Hände waren lang, fein, in ewiger, nervöser Bewegung, und mit Ringen geschmückt, deren Steine erlesen waren. Aber wer hätte das bei solchen Frauen nicht schon oft beobachtet.

Schließlich besann ich mich, sagte mir, daß ich kein Jüngling wäre, der geneigt ist, in jeder Abenteuerin eine von ihrer Familie verstoßene Prinzessin zu sehen, und verhandelte mit ihr trocken und geschäftlich.

Da sie erklärte, unter zweihundert ließe sie sich für den Abend nicht engagieren, so bot ich als alter, handelsgeübter Ostasiate ganz kalt fünfzig.

Sie erschrak und sagte wie ein beleidigtes, kleines Mädchen: „Bin ich denn schon so alt und häßlich, daß Sie mir das zu bieten wagen?"

Ich kalkulierte: „Sie ist empfindlich, also ist sie in der Tat noch frisch in ihrem Beruf. Um so besser! Aber hüte dich, den Rock über deiner sentimentalen Weste aufzuknöpfen!"

Darum erwiderte ich ihr, weil sie mich mit so großen, entsetzten Augen anstarrte, wenn sie alt und häßlich wäre, hätte ich sie nie aufgefordert. Aber als Fremder empfände ich es peinlich, übervorteilt zu werden.

Langsam nur ließ sie sich überzeugen, und endlich schlossen wir so ruhig als handele es sich um das Engagement einer Klavier- wir so ruhig, als handele es sich um das Engagement einer Klavier-

Darauf speisten wir und unterhielten uns ganz gut. Ich merkte, daß sie mich sondierte, wie es eine Weltdame nicht besser hätte machen können, die einem neu eingeführten Herrn gegenübersitzt.

Ein wenig erinnerte sie an die Amerikanerinnen in Nagasaki, die auch in den ersten Stunden streng am mondainen Ton festhalten. So plauderte ich dann von Übersee, von Japan, von Ponyritten in Shantung, von listigen chinesischen Boys, als wäre sie eine der Damen, mit denen ich die ganze Zeit an Bord der „Cimbra" gefrühstückt hatte.

Es trat dann eine Pause ein, während sie krampfhaft auf ihren Teller blickte. Es schien sie etwas zu beschäftigen, zu quälen.

Ich drang in sie, mir zu sagen, woran sie dächte. Endlich fragte sie abrupt, wie zuvor, während sie sich zu mir hinneigte, und mich mit großen, fast gierigen Augen ansah: „Was an mir fiel Ihnen

auf?" . . ., daß Sie mich aufgefordert haben?" Das erste sagte sie langsam zögernd, den Rest aber schnell wie ein junges Mädchen, das sich schämt, etwas Unpassendes auszusprechen.

Diese Frage kam so unerwartet, daß sie mir das Bild, das ich mir von meiner Begleiterin gemacht hatte, verschob. Zugleich verwirrte mir das verwünschte Parfüm die Sinne. Es entwaffnete mich, trieb mir Erinnerungstränen in die Augen, so daß ich ehrlich mit den Worten vorwärtsstolperte: „Sie haben etwas von einer Frau an sich, die ich sehr gern hatte."

Ihre Augen wurden noch hungriger, noch größer. Sie rückte wieder etwas näher zu mir heran, so daß mich der Duft noch mehr quälte, und fragte: „War es eine junge Frau? Habe ich mit ihr Ähnlichkeit? Im Gesicht? In der Figur? In den Haaren?"

Diese kurzen Worte waren für mich wie Ohrfeigen. Ich fühlte, daß mein Gesicht hart wurde, wie eine steinerne Maske, als ich antwortete: „Es war eine Dame der großen Gesellschaft."

„Und worin bin ich ihr ähnlich?" fragte sie hartnäckig, in ihrer eifersüchtigen Gier weiter.

„Im Parfüm!" sagte ich da brutal.

Ihre Aufdringlichkeit ging mir denn doch zu weit.

Sie wurde blaß unter ihrer Schminke, als sie diese Züchtigung empfangen, lehnte sich im Stuhle zurück und sagte leise und schmerzlich: „Also nur das Parfüm war es!?"

Im Moment tat sie mir wieder leid. Ihr Blick glich dem eines krankgeschossenen Schaltieres. Ich wollte ihr die Hand streicheln, aber sie zuckte mit den nervösen Fingern zurück und erhob sich. So erschüttert war sie, daß sie Tränen in den Augen hatte. Während sie hinausschritt, wie um das Gesicht zu kühlen, bestellte ich beim Kellner eine Flasche Cliquot Brittania und eine Wachtel in der Kruste gebacken. Damit gedachte ich sie zu versöhnen.

Allein sie kam nicht zurück. Ich erkundigte mich endlich beim Kellner und erfuhr, die Dame habe hundert Mark zum Begleichen der Rechnung hinterlassen und wäre sehr schnell fortgegangen in der Richtung auf den Jungfernstieg zu.

Ich eilte stracks aus dem Lokal. Mein Jagdinstikt war geweckt, meine Neugierde erwacht. Zum Glück waren der blaue Mantel und der schwarze Hut mit den gelben Federn eine Farbenfanfare, die einem jeden in die Augen schrie, so daß ich keine Schwierigkeiten fand. Ein Kutscher hatte die Frau gesehen, ich sprang in seinen Wagen und hieß ihn ihr nachfahren. Wir erblickten sie bald in einem anderen Wagen, der sich vor uns bewegte.

Sie fuhr nach der Elbe hinunter. Wir blieben in gemessener Entfernung hinter ihr. Endlich draußen in einer Allee zwischen den Landhäusern verließ sie ihr Gefährt. Sofort lohnte ich auch meinen Kutscher ab und eilte ihr nach.

Dicke Haufen bunten Laubes lagen am Boden. Der Himmel hatte die opalisierende Farbe des Herbstabends angenommen. Vor mir schritt in ihrem leuchtenden blauen Mantel und dem schwarzen

Hut mit den wippenden gelben Federn auf dem Kopf, die schlanke, blonde Frau dahin, und sie erschien mir unwirklich unter den Pappeln mit den langen, goldenen Blättern wie die Zeichnung eines japanischen Holzschneiders.

Langsam nur kam ich ihr näher, denn ihr Gang war hastig, wie der eines Menschen, der ins Freie hinausläuft, um einer Gemütsbewegung Herr zu werden. Endlich hörte sie das Laub hinter sich rascheln. Sie wandte sich um, wollte zuerst fliehen, faßte dann aber einen Entschluß und erwartete mich mit der hochmütigsten Miene von der Welt.

Ich zog den Hut, ging sehr höflich auf sie zu und sagte: „Gnädige Frau haben sich einen Scherz mit mir erlaubt! Entschuldigen Sie bitte mein Benehmen damit, daß ich zwei Jahre unter gelben Barbaren gelebt habe.

Mit diesen Worten überreichte ich ihr einen Hundertmarkschein und fügte hinzu: „Lassen Sie mich zur Buße, bitte, wenigstens die Kosten tragen!"

Sie ergriff den Schein mit zwei Fingern ihrer behandschuhten Hand als wäre er etwas sehr Schmutziges, und zerriß ihn in unzählige, kleine Fetzen.

Wie ein Schuljunge stand ich vor ihr. Endlich fragte ich: „Bitte, habe ich Sie etwa unwissentlich beleidigt?"

Sie wandte mir den Rücken und ging mit großen Schritten davon. Ich folgte ihr, etwa eine Armlänge zurück.

Wir hatten im schnellen Gehen bald einen Ausblick über die Elbe und die Felder auf der anderen Seite des Stromes gewonnen. Außer Atem blieb sie stehen. Als ihr Blick wieder auf mich fiel, lachte sie auf und brach alsdann in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Da trat ich neben sie, umfaßte sie sanft und suchte sie zu trösten.

Langsam gewann sie ihre Haltung wieder. Ich war vorsichtig genug, mit keinem Worte, mit keiner Frage, an das Geschehene zu rühren. Das schien sie als sehr wohltätig zu empfinden; denn sie drückte mir die Hand und sagte: „Versprechen Sie mir als Gentleman, nie einen Gebrauch von unserer Begegnung zu machen!"

Als Antwort drückte ich ihr die Hand und bat, sie zurückgeleiten zu dürfen.

Sie nickte. Schweigend gingen wir durch den hellen Herbstabend. Nach einer langen Weile wandte sie sich wieder mir zu und sagte: „Können Sie es fassen, was es für eine Frau heißt, zu altern?"

Ich sah sie groß an. Ihre Augen waren starr wie zwei buntpolierte Steine. Mehr zu sich selbst sprach sie als sie fortfuhr: „Es ist schrecklich, nicht zu wissen, ob wir selbst noch bewundert werden, oder nur noch unser Geld, unsere Stellung in der Gesellschaft. Es ist entehrend, wenn alles sich um uns drängt, ohne uns selbst zu suchen. Es ist eine Pein, von einem Manne abhängig zu sein, der nur noch für sein Essen und für seine Zigarren lebt."

Ihr Arm zitterte vor Erregung und seelischem Jammer in dem meinen, als fröre sie. Ich hütete mich, eine Antwort zu geben. Ich wartete ab.

Wieder nach einer kurzen Zeitspanne begann sie von neuem: „Wissen Sie, was ich heute getan habe, was ich tun wollte?“

Ich schaute sie an. Über und über war sie errötet. Sehr leise und scheu sagte sie: „Ich wollte den Versuch machen, ob ich wohl einen Mann finden könnte, der sich mir um meiner selbst willen anschließen würde. Ich dachte mir, wenn Männer zu solchen Mädchen gehen und ihnen Geld geben, so tun sie es um der Mädchen selbst willen, so verachtet auch solch ein Mädchen ist!“

Ich begann leise ihren Arm oberhalb der Handschuhe mit zwei Fingern zu liebkosen und zu streicheln. Dunkelrot war sie geworden, ich spürte, wie stark ihr Herz pochte. Endlich atmete sie auf und gestand: „Aber Sie sind mir nur um des Parfüms willen gefolgt, nicht meiner selbst wegen!“

Es ist nicht ganz so!“ erwiderte ich. Dann gingen wir wieder schweigend weiter. Endlich, an einer Biegung der Allee, während schon das Geräusch der arbeitenden Stadt näher kam, machte sie halt und sagte: „Bitte! Wir wollen uns hier trennen.“

Ich erwiderte: „Wie Sie befehlen.“ Doch zögerte ich, denn ich konnte den Blick nicht abwenden von ihr.

Sie fragte: „Was wünschen Sie noch von mir?“

Ich bat: „Können Sie mir nicht einen einzigen Kuß gestatten?“

Sie lächelte wie ein ganz keusches Mädchen. Ich beugte mich nieder und küßte ihre geschminkten Lippen, die sie leicht spitzte. Dann ging sie mit ganz kleinen, schnellen Schritten davon.

Ich aber wurde mit diesem Kusse wieder heimisch in Europa.

Wohl dem Manne, welchem die Frau nicht in seinem höchsten Geistesfeuer seine Strümpfe vorwirft! Wenn sie auch sonst nur kleine Vorzüge besitzt; dringt nur in ihr aufgeschlossenes Auge und Herz die blühende Erde und der glänzende Himmel nicht infinitesimalteilchenweise ein, sondern in erhabeneren Massen. Dann ist auch für sie das All ein Höheres, als bloß Kinderstube und Tanzsaal, und mit einem Herzen, das fromm und groß zugleich ist, wird sie sogar den immerfort bessern, den sie heiratet.

Jean Paul.

RANDBEMERKUNGEN

Der Ruinenfonds

Der Reichstag hat vor einigen Monaten den Ländern bzw. den Gemeinden das erkleckliche Sümmchen von drei Milliarden, das zur Ausführung der begonnenen Bauten, die sich unter dem Ungemach des Wetters und der Zeit in Ruinen umwandelten, überwiesen. Daher der an die Romantik mittelalterlicher Burgen erinnernde Name. Der Ruinenfonds war nach der Meinung Sachkundiger dazu bestimmt, der Wohnungsmisere mit einem Schlage ein Ende zu machen. Aber während man sich an zuständiger Stelle in gründlichen Erwägungen über das Wohnungsproblem erging, stürzte der Ruinenfonds ganz automatisch aus seiner stolzen Milliardenhöhe herab und führte fortan im Einklang mit der im rasenden Tempo sich vollziehenden Geldentwertung ein bescheidenes Millionendasein. Was ist denn heutzutage, wo die Müllkutscher sich bis auf weiteres mit einem Monatseinkommen von 50 000 Mark begnügen, eine Million! Sie reicht bei weitem nicht mehr zur Errichtung eines aus zwei Zimmern und Küche bestehenden Arbeiterwohnhauses aus, das einst in der Zeit der sagenhaften Goldwährung sage und schreibe dreitausend Mark gekostet hat. Wenn man noch einige Monate im Stadium der Erwägung verharrt, dürfte der Ruinenfonds mit der Ausführung eines einzigen Wohnhauses sich erschöpfen. In Zukunft muß es heißen: Aus den Ruinen blüht kein neues Leben! Während die Leute vom Bau sich mit großen Siedlungsprojekten tragen und die Regierung eine 500-prozentige Wohnuungsbauabgabe dekretiert (die übrigens sehr bald auf 1500% steigen soll), setzen sich die Ausländer zielbewußt in den Besitz des städtischen Grundbesitzes. Eine Berliner Mietskaserne mit rund 20 Wohnungen ist schon für zwei Milliarden Papiermark zu haben, das sind nach einem Dollarstande von 7000 knapp 300 Dollar oder 1275 Goldmark! Vernunft wird Unsinn! könnte man mit Mephistopheles ausrufen. Wir sind unter der Herrschaft der Papiermark die reinsten Zahlenmonomanen geworden und zu einem Volke von lauter Millionären. Schon was man gerade auf dem Leibe mit sich herumschleppt, ist eine Million „wert". Und erfreut man sich außerdem noch des Besitzes eines Gehpelzes, rückt man gar an die Klasse der Milliardäre heran. Aber schließlich läßt sich alles auf die letzte Formel „Ruinenfonds" zurückführen. Häuserruinen, Menschenruinen und nicht zuletzt die Ruine Deutschland, die, wenn kein Wunder geschieht, durch keinen Ruinenfonds mehr vor dem Verfall zu schützen ist.

Hochkonjunktur für Einbrecher

Für die Herren Einbrecher und Diebe sind Zeiten geschäftlicher Hochkonjunktur angebrochen. Kein Wunder, daß sich der Gelegenheitsverbrecher zu einem professionellen ausgewachsen hat. Das Risiko

ist dabei trotz der hohen Belohnungen und der bekannten Findigkeit unserer Kriminalpolizei ein sehr geringes. Man muß schon ein Neuling auf dem Gebiet der industriell betriebenen Einbrechertätigkeit sein, um sich kriegen zu lassen. Die hohen Belohnungen, die auf Ergreifung des Diebes ausgesetzt werden, machen gar keinen Eindruck mehr auf das Publikum. Man lacht höchstens in unverkennbarer Schadenfreude über die Naivität der Bestohlenen, die sich der schönen Hoffnung hingeben, daß sie durch ein Opfer von 10% des Wertes ihr Eigentum zurückerlangen könnten. Früher zog das, aber heute! Vor einigen Wochen war eine Belohnung von fünf Millionen — eine Art Rekord-Belohnung — für die Herbeischaffung einer Diebesbeute ausgesetzt worden. Erfolg gleich null, trotz der „fieberhaften" Tätigkeit der Privatdetektivs. Die professionellen Einbrecher sind glänzend organisiert und sie verfügen über einen so vorzüglichen Vertriebsapparat, daß ihnen schwerlich beizukommen ist. Diebesbeute ist in einer Zeit, da der Eigentumsbegriff bedenklichen Erschütterungen ausgesetzt ist, ein lukrativer Handelsartikel geworden. Einbrecher, die auf Standesehre halten, domizilieren nicht mehr in der Kaschemme, wo die Ware an den ersten besten „verschärft" wird, sondern verschieben die Beute meistens an ein Konsortium, das ausgedehnte Beziehungen mit dem Auslande unterhält. Holland ist namentlich ein geschätzter Stapelplatz für gestohlene Waren. Unsere Polizei, die über alle möglichen Vorgänge bekanntlich gut unterrichtet ist, dürfte zweifellos die Wege des Schleich- und Schieberhandels kennen. Bedauerlicherweise reicht ihre Machtbefugnis nicht über die Landesgrenzen hinaus, so kommt es, daß Diebesbeute jedweder Art nicht mehr den Weg zum rechtmäßigen Besitzer zurückfindet, mögen die Belohnungen in Höhe von Millionen ausgesetzt werden.

Nepperei

Wenn eine Lebensversicherungsgesellschaft ihren Kontrahenten Gelder abzapft, um es restlos in die eigene Tasche zu versenken, so bezeichnet man dies Verfahren als Nepperei und kann gegen sie mit Erfolg den Staatsanwalt mobil machen. Was geschieht aber, wenn der Staat sich derselben Geschäftsmaximen bedient?, wenn er eine an sich schöne Einrichtung, wie die Reichsversicherung, dazu benutzt, um auf seine Bürger einen Zwang zum Zahlen auszuüben? Ursprünglich war die Reichsversicherung auf die unteren und mittleren Einkommenklassen ausgedehnt, der Apparat hatte sich eingelaufen, die Versicherten konnten in der frohen Zuversicht leben, an ihrem Lebensabend eine bescheidene Rente, die durch ihre Beiträge reichlich aufgewogen war, zu beziehen. Nunmehr ist die zahlungspflichtige Einkommengrenze bis auf 840 000 Mark ausgedehnt worden bei einer Altersgrenze von 60 Jahren. Das Reich wird durch diese neuerschlossene Einnahmequelle in den Stand gesetzt, den seit dem Kriegsausgang reichlich um das Doppelte angeschwollenen Beamtenapparat standes- und zeitgemäß zu unterhalten. Den Neuversicherten wird dagegen zu all den anderen Lasten eine noch schwerer wiegende

aufgebürdet, ohne daß ihnen ein wesentliches Äquivalent dafür geboten würde. Namentlich den älteren Jahrgängen, deren Lebenswahrscheinlichkeit kurz zu messen ist. Da eine Karenzzeit von zehn Jahren vorgesehen ist, man also zehn Jahre lang den Versicherungsbetrag in voller Höhe zahlen muß, um Anspruch auf die Altersrente erheben zu können, so zahlt man in den meisten Fällen „im Interesse der Sache", zum Besten der eigentlichen Nutznießer der Versicherung, der Beamten, nicht im eigenen Interesse. Segnet man gar das Zeitliche, nachdem man fünf, vielleicht auch zehn Jahre gezahlt hat, so fällt die Hälfte der eingezahlten Gelder an das Reich, die andere Hälfte an die Witwe. Ist man ledig, verfallen die gesamten Versicherungsbeiträge zugunsten des Reichs. Es gibt auf dem ganzen Erdenrund kein zweites Institut, das, nach außen getragen von der Idee der sozialen Fürsorge für die Alten und Arbeitsunfähigen, in der Praxis sich zu einem höchst ergiebigen Steuerapparat ausgewachsen, und das zu keinem anderen Zweck, als um ein sich ständig vermehrendes Beamtenheer zu unterhalten. Die Erweiterung der Versicherungspflicht ist aber schon aus dem Grunde ein schwerer Mißgriff, weil niemand über die Entwicklung unseres Geldwesens Auskunft geben kann und die Rente nicht proportionell der Geldentwertung gesteigert wird. Wie auf allen Gebieten, so wurstelt man auch hier von einem Tage zum anderen, stopft alte Löcher notdürftig zu und gräbt daneben neue. Zweifellos wird die Heranziehung der höheren Einkommen zur Balanzierung des Reichsversicherungsetats nicht ausreichen, dann bliebe nur noch eine gewaltige Erhöhung der Beiträge aller Versicherungsklassen übrig. Wäre es da nicht zweckmäßiger, mit der Reichsversicherung, an der kein Mensch mehr eine rechte Freude hat, Schluß zu machen?

BÖRSENSPIEGEL

Bankfusionen

Die Tage sind vorüber, wo man an der Berliner Börse der Ansicht war, an Bankaktien sei nun einmal nichts zu verdienen; Industriepapiere könnten wohl um hunderte und allenfalls auch um tausende von Prozenten steigen, aber mit Bankaktien sei eigentlich nichts los.

Ganz im Gegenteil, es ist mit Bankaktien neuerdings sehr viel los, und nicht nur mit ihren Aktien, sondern auch mit den Banken selbst. Wie die Verhältnisse in Deutschland heute liegen, sind die Banken nur dann noch in der Lage, ihren wirtschaftlichen Aufgaben gerecht zu werden, wenn sie Milliardenkapitalien besitzen. Der ein-

zige Bankdirektor, der klüger zu sein glaubte als alle andern, weil er sein Institut relativ klein erhalten hatte und immer besonderen Wert darauf legte, es genau übersehen zu können, Herr Carl Fürstenberg, hat bei diesem sehr klugen Grundsatz eigentlich das Gegenteil erreicht von dem, was er bezweckt hatte. Nämlich eines Tages war bekanntlich die Handels-Gesellschaft ziemlich stark „überfremdet", wenn dagegen ihr Aktienkapital nicht 110 Millionen Mark gewesen wäre, sondern 500 oder 600 Millionen, so wäre doch vielleicht Herrn Cypruth der Bissen etwas zu groß gewesen. So aber! Was sind heute 35 Millionen Mark Aktien bei einem Kurse zwischen 800 und 1600?

Inzwischen haben bereits manche Banken, die erst wenige Jahre in Berlin bestehen, Kapitalien von 100 Millionen Mark und darüber, an der Spitze die Bank von Beneckendorf & Co., über die man ein paar Wochen vorher noch so viel an der Börse geredet hatte. Wenn schon Institute wie dieses erst vor wenigen Jahren in sehr kleinem Umfange ins Leben gerufene Bankgeschäft Aktienkapitalien von 500 Millionen Mark haben, andere ebenfalls stark in den Vordergrund treten wie die Deutsche Länderbank oder die Internationale Bank, so ist es natürlich ein Widerspruch, wenn die alten Großbanken mit so kleinen Kapitalien dastehen. Außerdem die schon erwähnte Gefahr der „Überfremdung". Weniger bei den Berliner Großbanken als neuerdings bei den verschiedenen Provinzinstituten. Nämlich auch diese sind sehr begehrenswerte Objekte geworden; nicht zuletzt wegen der engen Beziehungen zu den großen Industriegesellschaften ihres Bezirks. Wobei man nur einmal an die verschiedenen rheinischen Institute zu denken braucht. Im Osten gibt es nicht mehr viele Provinzbanken größeren Umfanges, besonders in Schlesien, wo schon im Laufe der letzten Jahre die führenden Institute von ihren Berliner Großbank-Verbindungen übernommen worden sind. Aber im Rheinlande gibt es noch eine ganze Anzahl größerer Banken, ebenso in der Provinz Hannover und in Sachsen. Diese Institute aber sind heute mehr oder minder alle fusionsreif. Im Falle der Commerz- und Privatbank sieht man es ja, daß sie ihre Provinzfreunde beinahe sämtlich übernimmt. Daß diese Politik für sie zweckmäßig ist, liegt auf der Hand, denn auf diese Weise gewinnt sie einen immer stärkeren Aktionsradius, und zugleich ist ihre Kapitalkraft eine weit stärkere, während sie auf der andern Seite nicht nötig hat, einen Teil ihrer Mittel in den Aktien ihrer Tochterinstitute anzulegen, da im Gegenteil diese Summen nunmehr frei werden.

Was aber die Commerzbank tut, werden die anderen Großbanken ihr wahrscheinlich sehr bald nachmachen, vor allem die Deutsche Bank. Außerdem aber gibt es noch ein anderes sehr begehrenswertes Objekt für die Großbanken, nämlich die von ihnen ins Leben gerufenen Auslandsbanken, die heute eine ganz andere Bedeutung erlangt haben als ehemals. Was waren früher die Auslandsbanken? Etwa die Deutsche-Überseeische, die Deutsch-Asiatische, die Deutsch-Südamerikanische, die Brasilbank und die Bank für Chile und Deutschland. Bescheidene Institute, wenn man sie mit den deutschen Großbanken verglich, die sie ins Leben gerufen hatten.

Heute aber liegen die Verhältnisse anders, denn diese Auslandsbanken haben dauernd enorme Deviseneingänge, weil sie ihr

ganzes Geschäft in Auslandsvaluta machen. Diese Eingänge aber sind so groß, daß sie an einem Tage ein Mehrfaches des gesamten Aktienkapitals der betreffenden Banken betragen, und der Gedanke ist ganz naheliegend, daß man sich sagt: Haben wir einst diese Institute ins Leben gerufen, warum sollen wir sie nicht eines Tages wieder übernehmen, wenn es uns richtig scheint? Die einzige Frage ist die nach der Zweckmäßigkeit einer vollständigen Übernahme. Soll man das tun, oder ist es richtiger, nur eine engere Verbindung anderer Art herzustellen? Eine im Augenblick nicht ganz leicht zu beantwortende Frage. Aber daß es sich um äußerst begehrenswerte Objekte handelt, steht ohne Zweifel fest, und ebenso, daß man darauf sehen muß, sich den gewaltigen Devisenbesitz der Auslandsbanken in irgendeiner Form zunutze zu machen.

Außerdem: Wie fatal wäre es, wenn irgendein Cypruth II plötzlich als Großaktionär einer der deutschen Auslandsbanken dastände? Das wäre wirklich eine höchst unerwünschte Überraschung, und der deutschen Volkswirtschaft wäre damit etwas genommen, was sich nicht ohne weiteres, was sich sogar überhaupt nicht ersetzen ließe. Denn diese seit Jahrzehnten bestehenden, teilweise im Kriege unterbrochenen, aber nun aufs neue angeknüpften Beziehungen mit dem Auslande, und zwar den sehr valutastarken, sind so ziemlich das wertvollste Aktivum, das wir auf dem Gebiete des Bankwesens besitzen und das wir uns unter keinen Umständen rauben lassen dürfen. Es wäre also der denkbar schwerste Fehler, auf diesem Gebiete allzu sorglos zu sein und sich auf den Standpunkt des verflossenen Reichskanzlers Dr. Wirth zu stellen, daß „vor übertriebener Nervosität" gewarnt werden müsse.

Es wird vielleicht eines Tages auch bei uns im Bankwesen ähnlich werden wie in Österreich, daß man Kapitalserhöhungen ganz einfach durch Hinaufstempelung der Aktien vornimmt. Die Kapitalien sind zu klein geworden angesichts des riesigen Geschäftsumfangs und der ungeheuren Inflation, die ja letzten Endes zu diesem wachsenden Geschäftsumfang geführt hat. Diese Zusammenhänge und die sich daraus ergebenden Notwendigkeiten aber kann man naturgemäß nirgends besser und klarer erkennen als gerade in den führenden Kreisen der Bankwelt, und so scheint man sich im Laufe der nächsten Wochen auf eine gewisse Revolution im deutschen Bankwesen langsam vorbereiten zu müssen.

Für den Bankaktienmarkt aber kann dabei nur Günstiges herauskommen, und das alte Vorurteil, an Bankaktien lasse sich nichts Rechtes verdienen, wird gründlich wiederlegt werden, was letzten Endes ebenfalls sehr im Interesse der Banken liegt, die ja in nächster Zeit wahrscheinlich sehr große Beträge ihrer Aktien unterbringen müssen. Dazu aber ist ihnen nichts willkommener als eine allgemein gute Tendenz, eine allgemeine Kauflust für Bankaktien.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. W. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57.

Die

51. Jahrgang

Im Frühsommer d
land wieder einn
Strafmaßnahmen d
Schritte abwend
Mr. Morgans das
sehr ausführlichen,
zu lesen war, daß
trächtlichem Umfan
werden könne, wenn
Machtpolitik zu en
Europa herbeiführe
und eilig, Frankre
von den Ansprüch
französischen Revu
Bankiers erwiderte
zu machen, ihre
seien bereit, in
Debatten und Rat
vernünftiger und
Oktober wollten sie
wieder zusammen
an Quai d'Orsay,
die Idee der „prod
dem Vorwande der
Politik eintrat, die
liche Loslösung de
anstrebte.

Die französisch
hatte zwischen dem
Ruhr der deutschen
ordentlich beschleuni
seit dem Herbste di
mit einer vernünfti
wie überhaupt der
politik nicht mehr
und vollständigen
hüten wolle. Das n
Erkenntnis zu teilen

Die Gegenwart

51. Jahrgang | Dezemberheft | 51 Jahrgang

Die Schicksalsfrage

Von Dr. Erwin Steinitzer

Im Frühsommer dieses Jahres — just in einer Zeit, in der Deutschland wieder einmal durch „Sanktionen" bedroht war und diese Strafmaßnahmen durch eine neue Unterschrift unter einem neuen Schriftstücke abwenden mußte — tagte in Paris unter der Führung Mr. Morgans das internationale Bankierkomitee. Es verfaßte einen sehr ausführlichen, sehr klugen und einleuchtenden Bericht, in dem zu lesen war, daß eine internationale Anleihe von nicht ganz unbeträchtlichem Umfange ohne übermäßige Schwierigkeiten aufgebracht werden könne, wenn Frankreich sich dazu entschließe, seiner aggressiven Machtpolitik zu entsagen und einen Zustand wirklichen Friedens in Europa herbeiführen zu helfen. Herr Poincaré erklärte darauf brüsk und eisig, Frankreichs Siegerpolitik bleibe, wie sie gewesen sei, und von den Ansprüchen und Rechten, die der Versailler Vertrag der französischen Republik zuerkenne, werde kein Buchstabe geopfert. Die Bankiers erwiderten achselzuckend, in diesem Falle sei natürlich nichts zu machen, ihre Aufgabe sei für den Augenblick erledigt, aber sie seien bereit, in einem halben Jahre wieder zu kommen und ihre Debatten und Ratschläge zu erneuern, wenn man bis dahin in Paris vernünftiger und versöhnlicher geworden sei. Im September oder Oktober wollten sie sich gegebenenfalls in der französischen Hauptstadt wieder zusammenfinden. Aber die Einladung unterblieb, weil man am Quai d'Orsay, statt eine Umkehr zur Verständigung vorzubereiten, die Idee der „produktiven Pfänder" entwickelte und verfocht und unter dem Vorwande der Reparationssicherung immer offizieller für eine Politik eintrat, die zunächst die wirtschaftliche, später auch die staatliche Loslösung des industriellen Westens vom Deutschen Reiche anstrebte.

Die französische Politik der Verschleppung und der Sabotage hatte zwischen dem Hochsommer und dem Beginne des Winters den Ruin der deutschen Währung und der deutschen Wirtschaft außerordentlich beschleunigt, und in den angelsächsischen Ländern wurden seit dem Herbste die Stimmen häufiger, die verkündeten, daß man mit einer vernünftigen und gründlichen Revision der Reparations-, wie überhaupt der ganzen internationalen Wirtschafts- und Finanzpolitik nicht mehr lange zögern dürfe, wenn man den endgültigen und vollständigen Zusammenbruch Deutschlands und Europas verhüten wolle. Das neue konservative Kabinett in England schien diese Erkenntnis zu teilen und eine nüchterne, geschäftliche Regelung, bei der

das Interesse an der Wiederherstellung normaler Währungs- und Handelsverhältnisse an erster, das Gläubigerinteresse erst an zweiter Stelle stand, den Methoden gewaltsamer Knechtung und Unterdrückung des Schuldners vorzuziehen. Aber wenn England auch bereit war, für die politische und ökonomische Befriedung Europas materielle Zugeständnisse zu machen, so war es doch nicht bereit — und wohl auch gar nicht in der Lage —, für dies Ziel gegen Frankreich Krieg zu führen. Die Zugeständnisse Englands konnten überdies nur in Verzichten bestehen; die Kraft des englischen Kapitalmarktes reichte nicht aus, um das Geld aufzubringen, das Frankreich brauchte, um seine Finanzen zu sanieren. Die internationale Anleihe, die während des letzten halben Jahres in der Presse aller Länder als allein wirksame Medizin für das kranke Europa gerühmt und gefordert wurde, konnte nur in Amerika oder unter amerikanischer Führung und Hauptbeteiligung aufgelegt werden.

In den deutschen, den britischen und auch in den französischen Zeitungen wurde Amerika täglich beschworen, sich seiner Pflichten gegen die Welt und gegen die Zivilisation zu erinnern und mit der Überfülle seiner Kraft das geschwächte und versinkende Europa zu retten. Monatelang wurde dieser Appell in Washington kühl, zurückhaltend, mitunter schroff ablehnend beantwortet. Amerika, so hieß es, habe keine Lust und keinen Anlaß, einem Europa zu helfen, dessen Völker einander durch gegenseitige Bedrohung und Vergewaltigung selbst ruinierten; Amerika sei nicht geneigt, auf Forderungen an Länder zu verzichten, die ihr eigenes und das von anderen erpreßte Geld in militärischen Rüstungen vergeudeten. Solange Europa den Geist der Gewalt, der Unterdrückung nicht selbst ausgerottet habe, wünsche Amerika mit den europäischen Angelegenheiten nichts zu tun zu haben. Erst wenn Europa angefangen habe, sich selbst zu helfen, würden die Vereinigten Staaten ihm ihre machtvolle Hilfe zur Verfügung stellen.

An dieser Grundauffassung — Opfer und Unterstützung nur für ein friedens- und aufbauwilliges Europa — hat sich in Amerika nichts geändert, konnte sich nichts ändern, durfte sich nichts ändern. Aber eine wesentliche Wandlung scheint drüben seit den Kongreßwahlen doch eingetreten zu sein; während man früher in der Rolle des Zuschauers abwartete, ob Europa vernünftiger werde — die schweigenden inoffiziellen „Beobachter" der Unionsregierung in den europäischen Konferenzen waren ein charakteristisches Symbol dieser Einstellung — ist man jetzt offenbar eher geneigt, die Initiative der Sanierung an sich zu nehmen, Europa oder vielmehr den europäischen Ententemächten bestimmte Forderungen vorzulegen und ihnen für die Erfüllung dieser Forderungen ein bestimmtes Maß wirtschaftlicher und finanzieller Unterstützung zuzusagen. Die neue Methode nimmt den europäischen, vor allem den französischen Gewaltpolitikern die Ausflucht, daß sie sich selbst helfen müßten, weil von Amerikas Passivität ja doch nichts zu erwarten sei; sie zwingt sie, Rede zu stehen und Farbe zu bekennen.

Das ist den Gewaltpolitikern natürlich nichts weniger als willkommen und es ist sehr bezeichnend, daß die französische Presse, die früher Tag für Tag an Amerikas Freundschaft und Amerikas Wohlwollen appelliert hat, jetzt plötzlich entdeckt, die europäische Politik dürfe

nicht unter den Einfluß der Gesichtspunkte und der Wünsche der Regierung und des Volkes der Vereinigten Staaten gestellt werden. Das Kabinett von Washington hat sich die Forderungen des Bankierkomitees zu eigen gemacht, und es ist offenbar bereit, dafür auch die Versprechungen des Bankierkomitees zu unterstützen und bis zu einem gewissen Grade zu garantieren. Wird Frankreich den Herren Harding und Hughes die Antwort geben, die Poincaré im Sommer Mr. Morgan erteilt hat?

Diese Frage ist die Schicksalsfrage der kommenden Wochen und Monate. Amerika bietet in absehbarer Zeit etliche Milliarden Goldfranken, die aus Deutschland — mit oder ohne Ruhrbesetzung — unter keinen Umständen herausgeholt werden können. Aber Amerika verlangt nicht bloß ein Moratorium für zwei Jahre, nicht bloß den augenblicklichen Verzicht auf den Einmarsch ins Ruhrgebiet und auf die „Vertiefung" des Rheinregimes; es verlangt die grundsätzliche und endgültige Abkehr von den Methoden und Zielsetzungen des Militarismus, des Imperialismus, des Annexionismus. Es verlangt Abrüstung, Einschränkung, vielleicht sogar Aufhebung der Rheinbesatzung als deutliche und bindende Bekundungen tätigen Friedenswillens. Das wäre, so schreien die französischen Nationalisten, die völlige Preisgabe des Sieges und der Herrschaftsmöglichkeiten, die er uns eröffnet hat. Alles wird davon abhängen, ob das Frankreich, das entscheidet und handelt, die Ausnutzung jener Herrschaftsmöglichkeiten will, oder Geld und ruhige Konsolidierung.

Amerika von heute und morgen

Von C. A. Bratter

„Issues greatly confused", „Große Verwirrung in den Wahlparolen", lautete die Hauptüberschrift eines der größten amerikanischen Blätter am Morgen des 7. November, des Wahltages. In der Tat: es war eine Ueberfülle von Tages- und Streitfragen, die an jenem Tage den amerikanischen Wählern als „issues" vorgesetzt wurden, daneben in den einzelnen Städten, Staaten und Kongreßbezirken eine größere Zahl rein lokaler und persönlicher Fragen als sonst. Es waren fast ausschließlich einheimische Probleme, als da sind: der neue Zolltarif, das Alkoholverbot, der (namentlich in den Staaten des mittleren Westens und des Westens) stetig wachsende Radikalismus unter den Arbeitern und Farmern, die staatliche Subventionierung der amerikanischen Handelsschiffe, das „high cost of living" (die hohen Waren- und Lebensmittelpreise), die übermäßig hohen Steuern, die Rückzahlung der von Amerika den Ententeländern geliehenen Summen (an 11 Milliarden Dollar), die überhandnehmenden großen Streiks und manches andere. Auswärtige Fragen: Versailles, Völkerbund, Reparationen, Moratorium, die Beteiligung Amerikas an europäischen und orientalischen Angelegenheiten haben bei den diesjährigen Novemberwahlen eine ganz untergeordnete Rolle gespielt. Es wäre daher auch verfehlt, aus dem Wahl-

ergebnisse — dem sehr beträchtlichen Erfolge der Demokraten und Radikalen — irgendwelche für Deutschland günstige oder ungünstige Schlußfolgerungen abzuleiten.

Aber auch hinsichtlich der inneramerikanischen Zeitfragen ist das Votum vom 7. November nur in zwei Punkten ein ganz zuverlässiger Hinweis auf die Stimmung des größeren Teiles der amerikanischen Wählerschaft. Dieses Votum bedeutete erstens eine scharfe, man möchte sagen: klatschende Mißtrauenskundgebung gegen den Präsidenten Harding und seine Regierung, sowie gegen den Kongreß (in dessen Unterhause die Republikaner seit den Wahlen 1920 eine Mehrheit von über 150, im Oberhause, dem Senat, eine solche von etwa 30 unter 96 Mandaten hatten); und zweitens eine deutliche Auflehnung gegen das Alkoholverbot, das von einem republikanischen Kongreß beschlossen worden war.

Die seit einer Reihe von Jahren stark zunehmende Neigung zum politischen, sozialpolitischen und wirtschaftlichen Radikalismus, der, von den fortschrittlichen Republikanern, den „Progressisten", vielfach unterstützt, in den mittleren und westlichen Unionstaaten auch die Wahlen stark beeinflußte, hat der regierenden republikanischen Partei eine weitere beträchtliche Zahl von Stimmen entzogen. Diese Wählerelemente, die grundsätzlich beide große Parteien, die demokratische wie die republikanische, ablehnen, erblicken in der demokratischen Partei das kleinere Übel, weil diese, wenigstens in der Theorie, in ihren Wahlprogrammen der Forderung nach einer Liberalisierung der amerikanischen Wirtschaftspolitik größere Zugeständnisse macht, als die offizielle republikanische Parteileitung.

Diese ganz eigentümliche Lage hat der Wahlfeldzug in den Staaten Texas und Louisiana ergeben. Dort hat der unter dem Namen „Ku-Klux-Klan" berühmt oder besser gesagt berüchtigt gewordene Geheimbund die ganze politische Macht in seine Hände bekommen. Heute ist allerdings der Ku-Klux-Klan nicht mehr die wüste Bande von vermummten, zu nächtlicher Zeit herumstreifenden, mit allen Mitteln kitschigster Räuberromantik und geheimnisvoller Symbole arbeitenden Burschen, die nach dem Bürgerkriege den Boden unsicher machten, die, um das Überwuchern des Negerelements in der Politik zu verhindern, vor keiner Schreckenstat haltmachten. Der heutige Ku-Klux-Klan ist eine zwar noch immer etwas mystisch arbeitende, aber sonst fast bourgeoise politische Vereinigung, der ein sehr erheblicher Teil des mittleren Bürgertums, sogar eine Anzahl leitender Persönlichkeiten der Finanz und des Handels von Texas angehören. Die Führer des Ku-Klux-Klan haben bei den Primärwahlen eigene Kandidaten aufgestellt, doch haben sich die Wahlleiter geweigert, diese Kandidaten als solche offiziell anzuerkennen. Mag nun der eigenartige Fall eingetreten sein, daß der Staat beispielsweise im Senat keinen Vertreter haben wird, es ist wenigstens bekannt geworden, daß die Wahlleitung die von dem Ku-Klux-Klan nominierten Senatskandidaten nicht zur Wahl zugelassen hat.

Im republikanischen Lager hatte man schon zu Beginn des diesjährigen Wahlfeldzuges damit gerechnet, daß die Partei bei den Novemberwahlen eine ganze Reihe Sitze im Kongreß verlieren würde.

Der Aufschwung, der vor zwei Jahren der republikanischen Partei die gewaltige Mehrheit im Kongreß brachte, hat sich nach dem Amtsantritt Hardings und dem Zusammentritt des jetzigen Kongresses rasch verflüchtigt. Die vernichtende Wahlniederlage der Demokraten 1920 war hauptsächlich eine persönliche Niederlage des Präsidenten Wilson gewesen. Mit Harding war aber ein Mann zur Präsidentschaft gelangt, der aus der Parteimaschine hervorgegangen war, ein Mann aus der reaktionären alten Garde, das heißt aus jenem Kreise republikanischer Drahtzieher, der lediglich die Interessen bestimmter Finanz- und großindustrieller Gruppen wahrnimmt und auch sonst in seinen sozialpolitischen Anschauungen und Forderungen einseitig den kapitalistischen Standpunkt vertritt. Bei der Beratung des neuen Zollgesetzes im Kongreß zeigte es sich, daß selbst viele republikanische Abgeordnete vor der Wirkung dieser geradezu herausfordernd klassenmäßigen Zollgesetzgebung auf weiteste Wählerkreise zurückschreckten und sich weigerten, mitzutun. Es bedurfte langwieriger Verhandlungen mit diesen Politikern, um ein Kompromiß zustande zu bringen, das das Inkrafttreten dieser Tarifbill ermöglichte.

Es war auch ein republikanischer Kongreß, der im Jahre 1914 das 18. Amendement zur Bundesverfassung annahm, jenen Zusatzartikel zur amerikanischen Konstitution, der das Verbot der Herstellung, der Einfuhr und des Verbrauchs aller alkoholischen Getränke aussprach, ein Verbot, dessen Wirksamkeit durch das Ausführungsgesetz, die sogenannte Volstead-Akte, noch verschärft werden sollte. Es ist freilich ganz anders gekommen, als diese Gesetzgeber es sich vorstellten: das Verbot hat lediglich zur Verteuerung des Alkoholkonsums, zur Verschärfung der Korruption, zur Mißachtung der Gesetze, ja sogar eines Staatsgrundgesetzes (denn ein Zusatzartikel zur Verfassung ist natürlich ein Staatsgrundgesetz), und zu einer Reihe anderer schwerer Unzuträglichkeiten geführt, die sich das amerikanische Volk auf die Dauer nicht gefallen läßt. Auch in diesem Punkt war die republikanische Partei mit Blindheit geschlagen. Die demokratischen Gegner des Alkoholverbots waren klug genug gewesen, ihre Wahlpropaganda nicht auf eine völlige Aufhebung des 18. Amendements und des Volstead-Gesetzes einzustellen, sondern lediglich auf einen Kompromißzustand, der die Freigabe des Bieres und der leichten Weine herbeiführen sollte. Es hat, wie sich jetzt zeigt, der großen Masse der amerikanischen Wähler eingeleuchtet, daß dieses Kompromiß, das den richtigen Mittelweg zwischen zwei Extremen darstellt, weit klüger und dem Volksganzen vorteilhafter ist als das Verbot, das ja doch nicht eingehalten wurde.

Das Wahlergebnis vom 7. November hat die Republikaner im Unterhause des Kongresses, dem Repräsentantenhause, um ihre gewaltige Mehrheit von über 150 Stimmen gebracht. Es ist ein beispielloser moralischer Sieg, den die demokratische Partei davongetragen hat — freilich ganz ohne ihr Hinzutun. Denn sie ist, schon seit Wilsons Zeiten, aller fruchtbaren, wirklich konstruktiven Gedanken vollständig bar, ist ebenso von der Maschine beherrscht wie die republikanische Partei, und hat in der Person des 1920 unterlegenen Präsidentschaftskandidaten James M. Cox einen Führer von lapidarer Unzulänglichkeit. Einen Führer, der übrigens von einer großen

Zahl der anderen demokratischen Parteihäupter nicht als solcher anerkannt wird. Nicht die Vorzüge und Verdienste der demokratischen Partei, sondern die Schädlichkeit und Unbeliebtheit des republikanischen Parteimaschinensystems haben das Wahlergebnis vom 7. November herbeigeführt.

Der Verfall der Berliner Straßenbahn

Von Hugo Nansen

Seitdem die Große Berliner Straßenbahn aus der Hand einer Privatgesellschaft in die der Stadt Berlin übergegangen ist, befindet sie sich in einem schweren Krankheitszustande, der allmählich, aber in immer rapiderem Tempo, zu ihrer völligen Auflösung und Zerrüttung führt. Was die städtische Verwaltung bisher getan hat, um den inneren Verwesungsprozeß aufzuhalten, beschränkt sich fast ausschließlich auf den Versuch, durch Erhöhung der Tarife das ungeheure Betriebsdefizit auszugleichen. Bei diesen unausgesetzten, immer schneller aufeinanderfolgenden Tarifsteigerungen ist man bereits dazu gelangt, für eine einzige, noch so kurze Straßenbahnfahrt einen Fahrpreis von 50,— M. festzusetzen. Aber geholfen hat diese Verteuerung des Verkehrs der notleidenden Straßenbahn sehr wenig oder gar nichts. Denn je höher die Fahrpreise hinaufgeschraubt wurden, desto mehr Fahrgäste wanderten zu den billigeren Verkehrsmitteln ab, und die aus den Fahrpreiserhöhungen erwartete höhere Einnahme wurde durch den Rückgang der Zahl der Fahrgäste zum großen Teil wieder ausgeglichen. Das Straßenbahndefizit aber blieb und wurde kaum kleiner. Man mußte sogar froh sein, wenn es nicht noch mehr anwuchs.

Es mag sein, daß die Kommunalisierung an dieser unheilvollen Entwicklung der Straßenbahn nicht allein schuld ist. Aber das Beispiel der in den Händen privater Gesellschaften befindlichen Konkurrenzunternehmungen, wie zum Beispiel der Hoch- und Untergrundbahn, beweist doch, daß diese Mittel und Wege finden, um der durch die Geldentwertung drohenden Gefahren Herr zu werden. Gewiß hätte diese Rettungsarbeit in der Hauptsache durch besonders sparsame Wirtschaft und teilweise auf Kosten der Angestellten der Straßenbahn erfolgen müssen, deren Zahl man hätte möglichst einschränken und deren Arbeitsleistung man aufs äußerste hätte steigern und ausnützen müssen, wenn der Betrieb finanziell gesund erhalten werden sollte. Das war in einem kommunalisierten Unternehmen allerdings nicht durchzuführen. Unter dem Drucke der politisch radikalen Betriebsräte tat man vielmehr das Gegenteil. Aus vermeintlichen sozialen Rücksichten beschäftigte man mehr Angestellte, als man in einem rationell bewirtschafteten Unternehmen benötigt hätte. Man zahlte aus denselben Erwägungen höhere Gehälter, als es die Lage des Unternehmens vertrug. Man vergeudete auf diese Weise die Einnahmen, erzeugte einen stets wachsenden Fehlbetrag, verabsäumte

die rechtzeitige Erneuerung und Instandsetzung des Wagenbestandes und des übrigen Betriebsmaterials. Dadurch ist die Straßenbahn natürlich immer mehr herabgewirtschaftet worden, und heute steht die Verwaltung vor einer Katastrophe, die angesichts der ungeheuren Geldentwertung und der Ebbe in allen städtischen Kassen auch durch die tüchtigste Verwaltung vielleicht nicht mehr abgewendet werden kann.

Die Angestellten der Straßenbahn, in deren Interesse man angeblich ein viel zu zahlreiches Personal beschäftigte und die sich ganz außergewöhnliche, in der Privatindustrie völlig unbekannte Vorrechte in bezug auf Arbeitszeit und Pausen durch ihre Betriebsräte erzwungen haben, sind letzten Endes jetzt doch die Leidtragenden bei dem Verfall der städtischen Straßenbahn, die heute, nachdem die Betriebsmittel vollständig verkommen sind, wohl nicht mehr, jedenfalls aber nicht ohne die einschneidendsten Einschränkungen des Betriebs gesund gemacht werden kann. Jetzt muß die Abbaupolitik, muß die Einschränkung der Angestelltenzahl nun doch vorgenommen werden, und zwar in weit erheblicherem Umfange, als es noch vor ein oder zwei Jahren notwendig gewesen wäre. Die Mißwirtschaft, die in dem kommunalisierten Unternehmen unter dem Einfluß politischer Interessen betrieben worden ist, rächt sich jetzt zu allererst an denen, zu deren Gunsten sie betrieben wurde. Jetzt muß der Personalbestand wesentlich verringert werden, müssen Massenentlassungen rücksichtslos durchgeführt werden, und auch der Achtstundentag und die noch weitergehenden Privilegien der Straßenbahner werden rücksichtslos beseitigt werden müssen, wobei es aber durchaus zweifelhaft ist, ob alle diese Maßnahmen nicht schon zu spät kommen und ob der Untergang der Städtischen Berliner Straßenbahn dadurch jetzt noch verhindert werden kann. Der Beweis ist wieder einmal erbracht, daß auch vom sozialen Gesichtspunkt aus der rein kaufmännisch rationell arbeitende Privatbetrieb den Kommunalbetrieben vorzuziehen ist, die unter der Herrschaft des politischen Radikalismus die rechtzeitige Anpassung an die wirtschaftliche Entwicklung in der Regel verabsäumen und dann durch ihren unvermeidlichen Zusammenbruch auch die Angestellten mit ins Verderben reißen. Verstehen die Angestellten und Arbeiter ihr wirtschaftliches Interesse richtig, lassen sie sich nicht kurzsichtig durch Augenblicksvorteile betören, so ist auch für sie der am meisten nach rein kaufmännischen Gesichtspunkten arbeitende Betrieb der beste. Ihre Existenz ist in steter Gefahr, wenn sie sich dem lecken Schiffe eines Kommunalbetriebes anvertrauen, dessen Verwaltung anstatt lediglich durch kaufmännische Erwägungen in erster Linie durch die Furcht vor dem politischen und gewerkschaftlichen Radikalismus beherrscht wird.

Berufstragik

Von Rektor P. Hoche

Es kommt nur selten vor, daß ein fröhliches Aufleuchten über das Gesicht der Menschen geht, wenn man auf ihren Beruf zu sprechen kommt. Man bekommt im Gegenteil oft eine Fülle von Klagen zu hören; wie es gerade in diesem Berufe nichts sei; da wird nur zu gern nach anderen Berufen geschielt, in denen man freilich am Platze und glücklicher sein könnte. Wären diese zahlreichen Klagen begründet, dann stünde es allerdings schlimm. Dann wäre es mit die größte Tragik, daß fast alle Menschen an falscher Stelle stehen. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Klagen immer so ernst gemeint sind, wie es scheinen könnte. Vielen Menschen ist das Jammern, Sichaufregen, Ärgern und Schelten eigentlich zur zweiten Natur geworden, zur lieben Gewohnheit. Sie brauchen beständig ein Sicherheitsventil, durch das sich Unmut, Stimmungen aller Art Luft machen können. Auf die Äußerungen so aufgeregter Leute ist nicht allzuviel zu geben. Auch sonst sind von den Berufsklagen vieler Leute noch starke Abstriche zu machen. Es wird da so manches hingesprochen, was eigentlich des Grundes entbehrt, manches gesagt, was vielleicht nur durch den Widerspruch der andern herausgefordert wurde und nicht so ernst gemeint war, wie es sich anhört. Viel wird auch gedankenlos geklagt, gerade im Berufsleben. Da sind es augenblickliche Stimmungen, die gerade die Seele erfüllen und aus denen heraus man selbst gegen seine bessere Überzeugung spricht. Im geheimen weiß der einzelne auch recht gut, daß der Beruf des andern auch kein Paradiesgärtlein ist, wo nur Freuden winken, ebenso hat ihn die Erfahrung schon von den Vorzügen seines Berufs überzeugt, und mancher hängt trotz beständigen Scheltens doch mit geheimer Liebe an seinem Beruf.

Und dennoch entbehrt das Kapitel Berufstragik nicht des reichen Inhalts. Es gibt tatsächlich unendlich viele Menschen, die schuldig und unschuldig darunter leiden. Da sind die vielen, die von vornherein einem falschen, für sie nicht geeigneten Beruf in die Arme getrieben wurden. Ihre Zahl mag Legion sein. Vielleicht waren sie sich noch nicht klar über das Wesen des Berufs, oder sie kannten ihre eigenen Neigungen und Fähigkeiten nicht. Erst im Beruf selbst wird uns ja klar, was er fordert und bietet, erst in der Berufsarbeit lernen wir uns selbst, unser Wünschen und Können kennen. Da ist ferner an die vielen Fälle zu denken, wo Eltern und Vormünder für ihre Schutzbefohlenen einfach den Beruf festsetzen. Sie tun es sicher in der Regel in der besten Absicht. Aber sie gehen oft von falschen Voraussetzungen aus. Zum Teil kennen sie auch den erwählten Beruf nicht genug, verkennen wohl auch das Wesen des Kindes, und endlich spielen eine Menge starker Vorurteile eine Rolle bei der Wahl. So wird der junge Mensch in einen Beruf hineingeschoben, ohne daß jemand ein ernstliches Verschulden trifft. Es ist Schicksal, es ist Tragik.

Diese wird sich also niemals ganz wegschaffen lassen, und doch kann manches geschehen. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben, die Berufswahl in die rechten Wege zu leiten. Es kann gar nicht genug geschehen, um die Eltern, als die Ausschlaggebenden, auf die Bedeutung der Wahl hinzuweisen. Alle erdenklichen Mittel müßten versucht werden. Durch die Schule kann Beobachtung getrieben und Aufklärung gegeben werden, natürlich in objektiver Weise. Besondere Berufsberatungsstellen sollten in jedem größeren Orte eingerichtet werden. Der Film mag sich in den Dienst der Berufswahl stellen, indem er Bilder aus den verschiedenen Berufen auf die Leinwand bringt. Die Psychotechnik mag mit Gründlichkeit ausgebaut werden, um die Natur der Berufe zu erforschen und wissenschaftlich die Geeignetheit der jungen Menschen für diesen oder jenen Beruf festzustellen. Trotzalledem wird es natürlich noch manchen geben, der nicht auf die rechte Stelle gesetzt wird, aber mancher wird doch auch vor den ärgsten Mißgriffen bewahrt sein.

Die Tragik des verfehlten Berufs wird natürlich um so größer sein, je stärker und wahrscheinlich einseitiger die ursprüngliche Begabung hervortritt. Wir können es verstehen, wie sich die Seele eines solchen Menschen gänzlich wund reiben kann. Ohne Lust und Liebe muß er täglich in der Tretmühle des verhaßten Berufs seine Kräfte verbrauchen, in dem er doch nichts leistet, während sein ganzer Mensch nach einer Betätigung lechzt, in der er mit Hingebung, mit einem Hochschwung der Seele das Höchste vollbringen könnte. Solche Menschen, an den rechten Platz gestellt, können zu Pfadfindern der Menschheit werden. An ihrer Tragik leidet also das ganze Volk, die Menschheit mit. Schon wenn man zusammenrechnen könnte, was von solchen Leuten außerhalb ihres eigentlichen Berufs, vielleicht in den Feierstunden, geleistet wird, wäre zu ermessen, wie sehr sie der Menschheit erst dienen könnten, wenn sie ihre Begabung ungehindert auslösen könnten. Ein Berufswechsel hat immer viel gegen sich. Nur wo die große, außerordentliche Begabung vorhanden ist, sollte sie auf jeden Fall gewagt werden, und Staat und Gesellschaft wären eigentlich verpflichtet, in solchen zweifellosen Fällen die größte Unterstützung zu leihen.

Nun haben wir es noch mit einer großen Zahl von Menschen zu tun, bei denen eine ausgesprochene Berufsbefähigung überhaupt nicht vorhanden ist. Auch aus ihrem Munde hören wir nicht selten, daß sie sich in ihrem Berufe durchaus nicht wohl fühlen. Vielleicht sind es in der Tat widrige Verhältnisse, die den Grund der Klage bilden; vielleicht aber lassen sie sich nur zu leicht von den kleinen und großen Hemmungen und Widerwärtigkeiten, die doch jeder Beruf mit sich bringt, fortreißen und das Leben über Gebühr verbittern. In gewissem Sinne liegt bei ihnen in der Tat eine Tragik vor, als ihnen eben mit der mangelnden Begabung auch jener mächtige Hebel zur Arbeit, jener kräftige Antrieb fehlt, der die Arbeit an sich zur höchsten Lust machen kann. In diesem Lichte gesehen sind solche Leute tatsächlich zu bedauern; denn es ist nicht ihre Schuld, wenn sie eine höchste Berufssehnsucht nicht kennen und ihre Erfüllung gar nicht verspüren können. Jedoch auch in diesem Falle kann sich der Mensch selber viel helfen. Was die Natur

versagt hat, läßt sich zwar nicht herbeischaffen, aber um etwas Ordentliches zu leisten, um glücklich zu sein, bedarf es nur der allgemein menschlichen Tugenden, die doch jeder an sich erweisen kann. Es kann jeder fleißig, zuverlässig, gründlich und treu sein. Diese Eigenschaften triumphieren nicht selten über die große Begabung. Diese ist gewiß erfreulich, aber was im Kampfe des Lebens erworben wurde, beglückt noch mehr. Letzten Endes ist es überhaupt die Persönlichkeit, die das Verhältnis des Menschen zum Beruf bestimmt. Es ist höchste Lebenskunst, sich nach Möglichkeit in die unabänderlichen Verhältnisse zu schicken, sich zu behaupten und den größten Gewinn zu ziehen. Es mag freilich Fälle genug geben, wo unverschuldetes Unglück schwer auf die Seele drückt, aber in den meisten Lagen dürfte der lebenstüchtige Mensch die Verhältnisse meistern, sich nicht in nutzlosen, oft noch unbegründeten Klagen ergehen, sondern seine ganze Kraft für bessere Ziele einsetzen und dadurch die Früchte ernten, die letzten Endes jedem ehrlichen Bemühen beschieden sind.

Anna Lorelei

Eine Silvestererzählung von Johannes Heinrich Braach

Die Wellen des Duisburger Hafens schlugen am vorletzten Tage des Jahres müde und schlaftrunken an die Dämme. Noch einen Kahn trugen sie zum Quai und wurden dann ebenmäßiges Spiegelbild des Himmels, denn sie schmückten sich mit Mondenglanz und Sternenschein.

Dem Schiffer rief man von benachbarten Kähnen zu und bot ihm Hilfe an. Er lehnte ab und stieg in die Kabine, kam aber noch einmal an Deck, als milde Wintermitternachtsstunde auf träumende Wasser fiel. Am Heck suchte er einen Sitzplatz und blickte hinüber zu Eisenhütten, über denen ein leuchtender Lichtkegel stand, wenn flüssiges Eisen aus Hochöfen sprang.

Erst tief in der Nacht hörte ein Wächter, wie auf dem spät angekommenen Schiff die Türen geschlossen wurden.

Als Hein Mertens tags darauf sein spät angekommenes Schiff „Anna Lorelei" anmeldete, erfuhr er, daß schon ein Kahn gleichen Namens im Hafen läge. Das war ihm so gegen den Sinn, daß er die Faust auf den Tisch fallen ließ und fluchte. Dann wankte er hinaus wie ein Betrunkener und wußte den ganzen Tag weder ein noch aus, denn der Name war Liebstes an seinem Besitztum. Er erinnerte ihn am meisten an eine Spanne des Lebens, da ihm jedes Ding mit Glücksflitter überhangen und vor Wonneübermaß berauscht schien. „Annas" lagen in jedem Hafen, „Loreleis" fuhren einige herum, aber „Anna Lorelei", so hieß damals nur sein Schiff, und wenn zwischen jener Zeit und heute eine Welt von Änderung lag, der Name mußte ihm alleine bleiben. Heiligtum war er ihm.

Gegen Abend kleidete sich Hein Merten sonntäglich an, suchte den anderen Kahn auf, sprach allerhand mit dem Besitzer, einem greisen Holländer, und ging, da er von diesem an die Tochter verwiesen wurde, in die Kajüte.

Es dunkelte, als er in den Wohnraum trat, den, so niedrig und eng er war, Heimlichkeit durchschwellte. Das machte dem zagenden Mann, der wohl vierzig Jahre alt sein mochte, das Herz leichter gegenüber der Frau, die am Fenster saß und erschrocken aus Schummerstundenträumen erwachte. Ein Stuhl wurde angeboten, der Schiffer nahm Platz und bekam Mut, denn von der Frau, vor der er aus seines Lebens geheimsten Winkeln sprechen wollte, konnte er in der Dämmerung nichts sehen als die Silhouette.

Merten sagte dies und jenes, bis er bat, eine Geschichte erzählen zu dürfen. Aus ihr sollte die Fremde erkennen, was ihn hergeführt habe.

Dies aber ist die Erzählung, die Merten halb platt, halb hochdeutsch vortrug:

„Sieben Jahre sind es her. Zufrieden war ich, denn ich fuhr die ersten Monate auf eigenem Schiff und hatte ein junges Weib. Schön war sie — nicht so wie sonst die Läffchen — anders, denn sie trug über ihrem Gesicht tiefrotes, reiches Haar. Darum nannte ich sie Lorelei. Anna Lorelei, und gab auch meinem Kahn ihren Namen.

Bis nach Rotterdam fuhren wir und bis hinauf nach Straßburg, und fanden überall zurecht, aber am liebsten lagen wir hier im Hafen. Er war uns Heimat, denn in der nahen Stadt hatten die Häuser unserer Eltern gestanden, und wenn niemand mehr da war, Mutter oder Vater, Schwester oder Bruder, ihr und mir, wir suchten keinen Freund und Berater, denn wir genügten einander. Wir liebten uns sehr. Jeder Tag war neue Quelle des Glücks, die Zeit verrauschte in wonnesamer, seligmachender Harmonie.

Dann war es einmal im Winter und Mode, daß Tanzvergnügungen für Lustbarkeit sorgten. Ich machte mir nicht viel daraus, meine Frau auch nicht, trotzdem sie zehn Jahre jünger war als ich, aber sie bat doch, daß wir einen Maskenball besuchten. Mir war es recht, sie aber freute sich wie ein Kind, als der Abend kam.

In lustigem Treiben gingen wir unter wie Möven in ihrer Gesellschaft. Zuerst tanzte sie mit mir, nachher setzte ich mich zu Kameraden, sah bald dem bunten Wogen zu, bald Kartenspielern. Ab und zu kam Anna, ruhte sich aus und sprach mit mir. Dann aber blieb sie lange fort. Erst als die Uhr Spätnacht zeigte, wurde ich dessen bewußt, und wie ich die ersten Schritte tat, Anna zu suchen, packte mich Ahnen, Verdacht und Eifersucht. Will Euch nicht sagen, wie lange ich forschte, wen ich frug und wohin ich schaute. Endlich fand ich sie in versteckter Weinecke bei einem Windbeutel von Frauenjäger. Wut ergriff mich — Enttäuschung — alles war Raserei und Wildheit — dazu Geigenklingen aus dem Saale, Schlürfen der Tanzschritte und lautes Lachen — Lüge das Leben hinter mir, Falschheit das Gesicht dieser Frau — Aufbrüllen

war Ergötzen — Wonne lag im würgenden Umklammern des Fremden. Ob ohnmächtig, ob tot, sein Hinschlagen war gellender Sieg.

Fort — heraus aus dieser Pest — Flucht über schlafende Wasser — hinter mir das Weib — ob ich schritt oder lief, sie war bei mir — hinab zum Hafen — sie folgte — aufs Schiff — ich wollte sie zurückstoßen, aber ihr Sich-nicht-wehren-Wollen machte den Arm schlaff.

Fort — da rief ich einen in Nachtschatten vorüberrauschenden Schlepper an und handelte mit dem Führer, damit er unser Schiff aus dem Hafen zog. Gleich, welches Geld — gleich, wohin.

Zertrümmert war, was ich besaß, zerschlagen, was ich ehrte.

Die große Brücke lag hinter uns. Rheinaufwärts ging's, noch drückte Dunkelheit tief auf Wasser, nur Schein der Seitenlichter huschte über sie. Ab und zu duckten Nebelschwaden vorbei. Meine Frau harrte am Heckgeländer, fahl die Züge, starr ihre Haltung. Trotz oder Verachtung? Meine Zähne bissen die Lippen blutig, die Fäuste lagen eisenschwer am Steuer. Fand sie kein Wort für mich? Gedachte sie des anderen? Da ward ich Bestie, ließ das Steuer sausen, sprang zu ihr hin, packte fest, zerrte, zog und warf sie nieder — keuchender Atem bei uns beiden, die Augen lagen tief ineinander — ich bebte um Silben der Verzeihung — um eine arme kleine Erklärung — nichts — nur schwaches Lächeln — Hohn? — Da ballte sich Grimm zu Wahnsinn und — wenn nicht ein Ereignis dazwischengetreten wäre, säße ich lebenslang hinter Schloß und Riegel und müßte mich anklagen wegen grausiger Tat.

Helle Warnpfiffe vom Schlepper, Rufe und Signale von einem abwärts kommenden Schiffe rissen mich von meinem Weibe und riefen ans Rad. Wegen unseres Unglücks sollten nicht Unschuldige leiden. Wie ein Satansfahrzeug riß es sich aus Dunkelheit heraus — Zusammenkrachen unvermeidlich — noch stemmte ich mich in Speichen — da — ein furchtbarer Stoß, ein Ramschen, wie wenn Schiffe hart anlegen — dann wieder gleichleise Fahrt, in die nur für eine kleine Weile Schreie vom anderen Schiffe fallen.

Keuchend lehnte ich mich an. Wind wurde wach und kühlte die Stirne. Anna stand nicht mehr da, sie mußte in die Kajüte gegangen sein. Des war ich froh, denn so beruhigten sich allmählich meine Sinne, und als die Sonne im Osten mit goldenem Leuchten aufging und Nacht verjagte, regte sich leises Hoffen in mir, daß alles wieder gut werden müsse.

In Düsseldorf ankerten wir. Mich reute die Härte und darum ging ich hinab, um mit Anna zu sprechen. Aber ich fand sie nicht, nirgends auf dem ganzen Kahn. Angst, Entsetzen schüttelte mich — drei- — viermal schaute ich in jede Ecke, rief und bat — dumpf und hohl tönten die Worte nach, aber keine Antwort kam. Da sperrte ich mich ein in bittrem Schmerz, denn ich wußte, daß unterwegs nichts um uns war als breiter, wilder Strom.

Nach Tagen fuhr ich zum tiefen Niederrhein, legte mein Schiff fest und ging dorthin, wo man eine Leiche aus Wellen zog. Aber nichts erfuhr ich.

Da ließ ich den Kahn einem Bekannten und ging über das Meer, damit mir Fremde verschleiere, was mich quälte.

Aber ich vergaß nicht, wenn sich auch mit Jahren das Leid, das mich peinigte, milderte und ich gerne jener Zeiten gedachte, die vor dem Schicksalsschlage lagen und erntereich an Freude waren.

In meinem Sinne aber wurde der Name „Anna Lorelei" Melodie, die nachtönt fort und fort.

Nun seht, Frau, erst einen Monat fahre ich wieder auf dem Rhein, verwand die Scheu vor ihm und vor meinem alten Kasten. Vieles ward neuvertraut und lieb, nur das traf mich schwer, daß noch ein Schiff den Namen des meinigen trägt.

Das darf nicht sein.

Keinen Kranz durfte ich der Toten schenken, kann ihr Grab nicht pflegen und vor ihm beten, so laßt mich wenigstens eines tun, laßt mich verhüten, daß ihr Name auch auf anderem Schiffe steht. Viel habe ich draußen erspart, fordert nicht zu wenig, aber verkauft mir euren Kahn."

Hein Mertens schwieg. Längst stand Dunkelheit im Raum, Wellen schlugen gleichmäßig gegen Planken, Dampfer rauschten vorüber, Sirenen heulten, der Kukuk einer Uhr schrie sechsmal — der Schiffer merkte, wie die Frau weinte.

Dann war eine Stimme im Raum, die leise sagte:

„Es geht nicht, wirklich nicht."

Wieder eine Stille, und erst nach banger Pause:

„Hatte einen Mann, der nannte mich so: Anna Lorelei. Ich liebte ihn. Aber einmal im Duisburger Hafen war ein Schiffer, der wußte schön zu sprechen, und heimlich, daß mir das Blut heiß wurde und der Herzschlag an zu jagen fing. Auf einem Maskenball — —"

Da schrie Hein Merten kurz und scharf — danach Totenstille im Raume — nur schweres Keuchen zweier Menschen — kein Leuchten, daß sie sich hätten in die Augen blicken können — zwischen ihnen lag Dunkelheit und auf ihnen Spannung eines Wunders.

Sie hatte es zuerst erlebt, fand sich rascher wieder und sprach bittend seinen Namen. Da schrie er wieder auf. Glutzittern durchrüttelte seinen Körper, aber er ging vorwärts, langsam, langsam, bis sich weiche Arme um seinen Nacken legten.

Nachher erfuhr Merten, daß seine Frau bei dem Zusammenstoß mit dem Dampfer ausgeglitten und in den Rhein gefallen war. Holländer hatten sie aufgefischt und sie während langer Krankenzeit, da sie von Sinnen war, gepflegt. Mehr konnten sie nicht tun, denn sie hatten Schmuggelware geladen, standen in Verdacht und wurden beobachtet. Erst Wochen danach konnte sie fort und erfuhr, daß ihr Mann ausgewandert war, ohne Spur zu hinterlassen. Ein alter einsamer Fischer nahm sie auf, und da er sie liebgewann, nannte er sie Tochter und gab seinem Kahn den Namen, den sie wollte. —

Spät abends fuhr durch den Duisburger Hafen ein Boot zu dem Kahn, der tagszuvor um dieselbe Zeit angekommen war, Hein

Merten ruderte seine Frau heim, und die Wasser sangen und flüsterten wie im Frühling von Liebe und Seligkeit.

Stadther aber verkündeten Silvesterglocken, daß wieder ein Jahr in Vergangenheit gezogen war und daß alle Menschheit vor dem Rätsel einer neuen Zeitspanne stand.

Einsamkeit

Von Grete Ziebolz-Breslau

Die Einsamkeit steht in meinem Zimmer wie ein eherner Koloß. Schwingt im Schweigen um mich her und verspinnt mich in Grübeleien, die gleich weißen Nebelfrauen auf- und niederwallen. Durch die klingende Stille meines kleinen Gemaches ziehen überirdische Melodien, die meinem Körper unsichtbare rhythmische Bewegungen entlocken. Ich überlasse mich diesem Spiel der Seltsamkeiten und schaue auf den zierlich geschnitzten Faun, der so teuflisch zu mir herübergrinst und streiche mit der Hand über eine fein ziselierte Silberspinne.

Meine Gedanken ruhen aus. Die Nerven entspannen sich, doch meine Seele steilt sich empor. Ich werde ganz Fühlen und drücke meinen Kopf tief in die malvenfarbenen Seidenkissen, auf denen blaue Irisblüten duftlos glänzen.

Einsamkeit! —

Domartig wölbt sich mein Zimmer. Marienaltäre, von Weihrauchwolken umwoben, stehen links und rechts in den Nischen. Purpurn bekleidete Stufen führen zu glitzernden Leuchtern mit brennenden Kerzen auf. Goldene Holzfiguren recken sich weit von der Wand, und im Lichtgeflamm zuckt das gewundene Schwert wie Edelmetall hart in den Raum. Weit hinten steht der Priester gegen das Maisgelb der Verkleidung im türkisblauen Ornat und schluckt die Hostie für die kniende Sünderschar, während er sich tief vor der Gottheit neigend, zitternd in sich selbst zum Opfer bringt.

Visionen steigen empor! Ich sehe mich unter den Betern mit leerem Herzen und vollkommenem Losgelöstsein aller Göttlichkeit und sehe mich berauschen an der Farbensymphonie, die um mich brandet wie ein jauchzendes Bachanale. Und trinke die Musik in mich hinein, die gleich Äolsharfen die Luft umwindet. Glaubenslos! Und doch voll Glauben an alle Schönheit der Welt, voll Seligkeit in dem Gedanken der Einswerdung mit jenem Geschöpf, das ich grenzenlos liebe. Ich, der ich in lästerhaftem Gleichmut spottend die Liebe verbannte und lachend die Frauen im Arme hielt, um sie im grauen Morgenschimmer mit wahrhaft fanatischem Hohne zur Türe hinauszubegleiten, weil das erwachende Licht mir ihre entröteten Lippen, ihre abgeblaßten Brauen und ihre zerwühlten Haare darbot.

Ich liebe mit jener grenzenlosen Extase, die einmal nur vom Erdengeschöpf empfunden werden kann. Liebe im chaotischen Wirbel meiner seit Jahren zurückgedrängten Empfindungen. Liebe mit der tollen Wildheit eines Zwanzigjährigen und der kühlen Überlegung

eines Vierzigers. Ich liebe das Wunder Weib, das in seiner Göttlichkeit nicht seinesgleichen hat, liebe es im Wahnsinnstaumel der durchfeierten Nacht und liebe es im morgendlichen Tauregen rosendurchgluteter Junigärten. Ich liebe es mit der Fruchtbarkeit der Augusttage und schaue weit in den tannendurchstandenen Wald hinein, der im Abendversinken ein letztes Flammenfeuer in sich aufnimmt. — —

Mönche aber schreiten jetzt den Mittelgang meines Domes entlang. Mönche mit den asketischen Gesichtern ewiger Enthaltsamkeit und geröteten Augenlidern, die von angstzerpeitschten und zerbeteten Nächten in einsamer Zelle Kunde geben. Mönche! — Menschen! — Im klösterlichen Gewahrsam, abgeschnitten vom Lebensdrang des Gefühls und der Harmonien, die den Gleichfluß unseres Daseins umschwärmen.

Sie schreiten erdwärts den Blick gerichtet und murmeln andachtslos Gebete. Gebete, die Jahrtausende alt, im immerwährenden Kreislauf zurückkehren und unbewußt über die Lippen strömen, die dürr, rissig und ungeküßt dahinwelken.

Ich schaue sie an mit meinen glänzenden Augen, die voll das Glück ausströmen, das in meinem Herzen trunken wohnt. Ich schaue sie an im Mitleiden meiner Seele und stehe aufrecht unter den Gläubigen, die wie unter einer Peitsche tief ihren Rücken gekrümmt halten. Geweihtes Wasser sprengt über ihre Köpfe hinweg und trifft in verziehenden Strahlen ein wenig meine Stirn.

Und sie schreiten hinaus! In langem Zuge und geregelter Ordnung. Ihre Andachtsformeln vermurmeln, und die Menschen schlagen das Kreuz über Stirn und Brust und verströmen in das Frühlingslicht eines aufbegehrlichen Maientages. Ich aber gehe unter rosablühenden Bäumen hindurch, zertrete mit meinem Fuß zartlila Wiesenschaumkraut und helle Dotterblumen, werfe mich in das duftende Gras der schwangeren Erdscholle und verknüpfe mich fern von dem Strom der Pilger mit meiner liebsten Gefährtin, der Einsamkeit. -- —

Ein Auto hält vor meinem Fenster. Ein wenig erwache ich aus meinem Geträume und rücke die beiden malvenfarbenen Seidenkissen zurecht, auf denen die blauen Irisstauden weiter so duftlos glänzen.

Ich erwache und erwache doch nicht. Denn der Frühling jenes berauschenden Maientages ist längst zerflossen. Der Augustabend im Walde liegt weitab im Lande unbegrenzter Gedanklichkeiten. Novemberstürme rasen um graue Häuserfassaden und feuchte Nebel hängen sich wie Perlentränentropfen an das Rutengezweig entblätterter Bäume und Büsche.

Das Heiße, Strömende, das Jauchzende und Betörende ist dem ersten Herbstfrost erlegen, der weißkappig auf gelblichen Rasenspitzen Rast hielt. Unüberwindbare Müdigkeit stützt verzweifelnd, sich in sich selbst verkrallend, den schweren Kopf in die Hand und starrt in den zuckenden Lichtstumpf, der wärmelos den Raum durchflackert.

Warum? — Ein zitternder Aufschrei aus dem Kehricht zerbrochener Ideale. Ein ewiges Rätsel des Beginnens und Endens. Eine jammervolle Erfüllung vom Geborenwerden und Sichablösen. Wozu das Aufflammen einer gekrönten Gebärde, wenn schließlich nichts als ein grauer Aschenhaufen übrig bleibt.

Liegt es am Glauben? An der Göttlichkeit? Am Menschwerden? Am Beständigsein? Am Eigendünkel oder Eigenwahn?

Warum zerbricht mir das Gefäß, in das ich die Hostie meines Gefühls hineinpflanze? Warum muß es mir immer zerbrechen beim Ansturm äußerlicher Lebenskleinlichkeiten? Gibt es etwas Heiligeres als die Liebe? Etwas Höheres als die Einswerdung zweier Menschen im körperlichen und geistigen Erfassen? Etwas Wundersameres als das Verstehen von Seelen, die im brandenden Ozeane der Welten einsam stehen und sich dennoch zweisam zugehören? Warum finde ich die Größe dieses Gleichgesinnten nie? Oder bin ich selbst noch fern des Weges, der zur Vergöttlichung führt? Führen muß? Ich habe mich mit aller Schrankenlosigkeit hingegeben, nur von dem einen erhabenen Gedanken getragen, Glück zu spenden. Glück in jedem Falle, und liefe ich selbst darüber dem dunklen Todgesellen in die Arme. Doch dieses Glück ging tausendfach in Scherben, da seine Erfüllung nur noch eine Zeitspanne bedeutete. Ging unter in dem dumpfen Nichtverstandenwerden eines freien Menschen, der nun stolz das Dulderkreuz an sein Gewand heftet und zusammenbricht in erdentrückter Einsamkeit.

Leid umgürtet meine Stirn, Leid sitzt in meinen glanzlos gewordenen Augen, Leid hockt mir zur Seite, wenn ich lachend durch die Menge schreite. Leid jagt durch mein blutendes Herz und tropft aus meinen Tränen, die nächtens meine Kissen netzen.

Wohin ich schaue, alles verströmt mir im Leid. Weltgeschehnisse zermürben sich leidvoll, zerbrechen, zersterben und sind hilflos dem Elende preisgegeben. Einsam in meiner Einsamkeit sehe ich die Gegenwart in schweigender Finsternis sich verbluten, stiere in die Sonne der Vergangenheit zurück und erschaure vor der Zukunft, die gefühllos im Rechnen erstickt. Lebend noch bin ich gestorben im Alleinsein. Kalt! Schattenlos! Zusammengebrochen! Und gehe trotzdem meine Wege und sehe den Jammer, der in den Häusern sich breitmacht. Und sehe das Unglück, das sich in die Menschen verkrampft. Und kann doch nicht helfen, weil mein Leid auch ihr Leid ist. Nur meine Einsamkeit ist mein Erleben! Da darf mir keiner folgen. Keiner. Und wäre es Gottvater selbst!

RANDBEMERKUNGEN

Die Flucht der Diebe zu den Sachwerten

Die Erkenntnis, daß Geld heute wertlos ist, und daß nur Sachwerte einen schätzenswerten Besitz darstellen, ist bereits viel tiefer in die Massen gedrungen, als es durch bürgerkundliche und nationalökonomische Kurse oder Unterrichtsstunden für Schüler und Erwachsene jemals hätte geschehen können. Die Praxis des täglichen Lebens hat sich hier wieder als die beste Lehrmeisterin erwiesen. Man braucht nur die täglichen Berichte der Zeitungen über Räubereien und Diebstähle aller Art zu lesen, um daraus zu ersehen, wie vollkommen sogar die Verbrecher aller Art sich der wirtschaftlichen Entwicklung in unserem Vaterlande angepaßt haben. Das deutsche Papiergeld bildet längst kein begehrenswertes Objekt räuberischer Begierden. Es wird von jedem tüchtigen Räuber oder Diebe ebenso gründlich verachtet wie von dem gerissensten Geschäftemacher. Da aber die Zahl der Ausländer, die hochwertige Valuta bei sich führen, nicht groß genug ist, um alle Verbrecher in Deutschland genügend zu beschäftigen, haben diese sich mit Eifer auf die Sachwerte aller Art geworfen. Das Erstaunliche ist nun, mit welcher Schnelligkeit und Findigkeit die Räuber und Diebe sich der Konjunktur anzupassen wissen und ihre Tätigkeit so einzurichten verstehen, daß sie für sie so einträglich wie möglich wird. So haben sie längst bemerkt, daß Kleidungsstücke aller Art, auch getragene, heute unerschwinglich teuer sind. Sie denken darum gar nicht mehr daran, die Taschen ihrer Opfer auszuplündern, sondern nehmen ihnen lieber die Kleidungsstücke weg, die zu diesen Taschen gehören. Die Berliner Kriminalpolizei hat eine Bande entdeckt, deren Spezialität darin bestand, auf offener Straße oder an abgelegenen Plätzen Leute zu überfallen, sie aller Kleidungsstücke zu berauben und dann fast unbekleidet ihrem Schicksal zu überlassen. Die erbeuteten Kleidungsstücke verkauften sie dann gegen hohe Summen bei Althändlern.

Wenn diese Räuber die gute Konjunktur in der Textilindustrie und der Bekleidungsbranche sich zunutze zu machen wußten, so werfen sich die Diebe niederer Gattung mit Vorliebe auf den Altmetallhandel, der bekanntlich wegen der hohen Metallpreise ebenfalls in hoher Blüte steht. Türklinken, Metallschilder und ähnliche leicht erreichbare Dinge werden heute allenthalben in Massen gestohlen und verschärft. Besonders schwer hat die Eisenbahn darunter zu leiden. Die Zahl der Diebe, die beim Stehlen von Eisenbahntürgriffen und anderen Metallteilen der Eisenbahnwagen gefaßt worden sind, ist erstaunlich groß und steigt von Tag zu Tag. Noch größer aber ist die Zahl derer, die man — dabei nicht abgefaßt hat. Wie einträglich das Geschäft ist, ersieht man daraus, daß man in Berlin dieser Tage drei derartigen Eisenbahndieben Rucksäcke mit gestohlenen Messingteilen im Werte von 100000 M. abgenommen hat. Ja, sogar drei jugendliche Arbeiterinnen wurden in einem Berliner Vorortzuge verhaftet, weil sie ganz geschäftsmäßig Messingteile an Fenstern

und Türen abschraubten und verschärften. Man kann sich bei der großen Verbreitung dieses modernsten Erwerbszweiges nicht darüber wundern, daß das Defizit der Eisenbahn trotz der hohen Fahrpreise immer größer wird. Andere Diebe haben ihre Tätigkeit in die Museen und Bibliotheken verlegt. Was in diesen der Allgemeinheit gehörenden Instituten gestohlen wird, stellt riesige Werte dar. Bilder und Bücher gehören eben auch heute zu den Sachwerten. Die Leiter der Museen wundern sich häufig darüber, mit wie merkwürdiger Kennerschaft die wertvollsten Gegenstände von den Dieben herausgefunden werden. Die heutigen Diebe verstehen eben ihr Handwerk und sind hochqualifizierte „Arbeiter" geworden. Der brauchbare Räuber und Dieb muß heute auch volkswirtschaftlich gebildet sein, damit er die schnell wechselnde Konjunktur richtig würdigt und die Flucht zu den Sachwerten zur rechten Zeit und in der richtigen Weise mitzumachen versteht.

Aus der Praxis der Reichseisenbahn

Die Staatswirtschaft gilt im allgemeinen als unrentabel. Beweis: das Budget der Post und der Eisenbahn. Die im Eiltempo erfolgten Tariferhöhungen beider Verkehrsinstitute haben das Defizit nicht ausgeglichen, sondern, gemessen an unserer ständig sinkenden Valuta, eher noch vergrößert. Und dennoch glaubt sich das Publikum, das, sagen wir 1500 M. für ein Pfund Butter bezahlt ohne mit der Wimper zu zucken, vom Staate übervorteilt, wenn es die Wegstrecke, die es auf der Bahn zurücklegt, ungefähr mit dem dreihundertfachen Betrag des Friedenspreises bezahlen muß. Die Tarifsätze für Güter aller Art haben mittlerweile den tausendfachen Friedenssatz erreicht. Das mußte natürlich von unheilvoller Einwirkung auf die Lebensmittelpreise sein. Die sprunghaften Preissteigerungen aller Bedarfsartikel sind zum Teil auf die unvermittelt einsetzenden Tariferhöhungen zurückzuführen. Der Staat als Unternehmer trägt den Lebensnotwendigkeiten seiner Bürger ebensowenig Rechnung wie irgendein Privatunternehmer. Charakteristisch hierfür ist die Bestimmung, daß Lebensmittel, sofern sie nicht als Reiseproviant dienen, von der Beförderung als Passagiergut ausgeschlossen sind. Der Reisende, der unterwegs einige Pfund Butter, Fleisch, Speck oder dergl. aufkauft, darf diese Ware nicht seinem Handkoffer anvertrauen, sondern muß sie an der Anfangsstation als Frachtgut aufgeben, im anderen Falle macht er sich des Verbrechens der Übervorteilung der Eisenbahnverwaltung schuldig. Ein Fall, der sich täglich wiederholt, mag dies illustrieren. Ein Herr, der in Hinterpommern ansässig ist, hatte für Berliner Freunde zehn Gänse eingekauft in der löblichen Absicht, ihnen die hohen Transportkosten zu ersparen. Bei der nächsten Reisegelegenheit gab er die kapitolinischen Vögel, nichts Böses ahnend und ohne verbrecherische Hintergedanken, als Passagiergut auf und bezahlte dafür prompt die Summe von rund 800 Mark. Soweit war alles gut gegangen, wenn nicht das Gepäckstück unterwegs als verdächtig beanstandet worden wäre. Es wurde festgestellt, daß der betreffende Passagier sich in schnödem Eigennutz des Mißbrauchs

staatlicher Einrichtungen schuldig gemacht hatte, ein Vergehen, das nur mit dem Verfall des eingezahlten Geldes gesühnt werden konnte. Das zu Unrecht als Passagiergut aufgegebene Corpus delicti wurde alsdann als Eilfrachtgut deklariert und mit rund 10000 M. belastet! Eine Geschäftsmanipulation, die vom Standpunkt des Privatmannes als nicht ganz einwandfrei gelten mag, im übrigen aber ein grelles Streiflicht auf den engherzigen Schematismus staatlicher Unternehmungen wirft.

Zeichen und Wunder

Die Wölfe sind aus den schneebedeckten Apenninkämmen in die Täler herabgestiegen, um der ewigen Stadt einen Besuch abzustatten. Einige Biester sind schon vor den Toren Roms gesehen worden. Ein Ereignis, wie es seit über einem Jahrhundert nicht mehr beobachtet worden ist. Das in normalen Zeiten sich im geronnenen Zustande befindliche Blut des heiligen Januarius soll — ob im ursächlichen Zusammenhang mit diesem Ereignis stehend, weiß man nicht — in den flüssigen Aggregatzustand übergegangen sein und Körpertemperatur angenommen haben. Wahrscheinlich handelt es sich um eine vom Nationalheros Mussolino bestellte Arbeit, der es seit seiner Thronbesteigung mit dem einst von ihm arg befehdeten Klerus hält.

In der Südsee hat ein Beben — es wird als das furchtbarste in historischer Zeit registriert — die wegen ihrer kolossalen Steinfiguren berühmte Osterinsel restlos in die Tiefe versenkt. Ein englischer Gelehrter hatte gerade den ersten, tausend Seiten umfassenden Band über das gewaltige Werk prähistorischer Steinmetzen vollendet, als das Unglück geschah. Der zweite Band wird nun wie die verunglückten Kolossalfiguren Torso bleiben, was im Interesse der Wissenschaft sehr zu bedauern ist, sonst aber in dieser valutarisch bewegten Zeit keinen Hund vom Ofen lockt.

Auch sonst mehren sich am Jahresende die Zeichen, daß wir vor neuen Erschütterungen stehen. Ex Oriente lux! Die Türken haben den Friedensvertrag zerrissen und den Männern der Entente vor die Füße geworfen. Herr Poincaré ist darüber so erschüttert, daß er für den Augenblick alle Reparationen, Sanktionen, Okkupationen und Retorsionen vergißt und Friedensschalmeien bläst. Das größte Wunder, das uns beschieden, aber ist, daß der Dollar im katastrophalen Tempo von seiner majestätischen Höhe gesunken ist. Ob er, wie es im Börsenjargon heißt, sich wieder „erholen" wird, bleibt eine offene Frage, die kein Sterblicher, mag er selbst das Gras wachsen sehen und die Flöhe husten hören, beantworten kann. Hoffen wir, geliebter Leser, daß sich die Zeichen und Wunder im neuen Jahre weiter mehren werden, so daß wir noch den bis dahin ins Reich der Fabel verwiesenen Zustand der Markstabilisierung erleben! Allerdings kann die Stabilisierung unter den gegebenen Verhältnissen nur als ein Schlagwort gelten. Niemand kann die Tragweite dieses Vorgangs ermessen. Wappnen wir uns also weiter mit Geduld!

Ein populäres Hauptmann-Buch

Das von C. F. W. Behl stammende Büchlein, im Verlage des „Kritiker" erschienen und 28 Seiten stark, kommt einem entschiedenen Bedürfnis entgegen. Nicht jeder, besonders unter den Geistigen, ist in der Lage, sich eines der umfangreichen und teuren Bücher über Hauptmann zu kaufen. Hier ermöglicht es ihm der überaus billig bemessene Preis ohne weiteres. Ein populäres Buch also! Freilich nicht im üblen Sinne einer allgemein-gerechten Seichtigkeit. Behls Buch hat Niveau; es verlangt Anteilnahme, Konzentration.

Es erscheint jetzt als zweite Auflage eines im Jahre 1913 erstmalig herausgekommenen Buches. Dieses ist als Grundstock der Komposition, abgesehen von Einzelheiten, unangetastet geblieben. Was an Neuerscheinungen Hauptmanns Berücksichtigung finden mußte, ist in einen Anhang verwiesen, ein Verfahren, das man billigen kann, weil auf diese Weise die seinerzeit formulierte kritische Grundtendenz wie damals scharf sich heraushebt. Sie lautet: „Mitleiden — Sehnsucht — Erlösung." In diesen drei Worten findet Behl die künstlerische Wesenheit Gerhart Hauptmanns, das „Leitmotiv" seines Schaffens ausgedrückt. Man verschließt sich nicht der Erkenntnis, daß hier etwas wirklich Aufschlußreiches über den großen Dichter gesagt ist. In der Tat ist Behls Auffassung, soweit ich sehen kann, in ihrer bestechenden Einfachheit und endgültigen Formulierung für die seitdem erschienene Hauptmann-Literatur von grundlegender Bedeutung geworden. Auch ich stimme ihr bei, möchte aber das Wort „Mitleiden" durch „Leiden" ersetzt wissen. Mitleiden war der Anlaß des Schaffens, gestaltet ist das Leiden, aus der Brust des Dichters übertragen in die Gestalten seiner schöpferisch-menschenbildenden Phantasie.

Die Persönlichkeit Gerhart Hauptmanns wird ungemein lebendig, seine heimatlich verwurzelte Schlesierart, das sinnlich-anschauliche Erleben, die Beseelung des hart und tatsächlich Geschauten, seine Steigerung in Traum und Vision, endlich die mehr und mehr hervortretende Mystik, welche seine Gestalten in ewigkeitsnahe Räume hebt. Ein kleiner Abriß des äußeren Lebensganges ist eingeflochten. Die Werke werden, zum Teil eingehend, besprochen. Bis zu den Breslauer Festspielen 1922, die der Verfasser miterleben durfte, werden wir geleitet.

Behls Stil ist leicht und flüssig; er erhebt sich an einzelnen Stellen zu bedeutsamer Prägnanz. Die Ausgestaltung des Büchleins ist einfach, aber geschmackvoll. Man möchte ihm einen großen Leserkreis von Herzen wünschen. Wilh. Überhorst.

Das nächste Leben

Ein durch Mörderhand aus dem Leben Geschiedener spinnt den Lebensfaden in modifizierter Fassung fort! Er ist verstorben, aber nicht tot! Das ist die Sensation dieses eigenartigen Buches, die im Grunde genommen keine Sensation im Sinne des okkultistischen Evangeliums ist, sondern lediglich ein dichterischer Einfall, ein Hilfsmittel, um die Wirklichkeit in phantastische Formen zu projizieren und

einen von aller Erdenschwere losgelösten Standpunkt den sich nach ehernen Gesetzen abwickelnden Dingen gegenüber zu gewinnen. Theodor Etzel, dieser feinsinnige Poet und Märchenerzähler, hat in seinem Roman „Das nächste Leben" (Walter Seifert Verlag, Stuttgart) dem uralten Volksglauben, daß die Schicksale der Lebenden von den Toten gelenkt werden, einen konkreten Ausdruck gegeben. Der Verstorbene, der ohne sein Wissen und Wollen ins nächste Leben hinübergleitet, wird sich seines neuen Zustandes erst nach vielen Kämpfen und bitteren Enttäuschungen bewußt. Er entdeckt sich als den irrenden Geist, der ohne Macht ist, der keinen Einfluß auf das bewegte Leben ausüben kann. Ein aus der irdischen Welt Ausgestoßener. Er nimmt wohl die Welt mit den Sinnesorganen des Menschen wahr, aber das Organ, das der Verständigung vom Menschen zum Menschen dient, fehlt ihm. Aber allmählich wachsen ihm die Schwingen, er erkennt seine neue Lebensaufgabe darin, über die zu wachen, die seinem Herzen nahegestanden haben, als er noch unter ihnen wandelte. Selbst die große Bewegerin Liebe nimmt von neuem von ihm Besitz, jedoch in einer das irdische Verlangen weit überragenden, sublimierteren Form. Das „nächste" Leben gewinnt in dem Maße, wie sich die Machtsphäre des Wiedererstandenen ausweitet, an Reiz und Inhalt. Das Streben nach Macht, der Wille zur Macht liegt als die treibende Urkraft tief verankert in jedem Menschen, ja in jedem Lebewesen. Etzel hat diesem psychologischen Moment im weitesten Umfange Rechnung getragen und sich dadurch als feiner Seelenkenner erwiesen.

Wer etwas anderes von dem Buche, das den irreführenden Untertitel „Ein Offenbarungsroman" trägt, als ein dichterisches Bekenntnis erwartet, kommt nicht auf seine Kosten. Die Handlung ist nicht einheitlich abgetönt — darauf kam es dem Verfasser schließlich auch nicht an —, sondern sie wird durch zahlreiche Episoden und Einschachtelungen in ihrem Verlauf häufig unterbrochen. Die eigenartige Form ist aber durchaus der Eigenart des Stoffes angepaßt; auch in der Sprache, die sich im Einklang mit dem Vorwurf von der schlichten Prosa bis zu einem stark bewegten Rhythmus steigert, offenbart sich eine Gestaltungskraft von nicht alltäglichem Ausmaß.

Joh. Gaulke.

Eine deutschamerikanische Dichterin

Nach dem für uns unglücklichen Ausgang des Krieges, namentlich aber nach Inkrafttreten des Versailler Friedensvertrages, der uns zu einem Helotenvolk stempelt, kann man in allen Schichten des deutschamerikanischen Volkes eine starke Hebung des Nationalbewußtseins beobachten. Dies charakterisiert sich zunächst in einer Wiedererstarkung der deutschen Presse in Amerika, dann aber auch in einem stärkeren Hervortreten der deutschen Literatur. Amerikanische Dichter und Schriftsteller besinnen sich wieder auf die Sprache ihrer Väter! In dieser Beziehung sind die in deutscher Sprache erschienenen Gedichte von Olga Erbsloh, die sich als eine bisher nur in englischer Sprache schreibende Dichterin in Amerika eines guten Rufes erfreut, von

symptomatischer Bedeutung. Ihre Familie ist seit vier Generationen in Amerika ansässig, darum ist ihr Bekenntnis zum Deutschtum um so beachtenswerter. Die Dichterin ist keine Entdeckerin lyrischen Neulands, aber sie zeichnet sich durch eine außerordentliche Gestaltungskraft und eine Leidenschaftlichkeit der Empfindung aus, wie man sie selten bei Frauen antrifft. Das kleine Gedichtbuch „Zwei Menschen" (Rainer Wunderlich Verlag, Leipzig) ist eine Art Bekenntnisbuch. Das Bekenntnis zum Manne ist ihr Leitmotiv. Olga Erbsloh ist eine starke Lebensbejaherin, die ihr Recht auf Glück und Liebe in einer kraftvoll bewegten Sprache, auch in einer fein nuancierten Symbolik Ausdruck gibt. Nach dieser Talentprobe ist Größeres von der Dichterin zu erwarten.

BÖRSENSPIEGEL

Dollar und Effektenparität

Wenn der Dollar steigt, steigen die Effektenkurse. Das ist eine nicht mehr gut zu leugnende Tatsache. Wenn aber der Dollarkurs heruntergeht, was dann? Bisher hat es dann in den meisten Fällen einen Knacks an der Börse gegeben, was ebenfalls ganz verständlich ist. Wenn nun aber einmal die Mark stabilisiert werden sollte, werden sich dann die Dinge ebenso abspielen?

Von Amerika, dem Lande der 14 Punkte und andern Schwindels, ist uns die frohe Kunde zuteil geworden, man würde dem armen Deutschland helfen. Aus lauter Edelmut, weil man es nicht mit ansehen könne, wie die arme Mark immer kränker und schwindsüchtiger würde. So eine richtige Todeskandidatin. Es ist natürlich wieder einmal viel echt amerikanischer Bluff und Humbug bei der Sache, und in Amerika hat man in Wirklichkeit weit größere Sorgen als den Kurs der deutschen Mark. Infolgedessen wird man in Deutschland sehr gut daran tun, die ganze amerikanische Hülfeleistung nicht zu überschätzen, und im übrigen braucht man nun nicht etwa der kindlichen Ansicht zu sein, es wäre ein Glück für uns, wenn die Mark einen höheren Kurs hätte. Es ist nämlich so ziemlich die naivste aller Vorstellungen, eine Besserung des Markkurses würde uns etwas nützen. Gewiß, die Preise im Innern werden fallen, wenigstens wenn die Mark dauernd auf einem höheren Stande bleiben sollte als dem augenblicklichen, aber es wird niemand eine Freude davon haben, denn in demselben Verhältnis

werden auch die Löhne und Gehälter und alle anderen Verdienstmöglichkeiten zurückgehen. Genau wie die Löhne sich den Indexziffern angepaßt haben, wenn der Index gestiegen ist, werden sie sich auch wieder anpassen, wenn der Index fällt. Der Arbeiter wird das Brot, die Kohle, die Kleidung billiger bezahlen und wird sich darüber zunächst sehr freuen, wird aber sehr bald auch nicht mehr den heutigen Stundenlohn erhalten, sondern entsprechend weniger, und die Halbmillioneneinkommen und mehr für einen Arbeiter gehören der Vergangenheit an. Das ist nun einmal so, und man versteht also nicht recht, warum der Arbeiter oder auch sonst irgendjemand einen Vorteil von einer Besserung der deutschen Valuta haben sollte.

Ob die Amerikaner mehr Erzeugnisse nach Deutschland absetzen werden, erscheint ebenfalls fraglich. Die Mark ward zwar mehr wert sein, und wir brauchen zu einem Ballen Baumwolle oder einer Tonne Kupfer entsprechend weniger Mark zur Bezahlung. Nur ist die Frage die, ob wir von dieser besseren, höherwertigen Mark auch mehr haben werden, das heißt, ob wir ebensoviel Nominalmengen haben werden wie von der schlechteren, heutigen Mark, und das ist in hohem Grade fraglich. Das heißt, es ist eigentlich gar nicht fraglich, sondern es steht fest, daß wir in demselben Verhältnis weniger Mark haben werden, als die Mark mehr wert geworden ist. Und was haben wir dann überhaupt von der Stabilisierung?

Wie aber ist es mit den Effektenkursen? Eigentlich sind nämlich — und das ist das Allermerkwürdigste — die Börsen, die Effektenbesitzer überhaupt, die einzigen, die etwas von der Markstabilisierung hätten. Es würde nämlich, so überraschend und paradox das klingen mag, eine Höherbewertung der Effektenkurse eintreten, sobald die Mark stabilisiert wäre. Sei es auf 5000 oder 6000, aber sogar auf 4000 und 3000. Aus dem einfachen Grunde, weil man alsdann endlich einmal genau wüßte, was die Mark wert ist. Weil man aldann aber auch eine wirkliche Umrechnung der Effektenkurse vornehmen könnte. Markstabilisierung bedeutet ja im Grunde nichts anderes als Schaffung einer neuen Währung. Die Mark, die ehemals eine Goldmark mit 100 Pfennigen war, ist heute überhaupt nur ein vager Begriff. Schafft man in Zukunft eine feste Relation zu einer Goldwährung, also zum Dollar, so ist die Mark „stabilisiert" und hat, wenn sie auf 6000 stabilisiert werden sollte, einen tatsächlichen Goldcharakter; das heißt, mit ganz schwachem Goldgehalt, und die neue Mark würde den 1500. Teil der früheren deutschen Goldmark wert sein. Es würde auf dieser Basis eine allgemeine Umrechnung stattfinden können; einmal für sämtliche Gegenstände des Bedarfs, wenn auch natürlich nicht ganz automatisch und mechanisch, dann aber auch für die Effektenkurse. So etwa, daß für Goldpapiere mit unverändertem Aktienkapital gegen 1914 der Kurs das etwa 1500fache des damaligen Kurses betragen müßte. Harpener würden also nicht 60 000% stehen müssen, sondern vielmehr 200 000%, und alle anderen Werte dementsprechend.

Es müßte sogar als ein wahres Glück angesehen werden, wenn die Kurse alsdann endlich einmal einen vernünftigen Stand hätten, wenn man sich nicht wie bisher von den scheinbar hohen Zahlen blenden ließe. Man würde mit einem Male, wenn jeder Kurs durch 150 dividiert würde, erkennen, daß keine einzige deutsche Aktie auch nur den Parikurs hat. Daß es aber zahlreiche Papiere gibt, die Kurse von 2—5% haben, und das ist auch dann wohl nicht berechtigt, wenn eine Aktiengesellschaft ihr Kapital mehrmals vergrößert hat. Denn in allen Fällen ist doch das ehemalige Goldkapital durch Goldwerte gedeckt, und schon aus diesem Grunde ist eine Bewertung so tief unter pari nicht am Platze. Man sollte nur einmal den Mut haben, die Kurse in Goldmark zu notieren, und es würde alsdann die größte, nur denkbare Haussebewegung geben, weil im gleichen Augenblick das Ausland sich mit Vehemenz auf die deutschen Aktien stürzen würde, um mit seiner tatsächlichen Gold- oder Halbgoldwährung diese Werte zu den Kursen von 2—10% zu erwerben.

Also, wie gesagt, und so sonderbar es klingt, die Effektenbesitzer, die Börse, hätten am allerwenigsten die Umwertung, die Markstabilisierung, zu befürchten. Der Börse kann es vielmehr vollkommen recht sein, denn sie hätte alsdann eine neue Periode der Umwertung zu erwarten, und zwar nach oben; nur nach oben. Viel weniger Anlaß zur Freude hätten andere Kreise, und zwar gerade diejenigen, die sich augenblicklich am meisten über die Möglichkeit einer Markstabilisierung freuen. Denn ihre volkswirtschaftlichen Kenntnisse stehen auf recht schwachen Füßen und sie haben so wenig Ahnung von den Dingen, als ob sie Mitglieder der Regierung — in China seien.

Aber im übrigen liegt die Markstabilisierung im weiten Felde, und es wird noch mancher Dollar nach oben und nach unten gehandelt werden, bis die Markstabilisierung zur Tatsache werden wird. Darüber möge man sich nur keinerlei Täuschungen hingeben...

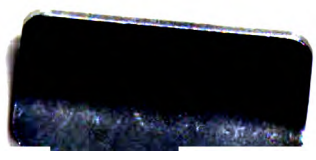
Denn bei dieser riesigen Vermehrung des Notenumlaufs, bei der anhaltenden Verschlechterung unserer Handelsbilanz und unserer heillosen Finanzwirtschaft, vor allem aber bei dem echt republikanischen Grundsatze, daß ein besiegtes und verarmtes Volk nicht so viel arbeiten dürfe wie in den Tagen seines Reichtums und Glanzes, kann man an eine wirkliche Besserung der deutschen Finanzen nicht recht glauben, und das ist doch eigentlich die viel wichtigere Frage als die der Markstabilisierung, die lediglich eine Fassadenfrage bildet.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Paß & Garleb A.-G., Berlin W 57.

YH 03192

503705

AP
30
G4
1922.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY